

Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft: der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften

Eberle, Thomas S.

Postprint / Postprint

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eberle, T. S. (1984). *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft: der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften*. (Veröffentlichungen der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften : Schriftenreihe Kulturwissenschaft, 5). Bern: Haupt. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-25232>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Veröffentlichungen der Hochschule St.Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Schriftenreihe Kulturwissenschaft
Band 5

Thomas S. Eberle

Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft

Der Beitrag der Phänomenologie
an die Methodologie der Sozialwissenschaften

Verlag Paul Haupt Bern

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Auflage 350 Exemplare

Für Antonia, Chläus und Muck

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Eberle, Thomas S.:

Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft:

d. Beitr. d. Phänomenologie an d. Methodologie d. Sozialwiss. /

Thomas S. Eberle. – Bern; Stuttgart; Haupt, 1984.

(Veröffentlichungen der Hochschule St. Gallen

für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften:

Schriftenreihe Kulturwissenschaft; Bd. 5)

ISBN 3-258-03414-1

NE: Hochschule Sankt Gallen für Wirtschafts- und

Sozialwissenschaften: Veröffentlichungen der Hochschule Sankt Gallen

für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften /

Schriftenreihe Kulturwissenschaft

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 1984 by Paul Haupt Berne

Printed in Switzerland

Zum Inhalt

Zu den bemerkenswertesten Entwicklungen in den Sozialwissenschaften der letzten zwei Jahrzehnte gehört die intensive Aufarbeitung und Umsetzung phänomenologischen Gedankenguts. Die Phänomenologie hat die Sozialwissenschaften erkenntnistheoretisch, methodologisch und konzeptuell befruchtet. Die positiven Errungenschaften wurden jedoch bald überschattet durch Missverständnisse, Fehldeutungen und polemische Kritik. Die Verwirrung, die dadurch um den "phänomenologischen Ansatz" entstanden ist, bedarf dringend der Klärung.

Bisher fehlte sowohl eine umfassende Einführung in die Beziehung von Phänomenologie und Sozialwissenschaft als auch eine gründliche Diskussion der entsprechenden methodologischen Postulate. Dieses Buch versucht, beides zu leisten. Erstens wird der gesamte philosophie- und theoriegeschichtliche Zusammenhang seit Edmund Husserl über Alfred Schütz bis hin zu den modernen Entwicklungen, der Ethnomethodologie, der phänomenologisch konzipierten Wissenssoziologie und der Renaissance der "verstehenden Methode" sowie "qualitativer Ansätze" rekonstruiert. Zweitens wird systematisch untersucht, welchen Beitrag die Phänomenologie an die Sozialwissenschaften leistet, und zwar anhand der Leitfrage, welche forschungspragmatischen Konsequenzen ein Sozialwissenschaftler aus der phänomenologischen Analyse der Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft zu ziehen hat. Diese Fragestellung gewinnt aufgrund der jüngsten Veröffentlichungen aus dem Nachlass von Alfred Schütz ganz besondere Aktualität.

Angesprochen sind methodologisch interessierte Wissenschaftler und Studenten sämtlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen. Um den Bezug zu deren Denktraditionen sicherzustellen, orientiert sich die Argumentation an einigen gut etablierten sozialwissenschaftlichen Paradigmen aus der Psychologie, der Soziologie und der Ökonomie.

Vorwort

Ethnomethodologie – ein aus der phänomenologischen Sozialphilosophie herausgewachsenes neues und radikales sozialwissenschaftliches Paradigma – stellte für mich nach der Kritischen Theorie die zweite grosse intellektuelle Herausforderung der 70er Jahre dar. Rasch bekannt, doch von den wenigsten begriffen, ja in zahlreichen polemisch geführten Debatten recht eigentlich verdunkelt, präsentierte auch sie sich als lockeres Konglomerat fragmentarischer, sprachlich wie sachlich schwer zugänglicher Beiträge, deren Verständnis allein bereits gewaltige Denkanstrengungen verlangte. Schon bald führten mich diese erschliessenden Expeditionen hinein in den weiteren theoriegeschichtlichen Kontext und hin zur umfassenderen Problemstellung des Verhältnisses von Phänomenologie und Sozialwissenschaft. Wie die Kritische Theorie, reflektiert auch die Phänomenologie, philosophisch motiviert, auf den sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich, begreift auch sie Theorie als indexikale Konstruktion, will auch sie das Individuelle vor der Macht des Allgemeinen retten und wissenschaftlichen Reifikationen einen Riegel vorschieben. Doch über sie hinausgehend, mag sie sich nicht mit dem Nachweis der Notwendigkeit einer gegenstandsadäquaten Methode bescheiden, sondern versucht durch eine exakte Konstitutionsanalyse der Alltagswelt auch eine gegenstandsadäquate Grundbegrifflichkeit zu schaffen.

Nun hat die Konzentration auf konkrete empirische Lebensweltanalysen die Reflexion auf die Wechselbeziehung von alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Sinnkonstitution weitgehend suspendiert. Diesen Bezug aufzuarbeiten scheint mir umso vordringlicher zu sein, als er bisher noch nie in befriedigender Weise geleistet worden ist, andererseits neue Paradigmen per se noch keine revolutionären Sprünge wissenschaftlichen Fortschritts garantieren (was seit T. S. Kuhns These als Umkehrschluss oft latent suggeriert wird) und die an pragmatischen Problemlösungen interessierten Sozialwissenschaftler i.d.R. bereits ihr Interesse an einem neuen Ansatz vom Nachweis abhängig machen, dass dieser auch tatsächlich "was Neues bringt". Nachdem Thomas Luckmann die Herausgabe des von ihm systematisierten und weitergeführten Lebenswerks von Alfred Schütz über die "Strukturen der Lebenswelt" eben abgeschlossen (Schütz & Luckmann, 1975 [Bd.1], 1984 [Bd.2]), den von Schütz ursprünglich geplanten methodologischen Teil aber ausgespart hat, kommt diesem Bemühen auch ganz besondere Aktualität zu.

In einer Zeit, in der die Notwendigkeit einer Integration der Sozialwissenschaften seit langem erkannt ist und der Ruf nach Interdisziplinarität zum üblichen Forderungskatalog der Sozialwissenschaftler gehört, in der aber in dieser Richtung bemerkenswert wenig getan wird, lohnt es sich für die Angehörigen jeder Disziplin, regelmässig über die Zäune zu blicken und nach neuen Entwicklungen Ausschau zu halten, zumal wenn deren Relevanz grundlegend zu sein und den jeweiligen disziplinären Rahmen zu überschreiten beansprucht. Das vorliegende Buch richtet sich denn an die Vertreter verschiedenster sozialwissenschaftlicher Teildisziplinen und möchte ihnen eine klare und verständliche Einführung in die Phänomenologie und deren Relevanz für die Sozialwissenschaften bieten, die anstehenden methodologischen Probleme aber gleichzeitig auf hohem Niveau abhandeln. Zu diesem Zweck schien es mir sachlich wie didaktisch sinnvoll, die Diskussion anhand einiger gut e-

tablierter sozialwissenschaftlicher Paradigmen der Psychologie, Soziologie und Ökonomie zu entfalten. Aufgrund der Erfahrung, dass sich die einzelnen Fachvertreter in den Ansätzen anderer Fachbereiche oft wenig auskennen, hielt ich es dabei für ratsam, in die einzelnen angesprochenen Paradigmen eigens einzuführen. Damit sind gleichzeitig die Gründe für den etwas unanständigen Umfang dieses Buches angeführt: Ich mochte weder bei der Breite noch bei der Tiefe der Argumentation wesentliche Abstriche machen. Dem breit vorgebildeten Leser sei empfohlen, die einführenden Darstellungen jeweils zu überspringen und sich direkt der daran anschließenden Diskussion zuzuwenden.

Dieses Buch ist im Rahmen eines selbständigen Forschungsprojektes in den Jahren 1980-1983 entstanden und Ende März 1983 abgeschlossen worden. Ich verbinde mit ihm auf sozialer Ebene eine vielseitige und vielschichtige Dankbarkeit, die sich kaum adäquat ausdifferenzieren und in Worten ausdrücken lässt. Allen voran bin ich Prof. Dr. A. Miller und Prof. Dr. A. Wildermuth zu tiefstem Dank verpflichtet für ihre unermüdliche Unterstützung und ihre zahlreichen Anregungen seit der Frühphase des Projektentwurfs. Mein Dank gilt sodann der Forschungskommis- [III] sion der Hochschule St. Gallen und dem Schweizerischen Nationalfonds, welche mir mit einem Weiterbildungs- und Forschungsstipendium einen in jeder Hinsicht lehrreichen mehrjährigen Aufenthalt an der University of California, Santa Barbara, ermöglichten. Für regelmässig inspirierende Diskussionen danke ich ferner Prof. Thomas P. Wilson, Ph.D., und Prof. Don H. Zimmerman, Ph.D., Chairman des Department of Sociology. Dank ausgesprochen sei auch allen anderen Kollegen, die mich in ungezählten Gesprächen jeweils wieder einen Schritt weiterbrachten.

Schliesslich sei auch all jenen Freunden und Verwandten gedankt, die meine übrigen Erlebnisdimensionen lebenswert gemacht haben. Beinah unaussprechlicher Dank gebührt meiner Lebensgefährtin Antonia Fäh, welche all die vielfältigen Belastungen, die beim Verfassen dieses Werks entstanden sind, mitgetragen hat. Tiefempfunder Dank richtet sich sodann an meinen Vater, August Eberle-Huber, der mir unzählige administrative Arbeiten sorgfältig und gewissenhaft besorgt hat. Für die Mithilfe an den Schreibarbeiten danke ich auch Frau Annemarie Hagmann und Frl. Claudia Dohar, für die hilfsbereite Unterstützung mit Schreibmaschinen Herrn Hans Schober, St. Gallen.

Inhaltsübersicht

	Seite*
Einleitung	[1] 1
I. Die Phänomenologische Analyse der Lebenswelt von Alfred Schütz	[6] 5
1. Alfred Schütz: Leben und Werk	[6] 5
2. Die Ausgangslage: Max Webers Grundlegung der Sozialwissenschaften	[9] 8
3. Die Begründung der Phänomenologie durch Edmund Husserl	[19] 16
4. Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion: Reformulierung der handlungstheoretischen Grundbegriffe und Klärung des Prozesses des Fremdverstehens	[31] 25
5. Konstitutionsanalysen in mundaner Einstellung: Die Strukturen der Lebenswelt	[50] 39
<i>Zusammenfassung</i>	[79] 59
II. Konsequenzen der Lebenswelt-Analysen für die Methodologie der Sozialwissenschaften	[81] 60
1. Husserl: Die Lebenswelt als Basis aller Wissenschaften	[81] 60
2. Schütz: Die phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften	[93] 69
<i>Zusammenfassung</i>	[145] 105
III. Kritische Prüfung der phänomenologisch begründeten methodologischen Postulate von Schütz	[148] 107
1. Der erkenntnistheoretische Status der Phänomenologie	[148] 107
2. Das Postulat der subjektiven Interpretation	[188] 135
3. Das Postulat der Adäquanz	[304] 218
<i>Zusammenfassung</i>	[416] 297
IV. Die Relevanz der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften	[421] 301
1. Phänomenologie als Protosoziologie	[423] 302
2. Die Ethnomethodologie	[438] 314
3. Schlussbetrachtung	[510] 366
Literaturverzeichnis	[516] 370

* Die Angaben in eckigen Klammern beziehen sich auf die Seitenzahlen der Originalausgabe.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	[1] 1
I. Die Phänomenologische Analyse der Lebenswelt von Alfred Schütz	[6] 5
1. Alfred Schütz: Leben und Werk	[6] 5
2. Die Ausgangslage: Max Webers Grundlegung der Sozialwissenschaften	[9] 8
2.1 Max Webers methodologische Basisposition	[10] 9
2.2 Die Kritik von Alfred Schütz	[16] 13
3. Die Begründung der Phänomenologie durch Edmund Husserl	[19] 16
3.1 Husserls Werk im Überblick: Von formallogischen Untersuchungen zur Konstitutionsanalyse der Phänomene	[19] 16
3.2 Die phänomenologische Methode	[21] 17
3.2.1 Die eidetische Reduktion	[22] 18
3.2.2 Die transzendente Reduktion	[26] 21
4. Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion: Reformulierung der handlungstheoretischen Grundbegriffe und Klärung des Prozesses des Fremdverstehens	[31] 25
4.1 Erlebnis- und Handlungssinn in Selbstausslegung	[33] 26
4.1.1 Die Konstitution des Erlebnisses im subjektiven Bewusstsein	[33] 26
4.1.2 Die Reformulierung der handlungstheoretischen Grundbegriffe	[38] 29
4.2 Die Problematik des Fremdverstehens	[45] 34
5. Konstitutionsanalysen in mundaner Einstellung: Die Strukturen der Lebenswelt	[50] 39
5.1 Die Aufschichtungen der Lebenswelt	[53] 40
5.1.1 Räumliche Aufschichtungen	[53] 40
5.1.2 Zeitliche Aufschichtungen	[55] 42
5.1.3 Soziale Aufschichtungen	[56] 43
5.2 Die Organisation des Wissens	[59] 45
5.2.1 Der subjektive Wissensvorrat	[60] 45
5.2.2 Das subjektive Relevanzsystem	[67] 50
5.2.2.1 Drei Typen von Relevanzsystemen	[68] 51
5.2.2.2 Die Kongruenz der Relevanzsysteme in der Sozialwelt	[71] 53
5.3 Die Mannigfaltigkeit der Realitäten	[73] 54
5.3.1 Die Alltagswelt	[75] 56
5.3.2 Die Traumwelt	[76] 56
5.3.3 Phantasiewelten	[77] 57
5.3.4 Die Welt der Wissenschaft	[77] 57
<i>Zusammenfassung</i>	[79] 59

II. Konsequenzen der Lebenswelt-Analysen für die Methodologie der Sozialwissenschaften	[81]	60
1. Husserl: Die Lebenswelt als Basis aller Wissenschaften	[81]	60
2. Schütz: Die phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften	[93]	69
2.1 Die Verstehen/Erklären-Kontroverse in den Sozialwissenschaften	[95]	70
2.1.1 Die wissenschaftstheoretische Denktradition des Positivismus	[95]	70
2.1.2 Die wissenschaftstheoretische Denktradition der Hermeneutik	[98]	72
2.1.3 Der Methodenstreit in der deutschen Nationalökonomie	[102]	74
2.2 Schütz' synthetische Konzeption einer verstehend-erklärenden Sozialwissenschaft	[105]	77
2.2.1 Kongruenzen und Differenzen mit der positivistischen Wissenschaftstheorie	[106]	77
2.2.2 Die Klärung der Methode des Fremdverstehens	[114]	83
2.2.3 Die Methodologie sozialwissenschaftlicher Theoriekonstruktion	[120]	87
2.2.3.1 Das Verfahren idealtypischer Modellbildung	[120]	87
2.2.3.2 Methodologische Postulate sozialwissenschaftlicher Modellkonstruktionen	[122]	89
2.2.3.3 Die "Synthese" zwischen Positivismus und Hermeneutik	[131]	95
2.3 Beispiele einer auf phänomenologischen Prinzipien basierenden sozialwissenschaftlichen Theorie	[133]	97
2.3.1 Der Fremde	[135]	98
2.3.2 Der gut informierte Bürger	[140]	101
<i>Zusammenfassung</i>	[145]	105
III. Kritische Prüfung der phänomenologisch begründeten methodologischen Postulate von Schütz	[148]	107
1. Der erkenntnistheoretische Status der Phänomenologie	[148]	107
1.1 Die Schwächen des Husserlschen Ansatzes	[149]	107
1.1.1 Das Problem der eidetischen Reduktion	[149]	107
1.1.2 Das Problem der transzendentalen Reduktion	[156]	112
1.1.3 Leistungsfähigkeit und Grenzen der Phänomenologie	[161]	115
1.2 Der erkenntnistheoretische Status der Analysen von Schütz	[164]	118
1.2.1 Eidetik und transzendentallogische Basis mündlicher Konstitutionsanalysen	[164]	118

1.2.2	Phänomenologische contra kommunikationstheoretische Analyse der Lebenswelt	[172]	123
1.2.3	Das Problem der Validierung phänomenologischer Erkenntnisse	[182]	130
1.3	Schlussfolgerung	[186]	133
2.	Das Postulat der subjektiven Interpretation	[188]	135
2.1	Der Behaviorismus	[190]	137
2.1.1	Der klassische Behaviorismus und dessen Kritik	[190]	137
2.1.2	Der moderne Behaviorismus und die Methode des Verstehens	[205]	147
2.1.3	Der wissenschaftstheoretische Beitrag der Phänomenologie	[213]	152
2.2	Der Strukturalismus	[220]	157
2.2.1	Der linguistische Strukturalismus	[221]	158
2.2.2	Der anthropologische Strukturalismus	[225]	161
2.2.3	Die Problematik des strukturalistischen Subjektbegriffs	[232]	166
2.3	Der Strukturfunktionalismus	[242]	173
2.3.1	Die strukturfunktionalistische Handlungstheorie Talcott Parsons'	[244]	174
2.3.1.1	Die Grundlegung einer analytischen Handlungstheorie	[244]	174
2.3.1.2	Die strukturfunktionalistische Elaboration der Handlungstheorie	[249]	178
2.3.1.3	Das analytische Gesamtsystem funktionaler sozialwissenschaftlicher Analyse	[256]	183
2.3.2	Die Schütz/Parsons-Debatte	[260]	187
2.3.2.1	Die metatheoretischen Ausgangspositionen	[262]	188
2.3.2.2	Subjektive contra objektive Perspektive	[269]	193
2.3.2.3	Methodologische Implikationen	[289]	207
2.3.2.4	Die wissenschaftliche Erfassung subjektiver Sinnzusammenhänge	[299]	214
3.	Das Postulat der Adäquanz	[304]	218
3.1	Die Problematik idealtypischer Modellbildung am Beispiel der Nationalökonomie	[305]	218
3.1.1	Stärken und Schwächen ökonomischer Modelle	[305]	219
3.1.2	Die Relevanz des Adäquanzpostulats auf der Mikro- wie Makroebene	[312]	223
3.1.3	Die Idealtypik ökonomischer Modelle und die konzeptuellen Folgeprobleme für das Postulat der Adäquanz	[318]	227
3.2	Das Problem sozialempirischer Validierung	[323]	231
3.2.1	Ambiguitäten in der Konzeptualisierung des Adäquanzpostulats	[323]	231

3.2.2	Die Uneinlösbarkeit szientifischer Forschungsstandards	[333]	238
3.2.3	Idealtypik und Realtypik	[344]	246
3.2.4	Die Relevanz der Forderung nach empirischer Validierung	[353]	252
3.3	Das Postulat der subjektiven Perspektive und die Sinnadäquanz wissenschaftlicher Konstruktionen	[361]	258
3.3.1	Ambiguitäten im Konzept der subjektiven Perspektive	[362]	259
3.3.2	Die Analyse der Weil-Motive sozialen Handelns	[371]	265
3.3.2.1	Die tiefenhermeneutische Erfassung menschlicher Weil-Motive	[373]	266
3.3.2.2	Der Objektivitätsanspruch psychoanalytischer Deutungen	[380]	271
3.3.2.3	Die soziologische Erklärung sozialen Handelns über dessen Weil-Motive	[392]	279
3.3.3	Die Analyse der Um-zu-Motive sozialen Handelns	[398]	284
3.3.4	Die Relevanz des Postulats der Sinnadäquanz	[404]	288
	<i>Zusammenfassung</i>	[416]	297
IV.	Die Relevanz der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften	[421]	301
1.	Phänomenologie als Protozoziologie	[423]	302
1.1	Die wissenschaftstheoretische Renaissance der Konzeption einer Verstehenden Sozialwissenschaft	[423]	302
1.2	Die phänomenologische Lebenswelt-Analyse als mathesis universalis	[428]	306
1.3	Die Neukonzeption einer Wissenssoziologie	[434]	310
2.	Die Ethnomethodologie	[438]	314
2.1	Die Begründung der Ethnomethodologie durch Harold Garfinkel	[438]	314
2.2	Die zentralen ethnomethodologischen Grundkonzepte	[448]	321
2.3	Die Konversationsanalyse	[457]	327
2.4	Ethnomethodologie und Phänomenologie	[467]	334
2.5	Ethnomethodologie und Sozialwissenschaft	[484]	347
2.5.1	Ethnomethodologie als Soziologie	[484]	347
2.5.2	Ethnomethodologie als "Protozoziologie"	[496]	356
2.5.3	Das Konzept einer ethnomethodologisch informierten Soziologie	[501]	360
3.	Schlussbetrachtung	[510]	366
	Literaturverzeichnis	[516]	370

"The danger of vacuous chatter is great if one engages in methodological discourse without previous work on substantive problems. On the other hand, even a lifetime of scientific research does not generate, let alone guarantee, comprehension of methodological problems. It also takes years of studying philosophy, not limited to just one philosophical school, but catholic in scope."

Fritz Machlup

"Die Methodologie ist nicht der Lehrmeister oder der Tutor des Wissenschaftlers. Sie ist immer sein Schüler, und es gibt keinen grossen Meister seiner Wissenschaft, der nicht auch dem Methodologen etwas lehren könnte. Jedoch muss ein wirklich grosser Lehrer stets auch von seinen Schülern lernen."

Alfred Schütz

Einleitung

Nach der positivistischen Trennung von Wissenschaft und Philosophie, welche die Erkenntnistheorie zur blossen Wissenschaftstheorie degenerieren liess, haben sich in der methodologischen Diskussion der Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten Gegenbewegungen konstituiert, die den Verbund von Philosophie und Sozialwissenschaften wiederherstellen. Stark gemacht haben sich dabei insbesondere drei philosophische Ansätze recht unterschiedlicher Herkunft: der Marxismus, die Sprachanalyse des späten Wittgenstein und die Phänomenologie; zum Tragen kamen sie alle v.a. in der Soziologie. Denn nachdem sich die Sozialwissenschaften im Laufe dieses Jahrhunderts zunehmend in Einzeldisziplinen segregiert haben, werden die grundsätzlichen methodologischen Diskussionen vorwiegend in jenem Fachbereich ausgetragen, der vom Untersuchungsgegenstand her am umfassendsten angelegt und in methodologischer Hinsicht daher auch besonders sensibilisiert ist¹; soziologische Methodendebatten bilden somit eine Art Frühindikator für neue methodologische Akzentsetzungen und verdienen daher, mit Aufmerksamkeit verfolgt zu werden. Einen bemerkenswerten konjunkturellen Aufschwung hat in den letzten 10-20 Jahren die *phänomenologische Erkenntnistheorie* erlebt, welche mit dem Anspruch auftritt, sich als einzige auch selbst begründen zu können. Die damit eröffneten Perspektiven schienen derart revolutionär, dass die Repräsentanten einer "phänomenologischen Soziologie" behaupteten, die gesamte konventionelle Theorie auf den Kopf zu stellen (Filmer et al., 1972). Auf derart provokativ vorgetragene Ansprüche folgten nicht minder polemische Kritiken; beide nahmen ihren Fortgang mit einer zunehmend verfälschten und verzerrten Rezeption der Phänomenologie und führten zu einem fast undurchdringlichen Kunterbunt von Meinungen, Behauptungen und gegenseitigen Unterstellungen. Diese [2] Situation ruft nach Entwirrung und zwingt zum Rückgang auf die zugrunde liegenden Quellen; nur derart kann die Phänomenologie in ihrer authentischen Gestalt begriffen und die Frage nach ihrer Relevanz für die Sozialwissenschaften sinnvoll gestellt werden.

Das *Ziel der vorliegenden Arbeit* ist daher ein doppeltes: Erstens will ich verlässlich in die Phänomenologie und ihr Verhältnis zu den Sozialwissenschaften einführen, und zwar auf eine Weise, die auch dem mit der Phänomenologie unvertrauten Sozialwissenschaftler verständlich ist; von allem Anfang an gilt es dabei, die gängigen Missverständnisse auszuräumen. *Zweitens werde* ich systematisch diskutieren, welchen Beitrag die Phänomenologie an die Sozialwissenschaften bzw. an deren Methodologie leistet.² Da sie sich nicht mit spezifischen Methodenproblemen einzelner Disziplinen, sondern mit erkenntnistheoretischen Fragen grundsätzlicher Natur beschäftigt,

¹ Dies gilt keineswegs nur in Bezug auf den Marxismus, der in der Soziologie eine ungleich gewichtigere Position einnimmt als innerhalb der (westlichen) Ökonomie. Winfried Vogt (1973: 9) stellt fest, dass methodologische Reflexionen in der etablierten Nationalökonomie ganz allgemein lediglich Marginalfunktionen erfüllen; Methodenkritik findet allenfalls in offiziellen Reden und ähnlichen aus der Routine fallenden Vorträgen Platz, spielt im normalen Lehr- und Forschungsbetrieb dagegen kaum eine Rolle und dient damit "mehr der feiertäglichen Erbauung und Gewissensberuhigung... als einer wirtlichen Aufrüttelung".

² Diese Überlagerung von systemischer und eher historischer Problemstellung widerspiegelt sich sprachlich in einer Mischung von Präsens und Präteritum: Immer, wo es um den systematischen Argumentationszusammenhang geht, verwende ich die Gegenwartsform, für entwicklungsgeschichtliche Darstellungen hingegen die Vergangenheitsform.

sind die Sozialwissenschaften überhaupt angesprochen. Um den verschiedenen Fachvertretern den Zugang zu erleichtern, werde ich im einzelnen Bezug nehmen auf einige gut etablierte sozialwissenschaftliche Paradigmen aus der (Sozial-)Psychologie, der Soziologie und der Ökonomie.

Der Begriff der Phänomenologie hat in der Philosophiegeschichte seit geraumer Zeit Tradition, insbesondere seit Hegels "Phänomenologie des Geistes" (Hegel, 1807); darauf rekurren v.a. die Marxisten und die Vertreter der Kritischen Theorie, wenn sie von "Phänomenologie" sprechen. Im weiteren Sinn deckt der Terminus heute das gesamte Spektrum von Hermeneutik, Existentialismus und ähnlichen Bewusstseinsphilosophien ab; im engeren Sinn ist aber nur der Ansatz Edmund Husserls gemeint, des Begründers der "phänomenologischen Philosophie". Das Bemühen, eine Denkrichtung zu etikettieren, stellt stets enorme Abgrenzungsprobleme. Auch die Phänomenologie hat weder an einem klaren Ort begonnen noch hört sie an angebbaren Stellen auf, und es gibt keine festen Kriterien, welche die einzelnen Zuordnungen regeln würden. Zwar blieb Husserls Denken stets ums subjektive Bewusstsein zentriert; [3] es entwickelte sich jedoch nicht linear, sondern eher spiralförmig, und schuf damit die Voraussetzung für Weiterentwicklungen in verschiedensten Richtungen:

"Yet at several turns of this spiral some of his followers were flung off at a tangent, as it were, following up lines suggested by Husserl himself during an earlier phase, while he himself had already changed his course. Thus today the pattern of the Phenomenological Movement seems to resemble that of an unfolding plant more than that of a river" (Spiegelberg, 1982: 2).

Da sich die Phänomenologie in dauerndem Fluss befindet, entschliesst sich Herbert Spiegelberg (1982) in seinem eben zitierten Monumentalwerk über die Phänomenologie, von der "phänomenologischen Bewegung" statt von einer "Schule" zu sprechen. Für einen reichhaltigen Überblick über die einzelnen Ansätze "phänomenologischer" Denker sei auf dieses Buch wie auch auf seinen eben publizierten Begleitband (Spiegelberg, 1983) verwiesen; dort findet sich zudem eine detaillierte Chronologie und eine Liste phänomenologischer Begriffsdefinitionen.

Im vorliegenden Zusammenhang bezieht sich die Rede von Phänomenologie nicht auf jene umfassende Spannweite, in der Spiegelberg sie absteckt, sondern ausschliesslich auf Husserls Konzeption. Und auch diese steht wiederum nicht in ihrer gesamten philosophischen Tragweite zur Diskussion, sondern lediglich insoweit, als sie für die Sozialwissenschaften von Belang ist. Da Husserl mit den besonderen Problemen der Sozialwissenschaften nicht vertraut war und mit "Wissenschaft" i.d.R. die Natur- und Formalwissenschaften (Logik, Geometrie) meinte, bedurfte es Dritter, welche die Berührungspunkte von Phänomenologie und Sozialwissenschaft herausstellten. Eine erste Verbindung schuf Max Scheler, der allerdings betont eigene Wege ging und dessen Werk von Husserl auch leidenschaftlich kritisiert wurde. Weitere Ansätze finden sich in der sog. "Bilderbuch-Phänomenologie" der 20er Jahre, welche mit ihren deskriptiven Analysen konkreter sozialer Phänomene den Anspruch apodiktischer Einsichten in deren Wesen verband und damit der Phänomenologie jenen pejorativen Beigeschmack des "Essentialismus" verlieh, der sie fürderhin für mehr als ein halbes Jahrhundert belasten sollte. Die moderne Heirat von Phänomenologie und Soziologie dagegen geht praktisch ausnahmslos auf jenen Gelehrten

zurück, der die Husserlschen Untersuchungen unmittelbar für die Methodologie der Sozialwissenschaften fruchtbar zu machen verstand: *Alfred Schütz*. An der Sozialphänomenolo- [4] logie von Schütz hat sich denn die vorliegende Abhandlung primär zu orientieren. Schütz' eminente Bedeutung ist bei Kennern des Sachgebietes unbestritten:

"The contribution of Alfred Schütz (1899-1959) ... remains distinctive and monumental, and no modern scholar can ignore his work and consider himself conversant with phenomenological social science. By virtue of his close familiarity with the work of Edmund Husserl, his knowledge of philosophy, and his thorough acquaintance with the sociological tradition, Schutz was able to provide the clearest and most cogent interpretation of the significance of phenomenological philosophy for the social sciences" (Psathas, 1973a: 7).

Für die Phänomenologen war Schütz "one of the brightest hopes for an authentic phenomenology in the United States" (Spiegelberg, 1982:V [Widmung]), für die sozialwissenschaftlichen Methodologen „one of the most profound writers on the methodology of the social sciences" (Machlup, 1978d: 271). Seine beste Auszeichnung als kompetenter Phänomenologe stammt aber von Husserl selbst; am 3. Mai 1932 schrieb dieser an Schütz, in Reaktion auf dessen Buch, die folgenden Worte:

"Ich bin begierig, einen so ernsten und gründlichen Phänomenologen kennen zu lernen, einen der ganz Wenigen, die bis zum tiefsten und leider so schwer zugänglichen Sinn meiner Lebensarbeit vorgedrungen sind und die ich als hoffnungsvolle Fortsetzung derselben, als Repräsentanten der echten *Philosophica perennis*, der allein zukunfts-trächtigen Philosophie ansehen darf." (Husserl, zitiert nach H.L. van Breda, 1971:VII).

Erst wenn man in Rechnung stellt, dass Husserl sich fast ausnahmslos kritisch zu den Werken anderer Phänomenologen geäußert hat, kann man das Ausmass dieses Lobes richtig ermessen. Schütz' Treue zu Husserls Wort ist, mit wenigen Ausnahmen in späteren Jahren, im wahren Sinn des Wortes buchstäblich; gemessen an der reichen Fülle von Denkansätzen und Ideen in Husserls fortschreitendem Werk nimmt sich aber auch seine Interpretation von Phänomenologie recht spezifisch aus. Es muss daher im Auge behalten werden, dass ich mich hier im Wesentlichen auf jene Elemente aus Husserls Philosophie beschränke, die von Schütz für die Sozialwissenschaften als relevant ausgewiesen wurden; andererseits soll aber immerhin so weit auf Husserl selbst eingetreten werden, dass der Unterschied zwischen ihm und Schütz, die Besonderheit von dessen Ansatz also, sichtbar wird. Charakteristisch an Schütz ist insbesondere, dass er Husserls Phänomenologie von Anbeginn in den Kontext der handlungstheoretisch begründeten Verstehenden Soziologie Max Webers stellt und sie überdies mit Konzepten aus Henri Bergsons Lebensphilo- [5] sophie koppelt. Resultat ist ein Ansatz, der die Sinnkonstitution auf der Ebene der Alltagswelt als nicht-hintergehbare Basis jeglicher wissenschaftlichen Sinnkonstitution begreift und in der phänomenologischen Analyse der Lebenswelt daher die Voraussetzung einer adäquaten sozialwissenschaftlichen Methodologie und Grundbegrifflichkeit erblickt. Die phänomenologische Analyse der Lebenswelt ist es denn auch, welche im Brennpunkt der gegenwärtigen Diskussionen steht; ihr methodologisches Vorgehen sowie ihre Resultate darzustellen und, basierend darauf, ihre Relevanz für die Methodologie der Sozialwissenschaften zu klären, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit.

Im Folgenden werde ich *zunächst* Schütz' Analyse der Lebenswelt beschreiben; Ausgangspunkt derselben bildet Max Webers Konzeption einer Verstehenden Soziologie, methodisches Mittel Husserls phänomenologische Methode. Im *zweiten Teil* sollen die methodologischen Konsequenzen aufgezeigt werden, welche die Sozialwissenschaften, dem Anspruch der Phänomenologen gemäss, aus der Lebenswelt-Analyse zu ziehen haben.

Im *dritten Teil* werden diese methodologischen Postulate im Licht alternativer sozialwissenschaftlicher Paradigmen kritisch geprüft; diese Diskussion bildet den Hauptteil dieser Abhandlung. Im abschliessenden *vierten Teil* schliesslich soll auf der Grundlage der vorangegangenen Ausführungen die Vielfalt "phänomenologischer" sozialwissenschaftlicher Ansätze entwirrt werden. [6]

I. DIE PHÄNOMENOLOGISCHE ANALYSE DER LEBENSWELT VON ALFRED SCHÜTZ

1. Alfred Schütz: Leben und Werk

Alfred Schütz (1899-1959) wurde in Wien geboren und studierte dort Nationalökonomie und Soziologie. Sein Denken wurde im Wesentlichen von den drei Schulen geprägt, die das intellektuelle Klima des Wiens der 20er Jahre bestimmten: 1) dem Wiener Kreis (Moritz Schlick, Otto Neurath, Rudolf Carnap, Hans Reichenbach), 2) der österreichischen Grenznutzenschule (Friedrich von Wieser, Ludwig von Mises) und 3) der positivistischen Rechtsphilosophie Hans Kelsens. Alle diese Schulen waren neukantianisch orientiert und befanden sich in Auseinandersetzung mit Max Webers Anspruch, die Sozialwissenschaften handlungstheoretisch zu begründen. In diesem Spannungsfeld entstand Schütz' Interesse an der *philosophischen Begründung der Sozialwissenschaften* – jener Problemstellung, der er sein ganzes wissenschaftliches Lebenswerk verschrieb.¹

Schütz anerkannte Max Webers Postulat, dass die Sozialwissenschaften als Handlungswissenschaften konzipiert werden müssen und dass sozialwissenschaftliche Erklärung ein Verstehen des subjektiven Handlungssinnes voraussetzt. Webers methodologische Erörterungen erwiesen sich aber nicht als feinsinnig genug und führten zu Widersprüchlichkeiten in den Definitionen der Grundbegriffe; um den Weberschen Anspruch vollständig einlösen zu können, mussten sie daher weitergeführt werden. Schütz machte die ersten Versuche in dieser Richtung unter Rückgriff auf einige lebensphilosophische Konzepte Henri Bergsons, v.a. dessen Bewusstseinsanalysen. Sein erstes, 1928 fertig gestelltes Manuskript² revidierte er aber gründlich, als er von Felix Kaufmann [7] motiviert wurde, Edmund Husserls Phänomenologie zu studieren.³ Nach anfänglichem Zögern erkannte er in Husserls phänomenologischer Konstitutionsanalyse jenes methodologische Instrument, das erlaubt, die Sinndeutungsprozesse bis in die nötigen Tiefenschichten aufzuschlüsseln und damit die wissenschaftliche Methode des Verstehens grundlagentheoretisch abzustützen. Frucht dieser Untersuchungen ist sein 1932 veröffentlichtes Werk "Der Sinnhafte Aufbau der Welt" (Schütz, 1974), das im Keim sein gesamtes späteres Werk enthält. Nach dieser Publikation lernte er Husserl persönlich kennen, der seine Analysen sehr schätzte, ihn als bedeutenden Phänomenologen bezeichnete und ihm eine Stelle als sein Assistent an der Universität Freiburg im Breisgau anbot. Schütz hatte hingegen

¹ Biographische Angaben zu Schütz und Einführungen in sein Werk finden sich bei Grathoff (1978); Gurwitsch (1962); Luckmann (1971, 1975); Natanson (1962, 1968); Schütz (1977a); Sprondel (1977); Srubar (1981); von Baeyer (1971); van Breda (1971); Brodersen (1972); Wagner (1970).

² Diese an Bergson orientierten Frühschriften wurden kürzlich von Ilja Srubar unter dem Titel "Theorie der Lebensformen" (Schütz, 1981) herausgegeben.

³ Felix Kaufmann versuchte zu jener Zeit, Kelsens Rechtspositivismus auf den Boden der logischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen Husserls zu stellen. 1936 veröffentlichte er seine berühmte "Methodenlehre der Sozialwissenschaften", die er – ebenfalls in die Vereinigten Staaten emigriert – 1944 in völlig neuer Fassung in Englisch herausgab (Kaufmann, 1944). Kaufmann hatte auch einen direkten Einfluss auf Harold Garfinkel, den Begründer der Ethnomethodologie (vgl. Abschn. IV 2.1.).

bereits begonnen, ein Doppelleben zu führen als ein in der Wirtschaft tätiger Jurist und als Privatgelehrter, und lehnte ab; er hielt den persönlichen Kontakt zu Husserl allerdings bei bis zu dessen Tode (1938).

Die antisemitischen Umtriebe und der bevorstehende Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland veranlassten Schütz, mit seiner Familie in die USA zu emigrieren. Dort setzte er sein Doppelleben fort; ab 1943 lehrte er nebenamtlich an der New School for Social Research in New York. Seine Ideen fielen vorerst jedoch auf wenig aufnahmebereiten Boden. Die damalige amerikanische Diskussion wurde beherrscht von Talcott Parsons' "Structure of Social Action" (Parsons, 1968 [1937]), das die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen durch ein einheitliches Grundparadigma vereinen wollte. Um den Anschluss an diese Diskussion zu finden, setzte sich Schütz eingehend mit diesem Werk auseinander und versuchte Parsons in einem langen Briefwechsel (Schütz/Parsons, 1977) klarzumachen, dass auch sein Ansatz noch der philosophischen Begründung bedürfe. Parsons verstand seine Argumente hingegen nicht, und der Kontakt endete in beidseitiger Frustration. Schütz erkannte daraus, dass seine Überlegungen in einem Land, wo [8] praktisch niemand mit der phänomenologischen Philosophie vertraut war, kaum auf Verständnis stossen können.⁴ In der Folge studierte er die amerikanische philosophische Tradition des Pragmatismus, in der er einige Parallelen zur Phänomenologie (wie auch eine Reihe von Differenzen) erblickte und die ihn dann ihrerseits beeinflusste, und veröffentlichte eine lange Reihe von Aufsätzen, von denen einige in die Phänomenologie einführten und deren Bedeutung für die Sozialwissenschaften aufzeigten, andere wiederum den verschiedensten Spezialproblemen gewidmet waren. Seine wissenschaftliche Tätigkeit vollzog sich aber v.a. in Form von unveröffentlichten Manuskriptentwürfen, persönlichen Gesprächen und Korrespondenz. 1952 nahm er schliesslich eine vollamtliche Professur für Soziologie und Sozialpsychologie an der New School an und plante ein zweites Buchprojekt, in dem er sein Werk systematisch zusammenstellen wollte: die deskriptive Analyse der "Strukturen der Lebenswelt". Sein früher Tod (1959) hinderte ihn aber an der Ausführung dieses Werks; sein Schüler Thomas Luckmann unternahm es, die vorliegenden Ansätze selbständig zu Ende zu führen, und veröffentlichte es posthum (Schütz & Luckmann, 1975 [Bd.1], 1984 [Bd. 2]). Ebenso posthum wurden Schütz' "Gesammelte Aufsätze" herausgegeben, in drei Bänden, aufgeteilt in die Themenkreise "Das Problem der sozialen Wirklichkeit" (Bd.1 – Schütz, 1971A), "Studien zur soziologischen Theorie" (Bd. 2 – Schütz, 1972) und "Studien zur phänomenologischen Philosophie" (Bd. 3 – Schütz, 1971B); ferner die von Helmut R. Wagner zusammengestellte Sammlung "On Phenomenology and Social Relations" (Schütz, 1970) und das von Richard M. Zaner herausgegebene Manuskript "Das Problem der Relevanz" (Schütz, 1971C).

Schütz' Werk blieb zu seinen Lebzeiten weitgehend unbeachtet; er wurde erst posthum durch seine Schüler Peter L. Berger, Thomas Luckmann, Maurice Natanson, Helmut R. Wagner, Richard Zaner sowie v.a. auch durch Harold Garfinkel

⁴ William L. McBride (1979) stellt fest, dass in den Vereinigten Staaten bis 1940 mit Ausnahme von zwei Dissertationen keine Veröffentlichungen über Phänomenologie erschienen waren. Noch 1958 klagt Quentin Lauer (1958:V), dass Husserls Werk in Amerika praktisch von niemandem studiert würde und seine Theorien und Ideen weitgehend unbekannt seien.

berühmt – zu einer Zeit, als der amerikanische Strukturfunktionalismus Parsons'-scher Prägung in die Krise kam und [9] Raum für neue Ansätze entstand. Nach dem Umweg über Amerika finden seine Schriften seit ca. Mitte der 70er Jahre nun auch im deutschsprachigen Gebiet rasche Verbreitung.

2. Die Ausgangslage: Max Webers Grundlegung der Sozialwissenschaften

Den drei erwähnten Wissenschaftsschulen, welche die Diskussion zu Schütz' Studienzeit bestimmten, war gemeinsam, dass sie sich mit Webers methodologischem Programm auseinandersetzten und dieses zum Teil in einigen entscheidenden Punkten revidierten. Die *Wissenschaftstheorie des Wiener Kreises* propagierte das in den Naturwissenschaften erfolgreich angewandte Erklärungsverfahren als DIE wissenschaftliche Methode und band die wissenschaftliche Sprache an die Form streng logischer Kalküle. Webers Wertfreiheitspostulat blieb dabei erhalten, seine "Methode des Verstehens" musste aber aus dem wissenschaftlichen Methodenarsenal gestrichen werden – es gibt keine Wesensunterschiede zwischen naturwissenschaftlichem und sozialwissenschaftlichem Gegenstandsbereich, welche einen unterschiedlichen methodischen Zugang erfordern würden. Im gleichen Sinn setzte sich auch die *Österreichische Grenzgenutzschule* von Weber ab, indem sie ihre in Modellen gewonnenen "Gesetze" nicht (wie Weber) als idealtypische, sondern als – den naturwissenschaftlichen analog – allgemeingültige verstand. *Kelsen* schliesslich verstand seine "reine Rechtslehre" als positivistische Analyse des Bereichs der Soll-Sätze (im Gegensatz zum Bereich der Ist-Sätze der rein empirischen Sozialwissenschaften) – die Untersuchung von Konzepten wie Rechtsnorm, Rechtssubjekt, Rechtsverantwortlichkeit etc. muss wertfrei erfolgen und geht jeder soziologischen, historischen oder politischen Betrachtung der Rechtsentwicklung voraus. Im Gegensatz zu den beiden anderen Schulen hielt Kelsen jedoch am Wesensunterschied zwischen natur- und sozialwissenschaftlichem Untersuchungsgegenstand fest: Rechtsnormen, wie menschliche kommunikative Handlungen überhaupt, sagen – im Unterschied zu natürlichen Objekten – stets auch etwas über sich selbst aus; ihrer Sinnhaftigkeit muss Rechnung getragen werden. (Kelsen, 1966 [1925]) Im Licht dieser Konzeptionen schärfte Schütz sein Auge für die relevanten methodologischen Probleme der Sozial- [10] wissenschaften und erblickte in Webers Ansatz eine gewaltige und anhaltende Herausforderung. Weber erkannte, dass die Sinnhaftigkeit der Sozialwelt für die sozialwissenschaftliche Methodologie ernstzunehmende Konsequenzen zeitigt, versuchte aber gleichzeitig, die im Historismusstreit debattierte Spaltung zwischen der "naturwissenschaftlichen Methode des Erklärens" und der "geisteswissenschaftlichen Methode des Verstehens" zu überwinden und Verstehen und Erklären synthetisch miteinander zu verbinden.

Schütz akzeptiert v.a. vier Grundpostulate des Weberschen Programms:

- 1) die Soziologie muss *handlungstheoretisch* begründet werden;
- 2) kausale Erklärungen müssen mit *Sinndeutung* gekoppelt werden;
- 3) der Sozialwissenschaftler muss seinen Untersuchungsgegenstand mittels *Idealtypen* beschreiben;
- 4) Wissenschaft muss *wertfrei* sein.

2.1. Max Webers methodologische Basispositionen¹

Max Weber definierte *Soziologie*² wie folgt:

"Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heissen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. 'Handeln' soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äusseres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heissen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden. 'Soziales' Handeln aber soll ein solches Handeln heissen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist" (Weber, 1972:1).

Eine soziologische Erklärung ist also erst dann adäquat, wenn kausale Erklärung und Sinndeutung miteinander gekoppelt werden. Eine kausale [11] Erklärung ist eine Feststellung, dass eine gewisse (im Idealfall: quantifizierbare) Wahrscheinlichkeit dafür besteht, dass auf einen bestimmten Vorgang ein bestimmter anderer Vorgang folgt. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ist aber der Untersuchungsgegenstand der Sozialwissenschaften so beschaffen, dass er noch zusätzlich *verstanden* werden kann: Während wir uns in bezug auf physikalische Körper oder biologische Zellen mit dem Auffinden kausaler Gesetzmässigkeiten begnügen müssen, ist uns das menschliche Handeln verständlich. Dies in zwei Aspekten: 1) seinem äusseren Ablauf nach und 2) seinem Motiv nach. Max Weber unterscheidet daher zwischen 1) dem aktuellen Verstehen (z.B. das Verstehen einer Äusserung, eines Zornausbruchs, der Tätigkeit eines Holzhackers oder des Satzes $2 \times 2 = 4$ und 2) dem erklärenden Verstehen, dem motivationsabhängigen Verstehen (z.B. das Verstehen des Motivs, warum jemand zornig ist, Holz hackt oder den Satz $2 \times 2 = 4$ niederschreibt). Wenn wir also beobachten, dass zwei Nachbarn jeden Tag zur gleichen Zeit aus ihrem Haus heraustreten und einander "Guten Tag" zurufen, befinden wir uns als Sozialwissenschaftler nicht in der Lage des Besuchers vom Mars, der diese empirische Regelmässigkeit beobachtet und voraussagt, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit jeden Tag zwei zweibeinige Kreaturen aus einem Gehäuse herauskommen, eine Hand in die Höhe ziehen und Töne von sich geben, sondern wir können verstehen, dass es sich um Nachbarn, Grussgesten und Grussworte handelt, und wir können überdies auch verstehen, warum sie einander grüssen. Eine soziologische (sozialwissenschaftliche) Erklärung darf sich daher weder auf blossе kausale noch blossе funktionale empirische Regelmässigkeiten beschränken, sondern muss ihren Gegenstand zusätzlich verstehen (aktuell wie motivationsmässig)³ und damit eine *kausale Deutung* beinhalten. Eine [12] soziologische Er-

¹ Max Webers methodologische Erörterungen finden sich in systematischer Form im 1. Kapitel von "Wirtschaft und Gesellschaft" (Weber, 1972), ferner in verschiedenen Problemzusammenhängen in "Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre" (Weber, 1922). Ich stütze mich für die folgenden Ausführungen v.a. auf die systematische Darstellung (Weber, 1972:1-13) und füge Literaturangaben lediglich dann an, wenn ich auf andere Quellen abstelle.

² Weber versteht "Soziologie" viel breiter, als es heute der Brauch ist, nämlich als sämtliche Sozialwissenschaften umfassend; das gleiche gilt für Schütz. Wenn immer ich im folgenden von "Soziologie" spreche, geht es i.d.R. um die Sozialwissenschaften überhaupt.

³ Trotz der bestechend systematischen und feinsinnigen Form von Webers methodologischen Erörterungen finden sich bei genauerer Analyse durchaus schwerwiegende Ungeheimheiten. So hält er z.B. die eingeführte Trennung zwischen aktuellem und motivationa-

klärung muss mit andern Worten nicht nur "kausal adäquat", sondern auch "sinnhaft adäquat" sein. Dabei muss hervorgehoben werden, dass Weber unter "Sinn" stets den vom Handelnden "subjektiv gemeinten Sinn" und nicht irgendeinen objektiv "richtigen" oder metaphysischen "wahren" Sinn versteht; Sinn ist für Weber eine empirische und nicht eine dogmatische Kategorie. Damit grenzt er sich ab von Verstehenskonzeptionen anderer Sozialwissenschaftler, die oft zwischen subjektivem und objektivem Sinn nicht unterschieden und sie ineinanderfliessen liessen.⁴ Das Verstehen des empirisch vorfindlichen Handlungssinns ist für Weber zugleich ein ethisches Postulat: Es gilt, Erfahrungstatsachen in aller Sachlichkeit und Objektivität zu deuten und von den eigenen Glaubensüberzeugungen und Werturteilen zu trennen – Wissenschaft soll "*wertfrei*" sein (Weber, 1922b; 1922f).

Kriterium der Richtigkeit einer Sinndeutung ist ihre *Evidenz*. Diese Evidenz kann entweder 1) rationalen oder 2) einführend nacherlebenden Charakters sein. Rational evident ist das in seinem Sinnzusammenhang restlos und durchsichtig intellektuell Verstandene; einführend evident ist das in seinem erlebten Gefühlszusammenhang voll Nacherlebte. Beide Evidenzarten sind für die Beurteilung einer Deutung wichtig, die rationale jedoch ist die ausschlaggebendere. Denn erstens bleibt blosses Nacherleben eine unkontrollierte Leistung reales Handeln läuft oft in dumpfer Halbbewusstheit ab und kommt erst im (rationalen) Erkennen des Erlebens zur Bewusstheit seiner selbst. Zweitens ist volles "Nacherleben" oft nicht möglich: Je ferner die Zwecke und Werte anderer Menschen unseren eigenen gegenüberstehen und je unzugänglicher wir selbst für gewisse Affekte anderer sind (z.B. Stolz, Neid, Pietät, Begierden aller Art), desto schwieriger fällt es uns, sie emotional evident nachzuerleben; wir müssen uns dann begnügen, sie intellektuell zu deuten. Das Höchstmass an Evidenz erreichen wir bei rational völlig einsichtigen Sinnzusammenhängen, die absolut keines Nacherlebens bedür- [13] fen, wie beim Verstehen von logischen oder mathematischen Aussagen (aktuell rationales Verstehen, z.B. von " $2 \times 2 = 4$ ") oder von rational orientiertem Zweckhandeln (= rational erklärendes Verstehen, z.B. eines Handelns, welches im Rahmen gegebener Zwecke und bekannter Erfahrungstatsachen das Ergebnis einer rationalen Wahl der entsprechenden Mittel ist). Max Weber schlägt daher vor, auf der Motivationsebene den zweckrationalen Handlungsverlauf zum Prototyp wissenschaftlicher Beschreibung zu machen und alle irrationalen, affektiv bedingten Sinnzusammenhänge als "Ablenkungen" von einem konstruierten, rein zweckrationalen Handlungsablauf darzustellen. Dies will er nicht als rationalisti-

lem Sinn nicht konsequent durch und meint mit "Verstehen" manchmal nur aktuelles Verstehen, andere Male nur motivationsmässiges Verstehen. Wenn er Verstehen dem "kausalen Erklären" gegenüberstellt, hat er i.d.R. die Motivationsabläufe im Auge (z.B. Weber, 1922c:412ff.); spricht er über die Natur der Begriffsbildung, so bezieht er sich auf den aktuellen Aspekt und sieht den Vorrang der verstehenden Erkenntnis darin, "dass der Ablauf menschlichen Handelns und menschlicher Äusserungen jeder Art einer *sinnvollen Deutung* zugänglich ist, welche für andere Objekte nur auf dem Boden der Mataphysik ein Analogon finden würde" (Weber, 1922a:12f., Anm.1). In etlichen anderen Fällen wiederum überlässt er es dem Leser, herauszufinden, ob sich ein Argument nun auf den aktuellen, den motivationalen oder auf beide Arten von Sinn bezieht.

⁴ Z.B. Georg Simmel (1968); vgl. die Darstellung der verschiedenen Konzeptionen von Verstehen als sozialwissenschaftliches Forschungsvorgehen bei Bühl (1972).

sches Vorurteil der Soziologie, sondern lediglich als methodisches Mittel verstanden wissen.

Für die *wissenschaftliche Typenbildung* hat die Sinnhaftigkeit des sozialwissenschaftlichen Gegenstands die Konsequenz, dass die Begriffe sinnadäquat sein müssen. Wiederum kann die Sinnadäquanz der Begriffe am vollkommensten in bezug auf rationale Sinnzusammenhänge erreicht werden, die Soziologie sucht aber auch irrationale (mystische, prophetische, affektuelle) Erscheinungen in sinnadäquaten Begriffen zu fassen. Im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft sollen diese Begriffe nicht individueller, sondern genereller Natur sein, da die Soziologie nach *allgemeinen* Regeln des sozialen und historischen Geschehens sucht. Soziologische Begriffe müssen daher gegenüber der konkreten Realität des Historischen relativ inhaltsleer, sollen dafür aber wesentlich eindeutiger sein. Zu diesem Zweck entwickelte Weber das *Konzept des "Idealtypus"*: Idealtypen beschreiben eine soziale Erscheinung in ihrer absolut reinen, "idealen" Form; damit beziehen sie sich auf etwas ganz Eindeutiges, das aber andererseits in der sozialen Realität in dieser reinen Form gar nie auftritt. Nur von solch reinen Ideal-Typen her ist nach Weber soziologische Kasuistik möglich: durch Angabe des Masses der Annäherung einer historischen Erscheinung an einen oder mehrere solcher Begriffe kann diese eingeordnet werden. Die idealtypische Unterscheidung zwischen Herrschaftstypen (nach ihrer Legitimitätsgeltung) in traditionale Herrschaft, charismatische Herrschaft und rationallegale Herrschaft (Weber, 1972:122-176) hat viel für sich, wenn wir ein Scheichtum, Hitlers Führer-Reich und einen modernen Verwaltungsstaat miteinander vergleichen; doch wenden wir uns dem Einzelfall zu, so entdecken wir stets ein bestimmtes Gemisch verschiedener Elemente, [14] entdecken wir beispielsweise auch im bürokratischen Verwaltungsstaat eine ganze Reihe traditionaler und selbst einige charismatische Komponenten. Auch die idealtypische Trennung auf der Handlungsebene zwischen zweckrationalem, wertrationalem, affektuellen und traditionalem Handeln (Weber, 1972:12) leuchtet der Logik der Sache nach ein, doch empirisches Zweckhandeln wird immer auch traditionale und affektuelle Seiten aufweisen. Durch die präzise Eindeutigkeit solcher idealtypischer Begriffe kann jeder historische Tatbestand mit derselben Terminologie und trotzdem als jeweils spezifisches Gemisch verschieden gewichtiger Komponenten beschrieben werden. Idealtypen sind nach Weber den "Durchschnittstypen" eindeutig überlegen – obwohl in der Soziologie für gewisse Fälle auch diese eine Rolle spielen –, da historisch und soziologisch relevantes Handeln meist von qualitativ heterogenen Motiven beeinflusst ist, zwischen denen gar keine Durchschnitte gezogen werden können.

Die *Grenzen der verstehenden Methode* und der Sinnadäquanz soziologischer Begriffe liegt dort, wo sich diese auf sinnfremde Vorgänge und Gegenstände beziehen, die trotzdem soziologische Relevanz besitzen. Dazu gehören bestimmte psychische oder psycho-physiologische Erscheinungen (wie Ermüdung, Gedächtnis, Reaktionsgeschwindigkeit oder Vererbtes etc.), die als "Daten" hingenommen und als Anlass, Ergebnis, Förderung oder Hemmung menschlichen Handelns in Betracht gezogen werden. Dies sind allerdings eher Grenzfälle, denn die meisten Vorgänge und Gegenstände sind lediglich aus dem Sinn deutbar und verständlich, den menschliches Handeln ihnen verleiht. Hingegen kann eine Deutung sinnhaft noch so evident sein – dies beweist nicht, dass sie auch die *kausal gültige* sei; sie ist prinzipiell nur eine be-

sonders evidente *Hypothese*. Wenn die soziologische Erklärung nicht bei der Feststellung empirischer Regelmässigkeiten stehen bleiben darf, sondern die vorfindlichen Sinnzusammenhänge (aktuelle wie motivationale) deuten muss, bleibt umgekehrt die Sinndeutung auch an die Erfahrungsprobe gebunden: Sie ist also nicht nur dem Kriterium der Evidenz, sondern auch der *Kontrolle durch den Erfolg* unterworfen. Denn jede Deutung kann auch irren; sie bleibt überall dort problematisch, wo die "eigentlichen" Motive unbewusst bleiben, sich im Widerstreit befinden oder durch vorgeschobene Motive verdeckt werden und wo die gedankliche Erkenntnis ein Handlungserlebnis derart in neue Perspektiven und Zusammenhänge stellt, [15] dass ursprünglich ganz irrationale Motive ex post – in einem weiteren Kontext gesehen – plötzlich zweckrational ("richtigkeitsrational") erscheinen. (Weber, 1922c:280; 1922e:409ff). Eine Kontrolle der Sinndeutung über ihre Evidenz hinaus ist prinzipiell schwierig; man kann sie nur durch den Vergleich möglichst vieler Vorgänge des historischen und gegenwärtigen Alltagslebens und in einzelnen Fällen im psychologischen Experiment versuchen, oft bleibt aber lediglich das unsichere Mittel des "gedanklichen Experiments". Die Mehrleistung der deutenden gegenüber der beobachtenden Erklärung ist also durch den wesentlich hypothetischeren und fragmentarischeren Charakter der durch die Deutung zu gewinnenden Ergebnisse erkauft.

Nicht nur die Verstehende Methode, die Wertfreiheit und das Konzept des Idealtypus sind Grundpfeiler der Weberschen Methodologie, sondern auch die *handlungstheoretische Ausrichtung*. Webers Rückgriff auf den subjektiven Handlungssinn steht in schroffem Gegensatz zur später in der Soziologie verbreiteten Theoriekonzeption, welche die gesamtgesellschaftlichen Strukturen zum Ausgangspunkt nimmt und den objektiven Funktionssinn sozialer Vorgänge und Institutionen betont. Webers Ansatz wurde daher zuweilen mit dem Vorwurf des Individualismus und Subjektivismus bedacht. Dieses Missverständnis möchte ich bereits jetzt ausräumen, da es auch die späteren bei der Handlung ansetzenden Theorieansätze, wie die Ethnomethodologie und den Symbolischen Interaktionismus, betrifft. Weber wendet sich in der Tat gegen die Verdinglichung "selbst" handelnder und denkender Kollektivpersönlichkeiten. (1972:6f.) Er löst hingegen die soziale Wirklichkeit nicht in subjektive Handlungsorientierungen von *autonomen* Einzelindividuen auf, sondern betrachtet den Handelnden, seine Handlungsweisen und die damit verbundenen Motive als durch und durch vergesellschaftet (sozialisiert). Zudem ist die subjektive Handlung stets an der objektiv einsichtigen Lage der Umstände orientiert, "der vorgegebenen Wertbezo-genheit wie der Fakten und Funktionsweisen, der objektiven Bedingungskonstellation und der adäquaten Mittel zu ihrer Begegnung im Sinne der vorgestellten Zielsetzungen, *neben* der immerwährenden Orientierung am aktuellen oder virtuellen Verhalten anderer Sozialbeteiligter." (Winckelmann, 1972:XXI). Gesellschaftliche Erscheinungen werden stets durch die Handlungen der beteiligten Menschen geschaffen, und *methodologisch* ist daher beim subjektiven Handlungssinn anzusetzen; dies bedeutet jedoch keineswegs, [16] dass dieser subjektive Sinn nicht vergesellschaftet wäre und die einzelnen Individuen völlig autonom und kreativ handelten.

Max Weber entwickelte seine methodologischen Überlegungen in Auseinandersetzung mit seiner praktischen Forschungsarbeit, ohne Interesse an Methodologie per se (Marianne Weber, 1926:322). Im Gegensatz zu Heinrich Rickert, mit dessen

Grundthesen er weitgehend einverstanden war⁵, gründete er seine methodologischen Erwägungen nicht in einer Erkenntnistheorie, sondern verstand sie lediglich als handlungsorientierende "*Wissenschaftslehre*". Diese – die Orientierung am subjektiven Handlungssinn, das wertfreie Streben nach Sinn- und Kausaladäquanz soziologischer Erklärung und das Verfahren idealtypischer Begriffsbildung – prägt sein gesamtes Werk, seine historisch-soziologischen Analysen (Weber, 1922/23; 1924; 1969; 1972) wie auch (mit Ausnahme der Wertfreiheit) einen Grossteil seiner politischen Schriften (Weber, 1958). Ob sich im einzelnen Differenzen finden lassen zwischen seinen programmatischen methodologischen Postulaten und seinem konkreten Vorgehen in empirischen Analysen (Seyfarth, 1979), ob seine Methodologie eine Einheit bildet (Henrich, 1952) oder nur in einer Entwicklungsperspektive "richtig" verstanden werden kann (Tenbruck, 1959), will ich hier nicht ausdiskutieren – Schütz jedenfalls hat sich an Webers *programmatischer* Methodologie orientiert.

2.2. Die Kritik von Alfred Schütz

In den Augen von Schütz hat Max Weber mit seiner Konzeption einer Verstehenden Soziologie den Ansatzpunkt jeder echten Theorie der Sozialwissenschaften endgültig bestimmt (Schütz, 1974:9). Seine methodische Rückführung sämtlicher gesellschaftlicher Erscheinungen auf den subjektiven Handlungssinn setzt beim Ursprung aller Sozialität an, im Gegensatz zu den Begriffen und Sinngebilden seiner Zeitgenossen (wie Wilhelm Dilthey, Othmar Spann, Georg Simmel, Alfred Weber, Leopold von Wiese, Franz Oppenheimer, Karl Mannheim oder Max Scheler), die [17] stets weiter auflösbar sind in Sinnsetzungs- und Verstehensprozesse von Handelnden in der Sozialwelt (ibid:19). Weber trägt dem besonderen Charakter des sozialwissenschaftlichen Gegenstandes – dessen Sinnhaftigkeit – Rechnung, indem seine Verstehende Methode die soziologische Erklärung nicht bei der blossen Feststellung empirischer Regelmässigkeiten belässt, sondern die Kausalität verstehend vom Handlungssinn her erfasst, und indem seine idealtypischen Begriffskonstruktionen nicht nur Durchschnittstypen oder leere Schemen sind, sondern sich auf die im Alltag bereits vorhandenen Sinnzusammenhänge beziehen. (ibid:12-14) Sein Postulat der Wertfreiheit schliesslich scheidet politische oder Wert-Ideologien von der empirischen Wissenschaft und ersetzt die (damals) verbreitete metaphysische Spekulation durch "wahrhaftige Deskription des gesellschaftlichen Seins" (ibid:13). Nach Schütz' Urteil hat Weber allerdings seine methodologischen Analysen nicht bis in jene Tiefenschichten geführt, die für die Grundlegung sozialwissenschaftlicher Verfahren notwendig sind; seine grundsätzlichen Ansatzpunkte sind zwar richtig, doch in substantieller Hinsicht, nämlich bei den Definitionen der Grundbegriffe, verfängt er sich in Aequivokationen, in denen sich das Absehen von erkenntnistheoretisch-philosophischen Analysen rächt.

Schütz führt die Unstimmigkeiten auf die *ungenügende Klärung des zentralen Begriffs des "Handlungssinns"* zurück. Sie gruppieren sich insbesondere in folgende Problemkreise: 1) Weber vermengt im Begriff Sinn" verschiedene Sinnschichten miteinander; 2) er unterlässt es, zwischen objektiven und subjektiven Sinnzusammenhängen zu

⁵ Burger (1976) kommt nach einer sorgfältigen Analyse zum Schluss, dass Max Webers Prinzipien der Begriffsbildung vollständig mit dem erkenntnistheoretischen Postulaten Rickerts vereinbar sind. Vgl. Rickert (1921; 1929).

unterscheiden; 3) er übersieht die konstitutive Rolle der Zeitstruktur jedes Sinnentwurfs und 4) macht keinen Unterschied zwischen Selbstdeutung und Fremddeutung.

- 1) Die Vermengung verschiedener Sinnschichten zeigt sich in den Begriffsbestimmungen von "sinnhaftem" (sozialem) Handeln und sinnlosem Verhalten. Weber definiert "soziales Handeln" als ein "Handeln, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist; "Handeln" grenzt sich dabei gegenüber blossem Verhalten dadurch ab, dass "und insofern der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden". (Weber, [18] 1972:1; siehe oben). Schütz (1974:24f.) sieht hierin gleich fünf *verschiedene Sinnschichten* miteinander vermengt: Ein Handeln auf ein Ding zu ist bereits sinnvoll (Beispiel: Ich zünde meine Lampe an.); 2) soziales Handeln ist seinem gemeinten Sinn nach auf einen anderen, auf ein alter ego bezogen, es ist also sinnbezogen auf die Existenz eines Du; 3) dem sozial Handelnden ist nicht nur die schlichte Existenz des andern, sondern auch dessen Verhalten verstehbar (vgl. Webers Beispiel: Der Zusammenprall zweier Radfahrer ist ein blosses Ereignis wie ein Naturgeschehen; ihr Versuch, einander auszuweichen, und die auf den Zusammenprall folgende Schimpferei, Prügelei oder friedliche Erörterung sind hingegen soziales Handeln [Weber, 1972: 11]); 4) soziales Handeln beruht nicht nur auf dem Verständnis des Verhaltens des andern, sondern ist in seinem Verlauf auch am Verhalten des andern orientiert; 5) schliesslich gibt der Sozialwissenschaftler eine zusätzliche – wissenschaftliche – Sinndeutung des vorfindlichen sozialen Handelns. Diese Sinnschichten gilt es, durch eine Bereinigung der Definition der Grundbegriffe auseinanderzuhalten (Schütz, 1974:24-32).
- 2) Webers *fehlende Unterscheidung zwischen objektiven und subjektiven Sinnzusammenhängen* lässt ihn übersehen, dass in jedem Verstehensakt objektive und subjektive Elemente gegeben sind, wobei ihr Verhältnis aber je nach der sozialen Beziehung zwischen Deutendem und Gedeutetem variiert; zudem führt sie ihn zur willkürlichen und sachlich ungerechtfertigten Scheidung von "aktuellem" und "motivationalem" Sinn (Schütz, 1974:32-49).
- 3) Webers *Vernachlässigung der Zeitdimension* führt dazu, dass er die Relativität jeder Deutung auf ein jeweiliges Jetzt und So nicht erkennt und daher auch nicht die Notwendigkeit einer Unterscheidung von Handeln im Ablauf und einer abgelaufenen Handlung. Die Berücksichtigung der konstitutiven Rolle der Zeit erweist auch, dass spontanes Verhalten retrospektiv als sinnhaft erkannt werden kann und die Unterscheidung zwischen "sinnhaftem" Handeln und sinnhaftem Verhalten nicht stichhaltig ist (Schütz, 1974:26-28, 49-55, 86-88).
- 4) Schliesslich impliziert Weber mit dem Verstehensbegriff schlicht die Existenz des andern sowie die Zugänglichkeit der fremdseelischen Erlebnisse; zudem unterscheidet er nicht zwischen der [19] *Selbstausslegung* durch den Handelnden und der *Fremddeutung* durch den andern und reflektiert ebenso wenig auf die besondere Deutungsart des Sozialwissenschaftlers (Schütz, 1974:24f., 28-32, 42-49).

Durch eine systematische *philosophische Analyse der Sinnkonstitution* will Schütz diese Probleme ausräumen. Nach einem ersten Versuch mit lebensphilosophischen Konzepten Bergsons findet er in Husserls phänomenologischer Methode jenes Instrument, das sowohl die Konstitutionsanalyse des Erlebnis- und Handlungsinns im individuellen Bewusstsein wie auch die Analyse der Strukturen der Alltagswelt ermöglicht. Damit die methodologische Grundlage dieser Untersuchungen klar wird, müssen wir uns zunächst Husserls Phänomenologie zuwenden.

3. Die Begründung der Phänomenologie durch Edmund Husserl

3.1. Husserls Werk im Überblick: Von formallogischen Untersuchungen zur Konstitutionsanalyse der Phänomene

Edmund Husserl (1859-1938) studierte zuerst Mathematik und Naturwissenschaften und schliesslich bei Franz Brentano (1838-1917) Philosophie. Von diesem übernahm er verschiedene Ausgangsfragestellungen und Konzepte und v.a. auch die Idee der Philosophie als exakte Wissenschaft, welche als Banner über seinem gesamten Werk steht. Husserls frühe Arbeiten zur Arithmetik¹ und zur Logik² enthalten einige bedeutende formalwissenschaftliche Beiträge³; dabei bleiben v.a. seine Argumentationen gegen den Psychologismus von bleibender Bedeutung, dessen Haltung, die logischen Gesetze als psychische Prozesse und jegliche Denkweisen als subjektiv-relativ aufzufassen, er vehement verwarf. Husserls Suche [20] nach einem letzten, absolut sicheren Ausgangspunkt philosophischer Wahrheitserkenntnis führte ihn aber schliesslich über die Untersuchung der formallogischen Beziehung *zwischen* den Sachen hinaus und hin zur Analyse der Sachen selbst. Nicht nur die *Erkenntnis der (kausalen bzw. funktionalen) Beziehungen zwischen den Sachen* ist für die Wahrheitsfindung wichtig, sondern ebenso sehr die *Erkenntnis der Konstitution der Sachen selbst* – "zurück zu den Sachen" wurde daher zum phänomenologischen Leitmotiv. Die Phänomenologie, die Wissenschaft von den Phänomenen also, soll die bewusstseinsmässige Konstitution der "Sachen" enthüllen und die Erkenntnis ihres "Wesens" ermöglichen⁴ und damit die Evidenz der logischen Prinzipien auf die Evidenz der Erfahrung zurückführen⁵, als Forschungsinstrument entwickelt Husserl die *phänomenologische Methode*. Die Phänomenologie, als Philosophie, liefert den Wissenschaften damit ein festes, gesichertes Fundament, überwindet die positivistische Reduktion der Idee der Wissenschaft auf blosser Tatsachenwissenschaft" und damit die "Krisis der europäischen Wissenschaften"⁶. Husserl hat ein grosses, vielschichtiges Werk hinterlassen, das hinsichtlich verschiedenster Sachfragen unterschiedliche Lösungsansätze aufweist. Erst in späteren Jahren hat er mit einigen Veröffentlichungen eine zusammengefasste, klar umrissene

¹ Husserl ("Über den Begriff der Zahl" [1887]; "Philosophie der Arithmetik" [1891] – mit ergänzenden Texten neu veröffentlicht als Husserliana Bd. 12, 1970).

² Husserl ("Logische Untersuchungen", Bd. 1 [1900], Bd. 2 [1901] – davon wurde der 1. Teil neu veröffentlicht als Husserliana Bd. 18, 1975).

³ Max Horkheimer (1968 [1937]) benutzt Husserls Ausführungen zur Logik, um auf deren Grundlage sein Programm einer Kritischen Theorie zu entwerfen.

⁴ Husserl ("Ideen zu seiner neuen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie" [1913] – neu aufgelegt als Husserliana Bde. 3-5, 1952; das erste Buch [Bd. 3] wurde 1976 in Form von 2 Bänden [3, 1 + 2] in neuer Überarbeitung veröffentlicht). Posthum stellte sich heraus, dass Husserl bereits 1907 die wesentlichen Ideen seiner Phänomenologie ausgearbeitet und in Vorlesungen präsentiert hatten ((vgl. Husserl, 1950 b; 1973)).

⁵ Vgl. "Formale und transzendente Logik" (Husserl, 1974 [1929]), wo Husserl dem Zusammenhang zwischen formaler Logik und Phänomenologie nachgeht und die formale Logik auf phänomenologische Fundamente zu stellen versucht.

⁶ Vgl. "Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie" (Husserl, 1954 – die ersten beiden Teile erschienen 1936, der dritte erst posthum [1954]).

Darstellung seiner Philosophie zu geben versucht.⁷ Ein grosser Teil seiner Schriften wurde hingegen erst posthum bekannt; das Husserl-Archiv in Louvain verwaltet über 50'000 [21] Manuskriptseiten und gibt seit 1950 die Reihe "Husserliana" (bis jetzt 23 Bände) heraus. *Im Folgenden* werde ich nur jene Elemente aus Husserls Philosophie darstellen, die für ein Verständnis der Schützischen Analysen sowie der weiteren Entwicklung der Phänomenologie, insofern sie für die Sozialwissenschaften relevant geworden ist, wichtig sind. Dies sind die Konzepte der Intentionalität, der eidetischen Reduktion, der transzendentalen Reduktion und der Konstitutionsanalyse; auf das Konzept der Lebenswelt werde ich erst später eintreten (vgl. Abschn. II 1).⁸

3.2. Die phänomenologische Methode

Husserls Ziel, einen absolut sicheren Ausgangspunkt, einen archimedischen Punkt der Erkenntnis zu finden, war nicht neu, sondern prägte den Grossteil der Erkenntnisphilosophie des neuzeitlichen Abendlandes: Der Rationalismus (Descartes) fand dieses Fundament in der Selbstgewissheit des Bewusstseins ("cogito ergo sum"), der Empirismus (Hume, Locke) in den Empfindungselementen, aus denen sich die sinnliche Wahrnehmung aufbaut; Kant schliesslich versuchte die Synthese zwischen beiden, indem er die Apriori der sinnlichen Anschauung sowie des Verstandes suchte und, darauf gestützt, "synthetische Urteile a priori". Husserl stellt sich in die *Tradition rationalistischer Erkenntnisphilosophie*, übernimmt Descartes' Methode radikalen philosophischen Zweifels [22] und sieht im "ego cogito" den apodiktischen Ausgangspunkt philosophischer Überlegung. Die Cartesianischen Meditationen müssen s.E. allerdings nochmals neu und radikaler angesetzt werden, denn Descartes übersah zwei für Husserl notwendige Implikationen des "ego cogito": 1) das "cogito" (der Akt des Erkennens) bezieht sich stets und wesentlich auf ein "cogitatum" (ein Erkanntes), das daher nicht als isolierte Gegenständlichkeit gefasst werden darf; 2) das "ego" darf zudem nicht lebensweltlich, sondern muss transzendental gefasst werden. Den ersten Punkt bereinigt Husserl mit dem Konzept der Intentionalität, den zweiten mit der transzendentalen Wendung der eidetischen Reduktion.

⁷ Dazu gehören: "Erste Philosophie" (Husserl, [1923/24] 1956 und 1959); "Cartesianische Meditationen" (Husserl, [1931] 1950) wie auch die oben erwähnte "Transzendente Logik" (Husserl, 1974) und die "Krisis" (Husserl, 1954).

⁸ Befasst man sich mit Husserls Philosophie, so wirft das Studium von einführender Sekundärliteratur unweigerlich einen Schwall von Fragen auf, die den Rückgriff auf die Originalwerke unabdingbar machen. Für den vorliegenden Argumentationszusammenhang sind v.a. die folgenden Werke ausschlaggebend: die "Ideen" (Husserl, 1952; 1976b) und die "Cartesianischen Meditationen" in "Die Idee der Phänomenologie" (Husserl, 1959). Als Sekundärliteratur eignet sich die tiefeschürfende Darstellung des Husserlschen Gedankenguts im Buch von Marvin Farber (1968), das als Nachschlagewerk geeignet ist, sich aber auf die "Logischen Untersuchungen" und die "Ideen" beschränkt. Wesentlich knappere Einführungen finden sich bei Quentin Lauer (1958), Maurice Natanson (1973), Alfred Schütz (1971Ad, 1971Ae, 1971Af), Herbert Spiegelberg (1982: 69-165) oder Wolfgang Stegmüller (1975: 49-95). Für jüngste konzeptuelle Klärungen aufgrund von Husserls Nachlass siehe Gerd Brand (1978). Eine unterhaltsame Einführung in die Phänomenologie bietet Don Ihde (1977), der nach dem Grundsatz "learning by doing" die phänomenologischen Konzepte in Form visueller Übungen klarmacht.

3.2.1. Die eidetische Reduktion

Ein Grundkonzept, welches das gesamte Werk Husserls durchzieht, ist die "*Intentionalität des Bewusstseins*". Husserl übernahm diesen Begriff von Brentano, der ihn seinerseits der scholastischen Philosophie entlehnte. Leider wurde dieses Konzept oft grundsätzlich missverstanden, v.a. seit es in einigen ethnomethodologischen Arbeiten auftauchte.⁹ Intentionalität charakterisiert die Beziehung des Bewusstseins zu seinem Gegenstand und meint, dass Bewusstsein nie blankes Bewusstsein ist, sondern stets Bewusstsein *von etwas*. Das Bewusstsein vollzieht sich in Phänomenen – ein Bewusstseinsakt (cogito) kann nie von seinem intentionalen (d.h. dem vermeinten) Gegenstand (cogitatum) abgelöst werden.¹⁰ Ob ich denke, fühle oder wahrnehme, ich denke immer ETWAS, fühle immer ETWAS, nehme immer ETWAS wahr. Dieses Etwas, diese Bewusstseinsphänomene will die Phänomenologie nun näher untersuchen. [23]

Was sind Phänomene? Als Phänomen gilt alles, was zum Gegenstand eines Bewusstseinsaktes wird und damit ins Bewusstsein eintritt, handle es sich um etwas Erfülltes, etwas Gedachtes, etwas Vorgestelltes, etwas Geträumtes oder etwas Wahrgenommenes. Phänomene sind meist höchst komplexer Natur. Blicke ich beispielsweise durchs Fenster und sehe dort draussen eine Palme, so ist diese Wahrnehmung "Im Garten steht eine Palme" das Resultat eines höchst komplizierten Interpretationsvorganges: Eigentlich erscheint mir nur ein eigentümliches Gemisch von Formen und Farben, doch ich sehe eine "Palme", den "Garten" darum herum, das "Meer" und den "Himmel" im Hintergrund, ferner die ganze Szenerie als "vor meinem Haus", "in Isla Vista" und "in Kalifornien" befindlich und zudem noch als etwas, was "wirklich existiert" und nicht nur meine Einbildung ist. Und wenn ich die Palme selbst betrachte, so besteht sie wiederum aus einem bräunlichen Stamm, der in Stufen aufgebaut und von vielen Fasern umgeben ist, sowie aus Palmwedeln, die alle aus der Spitze des Stammes herauswachsen, ganz unterschiedlich geschweift und gezackt und in unterschiedlichem Grün getönt sind; all diese Dinge sehe ich jedoch als ein Ganzes: eine "Palme". Dies ist nun nach Husserl nur möglich, weil ich die Idee "Palme" habe (wie die Ideen "Garten", "Meer", "Himmel", "Isla Vista" etc.); diese Idee ist das "Wesen", das "Eidos" der Palme. Dabei handelt es sich nicht bloss um einen Begriff, sondern um eine Vorstellung, was eine Palme zu einer Palme macht – oder anders ausgedrückt: was alle Palmen gemeinsam haben. Eine einzelne, konkrete Anschauung einer Palme enthält in sich also stets auch das Wesen einer Palme, oder in Husserls Worten: im Faktum liegt auch sein Eidos. Hier zeigt sich nun die radikale *erkenntnistheoretische Konsequenz des Intentionalitätskonzepts*: 1) Phänomene sind stets Bewusstseinsphänomene; ein Gegenstand ist mir also gar nicht anders

⁹ Edvard Tiryakin (1965: 682) beispielsweise versteht es völlig falsch, wenn er behauptet, es sei äquivalent zum pragmatischen Konzept der "Aufmerksamkeit" (attention) bei W. I. Thomas; nach Thomas (1951: 218) ist diese Aufmerksamkeit nämlich nicht "in Aktion bei reinen Gewohnheitshandlungen, während Husserls Intentionalität eine dauernd wirkende, essentielle Eigenschaft des Bewusstseins ist. Ein anderes Missverständnis tauchte auf, insbesondere in der amerikanischen Literatur, wenn "Intentionen des Bewusstseins" im alltäglichen Sprachverständnis als "Absichten" übersetzt und missverstanden wurden (so z.B. von Jack Douglas, 1970: 26). Vgl. Heap & Roth (1973).

¹⁰ Diese Beziehung ist weder eine kausale noch ein projektive, sondern eine "wesentliche".

zugänglich als über mein subjektives Bewusstsein, und das heisst: so, wie er mir erscheint. Die klassische Trennung von Subjekt und Objekt verschmilzt damit. 2) Das Wesen eines intentionalen Gegenstandes liegt im Phänomen selbst drin und ist daher der Anschauung zugänglich. Nach Husserl gibt es also kein Kantsches "Ding an sich", das irgendwo hinter dem wahrgenommenen Gegenstand steckt und aus erkenntnisanthropologischen Gründen (nämlich des beschränkten menschlichen Erkenntnisvermögens wegen) unergründbar ist. Andererseits besteht trotz des platonischen Begriffs des "eidos" auch ein wesentlicher Unterschied zu Plato: Dieser lokalisiert die Ideen, die hinter den [24] Erscheinungen stecken, in einer metaphysischen zweiten Seinssphäre über der realen raum-zeitlichen Welt (*universalia ante res*), während Husserl eben die Ideen als in die konkreten realen Tatsachen hineinverflochten sieht (*universalia in rebus*).

Die Erfassung der Ideen, die "*Ideation*" (*Wesensschau*), ist manchmal relativ leicht, wie z.B. im Falle eines (akustischen) Tons oder der Farbe "Rot": Jeder einzelne Ton und jeder rote Gegenstand weist über sein individuelles Tönen bzw. sein individuelles Rot-Sein auf das Wesen von Ton bzw. von Rot überhaupt. (Husserl, 1976:1.Kap.) Oft sind die Wahrnehmungen aber hochkomplex (siehe oben), und obwohl sie notwendigerweise von Ideen durchsetzt und strukturiert sind, ist dann das Eidos eines Phänomens nur durch systematische Analyse beschreibbar. Dazu dient die "*eidetische Reduktion*", ein Verfahren, das vom Einzelfaktum zu seinem Wesen führen soll. Husserl hat allerdings nicht im Einzelnen erläutert, wie man dabei vorzugehen hat¹¹, sondern pauschal auf die *Technik freier Variation* verwiesen: Fasse einen Gegenstand ins Auge und variere ihn, seine Bestandteile und seine Umgebung so lange, bis sich die invarianten Eigenschaften herauschälen. Die beste Beschreibung dieser Forschungsmethode findet sich bei Schütz:

"Angenommen, ich hätte auf diesem Schreibtisch, von einer Lampe beleuchtet, einen roten hölzernen Würfel von einem Zoll Kantenlänge vor mir. (...) Ich kann ... [nun] ungehindert diesen wahrgenommenen Gegenstand in meiner phantasierenden Vorstellung verändern, indem ich nacheinander seine Merkmale variere – seine Farbe, seine Grösse, das Material, aus dem er gefertigt ist, seine Beleuchtung, seine Umgebung und seinen Hintergrund, die Perspektive, in der er erscheint, und so fort. So kann ich mir eine unendliche Zahl verschiedener Würfel vorstellen. – Aber diese Variationen lassen eine Gruppe von Merkmalen unberührt, die allen vorstellbaren Würfeln gemeinsam ist, z.B. ihre Rechtwinkligkeit, ihre Begrenzung in sechs Quadraten, ihre Körperlichkeit. Dies in allen vorstellbaren Transformationen des konkreten wahrgenommenen Dinges unveränderliche Gruppe von Merkmalen – sozusagen der Kern aller vorstellbaren Würfel – wird man als die wesentliche Charakteristik des Würfels bezeichnen, bzw. mit dem griechischen Begriff, als sein *eidos*. Es ist kein Würfel denkbar, der nicht diese wesentlichen Merkmale hätte. Alle anderen Qualitäten und Merkmale des beobachteten konkreten Gegenstandes sind nicht wesentlich" (Schütz, 1971Ad: 131). [25]

¹¹ Die klarste Darlegung findet sich m.W. in §87 von "Erfahrung und Urteil", das 1939 – ein Jahr nach Husserls Tod – von Ludwig Landgrebe herausgegeben wurde (Husserl, 1976a: §87).

Gleichermassen können wir auch mit dem Phänomen "Haus" verfahren: Ist ein Haus noch ein Haus, wenn es gross oder klein ist, kein Dach oder nur drei Wände hat, wenn Tür und Fenster fehlen, wenn es aus Stein, Holz oder nur aus Karton besteht, wenn die Wände violett und das Dach gelb sind etc. Wir erkennen offenbar einige dieser Merkmale als wesentlich für unsere Idee von "Haus", während andere beliebig variieren mögen. Wir können aber auch nach den essentiellen Beziehungen zwischen dem "Haus" und seiner Umwelt forschen: Offensichtlich kann ein Haus an einer verkehrsreichen Strasse der Innenstadt wie auch auf einem bewaldeten Hügel stehen, hingegen steht es stets und essentiell auf einem festen Untergrund und schwebt nicht in den Wolken (die Surrealisten verdutzen den Betrachter ihrer Werke genau mit dem Bruch solcher essentieller Beziehungen¹²). Es drängen sich hingegen bei diesem Verfahren alsbald zwei Fragen auf: 1) Wie können wir denn das Wesen von abstrakten, nicht-anschaulichen Dingen erfassen?, und 2), welches Kriterium lässt uns entscheiden, ob wir das Eidos eines Phänomens zuverlässig und endgültig erkannt haben?

Während Würfel und Haus sinnlich wahrnehmbare Dinge sind, deren Eigenschaften und Umgebung in der Phantasie variiert werden können, um die Invarianten zu finden, muss es doch unendlich schwieriger sein, das Wesen abstrakter Phänomene, wie "Zahl", "Staat", "Seele" oder "Allgemeinheit", zu erkennen. Für Husserl ist dies jedoch kein prinzipielles Problem: Neben der sinnlichen Anschauung gibt es auch eine *kategoriale Anschauung*, welche diese Phänomene im direkten Zugriff packt. Für Husserl enthalten solche allgemeine Begriffe Ideen, die für sich existent sind und unmittelbar erfasst werden; sie können nicht auf die Abstraktion von Einzelmerkmalen zurückgeführt werden (wie der Nominalismus glaubt) und sind nicht lediglich Fiktionen (wie sein Lehrer Franz Brentano später und insbesondere auch Hans Vaihinger [1913] behaupten). Diese Husserlsche Theorie der Ideen, der "idealen Gegenstände", ent- [26] springt deutlich seiner Beschäftigung mit Mathematik und Logik, wo Begriffe wie "Zahl", "Einheit", "Vielheit", "Relation" etc. anscheinend einen unvermittelten, unmittelbaren Sinn haben, der nicht indirekt erschlossen werden muss. Die Frage stellt sich allerdings, ob nicht ein *prinzipieller* Unterschied besteht zwischen der Ideation formaler Phänomene (wie der genannten) und jener inhaltlicher Phänomene, wie z.B. von "Familie" oder "Staat" – eine Frage, die hier offengelassen sei. – Was nun das Kriterium solcher Wesenserfahrung anbelangt, so stützt sich die Phänomenologie auf das *Prinzip der Evidenz*. Dabei geht es nicht um die Evidenz anschaulicher Gegebenheiten, sondern um das Erlebnis der Selbstgegebenheit einer Sache. Husserl räumt durchaus ein, dass es Wesen verschiedener Allgemeinstufen gibt und dass die Wesensanschauung stets an die individuelle erfahrende Anschauung gebunden bleibt, dass also die Erfassung des eidos stets relativ ist (Husserl, 1976b [Bd. III]: 14 ff.). Fasst man Evidenz als objektives Korrelat von Wahrheit, so bedeutet dies, dass der phänomenologische Wahrheitsbegriff stets offen für Er-

¹² Vgl. z.B. die Bilder von René Magritte: Ein riesiger Felsbrocken, Symbol von Gewicht und Schwerkraft, schwebt schwerelos mit einer Wolke am Himmel dahin ("La bataille d'Argonne"); Brote, die normalerweise auf den Tisch oder aufs Gestell gehören, schweben wie Wolken durch die Luft ("La légende dorée"); ein mittelalterliches Schloss auf felsigem Untergrund, Symbol von Trutz, Stabilität und Verwurzelung, schwebt mitsamt dem Felsen über dem Meer ("Le château des Pyrénées"); etc.

weiterungen ist und eine beständige Sinnüberprüfung der in der Wahrnehmung gegebenen Gegenständlichkeiten anregt (Ströker, 1978).¹³

Das in der alltäglichen Lebenswelt eingebundene "empirische ego" nimmt die Phänomene allerdings in einer ganz bestimmten Sichtweise wahr. Um zur Sphäre apodiktischer Gewissheit und zur Evidenz der "reinen" Phänomene zu kommen, müssen wir die "transzendente Reduktion" durchführen und die eidetischen Analysen in diesem "reduzierten" Bereich vornehmen.

3.2.2. Die transzendente Reduktion

Der Mensch im Alltagsleben sieht die Dinge mit einer "naiven, natürlichen Einstellung", nimmt z.B. an, dass die Gegenstände der Aussenwelt real existierten (während seine Traum- und Phantasiebilder lediglich subjektive Einbildungen seien), dass er während des Schlafes weiterexistiere und sich beim Aufwachen wieder in der gleichen Welt [27] befinde, wie vor dem Einschlafen, dass sein Mitmensch auch ein Bewusstsein habe und im Wesentlichen gleich sehe wie er usw. Der Wissenschaftler stellt oft gewisse Annahmen des Alltagsverstandes in Frage, um keinen Vorurteilen zu erliegen, doch operiert auch er mit einer Flut unbefragter Voraussetzungen. Es ist nach Husserl die Aufgabe der Philosophie, den radikalen cartesianischen Zweifel durchzuführen und die natürliche Einstellung des Alltagsmenschen (wie die theoretische Einstellung des Wissenschaftlers) ausser Kraft zu setzen (was nicht heisst, deren Richtigkeit zu leugnen). Die *transzendente Reduktion*, die sog. "*epoché*" besteht daher in einer "Einklammerung" sämtlicher Annahmen und Glaubenssetzungen, die wir normalerweise mit Phänomenen verbinden, insbesondere auch der Annahmen über die "wirkliche Existenz" der Dinge. Damit gelangen wir zu dem, was unzweifelhaft und "absolut" gegeben ist: die "reinen" Phänomene in ihrem Sosein. Alle Phänomene werden damit gleichwertig, ob sie der Aussenwelt, der Traumwelt oder der Phantasie entstammen, präsentieren sich in ihrem reinen Sein und können daher auch in reiner Evidenz erfasst werden. Hier liegt nach Husserl der wahre Ausgangspunkt jeder erkenntnistheoretischen Reflexion.

Die Verbindung von eidetischer und transzendenter Reduktion nennt Husserl die "*phänomenologische Reduktion*": sie ist s.E. seine grosse Entdeckung.¹⁴ Eidetische Analysen in der reduzierten Sphäre machen nämlich die Phänomenologie zur Transzendentalphilosophie¹⁵, indem sie nicht nur die eidetischen Merkmale der Phänomene enthüllen, sondern gleichzeitig auch die entsprechenden Konstitutionsleistungen des Bewusstseins.¹⁶ Denn da jegliche ontologischen Setzungen suspen-

¹³ Husserl hat daher phänomenologisches Philosophieren als "unendliche Aufgabe" bezeichnet. (Vgl. Natanson [1973]: "Edmund Husserl – Philosopher of Infinite Tasks".)

¹⁴ Auch dieses Konzept der phänomenologischen Reduktion ist später oft falsch interpretiert worden; Tiryakian (1963: 680 f.) versichert, dass Durkheim wie Simmel dieses Verfahren angewandt hätten, während Douglas (1970a: 22) sie als die Forschungsmethode der Ethnomethodologie missdeutet (vgl. dazu Abschn. IV 2.).

¹⁵ Die Idee, die Phänomenologie zur Transzendentalphilosophie zu entwickeln, gewinnt Husserl während seiner intensiven Auseinandersetzung mit Kant um 1905.

¹⁶ Den Begriff der Konstitution übernimmt Husserl von Kant; er fasst ihn allerdings nicht statisch, sondern dynamisch. (Zum Begriff der Konstitution bei Husserl vgl. Skolowski [1974].) Kants Unterscheidung von konstitutivem und regulativem Apriori verschmilzt bei

werden, sind die Phänomene nun reine Bewusstseinsphänomene, die offenbar auch durch die Akte dieses Bewusstseins konstituiert werden.¹⁷ Erfahre ich z.B. einen Gegenstand als räumlich gegeben, so heisst das gleichzeitig, dass mein Bewusstsein ihn als räumlich konstituiert; erfahre ich ihn als zeitlich, heisst das, dass ihn mein Bewusstsein als zeitlich konstituiert; sehe ich ihn als farbigen, konstituiert es ihn als farbigen. Aufgrund der Intentionalität des Bewusstseins ist also eine Analyse der Phänomene gleichzeitig eine Analyse der konstitutiven Bewusstseinsleistungen, und zwar der *Konstitutionsleistungen der transzendentalen Subjektivität*. Diese Konstitutionsleistungen versucht Husserl in "*intentionalen Analysen*" blosszulegen. Illustriert an der Grundgleichung ego-cogito-cogitatum, konzentriert er sich nun also auf das ego-cogito, beschäftigt sich somit nicht mit der Beschreibung des Eidos konkreter Einzelphänomene, sondern mit jenen fundamentalen Konstitutionsleistungen, welche zum Eidos jedes Phänomens oder wenigstens ganzer Gruppen von Phänomenen gehören. Die Kantsche Trennung von Sinneswahrnehmung und Denken aufhebend, weist er eine ganze Reihe von *Bewusstseinsleistungen auf der vorprädikativen Ebene* auf. Die unterste Schicht bilden dabei die Erlebnisse ursprünglicher Passivität, fungierende Assoziationen und andere grundsätzliche Leistungen, wie die Strukturierung des Wahrnehmungsfeldes in Thema-Horizont, Ganzes-Teile, Einheit-Vielheit etc.; hier konstituiert sich auch das ursprüngliche Zeitbewusstsein, die immanente Zeitlichkeit, die nach Husserl die fundamentalste konstitutive Eigenschaft des Bewusstseinsstromes ist. Für jede Wahrnehmung konstitutiv ist aber auch die nächsthöhere Schicht der stellungnehmenden, "sinngabenden" Ich-Akte; sie erst ermöglichen Kognition, machen aus den (passiven) Perzeptionen (aktive) Apperzeptionen, indem sie die präphänomenalen "hyletischen Daten" des Bewusstseinsfeldes erst "beseelen", d.h. als sinnvolle Phänomene ausgrenzen. Auch solche sinngabenden Akte können durchaus vorprädikativen Charakter haben. Husserl führt den Nachweis – und dies ist ein zentraler Argumentationszug seiner Philosophie –, dass sämtliche Urteile der prädikativen Sphäre (der Art "S ist p") notwendigerweise auf dem vorprädikativen Bereich der Erfahrung aufbauen und dass in diesem auch logische Konzepte wie "Negation", "Möglichkeit" und Modalitäten im Allgemeinen wurzeln. (Husserl, 1974) Das transzendente ego konstituiert in seinen Bewusstseinsleistungen aber nicht nur die Gegenstände seines Bewusstseinsfeldes, sondern auch sich selbst als Subjekt. Ziel der Husserlschen transzendentalphilosophischen Untersuchungen ist es, letztlich alles auf die "Urkonstitution" zurückzuführen.

Da die Idee der *Konstitutionsanalyse* grundlegend ist für das gesamte Schützsche Werk, will ich sie noch durch ein konkretes Beispiel verdeutlichen. Wenn wir ein Phänomen betrachten, so können wir es offenbar modifizieren, indem wir ihm mehr oder weniger Aufmerksamkeit zuwenden oder unseren Blick vom Ganzen aufs Detail oder gar auf einen andern Gegenstand richten. Andererseits gibt es Eigenschaften des Phänomens, deren Konstanz oder Veränderung unabhängig von unserem Zutun ist: ein Baum verliert seine Blätter, ein Feuerwerk wechselt Formen und Farben in rascher Abfolge usw. Husserl führt daher die analytische Unterscheidung zwischen

Husserl, taucht aber interessanterweise später wieder in Garfinkels Ethnomethodologie auf (vgl. Abschn. IV 2.2.).

¹⁷ Es muss hier betont werden, dass Husserl keineswegs die reale Existenz der äusseren Welt abstreitet; ihre Ausserkraftsetzung ist lediglich ein philosophisches Forschungsverfahren.

dem Akt des Wahrnehmens (cogitare) und dem Wahrgenommenen (cogitatum) ein, zwischen *Noesis* und *Noema*. (Husserl, 1976 [Bd. III]: §87-127) *Jedes Phänomen hat eine noetisch-noematische Struktur*; aufgrund der Intentionalität des Bewusstseins bilden Noesis und Noema essentiell eine Einheit und dürfen lediglich zu analytischen Zwecken gesondert betrachtet werden. Noetische Aspekte sind also z.B. der Grad der zugewandten Aufmerksamkeit, die Blickrichtung u.ä.; noematische Aspekte sind solche, die im intentionalen Gegenstand selbst gründen, wie z.B. der äussere und der innere Horizont eines Phänomens. Es ist inzwischen eine allgemein anerkannte Tatsache, dass es unmöglich ist, einen Gegenstand völlig isoliert zu betrachten, sondern dass er immer in einer Umgebung, gegen einen Hintergrund gesehen wird; dies ist sein "*äusserer Horizont*".¹⁸ Weniger bekannt ist Husserls Begriff des "*inneren Horizontes*" eines Phänomens; er bezieht sich auf das, was in einem Phänomen appräsentativ mitenthalten ist. Wenn wir z.B. näher untersuchen, was uns in der Wahrnehmung gegeben ist und was wir als Phänomen sehen, so stellt sich heraus, dass wir stets *mehr* "sehen", als sich unserem Auge darbietet. Betrachten wir beispielsweise ein Haus, [30] so haben wir es in einer bestimmten Perspektive im Blick, nehmen z.B. nur die Vorderseite wahr; trotzdem setzen wir gleichzeitig die Rückseite mit, sehen "ein Haus" und nicht bloss eine Fassade. Das Vorhandensein der Rückseite wird bereits in der Typisierung "Haus" impliziert¹⁹; dieses Mitsetzen erfolgt aber nicht etwa durch Deduktion aus bekanntem Wissen, sondern auf der vorprädikativen Ebene in "passiver Synthesis", durch "Appräsentation" bzw. "Assoziativer Paarung"²⁰. Dies illustriert folgendes Beispiel: Obwohl wir "wissen", dass die in Spielfilmen gezeigten Häuserfassaden lediglich Kulissen sind, sehen wir sie trotzdem als "Häuser" und nicht als "Kulissen" – unser Bewusstsein paart die Vorderseiten passiv-synthetisch ("automatisch") mit (natürlich inhaltsleeren) Rückseiten (wobei wir sie durch reflexive noetische Modifikationen selbstverständlich auch als "Kulissen" sehen können). Unsere "Wahrnehmung" geht aber nicht nur über das hinaus, was uns visuell tatsächlich gegeben ist, sondern wir ordnen die verschiedenen Bilder auch zusammen: Wenn wir um das betrachtete Haus herumgehen, sehen wir seine Rückseite (d.h. die vorher mitgesetzte, leere Erwartung einer Rückseite füllt sich nun mit Inhalt – der "konkreten" Rückseite); haben wir hingegen diese im Blickfeld, so sehen wir nun die Vorderseite nicht mehr – trotzdem sind wir überzeugt, dass jene immer noch dort ist und die beiden wahrgenommenen Fassaden zum gleichen Haus gehören, dass mit andern Worten die Wahrnehmungen in den verschiedenen Perspektiven Wahrnehmungen desselben Hauses sind. Mit diesen Beispielen wird evident, dass bereits einfachste Wahrnehmungen aus einer ganzen Reihe von Konstitutionsleistungen – "Leistungen der Intentionalität" – bestehen und dass unsere Wahrnehmung ohne diese aus einer Flut

¹⁸ Dies wurde zu einem Grundkonzept der Gestaltpsychologie (Figur-Hintergrund-Beziehung) und v.a. durch sie verbreitet.

¹⁹ Bereits Leibniz stellte sich dieses Problem, allerdings aus umgekehrter Richtung: Wie können wir eigentlich wissen, wenn wir um eine Stadt rumgehen, dass die verschiedenen perspektivischen Anblicke Wahrnehmungen *derselben* Stadt sind?

²⁰ Husserls Begriff der "Appräsentation" meint eine Mitvergegenwärtigung, eine analogisierende Erfahrung, welche ein Mit-da vorstellig macht, ohne dass das Appräsentierte zur wirklichen Existenz käme. "Paarung" ist eine "Urform der passiven Synthesis" (Assoziation), in welcher zwei Daten als im Bewusstsein unterschieden erscheinende phänomenologisch eine Einheit der Ähnlichkeit begründen (Husserl, 1950: 138-143).

unzusammenhängender Impressionen bestünde, die Welt uns daher völlig strukturlos [31] erscheinen würde.²¹ Unsere Bewusstseinsleistungen bringen Struktur ins Bewusstseinsfeld und konstituieren Phänomene als sinnhafte, wodurch diese denkerisch verfügbar und untereinander in Zusammenhang gebracht werden können.

Husserl hat seine Konstitutionsanalysen mit äusserster Sorgfalt durchgeführt und z.B. eingehend untersucht, wie sich die Dinge in Raum und Zeit konstituieren (Husserl, 1973), wie sich egos Erfahrung von Mitmensch, vom alter ego, aufbaut (Husserl, 1973a₁₋₃) oder wie der Sinn von Zeichen konstituiert wird (Husserl, 1968). *Schütz* greift auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen insoweit zurück, als er sie für die Methodologie der Sozialwissenschaften für bedeutungsvoll hält.

²¹ Dies illustriert James Joyce (1937) mit einer anschaulichen Beschreibung des Erfahrungsflusses; naturgemäss wird der Strom von Wahrnehmungen durch die sprachliche Wiedergabe bereits strukturiert – das Experiment ist jedoch trotzdem sehr illustrativ.

4. Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion: Reformulierung der handlungstheoretischen Grundbegriffe und Klärung des Prozesses des Fremdverstehens

Schütz liess sich vom ambitiösen Anspruch der eidetischen Methode nicht dazu verleiten, das Wesen sozialer Phänomene in apodiktischer Einsicht bestimmen zu wollen, wie das andere Phänomenologen getan haben (vgl. Abschn. III 1.1.1.); vielmehr hielt er sich konsequent an den methodologischen Rahmen Max Webers und sah die Bedeutung der Phänomenologie darin, diesem über eine Klärung der Sinnkategorie ein gesichertes Fundament zu geben. Die Relevanz der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften liegt für Schütz nicht darin, eine "naive Wesensschau" sozialer Phänomene anzustellen, sondern die Methode der Sinndeutung so zu klären, dass sie als wissenschaftlich geklärtes Verfahren gelten darf; dazu eignen sich v.a. Husserls Methode der Konstitutionsanalyse, eine ganze Reihe seiner Untersuchungsergebnisse sowie einige Konzepte Bergsons. *Schütz' Leistung* besteht darin, die Phänomenologie in dieser spezifischen Weise für die Sozialwissenschaften fruchtbar gemacht zu haben. [32]

In seinem 1932 veröffentlichten Buch "Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt" (Schütz, 1974) legte Schütz die Grundlage jener thematischen Fragenkomplexe, welche ihn sein Leben lang begleiten sollten. In einem ERSTEN SCHRITT verwendet er Husserls in phänomenologischer Reduktion vollzogenen Konstitutionsanalysen, um den *Prozess der Sinndeutung in Selbst- und Fremdauslegung* offenzulegen und dabei die soziologischen Grundbegriffe von den Äquivokationen zu befreien, in denen sich Webers Definitionen verfangen haben. Die methodische Begründung des Fremdverstehens bedingt sodann, in einem ZWEITEN SCHRITT, eine *Analyse der lebensweltlichen Sozialstrukturen*, welche die Erscheinungsformen von Intersubjektivität bestimmen; dabei nimmt Schütz Abstand vom Verfahren der phänomenologischen Reduktion und wechselt zur "mundanen Einstellung", bleibt aber bei der Methode phänomenologischer Konstitutionsanalyse und versteht seine Untersuchungen als "eidetische". In einem DRITTEN SCHRITT schliesslich erörtert Schütz im Licht der vorangegangenen Untersuchungen die *methodologischen Probleme der Verstehenden Soziologie*. Diese drei thematischen Felder prägen nun nicht nur dieses Buch, sondern sein gesamtes Werk. Dabei ist der erste Problemkreis in der Rezeption der bisher unbeachtete geblieben; erst in jüngerer Zeit hat Richard Grathoff (1977) an die Schützschen Ansätze zu einer Theorie sozialen Handelns erinnert.¹ Schütz' Hauptleistung wird heute i.a. vor allem im zweiten und dritten Problemkreis gesehen – seinen völlig eigenständigen Analysen der Strukturen der Lebenswelt und seinem methodologischen Beitrag. – *Im Folgenden* werde ich meine Ausführungen in der gleichen Weise gliedern, dabei aber stets auf der Grundlage des Gesamtwerkes argumentieren. *Kapitel 4* befasst sich mit Schütz' Anwendung der – vorwiegend in phänomenologischer Reduktion durchgeführten – Husserlschen Konstitutionsanalysen auf Probleme der sozialwissenschaftlichen Analyse; dabei habe ich die Problematik des Fremdverstehens

¹ Dies hängt damit zusammen, dass Schütz in den Vereinigten Staaten berühmt geworden ist, sein Buch aber, das die ausführlichsten Analysen zu diesem Problemkreis enthält, erst 1967 ins Englische übersetzt worden ist.

(Abschn.4.2.), obwohl sie bereits die mundane Ebene betrifft, ebenfalls hier zugeordnet, da es wiederum vorwiegend um die Verwertung Husserlscher Forschungsergebnisse geht und die Logik der Sachhaltigkeit nahelegt, sie an die Analysen der Selbstausslegung anzuschliessen. *Kapitel 5* ist schliesslich Schütz' Analysen der Strukturen [33] der Lebenswelt gewidmet, welche völlig genuin sind. Die methodologischen Überlegungen schliesslich finden sich, entsprechend der vorliegenden Problemstellung, als eigenständiger Teil (*Teil II*) ausgesondert.

4.1. Erlebnis- und Handlungssinn in Selbstausslegung

Schütz hatte an Weber kritisiert, dass dieser 1) im Begriff "Sinn" verschiedene Sinnschichten miteinander vermengt, 2) es unterlässt, zwischen subjektiven und objektiven Sinnzusammenhängen zu unterscheiden, 3) die konstitutive Rolle der Zeitstruktur jedes Sinnentwurfes übersieht und 4) keinen Unterschied macht zwischen Selbstdeutung und Fremddeutung; Weber verstrickt sich daher in verschiedene Widersprüchlichkeiten. *Im Folgenden* gilt es, die Konstitution von Sinn im individuellen Bewusstsein genau zu analysieren und anschliessend den Prozess der Deutung fremdseelischer Erlebnisse herauszuschälen. Schütz stützt sich in diesen Analysen auf einige lebensphilosophische Konzepte Henri Bergsons, v.a. aber auf die Husserlschen Untersuchungen in phänomenologischer Reduktion.²

4.1.1. Die Konstitution des Erlebnisses im subjektiven Bewusstsein

Schütz erkannte, dass sich Sinn in der Zeitdimension konstituiert. Bezüglich der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein spielt dabei nicht die objektive, quantifizierbare Zeit die entscheidende Rolle, sondern die subjektiv erlebte Zeit; die *Trennung von subjektiver Erlebniszeit und intersubjektiver Standardzeit* wird eine Grundprämisse seiner weiteren Untersuchungen. Diese Unterscheidung lässt sich sowohl von Husserl wie von Bergson her begründen. Bergson hatte den Gegensatz zwischen dem schlichten Hinleben im Erlebnisstrom und dem Leben in der raum-zeitlichen, begrifflichen Welt zur Grundlage genommen, das Phäno- [34] men der *inneren Dauer* zum Zentrum seines philosophischen Systems zu machen. (Bergson, 1889; 1922) Diese "durée" ist ein kontinuierliches Werden und Entwerden, ein stetiger Übergang von einem Jetzt und So zu einem neuen Jetzt und So, und ist prinzipiell unreflektiert: Die Reflexion selbst gehört als Funktion des Intellekts bereits der Raum-Zeit-Welt an, in welcher wir uns im täglichen Leben bewegen. Diese Alltagswelt nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und hindert das Bewusstsein an der intuitiven Versenkung in die reine Dauer. Lässt hingegen die Bewusstseinsspannung der "attention à la vie" nach, so lösen sich die Konturen, Grenzen und Abscheidungen der Wahrnehmungsbilder auf in gleitende Übergänge und gehen in ein fließendes Werden und Entwerden über. Bergson zieht daraus den Schluss, dass alle Abgrenzungen und Loslösungen der Erlebnisse aus dem fließenden inneren Dauerablauf künstlich, das heisst ihm fremd, und alle Zerteilungen des Ablaufs nur Übertragungen raumzeitli-

² Die folgenden Ausführungen sind eine etwas umgeordnete Zusammenfassung des 2. Abschnitts des "Sinnhaften Aufbaus" (Schütz, 1974: 62-136). Um den Text nicht mit Zitatangaben zu überladen, begnüge ich mich mit diesem Generalverweis; an entsprechender Stelle findet sich auch die sorgfältige Dokumentation der Husserlschen Originalquellen. Schütz hat sich in der Folge nie mehr näher mit Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion befasst (vgl. Abschn. I 5.).

cher Vorstellungsweisen auf die prinzipiell andersgeartete *durée* sind. In der Tat, so Schütz, erlebe ich mein Altern nicht innerhalb des einsinnigen unumkehrbaren Ablaufs, nicht innerhalb des schlichten Dahinlebens, sondern erst in der Reflexion darauf – erst wenn ich mich diesem Ablauf in besonderer Attitüde zuwende.

Husserls Untersuchungen decken sich mit dieser Konzeption im Prinzip, verfeinern sie aber wesentlich. Das Bewusstseinsleben ist seinem Wesen nach in dauerndem Fluss, vollzieht sich in einer präphänomenalen, präimmanenten Zeitlichkeit; intentional ist es (im Alltag) auf die Erlebnisobjekte in der objektiven Zeitsphäre gerichtet. Diese Querintentionalität muss durch eine Längsintentionalität ersetzt werden, wenn das Bewusstsein die Urerlebnisreihe selbst, den Inhalt des Flusses in seiner Flussform, zum Gegenstand machen will. Im Bewusstseinsstrom ist Erleben stets "Erleben von etwas", und die Aufmerksamkeit ist stets auf dieses "Etwas" gerichtet und nicht auf das Erleben selbst. In den Begriffen Husserls: Das im *cogito* lebende Ich hat stets das Cogitatum, nicht aber die Cogitationes selbst im Blick. Das Erlebnis selbst ist daher stets präphänomenal; es kann nie im aktuellen Erleben selbst, sondern erst im Nachhinein zu einem (intentionalen) Phänomen gemacht werden, indem es durch aufmerkende Zuwendung und Erfassung zu einer neuen Seinsweise gebracht und zu einem "unterschiedenen", "herausgehobenen" gemacht wird. Erst in der Er-innerung kann ein Erlebnis als [35] phänomenales, "wohlunterschiedenes" ausgegrenzt und als sinnhaft gesehen werden.

Sinn wird stets thetisch konstituiert, d.h. kommt durch stellungnehmende Akte (Ichakte) durch Reflexion zustande. Solche *Reflexion* kann sich auf abgelaufene, vergangene Erlebnisse wie auf vorgestellte, zukünftige Erlebnisse richten. In Bezug auf die vergangenen Erlebnisse unterscheidet Husserl zwischen primärer und sekundärer Erinnerung, zwischen Retention und Reproduktion. Die *Retention* schliesst sich unmittelbar an die Impression an, ist ein Noch-Bewusstsein der gerade abgelaufenen Impression. Die Wahrnehmung einer Bewegung z.B. ist Moment für Moment eine Jetzt-Auffassung, doch jede Jetzt-Auffassung führt einen Kometenschweif von Retentionen mit sich, die auf die unmittelbar abgelaufenen Jetzt-Punkte bezogen sind; da Bewusstseinsleben stets im absoluten Jetzt abläuft, wäre ohne diese Retentionen die Wahrnehmung eines Bewegungsablaufs gar nicht möglich. Wie die Urimpression³ ist die Retention originäres Bewusstsein und hat daher den Evidenzgrad absoluter Gewissheit. Die *Reproduktion* ist demgegenüber die Wiedererinnerung eines vergangenen Erlebnisses; sie ist ein selbständiger, neuer Bewusstseinsakt und von der Impression deutlich abgegrenzt. Sie kann sich in einem schlichten Zugriff auf ein als Einheit gefasstes Erlebnis vollziehen (monothetische Reproduktion) oder in wirklich nacherzeugender, schrittweise aufbauender, wiederholender Erinnerung (polythetische Reproduktion). Erst in dieser sekundären Form von Erinnerung, der (monothetischen oder polythetischen) Reproduktion, kann einem abgelaufenen Erlebnis Sinn zugemessen werden. – Neben diesen vergangenheitsbezogenen Erinnerungsformen gibt es aber auch zukunftsbezogene, nämlich die Protention und die Vor-Erinnerung. *Protentionen* reihen sich wie Retentionen unmittelbar an die Impression, bilden jene

³ "Urimpression" und "Impression" werden hier synonym verwendet. Husserl betonte mit diesem Präfix die Ursprünglichkeit der Impression im aktuellen Jetzt und So, demgegenüber jedes zeitlich verschobene Hinschauen auf diese Impression sekundär ist.

Momente, die unmittelbar bevorstehen. Im Unterschied zu den Retentionen sind sie im aktuellen Erleben noch nicht mit Inhalt gefüllt, sondern leer: Erwartet wird, *dass* etwas kommt, jedoch *was* kommt, bleibt unbestimmt. Inhaltlich gefüllt werden sie hingegen, wenn sie in einem Akt der Reflexion Teil [36] der *Vor-Erinnerung* (vorblickenden Erwartung) werden, welche sich zukünftige Erlebnisse als sinnhafte vorstellt. Die Vor-Erinnerung besteht in schlichten anschaulichen Vorstellungen, in welchen ein Erlebnis reflexiv antizipiert wird. Auch hier gilt, dass ein Erlebnis lediglich als abgelaufenes Sinn haben kann; im Phantasieren wird nicht das Erleben in seinem Ablauf, sondern das als abgelaufen gesetzte Erlebnis *modo futuri exacti* in den Blick genommen. Auch diese reflexive Antizipation zukünftiger Erlebnisse kann wiederum monothetischer oder polythetischer Form sein.

Vergangenheitsbezogene und zukunftsbezogene Reflexion (Sinnkonstitution) unterscheiden sich im Wesentlichen dadurch, dass die Reproduktion die tatsächlichen vergangenen Erlebnisse notwendigerweise modifiziert, während die Vorstellung zukünftiger Erlebnisse erst noch "erfüllt" (bzw. nicht erfüllt) werden muss. Beide unterliegen aber gleichermassen den "*attentionalen Modifikationen*": Der Ich-Strahl, die "*attention à la vie*", kann vom aktuellen Erfassen über sekundäres Aufmerken und Gerade-noch-Bemerken bis zum Unbeachtet-Bleiben reichen. Durch diese noetischen Modifikationen wandelt sich korrelativ auch das Noema des Erlebnissinnes. Der Aufmerksamkeitsgrad reflexiver Zuwendung bestimmt, was in einem bestimmten Jetzt und So noch eingehender analysiert und was als genügend geklärt erachtet wird; als "fraglos gegeben" gilt dann, was dem pragmatischen Interesse als nicht weiter auflösungsbedürftig erscheint. Das pragmatische Interesse und die entsprechend gezollte Aufmerksamkeit bestimmen auch die Qualität und die zeitliche Spannweite des erfassten Erlebnissinnes: Ich kann die "Faszination eines Augenblicks" wie die "schwere Jugendzeit" vor Augen haben. Fügt sich eine Reihe polythetisch gegliederter Erlebnisse ($E_1, E_2 \dots E_n$) zu einer Synthesis höherer Ordnung und tritt monothetisch als konstituierte Einheit in den Blick, so handelt es sich um einen *Sinnzusammenhang*. Unsere ganze Erfahrung besteht in Sinnzusammenhängen, denn sie baut sich in polythetischen Aktvollzügen auf, auf deren Synthesis wir in einem monothetischen Blickstrahl als auf das Erfahrene hinzusehen vermögen. Jede solche Synthese kann wiederum mit andern polythetischen Akten jederzeit zu übergeordneten Synthesen zusammengefasst werden. Der *Gesamtzusammenhang der Erfahrung* ist dann der Inbegriff aller Sinnzusammenhänge, der "Inbegriff aller durch das Ich als freies Wesen in einem gegebenen Zeitpunkt seiner Dauer vollziehbaren reflexiven Zuwendungen [37] (einschliesslich aller attentionalen Modifikationen dieser Zuwendungen) auf seine abgelaufenen in phasenweisem Aufbau konstituierten Erlebnisse" (Schütz, 1974: 104 – im Original Kursivdruck). Der *spezifische Sinn eines Erlebnisses* "besteht dann in der Einordnung dieses Erlebnisses in den vorgegebenen Gesamtzusammenhang der Erfahrung" (ibid. Kursivdruck). Damit ergibt sich nun auch eine präzise *Definition des Begriffes "gemeinter Sinn"*: "Gemeinter Sinn eines Erlebnisses ist nichts anderes als eine Selbstausslegung des Erlebnisses von einem neuen Erleben her." (ibid. – Kursivdruck) Aufgrund der obigen Ausführungen muss diese vergangenheitsbezogene Formulierung dahingehend ergänzt werden, dass "gemeinter Sinn" auch Selbstausslegung im Sinn eines Entwurfs eines zukünftigen Erlebnisses vom jetzigen Erleben her sein kann. Diese Selbstausslegung ist Rückführung von Unbekanntem auf Bekanntes, auf

das im jeweiligen Jetzt und So im subjektiven Wissensvorrat Gegebene, auf Schemata der Erfahrung. Diese Erfahrungsschemata präsentieren sich material als fertig konstituierte Erfahrungsgegenständlichkeiten, die als Interpretationsschemata auf zu deutende Erlebnisse bezogen werden; ihre komplexe Struktur, ihre formale Konstitutionsweise als Synthesen höherer Stufe aus polythetischen Akten der erfahrenden Erlebnisse, tritt erst zutage, wenn wir in transzendentaler Konstitutionsforschung sie auf ihre Sinnesgeschichte befragen.

Zusammengefasst zeigen diese Analysen, dass aktuelles Erleben per se sinnlos ist und ein Erlebnis erst zu einem sinnhaften wird, wenn es durch einen eigenständigen Bewusstseinsakt, nämlich durch vergangenheits- oder zukunftsbezogene Reflexion aus dem stetigen Bewusstseinsstrom als "wohlunterschiedenes" ausgegrenzt und ihm Sinn prädiziert wird. Selbstausslegung ist Sinnschöpfung, eine eigenständige Bewusstseinsleistung, die auf dem gegenwärtig verfügbaren Wissensvorrat beruht, der die vergangenen Erfahrungen in Form von vergegenständlichten Sinnzusammenhängen enthält. Der Grad, bis zu dem der Sinn eines Erlebnisses bzw. der Sinnzusammenhang einer Erlebnisreihe ausgelegt wird, hängt von den attentionalen Modifikationen und dem dahinter stehenden subjektiven pragmatischen (Interpretations-)Interesse ab. Die strukturellen *Grenzen der Auslegung* macht Schütz an den *Grenzen der "Rationalisierbarkeit"* fest: Während die Wiedererinnerung an ein Erlebnis der äusseren Wahrnehmung zu beliebigen Zeitpunkten in freier Reproduktion geleistet werden kann und relativ deutliche Gestalt annimmt, ist in [38] Bezug auf Erlebnisse der inneren Wahrnehmung (Erlebnisse der Leiblichkeit des Ich, wie Muskelspannungen und -entspannungen, physischer Schmerz, Erlebnisse der Geschlechtssphäre etc., oder psychische Stimmungen und Gefühle, wie Freude, Trauer, Ekel, usf.) oft nur das Dass dieser Erlebnisse im schlichten Zugriff erhaschbar, während die Erinnerung an das Wie unvollziehbar bleibt. Die Grenzen der Erinnerbarkeit decken sich genau mit den Grenzen der "Rationalisierbarkeit", denn Erinnerbarkeit ist die oberste Voraussetzung aller rationalen Konstruktion. (Die "Rationalisierungen" können aufgrund der attentionalen Modifikationen natürlich ganz unterschiedliche Deutlichkeitsgrade haben und dürfen daher nicht mit "wissenschaftlicher Rationalität" verwechselt werden.)

Im Folgenden gilt es nun zu untersuchen, was diese Analysen der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein für Konsequenzen für die Fassung der handlungstheoretischen Grundbegriffe haben.

4.1.2. Die Reformulierung der handlungstheoretischen Grundbegriffe

(1) Was für die Sinnkonstitution im Erlebnisbereich gesagt wurde, gilt auch auf der Verhaltensebene – Verhalten ist ja nur eine bestimmte Erlebensform. Schütz übernimmt Husserls Terminologie und definiert "*Verhalten*" "als durch spontane Aktivität sinngebendes Bewusstseins Erlebnis" (Schütz, 1974: 73). Sinngebend ist es aufgrund seiner intentionalen Bezogenheit. Erlebnisse ursprünglicher Passivität sind keine sinngebenden Erlebnisse: Wenn ich physischen Schmerz empfinde oder jemand meinen Arm hebt und fallen lässt, so ist das kein Verhalten; jede "Einstellung" zu diesen Erlebnissen jedoch – z.B. wenn ich den Schmerz bekämpfe, unterdrücke oder ihm freien Lauf lasse; oder wenn ich die von aussen kommende Einwirkung auf meinen Leib gewähren lasse oder ihr Widerstand leiste – ist ein Ichakt und damit

sinngebend. Das Sich-Verhalten ist spontane Aktivität, die im stetigen Bewusstseinsstrom polythetisch die originale Konstitution der Bewusstseinsgegenständlichkeiten leistet. Während es diesen intentionalen Bewusstseinsgegenständlichkeiten Sinn gibt, bleibt das Sich-Verhalten in seinem Ablauf selbst ein präphänomenales Bewusstseinserlebnis, an das sich "kontinuierliche retentionale Abschattungen" anschliessen und das sich in "retentionaler Stetigkeit" in eine sekundäre passive Form, in eine "sekundäre Sinn-[39] lichkeit" verwandelt. *Wie ein Erlebnis, wird auch das Verhalten erst im rückblickenden reflexiven Blickstrahl sinntragend*, erst wenn das Bewusstsein sich in einem besonderen Akt intentional darauf bezieht. Verhalten kann also durchaus sinnhaft sein (im Widerspruch zu Max Weber), aber stets erst im Nachhinein als ein abgelauenes Verhalten haben.

In strikter Anlehnung an Husserl definiert Schütz auch den *Begriff des Handelns* als eine spezifische Art Verhalten: Was das Handeln vom Verhalten unterscheidet, ist... das Entworfensein der Handlung, die durch das Handeln zur Selbstgegebenheit gelangen soll." (Schütz, 1974: 79) Handeln hat "*Entwurfscharakter*" (Heidegger), vollzieht sich nach einem vorgefassten Plan, der in Vorerinnerung Zukünftiges reflexiv antizipiert. *Der Sinn des Handelns ist die vorher entworfene Handlung*; d.h. Sinn kann wiederum nur der als abgelaufen vorgestellten Handlung beigemessen werden, diesmal aber nicht modo präterito, sondern modo futuri exacti. Dieser Sachverhalt erfordert nun eine klare *begriffliche Trennung zwischen* der konstituierten (sinnhaften) *Handlung (actum)* und dem Erzeugen dieser Handlung, dem *Handeln (actio)*. Entworfen werden kann nur die Handlung, in Form eines Handlungsziels, nicht aber das Handeln. Ein solcher Handlungsentwurf basiert auf vergangenen Erfahrungen und greift auf gleiche, analoge oder ähnliche vergangene Handlungen zurück. Die Spannweite der entworfenen Handlung kann dabei natürlich je nach pragmatischem Interesse verschieden gross sein und bei Bedarf jederzeit in Subhandlungen, in Subziele, aufgegliedert werden. Dies zeigt sich deutlich bei einer reinen Zweckhandlung, bei der nach der Zielsetzung die Mittel zur Zielerreichung gesetzt werden; jedes dieser Mittel ist wiederum eine Teilhandlung und kann als Subziel ins Auge gefasst werden. Die *sinnhafte Handlungseinheit* ist also eine *Funktion der Entwurfsreichweite* und damit stets *subjektiv*. Ebenso subjektiv ist der Deutlichkeits- bzw. Verworrenheitsgrad des Handlungsentwurfs: Er gestaltet sich nach Aufmerksamkeitsgrad, Entwurfsspannweite und verfügbarem Erfahrungsvorrat.

Die Untersuchung der Konstitution sinnhafter Handlungen muss mit einer *Zeitanalyse* gekoppelt werden. Denn die Evidenz des Handelns präsentiert sich ganz anders, je nachdem, ob dieses in der Zukunft, der Gegenwart oder der Vergangenheit liegt: Dem intendierten Handeln wäh- [40] rend des Handlungsablaufs und dem intendierten Handeln nach vollzogener Handlung entsprechen je andere Evidenzen, denn *Evidenz* – im Sinne Husserls eine "spezifische Erfahrungsart des Bewussthabens" – *ist stets eine intentionale Leistung des aktuellen hic et nunc*. Daraus erklärt sich, dass ganz verschiedene Grade der Verworrenheit und Deutlichkeit der Handlungserlebnisse übereinander aufgebaut und durcheinandergeschachtelt sein können. So kann z.B. der Handlungsentwurf optimal deutlich, das Handeln in seinem Ablauf nur verworren und vag bewusst sein und die Reproduktion des abgelauenen Handelns infolge der Inadäquanz der Erinnerung vollständig misslingen. Max Webers "gemeinter

Sinn" einer Handlung trägt also immer den "*Index des jeweiligen Jetzt und So der Sinnendung*" und bleibt *stets relativ* auf das aktuelle "*hic et nunc*" bezogen – was für den Historiker, den Juristen und den Verstehenden Soziologen grosse Bedeutung hat.

Die Zeitstruktur des Handelns erhellt auch den involvierten *Motivzusammenhang*. Max Webers Theorie der Motivation fasste Motiv als sinnhaften "Grund" eines Verhaltens, wobei er "Sinn" und "Motiv" oft zusammenfallen liess. Wenn man nach dem "Warum" eines Handelns fragt, ist die Antwort ein "Weil". Dieses Weil hat aber einen andern Charakter je nachdem, ob es sich auf die Zukunft – das Handlungsziel – oder auf die Vergangenheit – die Motivation einer abgelaufenen Handlung – bezieht. Schütz behebt diese Äquivokation im alltäglichen Sprachgebrauch und bezeichnet jene Motive, die sich auf den Handlungsentwurf beziehen, als "*Um-zu-Motive*" (unechte Weil-Motive), und jene, die eine ausgeführte Handlung in einen Sinnzusammenhang mit andern Vergangenheits- und Vorvergangenheitserlebnissen setzen, als "*echte Weil-Motive*". Wenn wir z.B. von einem Mörder sagen, er habe die Tat verübt, um sich zu bereichern, so sprechen wir von seinem Um-zu-Motiv; wenn wir aber den Grund suchen, warum er diese Tat geplant hat und zum Mörder geworden ist, und diesen darin erblicken, dass er in zerrütteten Familienverhältnissen aufgewachsen, in schlechtes Milieu gekommen und von Kumpeln dazu angestiftet wurde, haben wir die Weil-Motive im Auge. Das Um-zu-Motiv ist also identisch mit dem Handlungsentwurf, an dem sich das aktuelle Handeln orientiert und durch den es Sinn bekommt.

Der *Prozess des Entwerfens einer Handlung* hat eine komplizierte Struktur; er besteht i.d.R. im Phantasieren einer Handlung und in [41] anschliessender Reflexion auf diese, darauf dem Phantasieren der alternativen Handlung und der Reflexion auf diese, schliesslich dem Vorstellen der Handlung plus der Reflexion auf diese etc. – "eine Unzahl aufeinanderfolgender, sich übereinander lagernder, einander fundierender und sich vielfach verschachtelnder Akte also" (Schütz, 1974: 91). Die *Entscheidung zu einem gewissen Handeln* ist also ein komplexer, sich polythetisch aufbauender Vorgang, der hingegen retrospektiv im monothetischen Blickstrahl erfasst wird und sich als vergegenständlichte Einheit präsentiert. Um eine Handlung aber überhaupt als *modo futuri exacti* vollzogen entwerfen zu können, muss der Handelnde bereits ein *Vormissen von dem Verlauf eines solchen Handelns modo präterito* haben. Je gleichartiger solche vergangenen Handlungen, die rückblickend monothetisch in den Blick gefasst werden können, und je grösser ihre Anzahl, desto mehr rückt ein entworfenes Handlungsziel in den Bereich des fraglos Gegebenen. Hieraus erklärt sich der Einfluss der Übung und Gewöhnung auf jede Art von Handeln: Je klarer und selbstverständlicher eine bevorstehende Handlung ist, desto grösser kann die Spannweite des Entwurfes sein; je neuartiger und ungewohnter aber ihr Charakter, desto mehr Zwischenziele wollen geplant sein. Ein Kaufmann beispielsweise, der routinemässig Flugreisen unternimmt, betrachtet kurzerhand den Flug Zürich-Tokio als nicht weiter aufteilungsbedürftige Handlungseinheit; jemand, der zum erstenmal einen Flug unternimmt, wird sich dagegen besorgt über die verschiedensten Einzeletappen Gedanken machen: Wie kommt man zum Flughafen, wie findet man den richtigen Terminal, wann muss man sich wo melden, wo das Gepäck abgeben, etc. Das Abstützen gegenwärtiger Handlungsentwürfe auf vergangenen Handlungserlebnissen, das im Alltag so

selbstverständlich vollzogen wird, ist seinem Wesen nach ein höchst fragiles Unterfangen: Es impliziert – das hat Husserl mit höchster Klarheit gesehen – die *Verwendung des Erfahrungswissens in den Idealitäten "Und-so-weiter" und "Man-kann-immer-wieder"*; erst aufgrund dieser Idealisierungen (die selbstverständlich wiederum Bewusstseinsleistungen sind) kann die zeitliche Brücke von der erfahrenen Vergangenheit in die zu erfahrende Zukunft geschlagen werden.

Während nun das Um-zu-Motiv, ausgehend vom Entwurf, die Konstituierung der Handlung erklärt, erklärt das echte *Weil-Motiv* aus vorvergangenen Erlebnissen die Konstituierung des Entwurfes selbst. Echte Weil-Motive sind also jene vorvergangenen Erlebnisse des Handelnden, [42] welchen er sich nach vollzogener Handlung modo plusquamperfecti zuwendet und die für ihn dadurch in einem Sinnzusammenhang stehen, dass er in einem monothetischen Blickstrahl auf die motivierenden und motivierten Erlebnisse als eine phasenweise konstituierte Synthesis hinzublicken vermag. Der Sinnzusammenhang der echten Weil-Relation ist also immer eine Selbstausslegung ex eventu und seine Erfassung stets eine neuerliche Zuwendung sui generis.

(2) Betrachten wir zwecks besserer Übersicht die *wesentlichsten Punkte der vorangegangenen Ausführungen* nochmals in ihrem *Zusammenhang*. Erleben befindet sich in dauerndem Fluss. Gegenüber Erlebnissen ursprünglicher Passivität ist *Verhalten* intentional auf etwas gerichtet und daher durch spontane Aktivität sinngebendes Bewusstseinserlebnis. Erleben/Verhalten findet stets im absoluten Jetzt statt und ist umlagert von Retentionen und Protentionen. Retentionen beinhalten den intentionalen Gegenstand der unmittelbar abgelaufenen Momente, die im jetzigen Augenblick in primärer Erinnerung jederzeit zuhanden sind; Protentionen sind inhaltsleere Erwartungen eines "Dass" unmittelbar bevorstehender Momente. Betrachte ich z.B. einen Sonnenuntergang, so besteht diese Tätigkeit in einem Schauen Augenblick für Augenblick, wobei mir jederzeit gegenwärtig ist, dass ich nicht gerade erst "jetzt" schaue (dank der Retentionen) und dass mein Erleben nicht vor dem Nichts steht, sondern irgendwie weitergehen wird (dank der Protentionen). Ein besonderer Bewusstseinsakt ist hingegen erforderlich, wenn ich mich in einem späteren Zeitpunkt an diesen Sonnenuntergang wiedererinnere (Reproduktion der Noema). Ein eigenständiger Akt ist weiter auch notwendig, wenn ich intentional auf meine abgelaufene Aktivität selbst zurückblicke, also auf mein aktives "Betrachten" des Sonnenuntergangs (Reproduktion der Noesis).⁴ Erst in solcher nachträglicher Reflexion werden aus dem Erlebnisstrom Erlebniseinheiten ausgeschieden und mit Sinn versehen; erst ex post kann ein Verhalten als sinnhaft gesehen werden. Die Wahl der Spannweite der Erlebnis- bzw. Verhaltenseinheit hängt vom persönlichen Interesse ab und kann Augenblick t_1 bis t_{333} umfassen oder auch t_{200} bis t_{1000} [43] ("t" ist dabei ein "Moment", ein "Augenblick" der inneren Dauer und nicht eine Einheit der Standardzeit). Dasselbe gilt auch fürs *Handeln*. Handeln unterscheidet sich hingegen vom Verhalten dadurch, dass es im Voraus entworfen wurde – als abgelaufen gesetzte Handlung modo futuri exacti –, dass es also ein Um-zu-Motiv enthält. Das Handeln erhält daher seinen Sinn vom Handlungsentwurf her. Wenn ich also einen Gemüseauflauf

⁴ Dieses Beispiel demonstriert auch schön, dass Noema und Noesis eine untrennbare Einheit bilden und nur analytisch auseinandergehalten werden können.

koche, erfahre ich jede Einzelhandlung – das Waschen des Gemüses, das Zerkleinern desselben, das Ausbuttern der Gratinform, das Raffeln des Käses etc. – als sinnhaft vom entworfenen Handlungsziel her. Neben seiner Ausgerichtetheit aufs sinnhafte Handlungsziel ist Handeln in seinem Ablauf natürlich seinerseits sinngebende Aktivität, indem es die handlungsrelevanten Wahrnehmungsgegenstände konstituiert: Für die Unterhandlung "Zwiebel-Schneiden" muss ich die Zwiebel als "Zwiebel", das Messer als "Messer", das unterliegende Holzbrett als "Holzbrett" sehen. Schliesslich kann nun in einem zusätzlichen Reflexionsakt der Handlungsentwurf in einen weiteren Sinnzusammenhang gestellt und nach den (echten) Weil-Motiven gefragt werden, d.h. nach den Gründen, die mich veranlassten, das geplante Handlungsziel überhaupt zu entwerfen (warum koche ich, warum einen Gemüseauflauf, warum gerade jetzt usw.). Diese Reflexion auf die Weil-Motive erfolgt typischerweise im Nachhinein einer vollbrachten Handlung, kann aber jederzeit auch während des Handelns oder auch unmittelbar nach dem Handlungsentwurf selbst angestellt werden. *Quintessenz dieser Analysen* ist, dass sowohl Verhalten wie Handeln für den Handelnden selbst nicht in ihrem Ablauf sinnhaft sind, sondern lediglich im Nach- bzw. Vorhinein, indem ihnen in einem besonderen Akt reflexiver Zuwendung *Sinn prädiiziert* wird. Und da jegliche Sinnprädikation unausweichlich von einem "Hier und Jetzt und So" aus erfolgt, ist sie stets ans jeweilige subjektive Interesse und den entsprechenden Aufmerksamkeitsgrad gebunden – *Verhaltens- wie Handlungssinn* bleiben daher, ob in retrospektiver oder prospektiver Reflexion entworfen, *stets subjektiv und relativ*.

Schütz beansprucht, mit der vorliegenden Konzeption verschiedene Äquivokationen in Max Webers Definitionen der handlungstheoretischen Grundbegriffs beseitigt zu haben: 1) Die unbefriedigende Scheidung von sinnhaftem "Handeln" und sinnlosem "Verhalten" ist bereinigt: Handeln unterscheidet sich vom Verhalten durch sein Entworfensein, und Verhalten kann retrospektiv ebenfalls als sinnhaftes erfahren werden; [44] 2) Weber unterscheidet einerseits zwischen aktuellem Sinn und motivationalem Sinn, meint aber an diversen anderen Stellen mit "Sinn" schlicht "Motiv"; er lässt jedoch unklar, ob auch "gemeinter Sinn" mit "Motiv" identisch ist und vernachlässigt das Problem des Sinnzusammenhangs. Gemäss Schütz ist Handlungssinn tatsächlich identisch mit dem "Um-zu-Motiv" dieser Handlung und damit mit dem "gemeinten Sinn". Die Unterscheidung zwischen aktuellem und motivationalem Sinn ist hingegen willkürlich und der Sache nach falsch: Der eine kann stets in den andern übergeführt werden, wenn man die Spannweite der Handlungseinheit ändert (z.B. "Holzhacken" ["aktueller" Sinn] kann aufgelöst werden in die einzelnen Schritte dieser Tätigkeit, mit denen der ["motivationale"] Sinn verbunden wird, dem angestrebten Ziel der Holzzerkleinerung förderlich zu sein; umgekehrt kann "Holzhacken" mit seinem Um-zu-Motiv zum ["aktuellen"] Handlungssinn "Geld verdienen" verbunden werden). 3) Weber vermengt in seinen Ausführungen (v.a. in seinen Beispielen) Um-zu-Motive und Weil-Motive, die nun aufgrund der Zeitanalyse säuberlich geschieden sind; 4) Weber übergeht (bzw. übersieht) den Umstand, dass Sinn lediglich in Selbstausslegung erfassbar und stets relativ auf den Zeitpunkt der Deutung ist; 5) schliesslich unterlässt es Weber, zwischen der Selbstausslegung des Handelnden durch den Handelnden selbst und der Interpretation dieses Handelns durch ein alter ego zu unterscheiden, was nach Schütz fatale Folgen hat. Dieser Punkt wird im Folgenden Abschnitt (4.2.) behandelt.

Die Berechtigung der Schütz'schen Kritik könnte nur in einer detaillierten exegetischen Kleinarbeit sorgfältig beurteilt werden, und zwar auf der Grundlage des Gesamtwerks Webers und nicht nur seiner programmatischen methodologischen Ausführungen. Sicher ist jedenfalls, dass Webers so scharfsinnig und konsistent anmutende Definitionen bei näherem Hinsehen tatsächlich Widersprüchlichkeiten enthalten. Schütz ist es gelungen, einige zentrale Unstimmigkeiten zu bereinigen, indem er – mit Husserl – die Implikationen der Sinnkategorie in systematischer Form auseinanderlegt und die erforderlichen Konsequenzen für die handlungstheoretischen Begriffsbestimmungen zieht. Weber ist dabei zugute zu halten, dass trotz der Mängel in seiner systematischen Abhandlung diverse zerstreute Einzelbemerkungen in konkreten Problemkontexten von einem recht umfassenden Problembewusstsein zeugen und dass er zudem gewisse Aspekte in seine Konzeption miteinbezog, die [45] Schütz ausser acht liess (z.B. die Frage unbewusster und vorgeschobener Motive – vgl. Abschnitt III 3.3.). Der Schütz'sche Ansatz seinerseits ist – soweit er überhaupt berücksichtigt wurde – ebenfalls nicht unwidersprochen geblieben. So kritisiert z.B. Richard Grathoff die rigorose Trennung von Erleben und reflexiver Sinnzumessung (Grathoff, 1977) und bedauert, dass sich Schütz in der Emigration nicht näher mit G. H. Meads (1969) Zeitanalysen beschäftigt hat, als er sich mit dem amerikanischen Pragmatismus auseinandersetzte (Grathoff, 1978: 396). Wie dem auch sei – es bleibt Schütz' Verdienst, die Phänomenologie in einer ganz spezifischen Weise für die Sozialwissenschaften fruchtbar gemacht zu haben, indem er die Husserl'schen Analysen in den Kontext von Webers Handlungstheorie stellte und jene meist verborgen bleibenden Bewusstseinsleistungen beschrieb, durch die der Sinn von Erlebnissen, Verhaltensweisen und Handlungen erst zustandekommt. Das entwickelte Modell der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein ist ausgesprochen flexibel und trägt damit der Mannigfaltigkeit menschlicher Sinnerzeugung und -deutung im Alltagsleben Rechnung. Inwieweit die vorliegenden Untersuchungen auch für die empirische sozialwissenschaftliche Analyse von Bedeutung sind, will ich in grundsätzlicherem Zusammenhang in Teil III erörtern.

4.2 Die Problematik des Fremdverstehens

Nachdem die Sinndeutung in Selbstauslegung offenliegt, muss nun untersucht werden, wie Verhaltens- und Handlungssinn durch ein alter ego gedeutet werden kann.⁵ Da Husserl bis zu Schütz' "Sinnhaftem Aufbau" ([1932] 1974) die Konstituierung des alter ego im Bewusstsein des einsamen Ich noch nicht in phänomenologischer Reduktion geklärt hatte⁶, [46] ersetzt Schütz die transzendentalphänomenologische Analyse der Intersubjektivität durch die "*Generalthesis des alter ego in der natürlichen Anschauung*". Im Alltag steht für uns die Existenz der Sozialwelt ebenso wenig in Fra-

⁵ Die folgenden Ausführungen basieren auf dem Dritten Abschnitt des "Sinnhaften Aufbaus" (Schütz, 1974: 137-197). Wiederum begnüge ich mich mit diesem Generalverweis und füge lediglich dann zusätzliche Anmerkungen an, wenn ich auf andere Quellen zurückgreife oder direkt zitiere

⁶ Husserl veröffentlichte erste Versuche in dieser Richtung in seinen "Méditationen Cartesiennes" (Husserl, 1950a), die Schütz während der Verfassung des "Sinnhaften Aufbaus" noch nicht zur Verfügung standen (Schütz, 1974: Anm. 59 – nachträglich baute er allerdings verschiedene Verweise darauf ein). Husserl hatte sich seit langer Zeit und immer wieder mit dem Problem der Intersubjektivität befasst (vgl. Husserl, 1973a₁₋₃).

ge wie dass die andern Menschen mit Bewusstsein ausgestattet sind.⁷ Dies steht durchaus in Einklang mit Husserls philosophischer Position, hat er die Phänomenologie doch trotz rigoroser Abstützung der Untersuchung aufs subjektive Bewusstsein nie als solipsistisch verstanden, sondern jeden Menschen als mit einem transzendentalen ego ausgestattet gesehen. Schütz hat aber lange fest darauf vertraut, dass Husserl die transzendentalphänomenologische Begründung der Intersubjektivität noch gelingen würde, womit die phänomenologischen Beschreibungen auch im Sozialbereich apodiktischen Stellenwert hätten und die Phänomenologie endgültig als Transzendentalphilosophie ausgewiesen wäre. Husserl nahm dieses Problem denn auch durchaus in Angriff. Später erkennt Schütz jedoch, dass diese Analysen mangelhaft sind, und meldet erhebliche Zweifel an Husserls Lösungsansatz an. (vgl. Abschn. III 1.1.2.)

Wenn wir nun aber die Prämisse akzeptieren, dass jedes Du Bewusstsein hat und sein Erlebnisstrom die gleichen Urformen aufweist wie der meinige, dann gelten alle bisher angestellten Untersuchungen für das einsame Ich in gleicher Weise auch für das alter ego. *Zwischen der Selbstauslegung eigener Erlebnisse und der Deutung fremder Erlebnisse bestehen aber einige wesentliche Unterschiede.* Jede Erfahrung vom Fremdseelischen ist auf der Erfahrung meiner je eigenen Erlebnisse von diesem alter ego fundiert; während mir mein eigener Erlebnisstrom vollständig und jederzeit zu beliebiger Selbstauslegung zur Verfügung steht, erfasse ich vom Erlebnisstrom des Du nur diskontinuierliche Segmente. Der Sinnzusammenhang, in dem ich diese Fragmente ordne, kann daher durchaus verschieden sein von jenem Sinnzusammenhang, in welchem das, alter ego seine Erlebnisse erfahrend erfasst. Die Reihe der von mir erfassten Erlebnisse des alter ego konstituiert also nur einen möglichen Erfahrungszusammenhang von einigen besonderen Erlebnissen des alter ego. Während m.a.W. die Selbstauslegung in der eigenen Dauer [47] kontinuierlich und vollständig möglich ist, ist *Fremdverstehen nur in "Auffassungsperspektiven"*, d.h. in diskontinuierlichen Segmenten und nie in Vollständigkeit möglich; gegenüber der prinzipiellen Unzweifelhaftigkeit der auf eigene Erlebnisse gerichteten "immanenten Akte" bleiben die auf das alter ego gerichteten "transzendenten Akte" (Husserl) stets prinzipiell zweifelhaft.

Ein Signum kann, gemäss Husserl, entweder ein Anzeichen oder ein Zeichen sein. *Anzeichen* werden in Bezug auf ein Angezeigtes gedeutet und können Gegenstände der belebten wie der unbelebten Welt sein; der Zusammenhang zwischen Anzeichen und Angezeigtem ist dabei nur im Bewusstsein des Interpretierenden konstituiert. Um Anzeichen handelt es sich, wenn ein Bauer niedrig fliegende Schwalben als "Schlechtwetterzeichen" sieht, wenn ein Geologe eine bestimmte Gesteinsformation als Indiz für Mineralvorkommen deutet oder wenn ich bestimmte fremde Leibesbewegungen als Zornausbruch interpretiere und damit die psychische Verfassung des alter ego erkenne. *Zeichen* dagegen haben eine intersubjektive Bedeutung und gehören zu einem expliziten Zeichensystem. Sie können in Artefakten (z.B. Wegweiser, Text) oder in konstituierten Handlungsgegenständlichkeiten (z.B. Gesten) bestehen. Zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht die Beziehung der Repräsentati-

⁷ Der Begriff "alter ego" definiert "den anderen" explizit als mit einem eigenen "ego" ausgestattet (das dem ego allerdings nur appräsentativ über den fremden Geist vermittelt ist – vgl. Abschn. III 1.1.2.).

on: Ich sehe nicht auf das gegenständliche Zeichen selbst hin, sondern auf den bedeuteten Gegenstand. Der (geübte) Leser betrachtet (i.d.R.) nicht die einzelnen Buchstaben oder Worte vor ihm, sondern eignet sich "direkt" die durch sie vermittelte Bedeutung an. Zwar muss ich die Bedeutung eines Zeichens nicht kennen, um es dem entsprechenden Zeichensystem zuordnen zu können (ich kann z.B. ein Zeichen als chinesisches erkennen, obwohl ich es nicht verstehe), das Wichtige am Zeichen ist aber doch sein Sinn. Dabei gilt es zwischen dem objektiven Sinn einerseits und dem subjektiven und okkasionellen Sinn andererseits zu unterscheiden. Der *objektive Sinn* betrifft die Bedeutungsfunktion des Zeichens: Das Zeichen ist dem, was es bedeutet, einsinnig zuordnungsbar unabhängig vom Zeichensetzenden oder -deutenden; es ist als echtes Deutungsschema gegenüber den Erlebnissen des erfahrenden Ich invariant, und es ist iterierbar, d.h. immer wieder anwendbar (Idealität des "immerwieder"). Der subjektive und okkasionelle Sinn betreffen die Ausdrucksfunktion des Zeichens; sie beziehen sich auf die konkrete Anwendungssituation und umkleiden den identischen Kern des objektiven [48] Bedeutungssinnes als Hinter- oder Nebensinn. Der *subjektive Sinn* besteht in der besonderen Bedeutung, das ein Zeichen für den Zeichensetzenden bzw. -deutenden aufgrund seines Vorwissens annimmt: Goethe, Hitler oder ich mögen unter "Heimat" etwas evident anderes verstehen. Eine weitere Modifikation besteht in der *okkasionellen Bedeutung*, die einem Zeichen aus dem Zusammenhang erwächst, in dem es gebraucht wird: Was mit "Baum" gemeint ist, ergibt sich wesentlich aus dem Gesamtzusammenhang der Rede und der jeweiligen pragmatischen Situation – ich meine die Palme in meinem Garten, nicht die Akazie drüben im Park und auch nicht meinen Stammbaum oder die Attrappe auf der Modelleisenbahn.

Ob das Signum (bzw. die Signa) Zeichen- oder Anzeichencharakter haben, hängt von der Art der Handlungssituation ab. Die Verwendung von Zeichen impliziert eine Kundgabeabsicht. Bei einem *Handeln ohne Kundgabeabsicht* (z.B. Holzhacken) deuten wir die fremden Leibesbewegungen als "Anzeichen" fremdseelischer Erlebnisse. Ebenso blicken wir über "Anzeichen" auf Fremdseelisches bei blossen spontanen Bewegungen (z.B. bei einem Zornesausbruch oder bei nicht-intendierten Gesten während des Gesprächs). Schütz' Abgrenzung solcher spontaner "Ausdrucksbewegungen" von "Ausdruckshandlungen", welche ein Um-zu-Motiv enthalten, also beabsichtigt sind, ist im konkreten Fall allerdings recht schwierig und stets zweifelhaft: Wenn einer braungebrannt am Strand entlangschlendert, mit einem eleganten Kopfsprung ins Wasser springt und einen Kilometer weit auf den Horizont zuschwimmt, oder wenn er im Liegestuhl – für andere sichtbar – Homer liest oder ernst die Augen zum Himmel hebt und nach den (für andere unsichtbaren) Vorzeichen des Wetters späht, bleibt durchaus fragwürdig, ob wir nun wirklich spontane Aktivität vor uns haben oder ob es ein Beispiel jenes fein kalkulierten Ausdruckshandelns ist, das Goffman (1959) so meisterhaft als "impression management" beschrieben hat. Diesbezüglich klar ist die Lage beim *Kundgabehandeln*, welches Zeichen verwendet. Die Deutung umfasst hier erstens die Erfassung des objektiven wie des subjektiven und okkasionellen Sinnes der verwendeten Zeichen und zweitens der Motive dieses Handelns. Die Interpretation der Motive muss dabei beim Um-zu-Motiv ansetzen; habe ich dieses als fertig konstituierte Gegenständlichkeit im Blick, kann ich reflexiv auch nach dem Weil-Motiv des Handlungsentwurfes fragen. [49]

Sinnsetzung und Sinndeutung sind in der sozialen Interaktion meist aufeinander bezogen: Der Handelnde blickt bei der Sinnsetzung monothetisch auf die aufbauenden Akte im Bewusstsein des Sinndeutenden, in – notwendigerweise vager – Vorerinnerung der Deutung durch den andern. Der Sinndeutende wendet sich seinerseits von den gesetzten Zeichen *modo plusquamperfecti* auf den ihnen vorangegangenen Entwurf des Sinnsetzenden zurück; hierauf kann er nach den Weil-Motiven fragen (die der Handelnde selbst meist nicht im Blick hat). *Echtes Fremdverstehen* weist sich nach Schütz gerade dadurch aus, dass es über die Handlungserzeugnisse hinausgeht und sich auf die subjektiven Erlebnisse des Handelns bezieht. Dies verdeutlicht er wiederum durch die Kategorien "objektiver" und "subjektiver" Sinn. Infolge der signitiven Vermittlung des Fremdpsychischen vollzieht sich Fremdverstehen an Objektivationen, die in konstituierten Handlungsgegenständlichkeiten (vollzogene Bewegungen, Gesten, Denkmäler etc.) bestehen. Der *objektive Sinn* einer solchen Objektivation ist der fertig konstituierte Sinnzusammenhang des Erzeugten selbst, ihre allgemeine Bedeutung in der Idealität des "Und-so-weiter" und "Man-kann-immer-wieder". Dahinter versteckt sich das unpersönliche "man" (jedermann, irgendwer), d.h. der objektive Sinn ist von jeder fremden Dauer losgelöst und bleibt sich gleich, ob er von mir, dir oder irgendwem gesetzt wurde.⁸ Demgegenüber besteht der *subjektive Sinn* in jenem Sinnzusammenhang, der sich im Bewusstsein des die Objektivation Erzeugenden polythetisch aufbaute. *Auf diesen subjektiven Sinn fragt nun echtes Fremdverstehen zurück*. Da die Wissenschaften i.d.R. nach "allgemeinen" Zusammenhängen suchen, ist daher ein Grundproblem jeder Verstehenden Sozialwissenschaft, solche subjektiven Sinnzusammenhänge in objektive Sinnzusammenhänge überzuführen (vgl. Teile II und III).

Zusammenfassend können wir festhalten, dass Fremdverstehen in einem signitiven Erfassen der fremdseelischen Erlebnisse des alter ego besteht und stets eine *Selbstausslegung* durch den Deutenden ist. Die Deutung fremden Erlebens ist dadurch erschwert, dass dem Deutenden [50] nie der gesamte fremde Erfahrungsstrom zur Verfügung steht, sondern stets nur einzelne Fragmente davon. Der "gemeinte Sinn" ist lediglich dem Handelnden in Selbstausslegung zugänglich und kann von einem fremden ego nie völlig adäquat erfasst werden. Der tatsächlich gemeinte Sinn *S* und der von einem andern gedeutete "gemeinte Sinn" *S'* fallen also prinzipiell auseinander und sind daher streng zu unterscheiden; *S' kann stets nur ein Näherungswert zu S sein*. Wie gut diese Näherung gelingt, hängt im Wesentlichen davon ab, was für ein *Wissen* ego vom alter ego hat und was für ein *Interesse* an korrekter Auslegung. Umfang und Qualität meines Wissens vom andern Menschen hängen wesentlich von meiner Beziehung zu diesem ab – kenne ich den andern persönlich oder nur über Massenmedien oder aus Geschichtsbüchern, bin ich mit ihm regelmässig zusammen oder begegne ich ihm nur flüchtig, ist er mir intim vertraut oder bleibt er mir anonym? Das Interesse an einer konkreten Auslegung schliesslich bestimmt sich nach der situativen Motivationslage, die im Alltag pragmatischer Art, im Fall einer wissenschaftlichen Forschung hingegen theoretischer Natur ist. Je nach Beziehungsart zwischen Deu-

⁸ Mit dieser Fassung von "objektivem Sinn" weicht Schütz keineswegs von Weber ab (bei Weber war es implizit im "aktuellen Sinn" verborgen); es geht nicht um einen metaphysisch objektiven, sondern um einen intersubjektiv anerkannten, also *sozial* gültigen Sinn.

tendem und Gedeutetem und je nach Grad des involvierten Interesses hat daher die Sinndeutung einen anderen Charakter. Um das Fremdverstehen weiter aufzuklären, müssen daher in einem nächsten Schritt die *Strukturen der Lebenswelt* analysiert werden.

5. Konstitutionsanalysen in mundaner Einstellung: Die Strukturen der Lebenswelt

Schütz konnte die Untersuchungen der Konstitutionsphänomene im inneren Zeitbewusstsein, die Husserl innerhalb der phänomenologisch reduzierten Sphäre – also nach Vollzug der epoché durchgeführt hatte, erfolgreich auf die Probleme der Konstitution von Handlungs- und Verhaltenssinn anwenden. Beim Übergang zur Analyse des Fremdverstehens musste er jedoch bereits die alltagsweltliche "Generalthesis des alter ego" als nichthinterfragte Prämisse einführen, da er nicht auf eine (von Husserl) bereits geleistete transzendentalphänomenologische Begründung der Intersubjektivität zurückgreifen konnte. Im Übrigen hielt sich die Analyse der Fremddeutung aber strikte an die in phänomenologischer Reduktion offengelegten Konstitutionsleistungen des subjektiven Bewusst- [51] seins und an Husserls (implizites) Konzept einer Monadengemeinschaft – Fremdverstehen als egos Selbstauslegung der signitiv vermittelten Bewusstseinsabläufe des alter ego. Die Problematik des Fremdverstehens wurde damit jedoch keineswegs erschöpft, wird sie doch auch nachhaltig von den *Strukturen der Lebenswelt* bestimmt, d.h. von den Gegebenheitsweisen der Intersubjektivität: Je nach räumlicher und zeitlicher Distanz und je nach Typik und Relevanz gestaltet sich die Beziehung zwischen Deutenden und Gedeutetem verschieden. Eine Analyse der Strukturen der Lebenswelt bildet daher die nächste notwendige Etappe der Aufklärung des Fremdverstehens.

Von der Problematik des Fremdverstehens geleitet, stiess Schütz ganz selbständig auf die Relevanz einer Strukturanalyse der Sozialwelt für die sozialwissenschaftliche Methode; umso interessanter ist es, dass auch der späte Husserl zur Einsicht kam, die Lebenswelt bilde den unbefragten Boden der Wissenschaften und diese könnten daher nur über eine phänomenologische Analyse der lebensweltlichen Strukturen begründet werden. Schütz war von dieser Konvergenz inspiriert und übernahm den Begriff der "Lebenswelt", seine Untersuchungen unterscheiden sich aber von jenen Husserls sowohl in Zielrichtung wie Methode: Geht es Husserl um Fragen der Beziehung von wissenschaftlicher Methode und ihrem Gegenstand, von Sein und Methode bis zum Problem des Sinns menschlichen Daseins, so zielt Schütz ("lediglich") auf eine Klärung der Verstehenden Methode; und ist Husserl v.a. am transzendentalphilosophischen Aspekt der Lebenswelt interessiert, so beschäftigt sich Schütz mit ihrer mundanen Seite (vgl. Teil II). Fremdverstehen vollzieht sich in den Strukturen *mundaner* Sozialität. Deren Analyse macht daher für Schütz ein weiteres Verbleiben in der Sphäre der transzendentalphänomenologischen Reduktion überflüssig, da wir es hier "nicht mehr mit den Konstitutionsphänomenen im phänomenologisch reduzierten Bereich, sondern nur mehr mit den diesen entsprechenden Korrelaten in der natürlichen Einstellung zu tun" haben (Schütz, 1974: 56). Die in phäno- [51] menologischer Reduktion geleisteten Deskriptionen behalten dabei ihre Gültigkeit auch im mundanen Bereich, sofern wir auf dem "Boden der inneren An-

¹"Lebenswelt" und "Alltagswelt" sind synonym zu verstehen. Der Begriff "Lebenswelt" stammt von Husserl, während im Anschluss an Schütz sowohl von "Lebenswelt" wie "Alltagswelt" gesprochen wird, besonders da auch "common sense" (korrekterweise) als "Alltagswissen" oder "Alltagsverstand" übersetzt wird (vgl. B. Luckmann & R. Grathoff, 1971); im Englischen spricht man von "life-world", von "world of everyday life" oder von "common sense world" ("cs world").

schauung als Anschauung des dem Seelischen Eigentlichen" (Husserl) verbleiben, wir also nicht "Wissenschaft von den faktischen Tatsachen dieser inneren Anschauungssphäre, sondern ... Wesenswissenschaft" treiben, d.h. "nach den invarianten eigenwesentlichen Strukturen einer Seele, bzw. einer Gemeinschaft seelischen (geistigen) Lebens: d.h. nach ihrem Apriori" fragen (Schütz, 1974: 56). Wir treiben dann, nach Husserl, "phänomenologische Psychologie", d.h. eine "Psychologie der reinen Inter-subjektivität" oder m.a.W. eine "konstitutive Phänomenologie der natürlichen Einstellung" (ibid.).² Die natürliche Einstellung besteht in jenen Annahmen und Glaubensüberzeugungen, welche wir im alltäglichen Leben als fraglos gegebenen Boden unserer Wahrnehmungen und Handlungen hinnehmen. Eine "konstitutive Phänomenologie der natürlichen Einstellung" versucht nun jene invarianten Apriori herauszuschälen, die wir als unbefragte Selbstverständlichkeiten stets voraussetzen. Schütz' phänomenologische Analyse beschäftigt sich dabei – wie bereits herausgestellt – nicht mit der eidetischen Deskription soziokultureller und -historischer Einzelphänomene, sondern will jene (eidetischen) *konstitutiven formalen Merkmale* beschreiben, welche jeder sozial relevanten Sinnsetzung und -deutung zugrundeliegen.

Schütz betrachtete seine Analysen der Strukturen der Lebenswelt als seinen Hauptbeitrag und ihre weitere Ausarbeitung und systematische Zusammenstellung als integrative Krönung seines Lebenswerkes. Sein früher Tod verhinderte jedoch das Erreichen dieses Ziels; die Herausgabe und Überarbeitung der vorhandenen Manuskripte wurde von Thomas Luckmann besorgt (Schütz & Luckmann, 1975 [Bd.1], 1984 [Bd.2]). Überblickt man die Schütz'schen Arbeiten, so kristallisieren sich m.E. die folgenden thematischen Schwerpunkte heraus: 1) die Aufschichtungen der Lebenswelt, 2) die Organisation des Wissens und 3) die Mannigfaltigkeit der Realitäten. [53]

5.1. Die Aufschichtungen der Lebenswelt³

5.1.1. Räumliche Aufschichtungen

Die Lebenswelt umfasst in ihrer Totalität sowohl die Natur- wie die Sozialwelt. Ausgangspunkt für meine Orientierung im *Raum* ist der Ort, an dem ich mich leiblich befinde. Er ist "der Nullpunkt des Koordinatensystems, innerhalb dessen die Orientierungsdimensionen, die Distanzen und Perspektiven der Gegenstände in dem mich umgebenden Feld bestimmt werden. Relativ zu meinem Leib gruppiere ich die Elemente meiner Umgebung unter die Kategorien rechts, links, oben, unten, vorn, hinten, nah, fern, usw." (Schütz & Luckmann, 1975: 54). Der Raum gliedert sich in Zonen aktueller und potentieller Reichweite. Die "*Welt in aktueller Reichweite*" umfasst sämtliche aktuell wahrgenommenen sowie wahrnehmbaren Gegenstände, also alles, was in Sehweite, Hörweite oder (taktiler) Reichweite liegt. Innerhalb dieses Bereichs

² Schütz stützt sich hier auf Husserls Erläuterungen der Beziehung zwischen phänomenologischer Analyse in transzendentaler Reduktion und jener in natürlicher Einstellung in Husserls "Nachwort" zu seinen "Ideen" (Husserl, 1952c: 138-162, bes. 142 f.). Weitere Anmerkungen zu diesem Thema finden sich auch in Husserl (1950:§35) sowie Husserl (1962: 247 ff., 264 ff., 295 ff.).

³ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Schütz & Luckmann, 1975: 53-109); eine wesentlich kürzere und anschauliche Version findet sich in Berger & Luckmann, 1970: Kap.I.

liegt die *Wirkzone* – jene Zone, auf die ich durch direktes Handeln einwirken kann. Diese manipulative Zone bildet den Realitätskern der Lebenswelt; sie deckt sich nicht völlig mit der Welt aktueller Reichweite, da es durchaus möglich ist, Dinge wahrzunehmen (zu sehen, hören), auf die ich nicht unmittelbar durch Handeln einwirken kann. Ausserhalb der aktuellen Wahrnehmungsmöglichkeiten liegt die "*Welt in potentieller Reichweite*". Durch meine leibliche Fortbewegung verändert sich mein Wahrnehmungsfeld: nahe Schichten des Feldes versinken in der Ferne, ferne Schichten kommen näher, bis schliesslich die Zone meiner aktuellen Reichweite sich überhaupt nicht mehr überschneidet mit jenem Sektor, der gerade noch in meiner aktuellen Reichweite war. Die Erinnerung überbrückt die verschiedenen Einzelsituationen, reiht sie bewusstseinsmässig aneinander: Ich erinnere mich an mein Wohnhaus, das ich heute morgen verlassen habe, an ein Buch, das ich dort liegengelassen habe, an einige Menschen, denen ich auf dem Weg zum Arbeitsplatz begegnet bin. Vieles davon liegt in *wiederherstellbarer Reichweite*: Ich werde heute abend wieder in meine Wohnung zurückkehren, um dort zu übernachten, oder ich kann auf dem Weg zur Arbeit umkehren, um das vergessene Buch zu holen, etc.; dabei vertraue ich darauf, dass das Haus noch da [54] sein und am selben Ort stehen wird wie heute morgen und dass auch die Strasse und das Buch sich nicht in Luft aufgelöst haben, und ferner, dass ich heute abend physiologisch und konstitutionell fähig sein werde, mit dem Fahrrad nach Hause zu fahren. Ich organisiere also meinen lebensweltlichen Raum mittels *zweier Idealisierungen* – Leistungen der Intentionalität, nach Husserl –: 1) der Idealisierung des "Und-so-weiter", d.h. der Grundannahme der Konstanz der Weltstruktur, und 2) der Idealisierung des "Ich-kann-immer-wieder". Diese Idealisierungen legen nicht die Konstanz der Welt "an und für sich" nahe, sondern beziehen sich auf die in meinem Wissensvorrat sedimentierten typischen Erfahrungen von der Welt: Mein Wohnhaus wird – sofern kein Brand es vernichtet hat – abends noch dastehen, während das Kind, das heute morgen davor gespielt hat, bei meiner Heimkehr vermutlich nicht mehr am Spielen, sondern im Bett sein wird; ferner stelle ich bei längeren Zeiträumen durchaus in Rechnung, dass sich die Wiederherstellbarkeit relativiert, dass das Haus meiner Grosseltern heute vielleicht nicht mehr gleich aussieht wie vor 20 Jahren und dass die Spielwiese meiner Jugendzeit inzwischen eventuell in eine Autobahn umgewandelt worden ist. Dieselben Idealisierungen, und in gleicher Weise auf meinen Wissensvorrat bezogen, bringe ich auch bezüglich der *Welt in erlangbarer Reichweite* zur Anwendung. Diese trägt nicht wie die Zone wiederherstellbarer Reichweite den Zeitcharakter der Vergangenheit, sondern jenen der Zukunft: Sie umfasst jenen Bereich, der noch nie in meiner aktuellen Reichweite war, der aber in diese gebracht werden kann – ich war noch nie in Bümpliz, doch kann ich dorthin fahren, war noch nie am Amazonas, doch kann ich dorthin reisen, wenn ich will. Die grundsätzliche Erwartung, dass ich beliebige Sektoren der Welt in meine Reichweite bringen kann, ist empirisch sowohl nach subjektiven Wahrscheinlichkeitsstufen als auch nach physischen, technischen usw. Vermögensgraden gegliedert. So präsentiert sich denn auch die *Welt in unerlangbarer Reichweite* (die Schütz & Luckmann nicht anführen) als individuell verschiedene Restgrösse; gewisse Zonen sind dabei allerdings für die ganze Erdenmenschheit (vorderhand) unerreichbar, wie z.B. andere Sonnensysteme. [55]

5.1.2. Zeitliche Aufschichtungen

Gliedern wir den Raum in Zonen aktueller, wiederherstellbarer und erlangbarer Reichweite, so implizieren wir bereits die *Zeitlichkeit der Lebenswelt*: Die aktuelle Reichweite (inkl. der Wirkzone) bezieht sich auf die Gegenwart (die gegenwärtige Phase des Bewusstseinsstroms), die wiederherstellbare Reichweite auf die Vergangenheit (die Erinnerung) und die erlangbare Reichweite auf die Zukunft (die Erwartung). Wie dargelegt (vgl. Abschn. I 4.1.) vollzieht sich das subjektive Bewusstseins-erleben in einer inneren Zeitlichkeit, der *subjektiven Zeit*. Jede Impression ist von einem Hof von Retentionen und Protentionen umgeben, trägt notwendig einen Vergangenheits- und einen Zukunftshorizont. Keine Erfahrung ist vereinzelt und in sich abgeschlossen, sondern steht stets in einem Erfahrungszusammenhang. Dieser lässt sich nicht in gleichmässige, homogene Raum-Zeit-Elemente aufspalten (wie es gewisse psychologische Schulen wahrhaben wollen), sondern gliedert sich in reflexiver Zuwendung in Bezugseinheiten innerer Dauer, die sich in unterschiedlichen Rhythmen aneinandergliedern können. Die Spannweite dieser Bezugseinheiten wird durch das aufmerkende subjektive Interesse bestimmt, das die Erlebnisse polythetisch oder monothetisch (re)konstituiert. Die unterschiedliche Rhythmik schliesslich tritt in verschiedensten Situationen am Mass der Uhrzeit hervor: So kann der Zeitraum einer Stunde in meinem subjektiven Zeiterleben einmal rasend schnell vorbeifliegen oder sich auch endlos dahinschleppen, je nachdem, ob ich ein spannendes Buch lese oder irgendwo zum Warten verdammt bin.

Die Struktur der *lebensweltlichen Zeit* nun baut sich auf "in Überschneidungen der subjektiven Zeit des Bewusstseinsstroms, der inneren Dauer, mit der Rhythmik des Körpers wie der 'biologischen Zeit' überhaupt, mit den Jahreszeiten wie der Welt-Zeit überhaupt und dem Kalender, der 'sozialen Zeit'. Wir leben in allen diesen Dimensionen zugleich." (Schütz & Luckmann, 1975: 63) Ich erlebe nicht nur meinen eigenen Erlebnisstrom als zeitlich, sondern auch die Welt als Dauer; wie ich die Welt räumlich ordne in Segmente, welche meine aktuelle Reichweite transzendieren, so ordne ich sie auch zeitlich in Zonen, die meine aktuelle Gegenwart transzendieren. Das Heute ist verbunden mit einem Gestern und einem Morgen, das Gestern mit einem Vorgestern etc. Die eine Zeitzone geht dabei fliessend in die andere über; selbst [56] bei erlebnismässigen Zeit-Sprüngen setze ich Kontinuität: Wenn ich morgens aufwache, knüpfe ich wieder an die abends "abgebrochene" Zeit meines wachen Lebens an, bin aber überzeugt, dass die Welt während meines Schlafes höchstens "für mich, nicht aber "wirklich" zu existieren aufgehört hat, sondern weiterdauerte; und auch wenn ich nach zwei Jahren Auslandsaufenthalt wieder in meine Heimatstadt zurückkehre, "weiss" ich, dass die Zeit dort nicht stehengeblieben ist, sondern die Dinge ihren Fortgang genommen haben. Die Welt-Zeit transzendiert meine subjektive Dauer auch als Ganzes: Anhand des Zusammenlebens mit meinen Mitmenschen wird mir die Tatsache meiner eigenen Geburt – an die ich mich selbst nicht erinnern kann – und auch meiner Endlichkeit, meines künftigen Todes, bewusst. Ich erfahre die Welt-Zeit als mir auferlegt und weiss meine Mitmenschen davon mitbetroffen, und ich erfahre sie als irreversibel: Ich kann weder jünger werden noch wird die Dampfmaschine ein zweites Mal erfunden. Die Beschränktheit der mir zur Verfügung stehenden Zeit erfordert schliesslich, dass ich zeitliche Prioritäten setze, die Abfolge meines Tuns nach Dringlichkeitsstufen ausarbeite und damit einen "Tages-

plan" bzw. einen "Lebensplan" entwerfe.⁴ Die soziale Zeit, d.h. die Kalender- und Uhrzeit, erlaubt mir schliesslich, meine subjektive Zeit in ihrer charakteristischen Rhythmik mit der subjektiven Zeit anderer Menschen in Beziehung zu setzen und unsere Handlungen zu koordinieren.

5.1.3. Soziale Aufschichtungen

Die Aufschichtung der Sozialität hat zur Grundlage, dass wir die andern Menschen weder als seelenlose Roboter noch als Einbildungen unserer Phantasie sehen, sondern als wesentlich gleiche, beseelte Lebewesen. Während der Nachweis der Existenz des andern für die idealisti- [57] schen Philosophen stets ein fast unüberwindliches Problem darstellte (vgl. Husserl!), steht diese für den Menschen in Alltagsleben überhaupt nicht in Frage: Ich nehme die Gegebenheit und Gleichgeartetheit meines Mitmenschen als Selbstverständlichkeit hin (*Generalthese des alter ego*). Die Frage stellt sich hingegen, wie ich mich mit dem andern verständigen kann, hat er doch einen unterschiedlichen räumlichen und evtl. auch zeitlichen Standort, eine unterschiedliche Rhythmik seiner inneren Dauer, eine unterschiedliche Biographie und unterschiedliche Erfahrungen. Wie die Transzendenz von Zeit und Raum wird nach Schütz auch die Transzendenz des Subjekts durch Idealisierung bewältigt, nämlich durch die *Generalthese der wechselseitigen Perspektiven*. Diese umfasst zwei Komponenten: 1) Die Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standpunkte setzt, dass ich die Dinge in gleicher Perspektive, Distanz und Reichweite erfahren würde wie der andere, wäre ich an seinem Ort, et vice versa; 2) die Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme lässt mich und den andern als gegeben annehmen, dass Unterschiede der Auffassung und Auslegung, die sich aus der Verschiedenheit unserer biographischen Situationen ergeben, für die vorliegenden praktischen Zwecke irrelevant sind, dass wir also ohne weitere Absprache so handeln und uns so verständigen können, als ob wir die Welt in identischer Weise erfahren und ausgelegt hätten. Diese beiden Idealisierungen verbinden sich mit den beiden oben erwähnten des "Und-so-weiter" und "Ich-kann-immer-wieder", welche uns erlauben, in der gleichen Weise fortzufahren: Nicht nur unsere schon gemeinsam erfahrene Welt ist sozialisiert, sondern auch meine noch erfahrbare Welt ist prinzipiell sozialisierbar. Ohne diese lebensweltlichen Idealisierungen ist nach Schütz Kommunikation, d.h. Intersubjektivität unmöglich – erst sie ermöglichen die soziale Ausformung und sprachliche Fixierung von Denkobjekten; ihre konkrete empirische Ausgestaltung kann allerdings recht verschieden ausfallen (vgl. Absch. I 5.2.2.).

Die räumliche und zeitliche Ordnung der Welt erstreckt sich auch auf die Sozialität: die Gesellschaft ordnet sich für mich in *Umwelt* (Menschen, mit denen ich in persönlichem Kontakt stehe), *Mitwelt* (Zeitgenossen, die ich nicht persönlich kenne,

⁴ Dies impliziert keineswegs, dass jeder Mensch als "homo rationalis", seinen Tagesablauf bzw. sein ganzes Leben "verplanen" würde. Das Ausmass vorausschauender Planung und der Grad des "Kampfes mit der Zeit" sind kulturell durchaus verschieden und haben sich v.a. in modernen Gesellschaften erheblich gesteigert (vgl. die Analyse von Berger & Berger & Kellner [1975], welche mit diesen Konzepten arbeiten). Die obige These meint lediglich, dass jeder Mensch in jeder Gesellschaft eine gewisse (wenn auch oft nur dumpfe) Erwartung vom zukünftigen Lauf der Dinge hat (die Dringlichkeiten können dabei durchaus durch Tradition festgelegt sein).

deren Existenz mir aber bewusst ist), *Vormwelt* (Menschen vergangener Epochen) und *Nachwelt* (Menschen zukünftiger Generationen). Den nachhaltigsten Einfluss auf mein Erleben hat meine unmittelbare Umwelt, jene Menschen also, mit denen [58] ich in Wir-Beziehung, in direkter Interaktion stehe. Die Wir-Beziehung besteht in einer wechselseitigen vorprädikativen Du-Einstellung, in der jeder in echter Gleichzeitigkeit an der schrittweisen Konstitution der (Kundgabe-)Handlungen des andern teilnimmt und über den objektiven Sinn der Worte (Zeichen) den subjektiven Sinnzusammenhang (mehr oder minder adäquat) erfasst. Obwohl die Erfassung der fremdseelischen Erlebnisse im strengen Sinn "mittelbar", nämlich durch Zeichen und Anzeichen appräsentiert ist, erleben wir die vis-à-vis Situation als "*unmittelbare*" *Erfahrung des Mitmenschen*. Meine Beziehungen zu Menschen, mit denen ich in Kontakt stehe oder gestanden bin, weisen verschiedene Intimitäts- bzw. Anonymitätsgrade auf: Mit meinen Eltern, Geschwistern und Freunden habe ich viele Jahre meines Lebens verbracht und ungezählte tiefschürfende Gespräche geführt, während andere soziale Begegnungen mehr oder weniger oberflächlich und oft bei einem einmaligen Kontakt geblieben sind. Noch anonym und abstrakter sind meine *mittelbaren Erfahrungen der Sozialwelt*: von Personalangehörigen bestimmter Institutionen (Post, Spital, Polizei usw.), von deren Existenz ich weiss, die mir aber unbekannt sind, oder von Menschen eines mir völlig fremden Landes. Diese mittelbar erfahrene Sozialwelt ist in Form von Typisierungen in meinem Wissensvorrat konstituiert. Dieses typisierte Wissen habe ich zum einen aus Verallgemeinerungen persönlicher Erfahrungen gewonnen (ich leite aus meinen Interaktionen mit und Beobachtungen von Verkaufspersonen das "typische" Benehmen und die "typischen" Verhaltensweisen von Verkaufspersonen ab), zum andern in indirekter Vermittlung angeeignet (ich weiss aus dem Schulunterricht oder einem Buch oder aus den Massenmedien, wie das englische Parlament organisiert ist). Im Übergang von der mittelbaren zur unmittelbaren Erfahrung der Sozialwelt werden diese Typen zunehmend individualisiert: Während hochabstrakte Typisierungen – "die sozialen Klassen", "der Staat", "das kapitalistische Wirtschaftssystem", "die Weltgesellschaft" – nowendigerweise abstrakt bleiben, sind Funktionärstypen (z.B. "Postbeamter"), welche typische Verhaltensabläufe (z.B. standardisierte Abläufe der Brief erledigung, wie Abstempelung, Beförderung, Austragung) personalisieren, bereits "konkreter"; personale Typen schliesslich beziehen sich auf aktuelle Interaktionspartner (Herr Oberholzer, "unser" Briefträger), deren Verhalten auch im Licht subjektiver Sinnzusammenhänge (seinem Charakter, Temperament und seinem Föhnleiden) gedeutet wird. Die *verschiedenen Stufen der Anonymität der Sozialbeziehungen* [59] fallen also zusammen mit dem *Objektivitäts- bzw. Subjektivitätsgrad der verwendeten Typisierungen* und *fächern die begriffliche Polarität von objektiven und subjektivem Sinnzusammenhang auf* (vgl. Absch. I 4.2.).

Die entscheidende Differenz zwischen mittelbarer und unmittelbarer Erfahrung der Sozialwelt liegt darin, dass in der Wir-Beziehung die Angemessenheit der in die Interaktion eingebrachten Deutungsschemata (Typisierungen) unmittelbar überprüft werden kann, da grundsätzlich verschiedene Sichtweisen notgedrungen thematisch werden. So ist es denn auch die Wir-Beziehung, in der sich die Intersubjektivität der Lebenswelt überhaupt ausbildet und kontinuierlich bestätigt. Es ist sozusagen eine latente Funktion jeder Interaktion, dass man sich implizit der Existenz der Welt und der grundsätzlich gemeinsamen Sichtweise derselben versichert (Wenn der andere

auf meine Bemerkung "Schönes Wetter heute" beistimmend nickt, so bestätigt er mir gleichzeitig, dass er und ich und die Welt sowie das Wetter existieren, dass er meine Lautfolge als Worte bzw. Satz versteht und dass der gegenwärtige Wetterzustand als "schön" gelten darf etc.). Fällt die Sichtweise zweier Menschen auseinander, ist also die Adäquanz der verwendeten Typisierungen in Frage gestellt, so kann dies entweder darauf beruhen, dass die verfügbaren relevanten *Wissensvorräte* verschieden gross bzw. unterschiedlich differenziert oder dass die *Relevanzsysteme* inkongruent sind. Dies muss nun in einem weiteren Schritt untersucht werden.

5.2. Die Organisation des Wissens

Bereits im "Sinnhaften Aufbau" (Schütz, 1974) hat Schütz herausgestellt, dass sich Handlungsweisen und Sinndeutung am verfügbaren subjektiven Wissensvorrat sowie dem involvierten subjektiven Interesse orientieren (vgl. Abschn. I 4.1.1.). Erst in späteren Jahren (v.a. 1947-1951) hat er diesen Zusammenhängen tiefergehende Untersuchungen gewidmet. Da er sie offenbar nur als vorläufig erachtete (Luckmann, 1971: 22), wurden sie erst posthum veröffentlicht (Schütz, 1971C). In den "Strukturen der Lebenswelt" hat Luckmann die vorhandenen Überlegungen wesentlich weitergetrieben (Schütz & Luckmann, 1975: Kap. III+IV, 111-326); im Folgenden stütze ich mich daher v.a. auf diese Version.⁵ [60]

5.2.1. Der subjektive Wissensvorrat

Der subjektive Wissensvorrat kann unter den Gesichtspunkten 1) seiner Genese (dem Wissenserwerb), 2) seiner Struktur (der Wissensstruktur) und 3) seiner Funktion (der Wissensanwendung) analysiert werden.

(1) Definieren wir die Wirkzone und die Welt in aktueller Reichweite im gegenwärtigen Zeitpunkt als "*Situation*", so besteht der Lebenslauf eines Menschen aus einer Folge von Situationen. Die Erfahrung einer Situation schlägt sich in retentionalen Abschattungen im Bewusstsein nieder und sedimentiert sich als mehr oder minder zugänglicher Erinnerungsstock. Obwohl jede Erfahrung an einer einzigartigen Stelle im Erfahrungsfluss auftritt und prinzipiell unwiederholbar ist, wird sie durch *Typisierung* mit andern Erfahrungen vergleichbar gemacht. Ein Typ ist "eine in vorangegangenen Erfahrungen sedimentierte, einheitliche Bestimmungsrelation" (Schütz & Luckmann, 1975: 229), welche verschiedene lebensweltliche Erfahrungen in einen Sinnzusammenhang stellt. Dadurch gewinnt der kontinuierlich fließende Erfahrungsstrom Struktur. Typen sind dabei nicht einfach mit sprachlichen Begriffen gleichzusetzen, sondern sind grundsätzlicherer und umfassenderer Art: Einerseits ist Typisierung keineswegs an Sprache gebunden, und andererseits können Typifikationen verschiedenste sprachlich organisierte Wissens Elemente übergreifen und untereinander in Beziehung setzen. Dass *Typisierung nicht an Sprache gebunden* ist, kann durch

⁵ Ich begnüge mich hier wieder mit diesem Generalverweis, soweit ich nicht weitere Quellen beiziehe. – Luckmann (1975: 18) weist darauf hin, dass Schütz 1958 während seiner Vorbereitungen zu "Strukturen der Lebenswelt" sich erneut mit dem Relevanzproblem beschäftigte. Luckmann seinerseits hat die Ausführungen zum Wissensvorrat umstrukturiert (während er sonst weitgehend dem Schützschen Plan gefolgt ist) und hat zwei relativ untergeordnete Abschnitte weiter ausgebaut und zu einem selbständigen Kapitel "Wissen und Gesellschaft" (Schütz & Luckmann, 1975: 243-326) gemacht (Luckmann, 1975: 16).

verschiedene Argumente belegt werden: 1) die Fähigkeit des Typisierens ist der Sprache logisch vorgeordnet – die Möglichkeit von Sprache setzt Typisierung bereits voraus; 2) empirische kognitionsgenetische Forschungen zeigen, dass typisierende Schemata bereits bei Kindern vorkommen, die noch nicht sprechen (Piaget, 1969)⁶; 3) ethologische Untersuchungen beschreiben tierische [61] Lernprozesse, die ohne Typisierung unmöglich wären (z.B. die Erfindung und Praxis des Kartoffelwaschens durch Koshima-Affen [Kummer, 1971]). Trotzdem macht bereits ein flüchtiger Blick auf die Praxis des lebensweltlichen Alltags evident, wie eng Typisierungen faktisch mit Sprache verschränkt sind. Die Ausbildung der Sprache bedeutet phylogenetisch einen eigentlichen Evolutionssprung, war sie doch Grundlage der Entfaltung des humanen Potentials überhaupt. Erst Sprache ermöglicht eine ausdifferenzierte, intersubjektiv gültige sowie wechselseitig abhängige und aufeinander aufgestufte Typenbildung; erst Sprache ermöglicht soziale Kommunikation und differenziertes menschliches Denken (Whorf, 1968); erst sie erlaubt, das aktuelle "Hier und Jetzt" zu transzendieren, die verschiedenen räumlichen, zeitlichen und sozialen Zonen der Alltagswelt zu überbrücken und sie zu einem Ganzen zu integrieren (Berger & Luckmann, 1970: 41). Mit dem Erlernen sprachlicher Typisierungen eröffnen sich neue, vorher unzugängliche Bereiche. Lernt ein Kind beispielsweise den Begriff "Auto", so sieht es in den folgenden Tagen – subjektives Interesse vorausgesetzt – plötzlich überall Autos. Entsprechend geht es dem Erwachsenen, der sich in ein neues Fachgebiet einarbeitet, sei es Medizin, Nationalökonomie, das Schreinerhandwerk oder Drachenfliegen: Der grosse Teil des Lernprozesses besteht im Erlernen neuer Begriffe; hernach entdeckt der Lernende plötzlich einen Haufen Dinge, die er vorher nie "gesehen" hat, obwohl sie in seinem Wahrnehmungsfeld lagen. Sprachliche Typisierungen erschliessen ferner auch Bereiche, die ausserhalb unserer Sinneswahrnehmung liegen – Phänomene wie Geist, Seele, Gut und Böse usw. (vgl. Husserls "kategoriale Anschauung", Abschn. I 3.2.1.). Typisierung beschränkt sich aber nicht nur auf das Kategorisieren von Bewusstseinsobjekten, sondern baut diese auch zu *komplexer strukturierten Wissensinhalten* auf. Mein Alltagswissen von Chemie setzt wohl einen Katalog von Typen der einzelnen Elemente und Substanzen voraus, doch ist für mich v.a. die Kenntnis von *Zusammenhängen* zwischen den einzelnen kategorisierten Objekten zentral: dass Jod und Stickstoff sich bezüglich Protonen-, Neutronen- und Elektronenzahl, spezifischem Gewicht und Schmelz- wie Siedepunkt unterscheiden; dass das eine Metall (Radium) Radioaktivität abgibt und [62] dabei zerfällt, ein anderes (Blei) Radioaktivität absorbiert und dabei nicht zerfällt; dass Eis zu Wasser verschmilzt, Trockeneis aber spurlos verdampft; dass ein Gemisch von Sauerstoff und Wasserstoff mit einem Funken zur Explosion gebracht und in Wasser überführt wird oder dass ich durch Zusammengiessen von Salzsäure und Ammoniak die ganze Stube in giftigen Nebel einhüllen kann.

Der *subjektive Wissensvorrat* besteht also in einer *Vielzahl typisierter Wissenselemente, die untereinander in typisierten ("typischen") Zusammenhängen stehen*. Diese umfassen das Was wie das Wie der Dinge: Ich weiss nicht nur, was Luft, Wasser und Feuer ist,

⁶ In Übereinstimmung damit betrachtet auch der Linguist Noam Chomsky menschliche Intelligenz als Bedingung von Sprache überhaupt und damit als der Sprache vorgeordnet (Chomsky, 1969).

sondern auch, wie ich mich mit dem Mitmenschen unterhalten kann. Dieses Wissen kann aus sedimentierten persönlichen Erfahrungen entstehen, aber auch aus Informationen, die über andere Menschen bzw. (Massen-)Medien vermittelt werden. Beide Formen von Wissenserwerb bleiben aber stets an eine konkrete Erfahrungssituation gebunden. Indirekt vermitteltes Wissen ist daher genetisch mit der Erfahrung der Lernsituation gekoppelt⁷; aufgrund der Typik kann es aber später ohne weiteres ein Eigenleben führen und nur noch assoziativ (oder gar nicht mehr) mit der Lernsituation verbunden sein. Aufgrund der erlernten, vorwiegend sprachlichen Typisierungen sowie den von den gesellschaftlichen Sozialisationsinstanzen vermittelten Wissensinhalten ist der subjektive Wissensvorrat stets *kulturspezifisch*. Im subjektiven Wissensvorrat widerspiegeln sich gesellschaftliche Relevanzen: Während ein Mitglied einer schriftlosen Gesellschaft sich fast ausschliesslich mit alltags-, d.h. handlungsrelevanten Dingen beschäftigt, habe ich Caesars "Bellum Gallicum" gelesen, bin über die Befruchtung der Lippenblütler orientiert und interessiere mich für die politische Situation in Iran und El Salvador. Der Wissensvorrat bleibt aber auch stets *biographiespezifisch*: Innerhalb meiner Gesellschaft gibt es ganz verschiedene mögliche Lebensläufe; alle teilen zwar [63] einen gewissen minimalen Grundstock an Wissen mit mir, doch gibt es viele, die weder den Gallischen Krieg noch die Lippenblütler auf den Weg mitbekommen haben, dafür viel mehr über schnelle Autos und Champagner wissen. Auch dieses biographiespezifische Wissen ist von Relevanzen geprägt: von jenen meiner unmittelbaren Umwelt wie den von mir selbst gesetzten. So hat meine Familie viel Wert aufs Erlernen eines Musikinstrumentes gelegt, während jener meines Spielkameraden von der Strasse mehr am Fussballspielen lag. Andererseits habe ich mich seit frühester Jugendzeit' fürs Tauchen interessiert, obwohl das weder in meiner Familie noch in meiner weiteren unmittelbaren Umwelt Tradition hatte (immerhin aber ein gesellschaftliches Thema bildete).

(2) Die *Struktur des Wissensvorrates* bestimmt sich also nach *Typik* und *Relevanz*. Die typisierten Wissensbestände können unterschiedliche Grade von *Glaubwürdigkeit*, Bestimmtheit und Verträglichkeit (bzw. Widersprüchlichkeit) untereinander aufweisen. Glaubwürdigkeit entsteht zum einen, wenn ein Wissensselement in persönlicher Erfahrung gewonnen wurde oder sich in ihr bewährt. Bei indirekt vermittelten Informationen, zum andern, bemisst sie sich nach Verträglichkeit mit meinem Vorwissen und meinem Vertrauen in die Vermittlungsinstanz. Erzählt mir irgend jemand, gerade habe er einen fliegenden Frosch gesehen, erscheint mir dies aufgrund meines Wissens über Frösche und deren Eigenschaften nicht sehr glaubwürdig; lese ich aber in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, man habe eine fliegende Froschart entdeckt, bin ich – Kind eines wissenschaftsgläubigen Zeitalters – wohl bereit, mein bisheriges Wissen zu korrigieren. Die *Bestimmtheit* und Differenziertheit eines Wissenselementes oder Sinnzusammenhangs hängt wiederum vom subjektiven Relevanzsystem ab:

⁷ Die Lernsituation muss dabei natürlich thematisch werden. Aufgrund der Intentionalität und Zeitlichkeit des Bewusstseins ist es unmöglich, dass die Aufmerksamkeit gleichzeitig auf die vermittelten Informationen und die Vermittlungssituation gerichtet ist; die Aufmerksamkeit kann hingegen einmal auf dieses, ein andermal auf jenes gerichtet sein. So habe ich neben den indirekt vermittelten Wissensbeständen gleichzeitig Erinnerungen daran, vor dem Fernsehkasten und auf der Schulbank gesessen oder in der Bibliothek Bücher gelesen zu haben.

Während für mich jeder Dackel ein Dackel ist, unterscheidet der Dackelzüchter gewiss verschiedenste Untersorten. Ebenso hängt von meinem Relevanzsystem ab, wieweit ich *Widersprüchlichkeiten* zwischen verschiedenen Wissenselementen als bereinigungsbedürftig erachte: Ich kann ganz unterschiedliche Versionen zum Kennedy-Mord als sich widersprechende Rekonstruktionsversuche dahingestellt lassen, während ein anderer der Wahrheit auf den Grund kommen muss; oder ich kann die verschiedensten Partnerbeziehungen einmal mit dem Sprichwort 'Gleich und gleich gesellt sich gern' und ein andermal mit dem Spruch 'Gegensätze ziehen sich an' "erklären", ohne je das Bedürfnis zu verspüren, diesbezüglich logisch konsistenter zu argumentieren. [64]

Eine weitere Strukturdimension ist die *Alltäglichkeit* von Wissenselementen. Neben den Beständen *spezifischer Wissenselemente*, welche nur in bestimmten Einzelsituationen zur Anwendung kommen (wo ging ich in die Schule; wie kocht man Filet de mignon; die Walfische sind vom Aussterben bedroht), gibt es auch *Grundelemente*, die jeder Erfahrung lebensweltlicher Situationen überhaupt zugrunde liegen. Dazu gehört einmal die oben beschriebene räumliche, zeitliche und soziale Struktur meiner Erfahrungen der Lebenswelt. Ob ich von meinen Streichen während der Schulzeit erzähle, Filet de mignon koche oder gegen die Ausrottung der Walfische kämpfe – stets ist die Struktur von Raum, Zeit und Sozialwelt in meinem Erfahrungshorizont enthalten und bildet die stillschweigende und selbstverständliche Grundlage meiner Orientierung. Ein weiteres Grundelement ist die Begrenztheit der Situation. In jedem Augenblick meines bewussten Lebens befinde ich mich in einer Situation; obwohl diese je nach Relevanzsystem unterschiedlich typisierbar und daher inhaltlich unendlich variabel ist, bleibt sie doch stets und unabänderlich durch zwei Faktoren begrenzt: 1) durch die Einbettung meiner inneren Dauer in die transzendierende Weltzeit und 2) durch die Eingefügtheit meines Körpers in die mir auferlegte Struktur der Lebenswelt. Zum einen bietet die Weltzeit meinen subjektiven Intentionen in der inneren Dauer Widerstand: Wenn ich den Kaffee nicht bitter trinken will, muss ich warten, bis sich der Zucker aufgelöst hat; wenn ich Soziologe werden will, muss ich ein jahrelanges Studium auf mich nehmen; wenn Don Quixote in die falsche Zeit geboren ist, wird er höchstens von Sancho Pansa in seinem Rittertum bestätigt. Zum andern ist jede Situation auch durch meinen Körper und sein gewohnheitsmässiges Funktionieren begrenzt: Mein leiblicher Standort bildet das Koordinaten-Zentrum meiner Erfahrung der Lebenswelt, und meine körperlichen Möglichkeiten bestimmen mein Erfahrungspotential. Ich kann mich nicht ausserhalb meines Körpers stellen und ihn als Gegenstand im Raum betrachten, und ich kann nicht an verschiedenen Orten gleichzeitig sein usw. Neben diesen ubiquitären Grundelementen enthält der Wissensvorrat auch Elemente, die eine Art Zwischenstellung zwischen allgegenwärtigem Wissen und den nur in spezifischen Einzelsituationen relevanten Wissensbeständen einnehmen: das *Routinewissen*. Dieses besteht in Fertigkeiten (eingeübte körperliche Geschicklichkeiten, wie schwimmen, Pingpong spielen, stricken), Gebrauchswissen ("automatisch" ausgeführte, standardisierte Tätigkeiten wie Zahlen addieren, sprechen, rauchen) und Rezeptwissen [65] (Spuren lesen des Jägers, stan-

dardisierte Übersetzungsphrasen des Dolmetschers).⁸ Routinewissen hat mit den Grundelementen des Wissensvorrates gemeinsam, dass es nicht nur von Fall zu Fall zur Anwendung kommt, sondern in verschiedensten Situationen mitvorhanden ist. Es ist jedoch nicht notwendig im Horizont jeder Situation bzw. Erfahrung mitgegeben, sondern nur ständig "griffbereit". Von den spezifischen Wissenselementen andererseits grenzt es sich dadurch ab, dass es nicht thematisiert wird, sondern automatisch in Situationen und Handlungen miteinbezogen und ihnen beigeordnet werden kann. So kann ich gleichzeitig essen und lesen, Autofahren und plaudern oder während des Gehens ein Lied summen und ein Problem wälzen.

Typik und Relevanz des subjektiven Wissensvorrates und Glaubwürdigkeit, Bestimmtheit und Verträglichkeit/Widersprüchlichkeit der einzelnen Wissens Elemente sind dauerndem Wandel unterworfen. Jede lebensweltliche Erfahrung fügt neue Elemente hinzu und bestätigt oder modifiziert andere. Umgekehrt gründet auch jede Erfahrung auf dem in vergangenen Erfahrungen gewonnenen Wissen, wird jede Situation mit Hilfe des verfügbaren Wissens definiert. Der (seit Thomas [1966] in der Soziologie verbreitete) Begriff der *Situationsdefinition* impliziert, dass Situationen nicht einfach als sinnhafte vorgegeben sind, sondern dass sie vom Handlungssubjekt als sinnhafte interpretiert werden. Aufgrund der Grundelemente des Wissensvorrates erlebe ich dabei jede Situation insofern als *vorstrukturiert*, als dass ich sie als begrenzt und in die ontologischen (räumlichen, zeitlichen und sozialen) Strukturen der Lebenswelt eingebettet erfahre. Darüber hinaus hat aber jede Situation einen unbegrenzten inneren und äusseren Horizont: Müsste ich eine vollständige Charakterisierung meiner Arbeitssituation leisten, könnte ich mein Leben damit verbringen, all die Einzelheiten meines Arbeitsraums und meiner Arbeitshandlungen und schliesslich des räumlichen (Institutsgebäude, Universitätscampus, Santa Barbara, Kalifornien, USA, Erde), zeitlichen (meine persönliche Biographie wie die Geschichte dieser Gesellschaft und der Menschheit überhaupt) und sozialen (von meinen Mitarbeitern bis zur Gesamtbevölkerung) Kontextes zu beschreiben. Die *Auslegungsbedürftigkeit* der offenen Elemente einer Situation wird [66] daher stets in Grenzen gehalten und bemisst sich nach praktischen Zwecken, d.h. nach den jeweiligen Intentionen eines Subjekts und dem damit aktualisierten Relevanzsystem. So beschränke ich die Interpretation meiner Arbeitssituation auf die für meine Arbeit relevanten Situationselemente und achte nicht darauf, wieviele Risse sich im Verputz finden lassen und wieviele Rippen der Heizkörper hat. Selbstverständlich variiert das Relevanzsystem von Subjekt zu Subjekt: Während dem einen gleichgültig ist, ob sein Schreibtisch aus Holz oder aus Kunststoff ist und der Raum mit Neonröhren oder Glühbirnen beleuchtet wird, legt der andere Wert auf ein Pult aus Eichen- oder Mahagoniholz und auf Beleuchtung durch einen Kronleuchter, weil ihm eine gediegene Arbeitsatmosphäre wichtig ist. Die Auslegung von Situationen erfolgt in vielen Fällen routiniert, erfordert in andern hingegen Überlegung. Kann eine Situation ausreichend durch das Routinewissen interpretiert werden, so handelt es sich um eine *Routine-Situation*, die

⁸ Die Beispiele illustrieren, dass diese Unterscheidungen ineinander Überfließen und also nicht sehr stichhaltig sind.

quasi "automatisch" definiert und als unproblematisch erfahren wird.⁹ Ob ich die Zähne putze oder die Schuhe binde – alle relevanten Situationselemente (Zahnbürste, Wasserhahn, Wasser, Spiegel, Zähne, Zahnpasta bzw. Schuhe, Boden, Füße etc.) werden routinemässig bestimmt; ich brauche meine Aufmerksamkeit nicht eigens darauf zu richten, sondern kann gleichzeitig an etwas anderes denken. Solche Routinesituationen machen einen Grossteil unseres Alltags aus – deswegen spricht man vom "grauen Alltag", deswegen ist er so vertraut, routinisiert und monoton. Daneben finden sich aber immer wieder *problematische Situationen*, für deren Interpretation man sich "besinnen" muss. Sie decken das Spektrum vom Problematischwerden einzelner Elemente von Routine-Situationen – die Zahnpasta-Tube ist "plötzlich" leer, die Schnürsenkel reissen – bis zu erstmals erfahrenen, "völlig" neuen Situationen ab. Die Situationen werden als umso problematischer erfahren, je "a-typischer" sie sind, d.h. je weniger der verfügbare Wissensvorrat zu ihrer Bestimmung ausreicht. Der Wissensvorrat ermöglicht aber jedenfalls stets, A-Typisches thematisch zu machen; zudem bildet er auch immer die Basis der Interpretation dieses A-Typischen. So legt beispielsweise Südseehäuptling [67] Tuiavii aus Tiavea das – für ihn ungewohnte – Zeitungslesen der Europäer (der "Papalagi") aufgrund seines eigenen Alltagswissens aus:

"In ... Papieren liegt die grosse Klugheit des Papalagi. Er muss jeden Morgen und Abend seinen Kopf zwischen sie halten, um ihn neu zu füllen und ihn satt zu machen, damit er besser denkt und viel in sich hat; wie das Pferd auch besser läuft, wenn es viele Bananen gefressen hat und sein Leib ordentlich voll ist ... die vielen Papiere bewirken eine Art Rausch oder Taumel ... wir könnten geradezu unseren Kopf mit Sand füllen. Der Papalagi überfüllt seinen Kopf mit solcher Papiernahrung. Sie (liegt) in jeder Hütte, man häuft ganze Truhen voll und jung und alt nagen daran, wie die Ratten am Zuckerrohr ..." (Tuiavii, 1977 – zitiert nach der Zusammenstellung von Peter Gross [1979: 188])

Es versteht sich, dass die Auslegung von problematischen Situationen nicht nur aufgrund des vorhandenen Wissensvorrates erfolgt, sondern dass sie ihrerseits auch zur Erweiterung desselben führt. Dies einerseits wegen der persönlichen Interpretationsleistung, andererseits aber auch, weil in sozialen Situationen aufgrund der gesellschaftlichen Verteilung des Wissens – jeder Wissensvorrat ist biographiespezifisch – von andern neue Situationsdefinitionen und Typisierungen erlernt werden können.

Der subjektive Wissensvorrat ist also stets situationsbezogen – genetisch, strukturell und funktional. Bei jedem dieser Aspekte – dem Wissenserwerb, der Wissensstruktur wie der Wissensanwendung – sind wir auf die enorme Bedeutung des subjektiven Relevanzsystems gestossen. Dieses verlangt nun nach näherer Aufklärung.

5.2.2. Das subjektive Relevanzsystem

Bereits im "Sinnhaften Aufbau" (Schütz, 1974) stellte Schütz heraus, dass Sinnentwurf und Sinndeutung nicht nur vom verfügbaren Wissen, sondern auch vom aktuellen Interesse bestimmt sind. Bisher habe ich die Begriffe "Interesse" und "Re-

⁹ Damit korrigiert sich logischerweise die frühere Analyse von Schütz: Aufgrund des Wissens vom "typischen" Ereignisverlauf sind in Routinesituationen die Protentionen nicht inhaltsleer – wie in wesentlich offenen (problematischen) Situationen –, sondern sinnhaft gefüllt (vgl. Abschn. I 4.1.).

levanzsystem" synonym verwendet; nun müssen die nötigen Differenzierungen vorgenommen werden. Das Problem der Relevanz gilt als "vielleicht das wichtigste und zugleich schwierigste Problem, das es in der Beschreibung der Lebenswelt zu lösen" gibt (Schütz & Luckmann, 1975: 186). Alle Erfahrungen und Handlungen gründen in Relevanzstrukturen; Schütz unterscheidet drei idealtypische Arten: thematische Relevanz, Interpretationsrelevanz und Motivationsrelevanz. [68]

5.2.2.1. Drei Typen von Relevanzsystemen

(1) Geistestätigkeit besteht darin, die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken, oder mit andern Worten: etwas zu thematisieren. Thematisierung macht etwas inmitten des unstrukturierten Bewusstseinsfeldes einer unproblematischen Vertrautheit zum Problem und gliedert dabei das Feld in Thema und Horizont. Schütz nennt dies *thematische Relevanz*. Diese kann einerseits in erzwungener Aufmerksamkeit, andererseits in freiwilliger Zuwendung bestehen. Die zwei Hauptformen auferlegter thematischer Relevanz sind zum einen, dass Unvertrautes im Rahmen des Vertrauten die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und zum andern, dass Aufmerksamkeit sozial erzwungen wird. Findet sich morgens meine Zahnbürste "plötzlich" nicht mehr im Glas, stehen, die Schuhe nicht am gewohnten Ort oder begegne ich auf dem Weg zum Arbeitsplatz auf der Strasse einem Gegenstand, der sonst nicht dort liegt, so drängen sich diese Phänomene meinem Bewusstsein thematisch auf, da sie die habituelle Typik meiner Alltagsgegebenheiten brechen. Aufmerksamkeit kann mir aber auch sozial abverlangt werden: das Telefon klingelt, jemand ruft mich bei meinem Namen oder spricht mich auf der Strasse an, ein schreiendes Kind stolpert einher oder ein wild hupendes Auto rast auf mich zu. Meine Zuwendung zu einem Thema kann aber durchaus auch eine freiwillige, motivierte sein; ich kann es aus Interesse selber setzen, ich kann es aber auch entwickeln oder wechseln. Ist ein Thema einmal konstituiert, so präsentiert es sich mit einem inneren und einem äusseren Horizont. Der innere Horizont besteht aus allem, was "im Thema selbst" enthalten ist: Durch "Subthematisierungen" kann ich immer tiefer in seine Struktur eindringen. Das "Thema" ist in diesem Sinn "die Abbeviatur oder der Ort einer unendlichen Anzahl thematischer Relevanzen, die durch die weitere Thematisierung des inneren Gehaltes erschlossen werden können" (Schütz, 1971C: 62). Der äussere Horizont des Themas enthält alles, was mit dem Thema in passiven Synthesen der Identität, Ähnlichkeit usw. (vgl. Absch. I 3.2.2.) verbunden ist.¹⁰ Ein Thema kann also entlang seinem inneren wie seinem [69] äusseren Horizont weiterentwickelt werden. Darüber hinaus kann ich mich aber auch von einem gegebenen Thema abwenden und mich einem neuen zuwenden. Der Entscheid, ob es sich dabei um eine auferlegte oder eine freiwillige Zuwendung handelt, ist im konkreten Fall hingegen schwierig zu fällen; zwischen auferlegter und freiwilliger thematischer Relevanz bestehen lediglich graduelle Unterschiede.

(2) Ein im Bewusstsein konstituiertes Thema wird nicht isoliert und ohne Beziehung zu anderen Erfahrungen erfasst, sondern mit "relevanten" Wissenselementen

¹⁰ Schütz weist darauf hin, dass dieser Sachverhalt in der Psychologie üblicherweise unter dem Titel "Assoziation durch räumliche und zeitliche Berührung oder durch Ähnlichkeit" abgehandelt wird, dass Husserl aber mit seiner Theorie über Thema und Horizont die Schwierigkeiten dieses Assoziationsbegriffs überwunden hat (Schütz, 1971C: 61)

zur Deckung gebracht. Dabei "wecken" sich die Aspekte des Themas und die Bestimmungen von Wissenselementen wechselseitig. Schütz nennt dies *Interpretationsrelevanz*¹¹. Während die thematische Relevanz etwas zum Thema des Bewusstseinsfeldes macht, geht es bei der Interpretationsrelevanz um die Auslegung des Sinnes dieses Themas. Wiederum unterscheidet Schütz eine "auferlegte" und eine "motivierte" Interpretationsrelevanz; auch diese Unterscheidung ist lediglich eine idealtypische. Auferlegte Interpretationsrelevanz liegt vor, wenn sich Thema und Wissenselemente routinemässig decken: Vertraute Gegenstände werden in aller Selbstverständlichkeit in ihrer Gewohnheit wahrgenommen – der Stuhl als "Stuhl", die Zahnbürste als "Zahnbürste" etc. Motiviert ist die Interpretationsrelevanz, wenn Situationen oder einzelne Situationselemente als problematisch erfahren werden, weil sie a-typisch sind, Widersprüchlichkeiten zwischen einzelnen Wissenselementen bewusst machen oder weil die Bestimmtheit der vorhandenen Typen nicht zur Bewältigung der Situation ausreicht. Sind beim routinemässigen Erkennen von Wahrnehmungsgegenständen thematische und Interpretationsrelevanz aufs engste miteinander verknüpft – wir sehen eine Zahnbürste von Anfang an als "Zahnbürste" und nicht als "Gegenstand, den ich als Zahnbürste erkenne" –, fallen sie hier deutlich auseinander: Der unbekannte Gegenstand, der auf meinem Arbeitsweg vor mir auf der Strasse liegt, wird mir thematisch, auch wenn ich keine Ahnung habe, worum es sich handelt. Aufgrund seiner Form, Grösse, Farbe usw. versuche ich ihn näher zu bestimmen, versuche ihn mit den Typen meines Wissensvorrates zur Deckung zu bringen – ist es ein [70] Seilknäuel oder eine Schlange oder...? Die hypothetischen Typisierungen des Interpretationsversuchs können dabei ein Bedürfnis nach weiterer Interpretation nahelegen – es ist durchaus empfehlenswert, zu wissen, ob man nun vor einem Seilknäuel oder einer womöglich gefährlichen, giftigen Schlange steht. Obwohl die motivierte Interpretation in einer mehr oder weniger expliziten, "urteilenden" Auslegung besteht, vollzieht sie sich nicht in Form eines deduktiven Verfahrens (obwohl dies prinzipiell auch möglich wäre), sondern wie die Thematisierung und routinemässige Interpretation durch "passive Synthesen der Rekognition"; auch sie gründet stets – in Bezug auf das Was wie das Wie – in den in vergangenen Erfahrungen gewonnenen Deutungsschemata des zuhandenen Wissensvorrates – man hat interpretieren "gelernt". Thematisierung wie Interpretation gehören also nicht etwa zum prädikativen Bereich, sondern sind Bewusstseinsleistungen der vorprädikativen Sphäre. (Schütz, 1971C: 75)¹² Wie weit eine Interpretation vorangetrieben und differenziert wird, hängt wiederum vom aktuellen Interesse ab.

(3) Dieses subjektive Interesse ist nun einerseits eine Relevanzform: die *Motivationsrelevanz*. "Interesse ist ... der Komplex der Motivationsrelevanzen, die die Auswahl-tätigkeit meines Bewusstseins leiten" (Schütz, 1971C: 100). Schütz unterscheidet wie-

¹¹ Schütz und Luckmann (1975) sprechen von "Interpretationsrelevanz", während dies von Baeyer, der Übersetzer des posthum veröffentlichten Relevanzmanuskripts (Schütz, 1971C) "Auslegungsrelevanz" nennt.

¹² Schütz stützt sich hier auf Husserls Spätwerk (Husserl, 1976a: §1-46, 82, 83); Husserl legt dort dar, dass aufgrund der Verwobenheit von Erfahrung und Typik eine Situation in vorprädikativen passiven Synthesen der Rekognition als typische erfasst wird und dass jedes prädikative Urteil seine Basis in Bewusstseinsleistungen dieser vorprädikativen Sphäre der Erfahrung hat (vgl. Abschn. I 3.2.2.).

derum eine freie und eine gebundene Art: die Motivation im Um-zu-Zusammenhang und die Motivation im Weil-Zusammenhang (vgl. Abschn. I 4.1.2.). Die Um- zu-Motivationsrelevanz setzt das Verhalten in der aktuellen Situation in Sinnbezug zu Tages- und Lebensplänen, d.h. zu modo futuri exacti entworfenen – eventuell nach Prioritäten geordneten verhaltensorientierenden Handlungszielen. Handlungsentwürfe und Handlungsentscheidungen motivieren die nötigen Thematisierungen und Situationsinterpretationen. Die Motivationsrelevanz im Weil-Zusammenhang umfasst jene biographie- und situationsbedingten Gründe, die retrospektiv – also nach abgelaufener Handlung modo präterito – als die verhaltensbestimmenden ausgemacht werden. Die Weil-Motive geben zum einen den Ausschlag für [71] spontanes Verhalten – warum habe ich Angst vor der Schlange gehabt? –, zum andern bilden sie die Grundlage eines Handlungsentwurfs – was brachte mich dazu, ein Hochschulstudium absolvieren zu wollen? Sie können zu Syndromen gebündelt werden – zu "Einstellungen", "Charakterzügen" –, die Elemente des Gewohnheitswissens werden – "ich weiss, dass mich Profisport nicht interessiert". Die Unterscheidung von Motivationsrelevanzen im Um-zu- und im Weil-Zusammenhang ist deutlich stichhaltiger als die Unterarten der anderen Relevanzen: Jede Handlung kann auf ihre Um-zu-wie auch auf ihre Weil-Motive befragt werden; Verhalten hingegen ist ungeplant und nur durch Weil-Motive begründbar.

Die Kette der Um-zu-Motive wie auch die verschiedenen Weil-Motive sind untereinander zu einem System der Motivationsrelevanzen verbunden. Ebenso bilden die Interpretationsrelevanzen und die thematischen Relevanzen je ein System. Die drei Typen sind aber auch untereinander eng verwoben. Die *Interdependenz der Relevanzsysteme* zeigt sich darin, dass wir sie in jeder Situation als untrennbare Einheit erleben. In ihrem Verbund strukturieren sie die aktuelle Erfahrung und damit auch den Wissenserwerb und die Struktur des Wissensvorrates. Die Unterscheidung der drei Relevanztypen ergab sich aus einer – von der Erfahrung abgelösten – Analyse ihres konstitutiven Ursprungs. Keinem der Relevanztypen kommt jedoch Priorität zu – die obige chronologische Folge bedeutet keineswegs eine Stufung nach Vorrangigkeit. In der konkreten Erfahrung sind alle miteinander völlig verschränkt; jeder kann daher zum Ausgangspunkt einer empirischen Analyse gemacht werden. Die Unterscheidung der drei Typen hat nach Schütz hingegen entscheidende Konsequenzen für die Methodologie der Sozialwissenschaften.

5.2.2.2. Die Kongruenz der Relevanzsysteme in der Sozialwelt

Wir stellten fest (vgl. Abschn. I 5.1.3.), dass Intersubjektivität in der Sozialwelt durch die Generalthese der wechselseitigen Perspektiven bewerkstelligt wird, welche neben der Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standpunkte auf der Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme beruht. Ich will aus dem Dargelegten nun die Implikationen in Bezug auf diesen Punkt aufzeigen. Die Unterstellung einer Kongruenz der Relevanzsysteme in einer sozialen Beziehung erfolgt [72] keineswegs "blind", sondern im Verbund mit dem subjektiven Wissensvorrat. Mein Wissensvorrat enthält nicht nur das Wissen um meine eigenen Erfahrungen und Relevanzstrukturen sowie über meine eigene einzigartige Individualität, sondern auch typisches Wissen um Biographie, Wissensstock und Relevanzstrukturen meines Interaktionspartners. Kenne ich ihn näher, kann ich durchaus um "typische Inkongruenzen" un-

serer Relevanzstrukturen Bescheid wissen und sie in Rechnung stellen: Ich weiss, dass mein Kind lieber im Wald herumstrolcht als mir im Garten hilft, und ich weiss, dass meine Frau sich nicht gerne in politische Diskussionen mit mir (und überhaupt) einlässt. (Die Unterstellung solcher Typik erfolgt ihrerseits wieder auf den Idealisierungen des "Und-so-weiter" und des "Ich-kann-immer-wieder": Ich setze voraus, dass der andere die (Ab-)Neigungen von früher auch heute noch hat und dass ich daher mein typisches Wissen immer wieder zur Anwendung bringen kann.) Je anonymer hingegen eine soziale Beziehung ist und je allgemeiner daher das typische Wissen vom andern, desto mehr muss ich meine Interaktion auf eine Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme gründen. Frage ich jemanden auf der Strasse nach der Uhrzeit, so erwarte ich, falls er eine Uhr besitzt, dass er mir Auskunft gibt und mich deswegen nicht ins Gesicht schlägt, z.B. weil ich Ausländer oder anderer Hautfarbe bin oder ihm sonst nicht in den Kram passe. Der situative Interaktionsverlauf kann die Annahme der Kongruenz durchaus widerlegen: Der Fremde schlägt mich unerwartet zu Boden. Situationsdefinitionen können selbstverständlich auch etwas undramatischer auseinanderfallen, z.B. wenn ein Kunde eine Verkaufsinteraktion als Gelegenheit definiert, mit der hübschen Verkäuferin anzubändeln (was natürlich ebenfalls in Dramatik ausarten kann). Eine gewisse Kongruenz der Relevanzsysteme muss allerdings *immer* vorhanden sein, wenn eine Interaktion überhaupt zustande kommen soll: Selbst im heftigsten Streit setze ich voraus, dass der andere meine Sprache versteht, mir zuhört und mich zu einem gewissen Grad ernst nimmt, wenn ich ihm wirkungsvoll Schimpfwörter wie "Schafskopf" und "Tolpatsch" an den Kopf werfen will. Jedes Bewerkstelligen von Intersubjektivität hat also in jedem Fall die Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme zur Voraussetzung, selbst wenn gewisse – zum voraus gewusste oder erst in der Situation entdeckte¹³ – Einzelrelevanzen eminent divergieren. [73]

In Bezug auf das Erkennen der Relevanzsysteme des Interaktionspartners ist daran zu erinnern, dass sich meine und seine Auslegung durchaus nicht zu decken brauchen. Für Schütz ist es eine "Tatsache, dass Feld, Thema, Horizont und Relevanz in subjektiver Sicht (d.h. vom Blickwinkel des in Frage stehenden Subjekts aus) eine ganz andere Struktur aufweisen als in objektiver Sicht (d.h. vom Blickwinkel des Beobachters aus)." (Schütz, 1971C: 42; vgl. Abschn. 1 4.2.) Dieser Umstand ist für die Methodologie der Sozialwissenschaften wiederum sehr bedeutsam, beruht doch ein Grossteil empirischer sozialwissenschaftlicher Forschung auf dem Anspruch, die thematischen und die Interpretationsrelevanzen adäquat und die Weil-Motive der Leute besser erfassen zu können, als diese selber dazu fähig sind.

5.3. Die Mannigfaltigkeit der Realitäten

In der natürlichen Einstellung erleben wir die Lebenswelt als räumlich, zeitlich und sozial strukturiert. Sie ist uns historisch vorgegeben und wird uns überdauern. Von vielen ihrer Aspekte haben wir ein typisches Wissen, als Ganzes bleibt sie uns jedoch undurchdringlich. Dann und wann veranlassen uns problematische Situationen, einzelne Teile dieses Wissens anzuzweifeln, wir stellen es (und damit die Le-

¹³ Die Inkongruenz von Relevanzen kann zuweilen auch erst im Nachhinein – nach abgelaufener Interaktion – bemerkt werden; dies braucht uns aber nicht weiter zu beschäftigen, da die Interaktion faktisch von der Idealisierung der Kongruenz geleitet war.

benswelt selbst) aber nie als Ganzes in Frage. Die Lebenswelt ist nicht nur ein Produkt unserer Phantasie, sondern wir teilen sie mit andern Menschen. Diese sehen sie – aufgrund unterschiedlicher Relevanzstrukturen und biographisch bestimmter Wissensvorräte – im Einzelnen etwas anders, in ihren Grundzügen aber gleich wie wir. Diese Welt ist die Welt unserer pragmatischen Motive und Handlungen; sie bildet die Grundlage für sämtliche unsere Pläne und Handlungsdurchführungen. Die *Welt des Alltags* resp. der natürlichen Einstellung hat aber durchaus auch Grenzen: Sie ist nur eine *relative Wirklichkeit*. Da nicht die ontologische Struktur der Gegenstände, sondern der Sinn unserer Erfahrungen die Wirklichkeit konstituiert (Schütz, 1971Aj: 264), können wir die Alltagswelt (bzw. die natürliche Einstellung) auch ver- [74] lassen und in andere Wirklichkeiten überwechseln. Schütz lehnt sich an William James' Konzept der "sub-universa" an und widmet der "*Mannigfaltigkeit der Realitäten*" eine eigene Untersuchung (Schütz, 1971Aj)¹⁴. James betrachtete den Ursprung der Wirklichkeit als subjektiv: Was immer unser Interesse erweckt und anregt, ist wirklich (James, 1907: Kap.XXI). Schütz löst das Konzept aus dieser psychologischen Perspektive und spricht – aufgrund der Sinnstruktur jeder Erfahrung – von "geschlossenen Sinnbereichen". Ein *geschlossener Sinnbereich* ist ein Komplex von Erfahrungen, die einen einheitlichen Erkenntnisstil aufweisen. So befinden wir uns in je einem andern Sinnbereich mit je spezifischem Erkenntnisstil, wenn wir in der natürlichen Einstellung der Alltagswelt handeln; wenn wir uns in wissenschaftlicher Kontemplation ohne Handlungsabsichten einem Untersuchungsgegenstand zuwenden und gewisse lebensweltliche Selbstverständlichkeiten in Frage stellen; wenn wir uns in die Welt des Theaters oder bildlicher, literarischer oder anderer künstlerischer Darstellungen versetzen; wenn wir einem Witz lauschen und uns für einen Augenblick in seine fiktive Wirklichkeit versetzen; wenn wir uns in ein Spiel vertiefen, uns der religiösen Sphäre zuwenden oder wenn wir träumen. In Anlehnung an Bergson führt Schütz den Erkenntnisstil auf die Bewusstseinsspannung (*attention à la vie*) zurück: Mit Veränderung der Bewusstseinsspannung treten wir in eine andere Wirklichkeit mit spezifischem Erkenntnisstil ein. Wirklich ist dabei jener Sinnbereich, dem gerade der "*Wirklichkeitsakzent*" verliehen wird.¹⁵ Der Übergang von einer Wirklichkeit in eine andere vollzieht sich dabei keineswegs graduell, sondern – mit einem Begriff Kierkegaards – durch einen "Sprung": Wir schrecken auf, wenn uns das Telefon aus der Phantasiewelt einer spannenden Lektüre klingelt, "erwachen" aus einem Tagtraum oder morgens aus dem Schlaf.¹⁶ In [75] der Regel kehren wir aus andern Wirklichkeiten stets wieder in die Alltagswelt zurück. Diese bleibt für uns die vorzügliche, oberste Wirklichkeit; mit der Alltagswelt setzen wir die anderen Wirklichkeiten auch in Beziehung, wenn wir einen Traum deuten, eine Filmhandlung als "unrealistisch" oder ein Konzert als "ergreifend" oder "entspannend" bezeichnen oder wenn wir nach

¹⁴ In den vorliegenden Ausführungen stütze ich mich vorwiegend auf diesen Aufsatz; vgl. dazu auch Schütz & Luckmann (1975: 23-52).

¹⁵ Zur Klärung des Begriffs "Wirklichkeit" ist Husserls Unterscheidung von Existenzialprädikationen und Wirklichkeitsprädikationen nützlich (Husserl, 1976a: §74). Das Gegenstück der Existenzialprädikationen ist die Prädikation der Unwirklichkeit, der Fiktion. Phantasie- oder Traumerlebnisse können also – in Urteil der alltäglichen natürlichen Einstellung – durchaus als "unwirklich" gelten; sie sind jedoch wirklich im Sinne von "existent-fürs-Bewusstsein".

¹⁶ Eine nähere Analyse dieses Sprungs findet sich in Schütz (1971AL: 397 ff.).

dem "Sinn" (d.h. dem praktischen Zweck) einer wissenschaftlichen Abhandlung fragen.

Schütz erklärt es zu einer wichtigen Aufgabe der Philosophie, das *Konstitutionsproblem in den verschiedenen Wirklichkeiten* zu untersuchen. Er unternimmt einen ersten Vorstoss in dieser Richtung und analysiert die Alltagswelt, die Traumwelt, die verschiedenen Phantasiewelten und die Welt der Wissenschaft. Seine Analyse orientiert er an den folgenden konstitutiven Elementen des *spezifischen Erkenntnisstils* dieser Wirklichkeiten: 1) ihrer spezifischen Bewusstseinsspannung, 2) ihrer spezifischen epoché, 3) der vorherrschenden Form der Spontaneität, 4) der spezifischen Form der Selbsterfahrung, 5) der spezifischen Form der Sozialität und 6) der spezifischen Zeitstruktur.

5.3.1. Die Alltagswelt

Die Alltagswelt wird in der höchsten Bewusstseinsspannung, nämlich dem Hell-Wach-Sein, erlebt. Im Gegensatz zum Phänomenologen, der für seine transzendentalen Analysen mit der epoché sämtliche Setzungen dieser Welt ausser Kraft setzt, wird im Alltagsleben die Existenz dieser Welt nie angezweifelt, ja wird gerade jeglicher Zweifel selbst ausgeklammert; Schütz nennt dies die "epoché der natürlichen Einstellung"¹⁷. Die vorherrschende Form der Spontaneität ist das Wirken – das Entwerfen von Handlungen und das Durchführen derselben. Die spezifische Form der Selbsterfahrung ist das Erleben des wirkenden Selbst als Gesamt-Selbst und die spezifische Form der Sozialität ist die [76] gemeinsame intersubjektive Welt der Kommunikation und des sozialen Handelns. Die spezifische Zeitperspektive schliesslich ist die Standardzeit, die im Schnittpunkt der inneren Dauer und der kosmischen Zeit (Welt-Zeit) ihren Ursprung hat und als die universale Zeitstruktur der intersubjektiven Welt fungiert.

5.3.2. Die Traumwelt

In der Traumwelt ist das Bewusstsein völlig entspannt und vom Alltagsleben abgekehrt. Die Perzeptionen sind passiv, d.h. ohne jegliche Zuwendung durch aktives Hören oder Schauen.¹⁸ Die typische Spontaneität besteht in der Machtlosigkeit des Träumers dem Geschehen gegenüber; das Traumgeschehen ist unausweichlich (vgl. Alpträume) – es ist nicht durch Planung und Berechnung "in den Griff" zu bekommen wie eine Szene des Alltagshandelns. Sozialität kann zwar im Traumgeschehen vorkommen, der Zustand des Träumens ist aber wesentlich einsam – man kann nicht mit andern zusammen träumen. Die Zeitstruktur schliesslich ist sehr komplex: Vergangenheit und Zukunft können sich im Traum vermischen; die Traumzeit ist von der Standardzeit völlig abgelöst, bleibt als innere Dauer aber jedenfalls unumkehrbar.

¹⁷ Herbert Spiegelberg (1982: 256) missversteht diese Konzeption völlig, wenn er die "epoché of the natural attitude" beschreibt als Schütz' "main technique for securing the phenomena of such a study", nämlich einer mundanen phänomenologischen Untersuchung. Mit der "epoché der natürlichen Einstellung" charakterisiert Schütz vielmehr den kognitiven Stil der Alltagshandelnden und nicht eine phänomenologische Methode. (vgl. Schütz, 1971Aj: 263)

¹⁸ Auch passive Perzeptionen bleiben selbstverständlich stets Leistungen der Intentionalität. Aktive Sinneswahrnehmung (aktives Hören, Schauen etc.) würde, in Husserls Terminologie, Perzeptionen in Apperzeptionen wandeln.

Das Problem der Analyse der Traumwirklichkeit besteht im Umstand, dass der Träumende im Zustand des Träumens nicht kommunikationsfähig ist, dass wir uns daher auf Traumrekonstruktionen in der Alltagswelt verlassen und von hier aus die konstitutiven Merkmale der Traumwelt zu erfassen versuchen müssen. Methodologisch haben solche Analysen also einen andern Charakter als die konstitutive Analyse der Alltagswelt, die "von innen heraus" vorgenommen werden kann.¹⁹ Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich auch für die Analyse der Phantasiewelten. [77]

5.3.3. Phantasiewelten

Schütz bezeichnet die Wirklichkeiten der Phantasien und Einbildungen, der Fabel und Dichtung, der Märchen und Mythen, des Witzes und Scherzes, der Spiele und der Kunst etc. "Phantasiewelten". Sie alle müssten gesondert untersucht werden; er aber versucht, einige gemeinsame konstitutive Merkmale herauszuarbeiten. Die Bewusstseinsspannung der Phantasiewelten ist niedriger als jene im Alltagsleben. Die Phantasie kann sich über sämtliche Widerstände der Lebenswelt hinwegsetzen: über die üblichen Grenzen meiner Handlungsfähigkeit (Spontaneität), die Gesetzmäßigkeiten der natürlichen Gegenstände meiner Umgebung sowie über die übliche Zeitperspektive. Ich kann mich als Riesen oder Zwerg, mit Siebenmeilenstiefeln oder mit Flügeln ausgestattet vorstellen, kann mich in jede Zeitepoche versetzen und in jede Rolle schlüpfen. Dabei bleibe ich lediglich an die Unumkehrbarkeit der inneren Dauer²⁰ und die Tatsache meiner nach aussen abgegrenzten Innerlichkeit gebunden. Phantasiewelten können sowohl einsam (z.B. im Tagtraum) wie auch in Gemeinsamkeit mit anderen (z.B. im Zusammenspiel) erlebt werden.

Schütz' Analysen von Traum- und Phantasiewelten sind durchaus fragmentarisch und skizzenhaft; sie bilden lediglich den Hintergrund für sein eigentliches Untersuchungsziel: die Gegenüberstellung von Alltagswelt und Welt der Wissenschaft.

5.3.4. Die Welt der Wissenschaft

Während die Kontemplationen im Alltagsleben (das Entwerfen von Handlungen, Schmieden von Plänen oder Nachdenken über Lebensprobleme) [78] zwar Enklaven bilden, aber doch der Handlungsorientierung dienen, bildet die wissenschaftliche Kontemplation eine eigene Wirklichkeit mit einem spezifischen Erkenntnisstil. Bereits im "Sinnhaften Aufbau" (Schütz, 1974) unterschied Schütz die wissenschaftliche Sinndeutung von der alltagsweltlichen. Denn die theoretische Einstellung des Wissenschaftlers hat nach Schütz eine grundlegend andere Relevanzstruktur als die

¹⁹ Innerhalb der Traumwelt können ja ohne weiteres auch andere mit Bewusstsein ausgestattete und eigene Handlungsabsichten verfolgende Menschen wahrgenommen werden; dass diese "nicht wirklich" sind und das Träumen ein einsamer Akt ist, kann lediglich von der Alltagswelt her "gesetzt" werden. Schütz scheint sich dieses Problems bewusst gewesen zu sein, wenn er die "Welt des Phantasierens" und die "Welt der phantasierten Vorstellungen" unterscheidet (Schütz, 1971Aj: 269 ff.); die methodologischen Implikationen hat er allerdings nicht erörtert.

²⁰ Auch hier bleibt die Widersprüchlichkeit bestehen, dass zwar die innere Dauer im Akt des Phantasierens unumkehrbar ist, dass aber die Zeit durchaus als rückläufig vorgestellt werden kann (gewisse Formen des jüdischen Witzes beruhen z.B. gerade auf dem Paradoxon einer nicht-linearen Zeitstruktur – vgl. Landmann, 1963). Schütz & Luckmann (1975: 49) beziehen aber die Unumkehrbarkeit der Zeit auch auf die Welt des Vorgestellten.

natürliche Einstellung des Alltagshandelnden. Der Wissenschaftler stellt die Selbstverständlichkeiten des Alltagslebens in Frage, nimmt die Phänomene also nicht einfach so, wie sie erscheinen, sondern unterzieht sie systematischem Zweifel. Er interessiert sich für die objektiven Gegebenheiten und Zusammenhänge und klammert daher seine Subjektivität, seine eigene Endlichkeit (seine Angst vor dem Tod) und sein im Alltag gründendes System pragmatischer Relevanzen ein; er bringt also nur einen Teil seiner Persönlichkeit in seine Arbeit ein und übernimmt die Rolle eines unbeteiligten, am Eingriff in das zu untersuchende Geschehen desinteressierten Beobachters. So konzentriert er sich allein auf das Erschliessen eines wissenschaftlichen Problems in seinen inneren und äusseren Horizonten, baut dabei auf seinem theoretischen Wissen auf und verfährt nach den Regeln wissenschaftlicher Methodologie. Dabei bleibt er wesentlich einsam; selbst seine Kommunikation mit andern richtet sich an ein allgemeines "Jedermann", ist stets öffentlich und kennt keine private Welt. Schliesslich fehlt ihm auch die Zeitperspektive der lebendigen Gegenwart – die ihm eigentümliche Zeitform ist vielmehr jene der Vergangenheit (die Geschichte seiner Vor-Erfahrungen und ihrer Sedimentation) und der Zukunft (die offenen Horizonte des vorhandenen Problems).

Dem konkreten Alltag eines Wissenschaftlers gegenüber scheint dies nun merkwürdig abstrakt. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden doch oft ausdrücklich für Zwecke der alltagsweltlichen Handlungsorientierung gewonnen (z.B. ökonomische Lage- und Trendanalysen, soziologische Untersuchungen randalierender Jugendlicher usf.); auch ist die wissenschaftliche Forschungsarbeit von vielen Handlungen durchsetzt (Bedienen von Messinstrumenten, Abfassen von Manuskripten etc.), und der wissenschaftliche Diskurs mit andern erfolgt doch oft leibhaftig und mit persönlichkeitspezifischem Temperament. Um einem verbreiteten Missverständnis vorzubeugen: Dies sind für Schütz alle Aspekte [79] der *Lebenswelt* – pragmatische Handlungskontexte, die mit der wissenschaftlichen Tätigkeit verknüpft sind. Mit der Wirklichkeit der Wissenschaft meint Schütz jedoch lediglich die rein theoretischen Akte, die jenseits solcher alltagsweltlicher Handlungen stehen. Diese genuin theoretische Sphäre ist nun auch der für die *wissenschaftliche Sinndeutung* ausschlaggebende Relevanzbereich: Die *Sinnkonstitution des wissenschaftlichen Verstehens und jene des alltagsweltlichen Verstehens sind daher strikte auseinanderzuhalten*. Der Sinn S, den der Handelnde seinem Handeln beimisst, unterscheidet sich also nicht nur vom Sinn S' des alltagsweltlichen Beobachters, sondern auch vom Sinn S'' des wissenschaftlichen Beobachters; gegenüber dem pragmatisch motivierten alltagsweltlichen Beobachter ist der Wissenschaftler zudem darauf erpicht, den subjektiven Sinn S des Handelnden möglichst adäquat zu erfassen. Dies mündet in die bereits erwähnte Fragestellung ein, wie der Wissenschaftler objektive Sinnzusammenhänge von subjektiven Sinnzusammenhängen bilden kann; dieser will ich mich im Folgenden zuwenden.

Zusammenfassung

Schütz nahm Webers Konzeption einer Verstehenden Soziologie zum Ausgangspunkt seiner metatheoretischen Untersuchungen; die Sozialwissenschaften müssen als "verstehende" konzipiert und, da Sinn prinzipiell nur subjektiv konstituiert werden kann, handlungstheoretisch begründet werden. Um Webers Konzeption die volle Durchschlagskraft zu verleihen, setzte sich Schütz zum Ziel, durch eine systematische philosophische Analyse des Handlungssinns die Äquivokationen in Webers Grundbegriffen, die durch eine Vermengung verschiedener Sinnschichten zustande kamen, zu beseitigen. Nach ersten Versuchen mit Konzepten Henri Bergsons fand Schütz in Husserls phänomenologischer Methode jenes Instrument, das eine gültige Analyse der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein erlauben sollte. Indem er nicht eidetische Untersuchungen konkreter Sozialgebilde unternahm, sondern die Phänomenologie von Anbeginn in den Rahmen der Weberschen Handlungstheorie stellte, gab er ihr gleichsam eine handlungstheoretische Wendung und machte sie damit in einer ganz spezifischen Weise für die Sozialwissenschaften fruchtbar. Unter Beibehaltung [80] einiger Elemente aus Bergsons Lebensphilosophie und unter Nutzbarmachung der Husserlschen Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion analysierte Schütz die Konstitution von Erlebnis-, Verhaltens- und Handlungssinn in der Zeitlichkeit des subjektiven Bewusstseins wie auch den Prozess der signitiven Erfassung fremder Bewusstseinsabläufe im Fremdverstehen. Sinn wird stets in einem Hier und Jetzt gesetzt, sei es vorprädikativ bezüglich der gegebenen intentionalen Phänomene und ihren protentionalen und retentionalen Abschattungen, sei es prädikativ durch prospektive Antizipation zukünftiger oder retrospektive Reproduktion vergangener Ereignisse bzw. Erlebnisse. In der Retrospektive kann auch Verhalten sinnhaft sein. Handeln dagegen ist bereits in seinem Ablauf sinnhaft, da es an einem vorentworfenen Handlungsziel orientiert ist; Handlungen können daher nicht nur nach ihren Weil-Motiven, sondern auch nach ihren Um-zu-Motiven analysiert werden. Die Strukturen der Selbstausslegung gelten auch für die Fremdausslegung, differenzieren sich aber zu grösserer Komplexität aus: Fremdverstehen besteht in einer Interpretation von Zeichen und Anzeichen, die appräsentativ auf fremde Bewusstseinsabläufe verweisen; es erfolgt in Selbstausslegung, ist stets an eine spezifische Auffassungsperspektive gebunden und erfasst den subjektiv gemeinten Sinn höchstens als approximativen Näherungswert.

Die Theorie des Fremdverstehens wurde erheblich verfeinert durch die Konstitutionsanalysen der lebensweltlichen Strukturen in mundaner Einstellung. Dabei stellt Schütz die Gegebenheitsweisen der Intersubjektivität in den räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtungen der Lebenswelt heraus, untersucht die Bildung und Struktur des subjektiven Wissensvorrates, entwickelt eine Theorie der Typik und Relevanz, beschreibt die einzelnen Idealisierungen zur Situations- und Perspektivitätstranszendierung sowie einige fundamentale Strukturelemente verschiedener Wirklichkeiten. Schütz hat mit seinen Analysen eine Proto-soziologie geschaffen, deren Konsequenzen vielfältig sind; während die reichhaltige Palette neuer Grundbegriffe der soziologischen Handlungstheorie neue Perspektiven eröffnet, gelten die methodologischen Implikationen für sämtliche Sozialwissenschaften.

Teil II. KONSEQUENZEN DER LEBENSWELT-ANALYSEN FÜR DIE METHODOLOGIE DER SOZIALWISSENSCHAFTEN

1. Husserl: Die Lebenswelt als Basis aller Wissenschaften

Schütz' Protozoziologie begründet nicht nur die Grundbegrifflichkeit der Sozialwissenschaften, sondern hat auch prägnante Konsequenzen für deren Methodologie. Schütz' Vorschlag, die Sozialwissenschaften durch eine phänomenologische Analyse der Lebenswelt zu begründen, konvergiert dabei – obwohl eigenständig entwickelt – in auffallender Weise mit dem Werk des späten Husserl: auch dieser erblickte den Weg zur Begründung der Wissenschaften in einer phänomenologischen Untersuchung der Lebenswelt. Husserl spannte den Bogen aber erheblich weiter: Nicht nur bezieht er sich auf die "Wissenschaften überhaupt", sondern er ist auch kritisch motiviert und beansprucht mit einem solchen Programm, die Wissenschaften von einem falschen Selbstverständnis und, im Fall der Geisteswissenschaften und der Psychologie, von falschen Methoden zu befreien und sie dadurch wieder zur Frage nach dem Sinn unseres Daseins hinzuführen. Da sich Husserl eingehend – und mehr als Schütz – über den philosophischen Stellenwert der Lebenswelt in bezug auf die Wissenschaften ausgelassen hat, lohnt sich an dieser Stelle eine kurze Darlegung seiner Argumentation; dadurch ergibt sich nicht nur ein geeigneter Hintergrund für die Schützschen methodologischen Folgerungen, sondern erhellen sich zugleich die Parallelen resp. die Differenzen der methodischen und konzeptionellen Ansätze von Husserl und Schütz. – *Im folgenden* will ich 1) zunächst einen Blick auf den Problemzusammenhang werfen, in dem Husserls Forderung nach einer Analyse der Lebenswelt gründet; darauf werde ich 2) untersuchen, wie eine phänomenologische Analyse der Lebenswelt nach seiner Auffassung zu verfahren hat und 3) was für Ergebnisse Husserl präsentiert; schliesslich gilt es 4) zu fragen, was für Konsequenzen für die Wissenschaften resultieren, worauf 5) eine allgemeine Einschätzung vorgenommen werden kann. [82]

(1) Grundlage der Husserlschen Überlegungen bildet die *Diagnose einer allgemeinen "Krise der Europäischen Wissenschaften"*.¹ Nach Husserl verblendeten die positiven Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Menschen durch die ihnen verdankte wirtschaftliche und technische Prosperität. Um die Jahrhundertwende vollzog sich hingegen eine allgemeine Umbewertung, eine zunehmende Kritik an diesen Wissenschaften, welche sich gerade von jenen Fragen abwandten, die "für ein echtes Menschentum die entscheidenden sind" (Husserl, 1954:4):

"In unserer Lebensnot – so hören wir – hat diese Wissenschaft uns nichts zu sagen. Gerade die Fragen schliesst sie prinzipiell aus, die für den in unseren unseligen Zeiten den schicksalsvollsten Umwälzungen preisgegebenen

¹ "Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie" (Husserl, 1954) bildet Husserls Spätwerk, geschrieben in den Jahren 1934-37. Zu Husserls Lebzeiten sind davon nur die Teile I und II erschienen, während der Hauptteil (Teile IIIA und IIIB) unvollendet geblieben und – zusammen mit einer Menge von Arbeits- und Forschungs-Manuskripten – erst posthum veröffentlicht wurde. (vgl. Biemel, 1954) – Im Folgenden beziehen sich alle meine Zitate auf diesen Band.

Menschen die brennenden sind: die Fragen nach Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins." (ibid.)

Die *Ursache dieser Krise* erblickt Husserl darin, dass *vergessen wurde, dass alle Wissenschaft in der Lebenswelt gründet*. Die Lebenswelt ist der selbstverständliche, unbefragte Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens wie auch jeden wissenschaftlichen Theoretisierens und Philosophierens. Sie ist die "primordiale Sphäre" – nicht nur, weil sie auch ohne die neuzeitliche Wissenschaftskonzeption mit ihrem objektiven Wahrheitsbegriff existierte, sondern auch weil viele der lebensweltlichen Sinnes- und Geltungssetzungen für jedes wissenschaftliche Argumentieren notwendigerweise vorausgesetzt werden müssen. Dies hat eine längere Entwicklungsgeschichte: Die Griechen bildeten die "Zweckidee der 'Wahrheit' des natürlichen Daseins" (1954:124) und massen der "neugebildeten Idee 'objektiver Wahrheit' die höhere Dignität, die einer Norm für alle Erkenntnis" zu; darauf aufbauend erwuchs schliesslich "die Idee einer universalen, alle mögliche Erkenntnis in ihrer Unendlichkeit umspannenden Wissenschaft, die kühne Leitidee der Neuzeit." (ibid.) Die neuzeitlichen Wissenschaften massen sich nun an, die "objektive Wahrheit" zu präsentieren, während die nicht-wissenschaftlichen Thematisierungen "bloss subjektiv-relativ" [83] sind und daher überwunden werden müssen. (1954:129) So wird der Welt mittels geometrischer und naturwissenschaftlicher Mathematisierung ein Ideenkleid angemessen, werden die sinnlichen Füllen der konkret-anschaulichen Gestalten der Lebenswelt mit Zahlen-Induzierungen versehen. (1954:51) Diese wissenschaftlichen Verfahren ermöglichen zwar eine Voraussicht der konkreten lebensweltlich-anschaulichen Weltgeschehnisse – eine Voraussicht, welche die Leistungen der alltäglichen Voraussicht unendlich übersteigt (ibid.). Dieses Ideenkleid vertritt die Lebenswelt aber nicht nur, sondern verkleidet sie auch:

"Das Ideenkleid macht es, dass wir für *wahres Sein* nehmen, was eine *Methode* ist ... die Ideenverkleidung macht es, dass der *eigentliche Sinn der Methode, der Formeln, der 'Theorien'* *unverständlich* blieb und bei der naiven Entstehung der Methode *niemals* verstanden wurde." (1954:52)

Die wissenschaftlichen Idealgebilde wurden, in polythetisch aufbauenden Schritten, durch Prozesse der Operationalisierung, Quantifizierung, Formalisierung und Abstraktion gewonnen; im monothetischen Zugriff auf sie werden diese jedoch nicht mehr mitbedacht, womit der Bezug zur Lebenswelt verlorengeht. Alle Wissenschaft, auch die Logik, gründet jedoch auf einem lebensweltlichen Apriori, und die Strukturen der Lebenswelt sind in den objektiven Wissenschaften systematisch entfaltet. (1954:142ff.) Erst eine *phänomenologische Analyse der Lebenswelt*, als *radikale Grundwissenschaft*, deckt die implizierten lebensweltlichen Sinnstrukturen auf und bringt sie zur Urevidenz; erst damit wird *alles* zum Selbstverständnis gebracht.

(2) *Wie verfährt nun eine phänomenologische Analyse der Lebenswelt* in der Husserlschen Version? Phänomenologie sucht nach dem Formal-Allgemeinen, also nach dem an der Lebenswelt in allem Wandel der Relativitäten invariant Verbleibenden. Welt ist dabei "das All der Dinge, der in der Weltform Raumzeitlichkeit in doppeltem Sinne 'örtlich' (nach Raumstelle, Zeitstelle) verteilten Dinge, der raumzeitlichen 'Onta'." (1954:145) Husserl unterscheidet wiederum zwei Möglichkeiten, diese Welt phänomenologisch zu untersuchen: 1) in Form einer *Ontologie der Lebenswelt* oder 2) in Form einer transzendentalphänomenologischen Analyse derselben. Eine Ontologie der

Lebenswelt ist eine konkret allgemeine Wesenslehre der lebensweltlichen Onta. (1954: 145) Sie ist deshalb möglich, weil sie zum einen, wie immer sie sich auch wandelt, ihre wesensgesetzliche Typik, an die alles Leben und da- [84] her auch alle Wissenschaften gebunden bleiben, einhält und weil sie zum andern stets auf Subjektivität bezogen ist, also aus reiner Evidenz geschöpft werden kann. (1954:176) Husserl verlegt sich aber primär wiederum auf eine *transzendentalphänomenologische Analyse*, welche viel umfassender sei und die Ontologie der Lebenswelt umspanne. (1954:145) Durch die Einklammerung der natürlichen Einstellung in der transzendentalen Reduktion verwandelt sich die Lebenswelt in das bloße transzendente "Phänomen"; sie bleibt dabei in ihrem Wesen gleich, erweist sich aber nur noch als "Komponente" in der konkreten transzendentalen Subjektivität. (1954:177) Innerhalb der epoché können nun drei verschiedene Blickwendungen vollzogen werden – drei "partiale Einstellungen", die ineinander fundiert sind und in denen, zusammengekommen, sich "die universale Forschungsaufgabe der transzendentalen Reduktion" verwirklicht (1954:177). In der ersten Wendung richtet sich der Blick konsequent auf die Lebenswelt bzw. ihre apriorischen Wesensformen. Diese Blickwendung dient "als Ausgang, nämlich als transzendentaler Leitfaden für die höherstufigen Korrelateinstellungen" (ibid.). Höherstufige Einstellungen sind für Husserl wiederum die Konstitutionsanalyse und der Rückbezug auf die leistende Intentionalität, also auf die Subjektivität. So zielt die zweite Blickwendung auf die lebensweltlichen "Dinge" bzw. Dingformen konstituierenden Korrelate: auf die Mannigfaltigkeiten von Gegebenheitsweisen und deren korrelative Wesensformen" (ibid.). Die Lebenswelt und ihre Objekte sind uns nicht nur vorgegeben, in einer "blossen Habe als Substrate ihrer Eigenschaften", sondern sie werden uns (wie alles ontisch Vermeinte) "in subjektiven Erscheinungsweisen, Gegebenheitsweisen" bewusst (1954:149):

"Gestalten wir nun dies zu einer neuen universalen Interessenrichtung, etablieren wir ein konsequentes universales Interesse für das *Wie* der Gegebenheitsweisen und für die Onta selbst ... als Objekte in ihrem *Wie*, eben in der ausschliesslichen und ständigen Interessenrichtung darauf, *wie* im Wandel relativer Geltungen, subjektiver Erscheinungen, Meinungen die einheitliche, universale Geltung Welt, *die* Welt für uns zustande kommt ..." (ibid.)

Die dritte Blickwendung schliesslich wendet sich zurück auf die leistende Subjektivität, "auf die in all dem fungierenden Subjekte und Subjektgemeinschaften, nach den ihnen zugehörigen ichlichen Wesensformen" (1954:177). Ohne dass ihm der transzendente Nachweis der Existenz des alter ego gelungen wäre (vgl. Abschn. III 1.1.2.), spricht [85] Husserl hier von Subjektgemeinschaften; damit bringt er wiederum sein implizites Konzept der Monadengemeinschaft zum Ausdruck, in der jede Monade ein transzendentes ego hat, das gleichgeartet ist wie alle andern. Nur auf dieser Grundlage lässt sich überhaupt erst die These verfechten, dass die Lebenswelt in phänomenologischer Reduktion analysiert werden könne.

(3) Welches sind nun die *konkreten Resultate der Husserlschen Analysen der Lebenswelt*? Husserls Ausführungen halten sich sehr im Grundsätzlichen und Programmatischen und sind keineswegs mit den detaillierten Analysen von Schütz zu vergleichen: Die verstreuten Hinweise und Illustrationsbeispiele bilden hingegen z.T. interessante Anhaltspunkte, in welcher Richtung sich Husserl die phänomenologischen Forschungen vorstellte. Bezüglich der *Ontologie der Lebenswelt* führt er aus, dass uns die Lebenswelt

als Universum von Dingen vorgegeben ist. (1954:229) Ein Ding ist letztlich Substrat. (1954:230) Dinge sind uns je in ihrer konkreten Typik gegeben, "sich ausprägend in den 'Hauptworten' einer jeweiligen Sprache. Alle Sondertypik wird aber übergriffen von der aller allgemeinsten, der 'regionalen' Typik. Im Leben ist sie das in seiner ständigen faktischen Allgemeinheit die Praxis Bestimmende, als wesensnotwendig tritt sie erst hervor in einer Methode theoretischer Wesensforschung." (1954:230) Als Beispiele solch invarianter Wesentypik nennt Husserl die Unterschiede zwischen lebendigen und leblosen Dingen; unter den lebendigen die animalischen (welche in Ichakten leben) gegenüber den Pflanzen (welche bloss triebhaft leben); unter den animalischen wiederum zeichnen sich die Menschen aus, und zwar "so sehr, dass erst von ihnen her die blossen Tiere als ihre Abwandlungen Seinssinn haben" (ibid.); unter den leblosen Dingen schliesslich unterscheiden sich die bedeutungslosen von jenen, die Bedeutung haben, sei es vom Menschen zugemessene (Kultursinn) oder sinnhaft auf tierisches Dasein verweisende. "Es ist klar, dass solche allgemeinsten Scheidungen und Gruppierungen von der Lebenswelt her, als der Welt ursprünglicher Erfahrung, für die Scheidungen wissenschaftlicher Gebiete bestimmend sind wie auch bestimmend sind vermöge des inneren Zusammenhanges und Übergreifens der Regionen für die inneren Zusammenhänge der Wissenschaften." (1954:230) Obwohl er die Relevanz einer solchen Ontologie der Lebenswelt für die Wissenschaften betont, lässt es Husserl bei dieser Skizze bewenden. Doch auch seine [86] *transzendentalphänomenologischen Konstitutionsanalysen* gehen inhaltlich nicht weit über das hinaus, was ich bereits dargelegt habe. (vgl. Abschn. I 3.2. + 4.1.) Jedes Ding steht in seinem äusseren Horizont drin, und jede Thematisierung erfolgt zwangsläufig im Welthorizont; jedes Ding hat auch einen inneren Horizont, da es aus verschiedenen (räumlichen) Perspektiven und ebenso aus unterschiedlicher Distanz, von nah oder von fern, wahrgenommen werden kann. Auch die Wahrnehmung selbst ist ein Mannigfaltiges – ich kann dasselbe Ding sehen, tasten, riechen, hören usw. und habe in jedem ein Verschiedenes. Jedes Ding steht schliesslich in einem Zeithorizont drin: Alle Wahrnehmung ist an die Gegenwart gebunden, verbindet sich aber retentional und reproduktiv mit vergangenen Wahrnehmungen und protentional und antizipativ mit Vorerwartungen. All diese räumlichen und zeitlichen Perspektiven sowie die verschiedenen Wahrnehmungsarten bringe ich als Wahrnehmungssubjekt bezüglich desselben Wahrnehmungsgegenstandes zusammen – nicht als äussere Verschmelzung, sondern als in jeder Phase Sinn in sich tragende, etwas meinende; sie alle werden aufgenommen in die Einheit der Geltung, verbinden sich zu einer fortschreitenden Sinnbereicherung und Sinnfortbildung. (1954:161) Die Lebenswelt wird als sinnhafte erlebt, und diese Sinnhaftigkeit ist eine konstitutive Leistung des subjektiven Bewusstseins (bzw. der Bewusstseine einer Subjektgemeinschaft). – Nebst diesen im Spätwerk integrierten früheren Analysen konzentriert sich Husserl vor allem darauf, erstens die Fehler bisheriger Wissenschaft und Philosophie aufzuzeigen und zweitens die transzendentalphänomenologische Methode als den Weg zur Rettung aus den Irrtümern und Defiziten auszuweisen.

(4) In unserem Diskussionszusammenhang interessiert nun vor allem, was Husserls Einsichten für *Konsequenzen haben für die Art, Wissenschaft zu treiben*. Obwohl Husserl die fehlende Verankerung der Wissenschaften (wobei er v.a. von den Naturwissenschaften und den Formalwissenschaften [Logik und Geometrie] spricht) in der

Lebenswelt bemängelt und als verantwortlich für die gegenwärtige Krise der Wissenschaften einschätzt, macht er keinerlei Ansätze, deren Methode zu ändern; die Wissenschaften messen der Natur ein Ideenkleid an, das sich als geeignet erweist, bessere Voraussagungen über den Lauf der Dinge machen zu können. Das Problem liegt nicht in der Methode, sondern eben in falschem Selbstverständnis – im mangelnden Bewusstsein, dass sich [87] diese Methode auf ein materiales lebensweltliches Apriori bezieht. Daraus erwuchsen die bedenklichen Wissenschaftsideale des Positivismus – Einheitswissenschaft und Methodenmonismus –, welche nach Husserl verheerende Auswirkungen hatten in jenen Wissenschaften, welche sich mit dem Geist beschäftigen: den Geisteswissenschaften (1954:294-313) und insbesondere der Psychologie (1954:194-276). Die Orientierung dieser Wissenschaften an der naturwissenschaftlichen Methode beruht zum einen auf den grossen Erfolgen, welche die Naturwissenschaften zu verzeichnen hatten, zum andern aber auch auf einem falsch verstandenen Dualismus zwischen Körper und Seele, der sich in der neuzeitlichen Wissenschaft verbreitet hatte. Mit Galilei tritt die Idee einer Natur als einer in sich real abgeschlossenen Körperwelt auf. "In eins mit der zu schnell zur Selbstverständlichkeit gewordenen Mathematisierung ergibt das als Konsequenz eine in sich abgeschlossene Naturkausalität, in der alles Geschehen eindeutig und im Voraus determiniert ist." (1954:61) Damit hat sich die Auffassung von Welt völlig verwandelt: Nicht mehr der Mensch steht im Mittelpunkt der Welt, sondern die Natur als selbständige Realität, die nach eigenen Gesetzen und unabhängig vom Menschen funktioniert. Hand in Hand damit geht die Ansicht, dass die Seele, als zweite reale Substanz (zumindest seit Descartes' Zweisubstanzentheorie von *mens* und *corpus*), es infolge ihrer Bezogenheit auf die Natur nie zu selbständiger Weltlichkeit bringe und daher mit den gleichen Methoden untersucht werden könne. Diese Entwicklung führte aber nach Husserl notwendigerweise in eine Sackgasse, denn Körperliches und Seelisches sind *wesensverschieden* und müssen daher auch mit verschiedenen, ihrem Wesen angepassten Methoden angegangen werden. Vergleicht man beispielsweise einige zentrale Phänomene, wie Zeitlichkeit, Kausalität oder Individuation in Körperwelt und seelischer Welt, so zeigen sich tiefgreifende Unterschiede. (1954:219) Diese Wesensunterschiede können nicht etwa mit dem Schema Deskription- Erklärung eingefangen werden, denn jede Wissenschaft braucht beides; vielmehr muss die Deskription (auf der die Erklärung basiert) im Bereich der Seele anders durchgeführt werden als im Bereich der Körperwelt. (1954:225ff.) Die Missachtung dieses Tatbestandes durch die positivistische Psychologie führte dazu, dass sie in mangelhaften Begriffen und Konstruktionen stecken blieb und mit diesen ihre an sich wertvollen empirischen Beobachtungen interpretierte. (1954:206) "Psychischen Dispositionen" wurden (in der Lockeschen Tradition) im [88] analogen Sinn kausale Eigenschaften zugeschrieben wie physischen Kräften, als Titel für bloss kausale Eigenschaften der Seele. (1954: 234) Nie stellte man die Frage, wie aus solchen Daten und ihrer psychischen Kausalität diejenige Vernunftaktivität verstanden werden soll, die zu diesen psychologischen Theorien selbst führte. (ibid.: 235) Andererseits benutzte man gleichzeitig Begriffe wie "Vorstellung", "Wille", "Wert" und "Zwecksetzung" als Bewusstseinsgegebenheiten. (ibid.) Die Psychologie muss aus dieser Sackgasse herausgeführt werden, indem man die Wesensunterschiede untersucht und ihre Methode ihrem Gegenstand anpasst; denn aus Wesensgründen wurde die Psychologie nie exakte Wissenschaft im

Sinn der Naturwissenschaften. (1954:224) *Diese Wesensunterschiede wurden übersehen, weil die Naturwissenschaften die lebensweltliche Basis ihrer Begriffe nicht erkannte* – sie hielten für konkret, was Abstraktionen sind. (1954:232) Denn dass die Naturwissenschaft, sich in der Neuzeit als Physik etablierend, an der Lebenswelt nur die Körperwelt sehen *will*, konstituiert wohl eine abstrakt-universale Natur als ihr Thema, kann aber nicht einfach als *die* ("eigentliche") Wirklichkeit gelten. (ibid.:230) Wirklich grundlegend ist vielmehr die Lebenswelt, in deren regionaler Typik die Wesensunterschiede begründet liegen, auf der die Wissenschaften aufbauen müssen. Die Explikation dieser wesentlichen Strukturen durch eine phänomenologische Analyse der Lebenswelt bewahrt die Wissenschaften vor gegenstands inadäquaten Methoden, vor falschen Begriffsbildungen (wie z.B. die irreführende Unterscheidung von "äusserer" und "innerer" Erfahrung [1954:222ff.]) sowie davor, methodische Verfahren, die sich in einem bestimmten Anwendungsbereich bewähren, mit der "wahren Wirklichkeit" zu verwechseln.

Die für die Wissenschaften des menschlichen Geistes angemessene Methode ist nach Husserl allein die *phänomenologische Analyse*. Husserl zentriert seine Ausführungen dabei v.a. um die "Psychologie", denn "Geisteswissenschaft" kann gar nicht anders betrieben werden als auf ein subjektives Bewusstsein bezogen; die Ergebnisse sollen allerdings für alle menschlichen Bewusstseine gelten. Da nun alle wirklich unmittelbaren deskriptiven Aussagen über Personen, so wie sie schlicht erfahrungsmässig gegeben sind, das rein Eigenwesentliche dieser Subjekte notwendig überschreiten, muss eine wahrhaft deskriptive Psychologie mittels der "eigentümlichen Methode der epoché" sämtliche lebens- [89] weltlichen Geltungen einklammern. Der Psychologe darf bei der Beschreibung einer Wahrnehmung nicht miteinbeziehen, ob der Wahrnehmende, irgendwelche dritte Beobachter oder er selber diese Wahrnehmung für real oder für eine Täuschung halten: "Ob Sein oder Schein, es ändert nichts daran, dass das betreffende Subjekt in der Tat z.B. eine Wahrnehmung vollzieht, in der Tat das Bewusstsein hat: 'da dieser Baum...' (1954:239) Der Psychologe muss sich selbst als "*uninteressierten Zuschauer*" etablieren, muss alle Interessen und Habitualitäten fahren lassen; denn sonst würden alsbald aus den Intentionalitäten „reale Bezogenheiten werden". (ibid.:241f.) Nun liegt auf der Hand, dass eine derart konzipierte Psychologie völlig harmonisch zur *Transzendentalphilosophie* wird (1954:259); ja, diese "unlösliche innere Verschwisterung zwischen Psychologie und Transzendentalphilosophie" (1954:210) wurde nach Husserl in den letzten Jahrhunderten gerade deshalb übersehen, weil die Psychologie falsch konzipiert war, d.h. ein gegenstands inadäquates Verfahren anwandte. Die Ergebnisse einer Psychologie, welche die Lebenswelt in der reduzierten Sphäre untersucht so, wie sie sich in den reinen Bewusstseinstätigkeiten konstituiert haben transzendentalphilosophischen Stellenwert. Denn das durch die epoché erreichte transzendente Phänomen "Welt" weist stets auf ihr Korrelat zurück: auf "die transzendente Subjektivität, in und aus deren 'Bewusstseinsleben' die schlicht naiv uns geltende Welt, schon vor aller Wissenschaft, ihren ganzen Inhalt und ihre Seinsgeltung gewinnt und immer schon gewonnen hat." (1954:155) In der phänomenologischen Analyse der Lebenswelt liegt nun nach Husserl – und das ist eine verblüffende Wendung – auch der Weg, den *Sinn menschlichen Daseins* zu erschliessen; wird nämlich die Sinnkonstitution des transzendentalen egos bis in ihre letzten Ursprünge erschlossen, bleibt keine sinnvolle Frage mehr übrig:

"... Sinn ist nie anderes als Sinn in Geltungsmodis, also bezogen auf Ichsubjekte als intendierende und Geltung vollziehende. Intentionalität ist der Titel für das allein wirkliche und echte Erklären, Verständlichmachen. Auf die intentionalen Ursprünge und Einheiten der Sinnbildung zurückführen – das ergibt eine Verständlichkeit, die (was freilich ein Idealfall ist), einmal erreicht, keine sinnvolle Frage übrig liesse. Aber schon jedes ernstliche und echte Zurückgehen von einem 'Fertig-Seienden' auf seine intentionalen Ursprünge ergibt hinsichtlich der schon aufgedeckten Schichten und der Aufklärung des darin Geleisteten ein zwar nur relatives, aber, soweit es reicht, doch ein wirkliches Verständnis." (Husserl, 1954:171) [90]

Bis zur Erreichung des Endziels hat die Phänomenologie also noch ein weites Forschungsfeld zu beackern; Husserl hat aber – nach seinem Dafürhalten – immerhin den *Weg aufgezeigt*, den solche Forschung zu gehen hat. Die Methode der epoché ermöglicht nämlich eine "radikale Änderung des gesamten Menschentums", da sie bis in dessen philosophische Tiefen hinabreicht (1954:154); Phänomenologie ist damit "eine Philosophie des tiefsten und universalsten Selbstverständes des philosophierenden ego als Trägers der zu sich selbst kommenden absoluten Vernunft" (1954:275) Die These, dass die phänomenologischen Analysen auch den Sinn menschlichen Daseins zur Selbstgegebenheit bringen, gründet auf der rationalistischen anthropologischen Prämisse, dass Vernunft das Spezifische des Menschen sei (1954:272) – das, "worauf der Mensch als Mensch in seinem Innersten hinaus will, was ihn allein befriedigen, 'selig' machen kann." (1954:275) Menschliches Leben verläuft demnach in Stufen der Selbstbesinnung und Selbstverantwortung, bis zur Bewusstseinsfassung der Idee der Autonomie (1954:272); auch Philosophie muss daher "Rationalismus" durch und durch, die "ratio in der ständigen Bewegung der Selbsterhellung" sein. (1954: 273) Sie bringt, als Phänomenologie,

"die Entdeckung der notwendigen konkreten Seinsweise der absoluten (der im letzten Sinn transzendentalen) Subjektivität in einem transzendentalen Leben der ständigen 'Weltkonstitution', und damit korrelativ die neue Entdeckung der 'seienden Welt', deren Seinssinn als transzendental konstituierter für das, was auf den früheren Stufen Welt und Weltwahrheit, Welterkenntnis hiess, einen neuen Sinn ergibt; eben darin aber auch dem menschlichen Dasein, seinem Dasein in der raumzeitlich vorgegebenen Welt als Selbstobjektivierung der transzendentalen Subjektivität und ihres Seins, ihres konstituierenden Lebens, in weiterer Folge das letzte Selbstverständnis des Menschen als für sein eigenes menschliches Sein verantwortlichen, sein *Selbstverständnis als Sein im Berufensein zu einem Leben in der Apodiktizität* – nicht nur abstrakt und in gemeinem Sinne apodiktische Wissenschaft treibend – sondern eine ihr gesamtes konkretes Sein in apodiktischer Freiheit zu einer apodiktischen, zu einer in allen tätigen Leben ihrer Vernunft – in der sie Menschheit ist – verwirklichende ..." (Husserl, 1954:275)

(5) Betrachten wir die Hauptlinien der *Husserlschen Argumentation im Überblick*, so resultiert die Krise der Wissenschaften im fehlenden Bewusstsein ihrer Verankerung in der Lebenswelt – ein besonderes Kennzeichen der Wissenschaften der Neuzeit –, was zu einem falschen [91] Verständnis von Wirklichkeit, Wahrheit und Methode führte. Die Wissenschaften werden erst auf dem Boden der Lebenswelt sinnhaft, und ihre Methoden müssen sich daher auch den lebensweltlichen Aprioris anpassen. Aufgrund der Wesensverschiedenheit von Körperlichem und Seelischem kann die Psychologie sich methodisch nicht am Vorbild der Naturwissenschaften orientieren,

sondern muss eigene Wege gehen. Die für die Analyse des Seelischen geeignete Methode ist die phänomenologische Reduktion; sie macht die Psychologie zur Transzendentalphilosophie, und umgekehrt erweist sich die Phänomenologie als Wissenschaft. Durch die Analyse der leistenden Intentionalität soll alles und jedes zur Selbstgegebenheit gebracht werden, womit – falls dieses Unternehmen je abgeschlossen werden könnte – keine Frage mehr übrig bliebe und also auch die Frage nach dem Sinn menschlichen Daseins gelöst wäre. In bezug auf dieses Endziel mag man sich zwar fragen, wie Husserl (als Jude) während der Nazi-Zeit die Lösung für jene Fragen, "die für den in unseren unseligen Zeiten den schicksalsvollsten Umwälzungen preisgegebenen Menschen die brennenden sind" (Husserl, 1954:4), in einer formalen Analyse der Bewusstseinsphänomene suchen konnte; von der formalen Analyse dessen, was ist – auch wenn es in Vollständigkeit geschähe –, scheint mir kein Weg hinzuführen zur kritischen Einschätzung desselben und damit auf die Ebene pragmatischer Handlungsorientierung.²

Andererseits bildet aber die exakte Fassung dessen, was ist – und zwar in allen seinen Implikationen –, die unabdingbare Voraussetzung gesellschaftlicher Praxis. So blieb Husserls Entdeckung des *lebensweltlichen Aprioris aller Wissenschaften* sowie der Konsequenzen aus der Missachtung dieses Sachverhalts von bleibendem Wert. Sie bestimmte das philosophische Bemühen von Heidegger, Sartre, Merleau-Ponty bis Gadamer und taucht in verdeckter Form auch bei Wittgenstein [92] oder Foucault auf. Immer wieder wurde die "Krise der Wissenschaften" in bezug auf die Lebenswelt thematisiert, wenn auch jedesmal unter etwas andern Vorzeichen: als "Weltentfremdung" – dem Kennzeichen der Neuzeit – von Hannah Arendt (1960), als "Krieg der Welten" von John Wild (1964) oder unter dem Aspekt von "Technik und Wissenschaft als Ideologie" von Jürgen Habermas (1968b). Der Phänomenologe Gerd Brand (1971:40ff.) zeigt drei Wege auf, die zur *Auflösung der Krise* hinführen. Erstens kann man zeigen, dass die Wissenschaften nicht autonom in sich selbst gegründet sind, sondern stets und notwendig auf die Lebenswelt verweisen. Besonders wertvolle Analysen dieser Art erblickt Brand bei Merleau-Ponty (1963) und Habermas (1970), "die immer wieder zeigen, wie die positiv-wissenschaftlichen 'Einsichten' unhaltbar sind, wenn sie nicht auf den Kulturevidenzen, die in der Lebenswelt vorgegeben sind, gründen." (Brand, 1971:41) In die gleiche Richtung gehen die Überlegungen Holzkamps (1965), der sich gegen falsche "Realitäts-Verdoppelungen" in der Psychologie wehrt, sowie die Analysen der Übertragungsprobleme abendländischer Wissenschaft und Technik auf die Völker und Kulturwelten der sog. Entwicklungsländer (Blumenberg, 1963; F. Wagner, 1968; Preiswerk, 1972)³. Zweitens kann man aber auch von der Lebenswelt ausgehen und zeigen, wie die einzelnen Wissenschaft-

² Die theoretische Antwort der Frankfurter Schule auf die Nazi-Zeit, dass eine rein instrumentelle Vernunft zur Irrationalität gedeihe (Horkheimer & Adorno, 1969) und die sozialwissenschaftliche Methode daher durch die Dimension der praktischen Vernunft ergänzt werden müsse (Habermas, 1972a+b), ist in dieser Hinsicht überzeugender. Basierend auf dem Konzept einer Kritischen Theorie haben Boehme & Engelhardt (1979) denn auch die Phänomenologie kritisiert und eine Uminterpretation des Begriffs der Lebenswelt gefordert (vgl. auch die übrigen Aufsätze in Boehme & Engelhardts Reader).

³ Preiswerk (1972) arbeitet z.B. als charakteristische Elemente westlicher Kultur folgende Bestimmungen heraus: Anthropozentrismus, Ethnozentrismus, Rationalismus, Chronometrismus, Alphabetismus, Sedentarismus, Evolutionismus und Egozentrismus.

ten Form und Sinngehalt erreichen. Wissenschaft als Methode ist etwas Notwendiges. Wichtig ist jedoch, dass sie als Methode in ihrer Sinnstiftung gesehen wird, dass Methode nicht mit Sein verwechselt wird." (Brand, 1971:41) Merleau-Ponty (1963) und Habermas (1970) sind auch in dieser Richtung vorgestossen. Drittens ist aber der wichtigste Schritt die *Darstellung der Lebenswelt*. "Erst von hier aus lässt sich deutlich machen, worauf Wissenschaft aus ist und sein darf." (Brand, 1971:42) Eine solche Darstellung der Lebenswelt wird durch eine phänomenologische Analyse geleistet, also durch "eine Wissenschaft von dem universalen Wie der Vorgegebenheit der Welt, also von dem, was ihr universales Bodensein für jedwede Objektivität ausmacht." (Husserl, 1954:149) Auf diesen Weg denn verpflichtet sich Brand (1971); hielten sich Husserls Ausführungen vorwiegend im Pro- [93] grammatischen, setzt er nun dazu an, die phänomenologische Analyse der Lebenswelt auch tatsächlich zu leisten. Denselben Weg ging vor ihm Schütz, allerdings nicht in einer transzendental-phänomenologischen (wie Brand), sondern einer mundanen phänomenologischen Analyse; entsprechend der unterschiedlichen Zielrichtung ihrer Untersuchungen lassen sich denn die Ergebnisse von Brand und Schütz auch nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen.

Was nun die Krise der Wissenschaften und deren Beziehung zur Lebenswelt betrifft, bleibt Brand undeutlich, was unter Lebenswelt genau zu verstehen ist (was für die Literatur zur "Lebenswelt" nicht untypisch ist) – einmal spielt er auf die notwendige Fundierung der Wissenschaften in der *Kulturwelt* an, ein andermal geht es um die Lebenswelt in ihrem *universalen Wie*. Man kann sich aber vorstellen, dass die Lebenswelt sowohl in ihrem universalen Wie als auch in ihren kulturspezifischen Aspekten für die Wissenschaft relevant ist; dies dürfte insbesondere für die Sozialwissenschaften zutreffen. Wenn wir uns nun den *Schütz'schen Analysen der Lebenswelt* zuwenden, so geht es dabei stets um universale (eidetische) Strukturen, deren Explikation den endgültigen, gesicherten Boden für die Methodologie der Sozialwissenschaften abgibt. Husserl war mit den Problemen der Sozialwissenschaften nicht vertraut; es bedurfte eines Gelehrten wie Alfred Schütz, um die Fruchtbarkeit der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften erkennen zu lassen.

2. Schütz: Die phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften

Ausgebildet als Sozialwissenschaftler, interessierte sich Schütz im wesentlichen nur insofern für Philosophie, als sie zur Klärung sozialwissenschaftlich relevanter Fragen diene; sein Interesse war von Anfang an auf eine philosophische Begründung der sozialwissenschaftlichen Methodologie gerichtet. Fasziniert von Husserls Idee einer apodiktischen Philosophie als Wissenschaft, hoffte er die anstehenden Probleme einer quasi endgültigen Lösung zuführen zu können. Bezweckte Husserl mit seinem Programm einer Analyse der Lebenswelt, erstens die Verankerung der Wissenschaften in der Lebenswelt aufzuzeigen d.h. Wissenschaft als methodische Sinnkonstitution auf dem Boden der [94] Lebenswelt zu begreifen und die Naturwissenschaften davor zu warnen, angesichts ihres Voraussageerfolges als Sein zu nehmen, was bloss Methode ist –, zweitens eine Anpassung der wissenschaftlichen Methode an die ontologische Struktur ihres Gegenstandsbereiches zu fordern und drittens bis zur Frage nach dem Sinn menschlichen Daseins vorzustossen, so war das Ziel der Schützschen Untersuchungen zwar enger gesteckt, lag jedoch völlig auf gleicher Linie. Auch die Sozialwissenschaften müssen sich methodologisch ihrem Gegenstand anpassen, und das Spezifische des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs liegt in seiner sinnhaften Vorstrukturiertheit; *alle Sozialwissenschaft basiert notwendigerweise auf Verstehensakten, und eine philosophische Klärung ihrer Methode muss daher in einer Analyse des Fremdverstehens bestehen*. Die Phänomenologie erwies sich für Schütz als nützlich sowohl für die Analyse der Sinnkonstitutions- und Sinndeutungs-Prozesse im subjektiven Bewusstsein wie auch für das Herausschälen jener lebensweltlichen Aprioris, welche das Verstehen qualitativ strukturieren. Sowohl inhaltlich wie methodisch hielt sich Schütz eng an Husserl, indem er zum einen viele von Husserls Untersuchungsergebnissen übernahm (Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion) und zum andern sich streng ans Konzept einer eidetischen Wissenschaft hielt; in bezug auf den transzendentalphilosophischen Aspekt jedoch setzte er sich insofern von Husserl ab, als dass er ihn für die Begründung der Sozialwissenschaften als unnötig erachtete – eine phänomenologische Klärung lebensweltlichen Verstehens hat in mundaner Einstellung zu erfolgen.

Während die phänomenologische Analyse der Lebenswelt zum ersten Mal eine systematische Untersuchung der sinnhaften Struktur der Sozialwelt leistet, hat die These, dass die sinnhafte Vorstrukturiertheit der Sozialwelt besondere methodologische Konsequenzen für die Sozialwissenschaften impliziere, durchaus Tradition. Ebenso Tradition hat die Gegenthese, dass der sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereich mit den gleichen Methoden untersucht werden könne wie der naturwissenschaftliche – eine Position, die durch den Wiener Kreis ganz erheblich gestärkt wurde. Schütz bekennt sich zur *Verstehenden Tradition*; daher Titel seines Buches, "Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt", enthält denn auch deutlich eine polemische Spitze gegen Rudolf Carnaps vier Jahre früher erschienenen Buch "Der logische Aufbau der [95] Welt" (Carnap, 1928a). Um den Stellenwert des phänomenologischen Beitrags zur sozialwissenschaftlichen Methodologie abschätzen zu können, müssen wir die Schützschen Thesen daher im Kontext des Methodenstreits zwischen Positivismus und Hermeneutik betrachten.

2.1. Die Verstehen/Erklären-Kontroverse in den Sozialwissenschaften

Die grosse Revolution in den Naturwissenschaften zu Beginn der Neuzeit – durch die Arbeiten von Kopernikus und Kepler in der Astronomie, Galilei und Newton in der Physik und Vesalius und Harvey auf dem Gebiet der Anatomie und Physiologie – fand in den Humanwissenschaften ihre Parallele erst im 19. Jahrhundert. Es ist daher nur natürlich, dass sich die Humanwissenschaftler die Naturwissenschaften zum Vorbild machten und bei diesen methodologischen Rat suchten. Nach den ersten Versuchen mittels der naturwissenschaftlichen Methode entwickelte sich hingegen eine Gegenbewegung, welche sich auf die spezifische Eigentümlichkeit des humanwissenschaftlichen Gegenstandes besann und eine diesem angepasste Methode forderte, nämlich die Methode des Verstehens. Seither gibt es zwei methodologische Denktraditionen, die sich im Laufe der Geschichte z.T. heftige Debatten geliefert haben; die "naturwissenschaftliche Methode" wird zuweilen als "galileische" Tradition bezeichnet, welche "kausal" bzw. "mechanistisch" erklärt, und die "geisteswissenschaftliche Methode" als "aristotelische" Tradition, welche "teleologisch" bzw. "finalistisch" erklärt. (von Wright, 1974:16ff.) Ich werde im Folgenden die erstere "*Positivismus*" und die zweite "*Hermeneutik*" nennen. Dabei übergehe ich die zahllosen Unterschiede, die innerhalb dieser Denkrichtungen bestehen, und konzentriere mich auf die zentralen Grundannahmen, welche den Anhängern einer Richtung gemeinsam sind (wenn auch illustriert am Beispiel eines prominenten Repräsentanten). Die Gegenüberstellung dieser beiden methodologischen Ansätze wird im Folgenden erlauben, die Position von Schütz klarer zu lokalisieren.

2.1.1. Die wissenschaftstheoretische Denktradition des Positivismus

Der *Positivismus* vertritt einen methodologischen Monismus, also die Idee von der Einheit der wissenschaftlichen Methode, unbeachtet [96] der Verschiedenartigkeit wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstände. Eng damit verbunden ist die Ansicht, "dass die exakten Naturwissenschaften, insbesondere die mathematische Physik, ein methodologisches Ideal bzw. einen methodologischen Standard setzen, an dem der Entwicklungs- und Perfektionsstand aller Wissenschaften, einschliesslich der Humanwissenschaften, zu messen sei." (von Wright, 1974.-18) Diese Methode besteht insbesondere in einer charakteristischen Auffassung von wissenschaftlicher Erklärung, nämlich der "Subsumption individueller Sachverhalte unter hypothetisch angenommene allgemeine Naturgesetze, einschliesslich Gesetze der 'menschlichen Natur'." (ibid.) Diese Grundkonzeption geht im Wesentlichen auf August Comte (1830) zurück (von dem auch der Begriff "Positivismus" stammt) und fand ihren namhaften sozialwissenschaftlichen Repräsentanten im letzten Jahrhundert v.a. in John Stuart Mill. In den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich der Positivismus mit der analytischen Philosophie verbunden. Diese leitet sich her vom logischen Atomismus Russells, dem frühen Wittgenstein sowie dem Neopositivismus des Wiener Kreises (Schlick, Neurath, Carnap, Reichenbach) und führte – nach einem halben Jahrtausend Stagnation – zu einem beträchtlichen Wiederaufschwung der Logik. Diese als "Neo-Positivismus", "logischer Positivismus" und später "logischer Empirismus" in die Geschichte eingegangene Richtung beschäftigte sich vor allem mit der Wissenschaftstheorie und teilte mit dem Positivismus des 19. Jahrhunderts die hauptsächlichen Prämissen wie auch "ein implizites Vertrauen auf Fortschritt

durch die Weiterentwicklung der Wissenschaften und die Förderung einer rationalistischen 'sozialtechnologischen' Einstellung gegenüber menschlichen Angelegenheiten." (von Wright, 1974: 23) Während sich Karl Popper und Hans Albert explizit vom Wiener Kreis und vom Induktionismus gewisser Strömungen positivistischer Wissenschaftstheorie abgrenzen und demgegenüber einen Kritischen Rationalismus" vertreten (vgl. Popper 1969, 1972; Albert 1968), stehen sie in bezug auf die Hermeneutik deutlich in der Denktradition Comtes und Mills und müssen insofern ebenfalls dem Positivismus zugerechnet werden.

Die positivistischen Wissenschaftstheoretiker befassten sich lange Zeit hindurch fast ausschliesslich mit den Grundlagen der Mathematik und mit der Methodologie der exakten Naturwissenschaften. Erst sukzessive wandten sie sich der Methodologie der *Geschichts- sowie der [97] Sozialwissenschaften* zu. Einen entscheidenden Vorstoss in dieser Richtung unternahm Carl Gustav Hempel (1962, 1965). Hempel unterschied zwei Arten der "Subsumptions-Theorie der Erklärung": 1) die *deduktiv-nomologische* und 2) die *induktiv-probabilistische*. Im deduktiv-nomologischen Schema versucht man, ein Ereignis E, von dem man weiss, dass es in einer bestimmten Situation stattgefunden hat und das nun erklärt werden soll, unter allgemeine Gesetze zu subsumieren. Das Vorkommen von E folgt dann logisch aus den angeführten Gesetzen G_1, \dots, G_N und der Tatsache, dass die Ereignisse E_1, \dots, E_M stattgefunden haben (z.B. Der Kühler meines Autos platzte über Nacht (=E), weil er bis zum Rand mit Wasser gefüllt war, ich kein Frostschutzmittel eingefüllt hatte und die Temperatur über Nacht unter den Nullpunkt abfiel [=E₁, ..., E_M] und weil sich das Volumen von Wasser ausdehnt, wenn es gefriert [=G₁]). Im *induktiv-probabilistischen* Schema wird ein individuelles Ereignis E mit Hilfe einer Wahrscheinlichkeitshypothese erklärt: Es ist dann z.B. "sehr wahrscheinlich", dass unter den gegebenen Bedingungen (Ereignissen) E_i, ... I E m das Ereignis E stattfindet. Streng genommen ist Georg Henrik von Wright allerdings beizupflichten, dass mit diesem Verfahren gar nichts "erklärt" wird: Während eine deduktiv-nomologische Erklärung aussagt, warum E notwendigerweise stattfinden musste, ist es beim induktiv-probabilistischen Verfahren jederzeit möglich, dass ein empirisch-konkretes E eben nicht stattfindet; eine induktiv-probabilistische Aussage sagt nur, warum E zu erwarten war – warum E tatsächlich stattfand bzw. nicht stattfand, kann allein eine deduktiv-nomologische Erklärung begründen. (von Wright, 1974:25) Während also ein induktiv-probabilistisches Verfahren durch Eruierung von Erwartungswerten für gewisse praktische Zwecke nützliche Entscheidungshilfen bieten mag¹, leistet erst die deduktiv-nomologische Methode (wie sie etwa Popper [1969, 1972] vertritt), eine "kausale Erklärung". Tritt man nun für eine solche subsumtionstheoretische Auffassung von sozialwissenschaftlicher Erklärung ein – i.d.R. verbunden mit mathematischen Perfektionsidealen –, so bekennt man sich zwangsläufig zum Glauben, dass hinter dem menschlichen Verhalten eruierbare [98] Gesetze stehen, aus denen konkrete Handlungsweisen deduziert werden können – "durchgängig allgemeine Gesetze der menschlichen Natur", wie sie

¹ Besonders, wenn in einem gegebenen Problemzusammenhang nur agglomerierte Grössen interessieren (z.B. für gewisse unternehmerische Entscheide in der Versicherungsbranche und einzelne wirtschaftspolitische Entscheidungen).

etwa Mill vertrat. (Mill, 1873: Buch VI, Kap. iii, Abschn. 2 – zitiert nach von Wright, 1974: 153, Anm. 15)

2.1.2. Die wissenschaftstheoretische Denktradition der Hermeneutik

Eine kritische Antipode zur positivistischen Wissenschaftskonzeption entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Form der *Hermeneutik*. Hermeneutik im klassischen Sinn ist die Lehre des Verstehens, die sich als Hilfswissenschaft von Theologie, Jurisprudenz und Philologie konstituierte und für bestimmte Texte Auslegungshilfen bereitstellte sowie Regeln der Auslegung festsetzte. Als "ars interpretandi" entstand sie bereits in den Anfängen abendländischer Geistesgeschichte ("hermeneia" war bei Platon die Götterkunde sowie deren Exegese, "Hermes" war der Götterbote, der die Botschaften der Götter den Sterblichen in einer für diese verständlichen Sprache ausrichtete) und entwickelte sich v.a. in den grossen Krisen der Ueberlieferung (Verbreitung des Christentums im Hellenismus, Uebersetzung der Bibel vom Hebräischen ins Griechische, später ins Latein etc.).² Der Begriff "Hermeneutik" wurde im 17. Jahrhundert von Dannhauer (1654) eingeführt, fällt also zeitlich mit der Entstehung des neuzeitlichen Methoden- und Wissenschaftsbegriffs zusammen. Doch erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde sie von Friedrich Schlegel und Friedrich Schleiermacher ihres hilfswissenschaftlichen Status enthoben und von allen dogmatischen und okkasionellen Momenten abgelöst: Hermeneutik wurde zur universalen Lehre vom Verstehen und Auslegen der Objektivationen sinnhaften geschichtlichen Lebens. Zur gleichen Zeit definierte Wilhelm von Humboldt "Verstehen" als Totum der Erschliessungsleistungen (die infolge der Begrenztheit rationaler Begriffskonstruktion bei der Bestimmung des Individualen auch Vor- und Uebers Begriffliches umfassen), formulierte den hermeneutischen Zirkel³ und begriff Hermeneutik [99] als notwendigen und integralen Bestandteil der Bildungslehre. Damit war der Grundstein zur weiteren Entwicklung gelegt, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur These des Historismus führte, dass die "Verstehende Methode" die spezifische Methode der Geisteswissenschaften sei, und im 20. Jh. schliesslich in eine "hermeneutische Philosophie" (Heidegger, Gadamer) ausmündete. Das im vorliegenden Zusammenhang interessierende *historische Postulat einer methodologischen Sonderstellung der Geisteswissenschaften* beruht auf der von Johann Gustav Droysen (1937) im Jahre 1857 eingeführten Dichotomie zwischen Natur und Geisteswissenschaften, wurde aber erst von Wilhelm Dilthey systematisch ausgearbeitet. Dilthey erblickte zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem geisteswissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand einen Wesensunterschied, der je spezifische Methoden erfordert:

² Bezüglich der Geschichte der Hermeneutik stütze ich mich auf Gadamer (1974), Hufnagel (1976), Pöggeler (1972) und Diemer (1977: 31-72).

³ Ein Zirkel stellt für das lineare Denken eine merkwürdige Figur dar, weil Anfang und Ende einander gegenseitig voraussetzen bzw. ineinander übergehen. Unter dem "hermeneutischen Zirkel" bzw. der "Zirkelstruktur des Verstehens" versteht man die gegenseitige Voraussetzung von Verständnis und Vorverständnis bzw. von Ganzem und Teil. Alwin Diemer (1977: 143ff.) unterscheidet verschiedene Arten, wie den Totalitätszirkel, den Subjekt-Objekt-Zirkel, den Horizontzirkel, den ontologischen Zirkel, den Frage-Antwort-Zirkel, den Anwendungszirkel oder den Normen-Explikations-Zirkel. Da sich Vorverständnis und Verständnis trotz der reziproken Voraussetzung geschichtlich weiterentwickeln, spricht man heute zunehmend von der "hermeneutischen Spirale".

"Die Natur erklären wir, die Seele verstehen wir." (Dilthey, 1924:144) Der Naturwissenschaftler kann Ereignisse "von aussen" beobachten und sie mit Hilfe von Gesetzhypothesen aus erschlossenen Ausgangsbedingungen *erklären*. Der Geisteswissenschaftler muss anders verfahren; geisteswissenschaftliche Phänomene sind symbolisch vorstrukturiert und müssen "von innen" her *verstanden* werden. Denn die Sinnhaftigkeit der konstitutiven Handlungen, Interaktionen und kulturellen Schöpfungen verbirgt sich dem äusserlichen Zugriff. "Reine" Beobachtung im naturwissenschaftlichen Sinn könnte lediglich Zustände und Bewegungen von Körpern registrieren, die nach Form, Masse und Beschaffenheit unterschiedlich kategorisiert würden. Damit würde man dem geisteswissenschaftlichen Gegenstand aber absolut nicht gerecht, denn wir können verstehen, dass die ins Auge gefassten Körper "Menschen" sind, die miteinander "sprechen", die "Freunde" und "Fremde" oder "Käufer" und "Verkäufer" unterscheiden, die miteinander "lachen" oder "sich streiten", etc. Diese Sinnhaftigkeit von Körpern, Bewegungen, Lauten usw. erschliesst sich uns aufgrund unserer eigenen Teilhabe an dieser [100] Kultur. Die *Stellung des erkennenden Subjekts* ist in den Geisteswissenschaften daher gänzlich verschieden von jener in den Naturwissenschaften: Es kann die untersuchten Phänomene nicht einfach unter von aussen herangetragene Konstruktionen subsumieren, wenn es diese in ihrer eigentlichen Substanz erkennen möchte, sondern muss sie so verstehen, wie sie in der vorliegenden Kultur bereits vorwissenschaftlich definiert sind. Die Daten-Ebene lässt sich daher von der Theorie-Ebene nicht so klar scheiden wie in den Naturwissenschaften, denn im Akt des Verstehens verschmelzen Erfahrung und theoretisches Erfassen. Um nun diese *spezifisch geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens* epistemologisch zu fundieren, muss über die ausschliesslich an den Problemen der Naturwissenschaften orientierte Erkenntnistheorie Kants hinausgegangen und das Prinzip des Lebens analysiert werden. Hinter das Leben kann nach Dilthey nicht zurückgegangen werden, und er entwickelt daher eine "Lebensphilosophie"; dabei versucht er unter anderem, die Kantischen Verstandes-Kategorien (wie Quantität, Qualität, Relation, Modalität – Kant [1971]) durch (ebenso universale) "Lebenskategorien" zu ergänzen (z.B. Macht, Entwicklung, Wert, Ziel und Mittel usw.). Die epistemologische Grundlage der Geisteswissenschaften bildet die Trias Erleben-Ausdruck-Verstehen: Die Menschen erleben ihr Leben als sinnhaft, sie bringen diese Sinnhaftigkeit zum Ausdruck, und dieser Ausdruck kann verstanden werden. Die Lebenswelt ist in dieser Grundstruktur verfasst, und dementsprechend muss sich auch die geisteswissenschaftliche Methode danach ausrichten.

Verstehen hat in Alltag und Wissenschaft den gleichen Grundcharakter; *wissenschaftliches* Verstehen soll jedoch methodisch reflektierter sein und über die dumpfe Reflexion und nur halbe Transparenz des Alltagsverstehens hinausführen. Dilthey versucht daher in eingehenden Analysen, das Verstehen methodologisch in den Griff zu bekommen und als geisteswissenschaftliche Methode zu objektivieren; (die geisteswissenschaftliche Methode muss der Eigenart ihres Untersuchungsgegenstandes gerecht werden, soll aber zu vergleichbarer Leistungsfähigkeit gelangen wie die naturwissenschaftliche Methode des Erklärens. Dilthey entwickelt zuerst eine psychologische Einfühlungstheorie des Verstehens: Verstehen ist ein psychischer Prozess, der durch das Studium von Biographien in Form einer deskriptiven Psychologie geklärt werden kann. Unter dem Einfluss von Husserls Psychologismuskritik (vgl. [101]

Abschn. 1 3.1.) konzentrierte er sich aber später – unter Anlehnun- an Hegels Konzeption des objektiven Geistes – auf die objektiven Elemente des Verstehens; denn nachvollzogen wird im Verstehensakt nicht ein psychischer Zustand, sondern die Hervorbringung eines Produktes. Um eine kulturelle Objektivation (einen Ausdruck) zu verstehen, muss daher der konkrete Kontext untersucht werden, in dem sie steht, sowie das kulturelle und soziale System, das sie bestimmt. In der Fülle dieser methodologischen Erörterungen stechen vor allem *jene Grundpostulate* heraus, *die das methodologische Herzstück des Historismus ausmachen* (Rickman, 1967:405f.):

- 1) Alle menschlichen Manifestationen sind Teil eines historischen Prozesses und müssen daher in historischen Begriffen erklärt werden;
- 2) andere Menschen und andere Zeitalter können nur verstanden werden, wenn man ihr spezifisches Bezugssystem, also ihre spezifische Weltsicht und ihren spezifischen Standpunkt begreift;
- 3) der Historiker bleibt stets in die Kultur seiner eigenen Gesellschaft eingewoben und kann sich nie völlig davon loslösen; vergangene Gesellschaften werden daher stets im Licht der gegenwärtigen Gesellschaft gesehen.

Trotz dem Bemühen, die Methode des Verstehens zu objektivieren, bleibt also *jede Interpretation notwendigerweise relativ*. Dies ist aber nicht etwa ein Mangel der Methode, sondern liegt in der Natur des Gegenstandes selbst begründet: Fällt ein Apfel vom Baum, so kann dies der Physiker mit Hilfe von Körpermasse, Resistenz des Stiels und dem Gesetz der Schwerkraft erklären, ob der Apfel heute auf meinen, damals auf Newtons oder noch früher auf Asterix' Kopf fiel; um hingegen politische Entscheidungsprozesse im Römischen Reich, in England zu Beginn der Neuzeit und in einem modernen demokratischen Staat vergleichend zu analysieren, muss sich der Historiker in die entsprechenden kulturellen, politisch-sozialen und persönlichen Bezugssysteme der Beteiligten verstehend einarbeiten, und er kann dies nur aufgrund seines in seiner eigenen kulturellen Sozialisation angeeigneten Wissens tun. Mit andern Worten: Die Relativität geisteswissenschaftlicher Interpretation beruht in der *unentrinnlichen Verwobenheit von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt* (wenn dessen Sinndimension erfasst werden soll), im Zusammenspiel mit der Tatsache des geschichtlichen Wandels. [102]

2.1.3. Der Methodenstreit in der deutschen Nationalökonomie

Es ist nun keineswegs erstaunlich, dass die heftigsten Debatten im Bereich der Sozialwissenschaften entbrannten. Dilthey hatte die Methode des Verstehens für die Geisteswissenschaften allgemein reklamiert; unter "Geisteswissenschaften" verstand er sämtliche Disziplinen, die sich aufs "Menschengeschlecht" beziehen, also neben Geschichte auch Nationalökonomie, Soziologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Philosophie, Psychologie, Religionswissenschaft, Literatur und Dichtung, Raumkunst und Musik. (Dilthey, 1927:70ff.) Doch warum soll es in der Gesellschaft neben der geschichtlichen Entwicklung nicht auch allgemeine soziale und wirtschaftliche Gesetzmässigkeiten geben, die in positivistischer Manier erklärt werden können? Diese Frage wurde zum Kernstück des Methodenstreits in der Nationalökonomie, der vor allem von der *Historischen Schule* Gustav Schmollers und der *Oesterreichischen Grenznutzenschule* Carl Mengers ausgetragen wurde.⁴ Die Grenznutzenschule, die international ge-

⁴ Ich stütze mich im folgenden auf Oser (1963) und Burger (1976).

sehen ein ganzes Spektrum prominenter Vertreter zählte (Friedrich von Wieser, Eugen von Böhm-Bawerk, John Bates Clark, Alfred Marshall), versuchte mathematisch-formalisierte Gesetzmässigkeiten zwischen individueller Nutzenmessung für verschiedene Güter aufzufinden und damit schliesslich eine Preistheorie zu entwickeln. Sie hielt es für möglich – wenn man sich streng an die nur wirtschaftliche Dimension der sozialen Wirklichkeit hält –, universale, also transkulturelle wie transhistorische Gesetzmässigkeiten aufzufinden, die sich aus fundamentalen psychologischen Axiomen (konkret: dem rationalen Hedonismus des *homo oeconomicus*) deduktiv ableiten liessen. Die Historische Schule (Gustav Schmoller, Karl Knies, Bruno Hildebrand und Wilhelm Roscher)⁵ vertrat dagegen den Standpunkt, dass solche abstrakte, deduktive, statische und unhistorische Analysen unrealistisch sind, dass ein wirtschaftliches Phänomen nicht nur in seiner rein wirtschaftlichen Logik, sondern in seinem Gesamtaspekt untersucht und aus dem ökonomischen Entwicklungszusammenhang [103] verstanden werden müsse. Denn wirtschaftliche Tätigkeit stehe allezeit unter dem Einfluss von sozialen Institutionen (der Rechtsordnung, von politischen Organisationen, von religiösen und ethischen Glaubenssystemen etc.), und da diese dauerndem Wandel unterworfen sind, verändert sich auch die Wirtschaftstätigkeit. Aus diesem Grund sowie weil der Mensch nicht nur ein *homo rationalis* und *oeconomicus*, sondern sein Verhalten von vielerlei weiteren Antrieben bestimmt sei, dürfe man nicht von Axiomen, sondern müsse von den konkreten empirischen Fakten ausgehen und induktiv verfahren.⁶ Während die Grenznutzenschule – gemäss ihrem Selbstverständnis, *allgemeine* Gesetzmässigkeiten zu finden – internationalistisch und "wertfrei" konzipiert war, hatte die Historische Schule einen ausgeprägt deutsch-nationalistischen Charakter und war eng mit sozialreformerischen politischen Zielsetzungen verbunden. Sie erlitt nach Schmollers Tod 1917 einen raschen Niedergang und wurde vom analytisch-theoretischen Ansatz (modelltheoretische Überlegungen in der Art der Grenznutzenlehre) verdrängt. Besonders in der Nachfolge von Keynes' bahnbrechendem Werk (Keynes, 1936), das ein formal-mathematisiertes gesamtwirtschaftliches Modell mit damals revolutionären Einsichten in ökonomische Wirkungsmechanismen präsentierte, fanden modelltheoretische Verfahren in Lehre und Forschung der Nationalökonomie allgemeine Anerkennung. Die historische Perspektive und damit auch die Methode des Verstehens wurde allenfalls in der besonderen Disziplin der Wirtschaftsgeschichte gepflegt, aus der "theoretischen Nationalökonomie" aber völlig gestrichen.⁷

⁵ Die Konzeptionen dieser vier Repräsentanten erweisen sich als untereinander zum Teil recht unterschiedlich; allen war hingegen die Betonung der historischen Perspektive und die Opposition zu abstrakt-deduktiver Theoriebildung im Bereich der Sozialwissenschaften gemeinsam. Darstellungen des Methodenstreits referieren i.d.R. die Version Schmollers, der sich direkt mit Menger auseinandersetzte.

⁶ Zwar vertraten Schmoller wie Dilthey die Methode des Verstehens, doch war ihre Position alles andere als identisch; Schmoller (1883) koppelte das Verstehen insbesondere mit einem induktiven Verfahren, das vom konkreten empirischen Material zur Erkenntnis von historischen Gesetzen führen sollte. Max Weber (1922b:187) kritisierte zu Recht, dass diese Konzeption letztlich selbst nicht überwunden wurde.

⁷ Wissenschaftsgeschichtlich ist das Schicksal der Verstehenden Methode eng mit jenem der historischen Perspektive verknüpft, denn mit der Trennung von "theoretischen" und "histo-

Diese Entwicklung stand durchaus in Einklang mit dem Bemühen der *Süddeutschen Schule des Neukantianismus*, dem Methodenstreit ein Ende [104] zu setzen. Wilhelm Windelband versuchte, die Einheit des Kosmos zu restituieren, indem er es als irrig bezeichnete, Wissenschaftsdisziplinen aufgrund eines Wesensunterschiedes ihrer Untersuchungsgegenstände zu unterscheiden (wie Dilthey es tat). Das angemessene Kriterium liege vielmehr in der unterschiedlichen Methode, die sich aus einer unterschiedlichen Zielsetzung ergibt. Windelband (1894) unterscheidet daher zwischen "nomothetischen" und "idiographischen" Wissenschaften: Die *nomothetischen Wissenschaften* versuchen, allgemeine Gesetze zu finden und empirische Ereignisse aus diesen Gesetzen zu erklären; die *idiographischen Wissenschaften* konzentrieren sich demgegenüber auf eine exakte Beschreibung von Individualereignissen. Gemäss ihrer Zielsetzung verfahren die Naturwissenschaften nomothetisch, die Historik aber idiographisch. Nach Windelband kann hingegen – und dem wird in der Literatur selten Rechnung getragen – jedes Objekt Gegenstand *beider* Wissenschaftsarten werden: Die Positivisten irren, wenn sie behaupten, jedes Ereignis müsse monothetisch erfasst werden, und auch die Idealisten irren, wenn sie behaupten, dass gewisse Arten von Ereignissen nicht nomothetisch erfasst werden können – ein totales Bild der Welt entsteht erst durch den Gebrauch beider Methoden. (White, 1967:322) Genau der gleiche Grundsatz findet sich auch bei Heinrich Rickert: "Die Wirklichkeit wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine, sie wird Geschichte, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere und Individuelle..." (Rickert, 1921:63 – im Original in Sperrdruck) Selbst Wissenschaften vom Menschen können durchaus nomothetisch orientiert sein, wie z.B. die nach allgemeinen Gesetzen suchende Psychologie (ibid.:114); das Interesse der Kulturwissenschaften⁸ hingegen ist nicht auf das Allgemeine, sondern auf das Individuelle von Kulturgütern gerichtet – sie lediglich als Gattungsexemplare unter allgemeine Begriffe und Gesetze zu fassen, kann nicht befriedigen (ibid.:91). Rickert erkannte. [105] allerdings die logische Unmöglichkeit einer streng idiographischen Wissenschaft, wie sie Windelband konzipiert hatte: Das Verstehen des unwiederholbaren Sinns geschichtlicher Ereignisse vollzieht sich in unvermeidlich allgemeinen, also auf Wiederholbares gerichteten Ausdrücken. (Rickert, 1929) Trotzdem gelingt es offenbar, geschichtliche Ereignisse in ihrer Individualität und Eigenart verstehend zu erfassen; Rickert glaubt sogar, die verstehende Methode unter Bezugnahme auf "universale" Werte erkenntnis-kritisch begründen zu können, womit sie die gleiche Objektivität und den gleichen logischen Status erreichen würde wie die naturwissenschaftliche Methode.

Wissenschaftsgeschichtlich nun hatte die *Scheidung von Historik und theoretischer Sozialwissenschaft* tiefgreifende Folgen: Sie führte schliesslich zur absoluten Vorherrschaft des positivistischen Methodenideals in der "Theorie", während "verstehende"

rischen" Disziplinen wurde gleichzeitig auch der Platz der Verstehenden Methode definiert: in der Geschichtswissenschaft, nicht aber in der "Theorie".

⁸ Rickert plädiert für die Streichung des Begriffes "*Geisteswissenschaften*", da er weder die Objekte noch die Methode gegen jene der Naturwissenschaften abgrenzt (vielmehr mache die prinzipielle Scheidung von Geist und Körper lediglich *innerhalb* der Naturwissenschaften Sinn). Der Begriff "*Kulturwissenschaften*" dagegen umreisst einen Bereich von Objekten, welche ihrem Wesen nach nur in ihrer (historisch wechselnden) Eigenart interessieren und daher eine entsprechende – individualisierende – Methode erfordern. (Rickert, 1921:114)

und "individualisierende" Verfahren den Historikern überlassen wurden; selbst der glänzende Syntheseversuch von Max Weber (vgl. Abschn. 1 2.1.) wurde ins Abseits gedrängt. Die Hermeneutik hat zwar als Hilfswissenschaft in Theologie, Jurisprudenz und Philologie sowie eben in der Historik überlebt, ja hat sich aufgrund ihrer Ontologisierung bei Martin Heidegger (1927) und Weiterentwicklung durch Hans-Georg Gadamer (1960) zur eigenständigen Philosophie gemausert. Methodologisch aktualisiert für die theoretischen Sozialwissenschaften wurde sie aber erst wieder in neuerer Zeit, v.a. in der Soziologie (vgl. Apel, 1978; Gadamer, 1971; Habermas, 1970, 1972a+b); aktualisiert wurde in diesem Zusammenhang denn auch die methodologische Konzeption von Alfred Schütz, der mit letzter Konsequenz versucht hatte, das phänomenologisch bereinigte – methodologische Erbe Webers zu retten.

2.2. Schütz' synthetische Konzeption einer verstehend-erklärenden Sozialwissenschaft

Schütz entwickelte seine methodologischen Überlegungen in enger Anlehnung an den Entwurf Max Webers (vgl. Abschn. 1 2.). Nach der Übersiedlung in die Vereinigten Staaten sah er sich gezwungen, die Notwendigkeit sozialwissenschaftlichen "Verstehens" einem überwiegend dem Neopositivismus verpflichteten und daher wenig aufnahmebereiten [106] Publikum darzulegen; Musterbeispiel ist dabei seine Diskussion mit Talcott Parsons, der zwar ebenfalls eingehend das Werk Webers studiert hatte, dessen methodologische Postulate hingegen als unzeitgemäßes historisches Relikt abqualifizierte (vgl. Abschn. 111 2.3.). Schütz legte seine Perspektive im Wesentlichen dar im Aufsatz "Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften" (Schütz, 1971Ab), den er in direkter Auseinandersetzung mit Ernest Nagel (1952) und Carl Hempel (1952) verfasste, sowie in seinem Artikel "Wissenschaftliche Interpretationen und Alltagsverständnis menschlichen Handelns" (Schütz, 1971Aa). Nach Schütz beruht die Polarisierung des Methodenstreits auf einem doppelten Missverständnis: 1) es wurde übersehen, "dass bestimmte wissenschaftliche Verfahrensregeln für alle empirischen Wissenschaften gleichermaßen gültig sind" (1971Ab:56) und 2) wurde nicht unterschieden zwischen Verstehen als Erfahrungsweise des Alltagsverständnisses, Verstehen als einem epistemologischen Problem und Verstehen als einer den Sozialwissenschaften eigentümlichen Methode. (1971Ab:65)

2.2.1. Kongruenzen und Differenzen mit der positivistischen Wissenschaftstheorie

(1) Die positivistische Wissenschaftstheorie hat sich seit dem Wiener Kreis vorwiegend mit Fragen der Logik auseinandergesetzt; auf diesem Gebiet hat sie Hervorragendes geleistet und steht für Schütz keinesfalls in Frage. Schütz stimmt daher mit verschiedenen Punkten, die Nagel (1952) als Merkmale der Wissenschaften darlegt, durchaus überein. *Im einzelnen akzeptiert er,*

- 1) "dass jedes empirische Wissen Entdeckung in Prozessen kontrollierten Schliessens impliziert, dass es in Aussagesätzen formulierbar und durch jeden verifizierbar sein muss, der bereit ist, dieses mit Hilfe von Beobachtungen zu versuchen" (wobei Schütz den Begriff der Beobachtung allerdings nicht mit "Sinneswahrnehmung" in der präzisen Bedeutung dieses Wortes versteht) (Schütz, 1971Ab:59);

- 2) "dass 'Theorie' in allen empirischen Wissenschaften die explizite Formulierung bestimmter Beziehungen in einer Variablenmenge bedeutet, in deren Rahmen eine ausgedehnte Klasse empirisch be- [107] stimmbarer Regelmässigkeiten erklärt werden kann" (ibid.);
- 3) "dass weder die stark eingeschränkte Universalität dieser Regelmässigkeiten in den Sozialwissenschaften, noch die Tatsache, dass sie Voraussagen nur in stark eingeschränktem Ausmass erlaubt, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den Sozial- und Naturwissenschaften darstellen, da für viele naturwissenschaftliche Disziplinen das gleiche gilt (ibid.);
- 4) dass jede sozialwissenschaftliche Theorie wertfrei sein soll (im Sinne von Webers Wertfreiheitspostulat – vgl. Abschn. 1 2.1.).

Mit diesen Thesen distanziert sich Schütz deutlich von Diltheys Postulat, dass für die Sozialwissenschaften (als Teil der Geisteswissenschaften) die ("naturwissenschaftliche") Methode des Erklärens unangemessen und nur die Methode des Verstehens adäquat sei; ebenso distanziert er sich von all jenen, die das Aufgabenfeld der Sozialwissenschaften auf eine reine (idiographische) Beschreibung individueller Phänomene bzw. Phänomenkonstellationen beschränken wollen. In den angeführten Punkten einen Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften konstruieren zu wollen, heisst das Problem falsch zu verstehen. Denn dieser Unterschied liegt vielmehr im Umstand, dass die soziale Wirklichkeit durch die in ihr handelnden Menschen vorinterpretiert ist und dass dies spezifische Folgen für die sozialwissenschaftliche Methodologie hat, welche die Naturwissenschaften nicht kennen.

Das gesamte Schützsche Werk steht und fällt mit der Frage der *Relevanz der lebensweltlichen Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene für die sozialwissenschaftliche Methodologie*. Dies zeigt sich anschaulich an Schütz' polemischer Entgegensetzung des "*Sinnhaften* Aufbaus der sozialen Welt" (Schütz, 1974) zu Carnaps "*Logischem* Aufbau der Welt" (Carnap, 1928a). Carnap versuchte – und dies hat die ganze "moderne Wissenschaftstheorie" seit dem Wiener Kreis bestimmt –, die "inhaltliche Redeweise" der hergebrachten Erkenntnistheorien durch die "*formale Redeweise*" der *Wissenschaftslogik* zu ersetzen. Mit der Formalisierung der Wissenschaftssprache erweisen sich nach Carnap eine ganze Reihe traditioneller erkenntnistheoretischer Probleme als "Scheinprobleme" (Carnap, 1928b)⁹. Das echte Problem der Wissenschaften sei vielmehr, [108] dass ihre Aussagen und Begriffe untereinander in einem systematischen Zusammenhang stünden. Tatsächlich unternahm Carnap den phantastischen Versuch, nach dem Vorbild von Freges Rückführung der logischen und mathematischen Begriffe auf einige wenige Grundbegriffe ein Konstitutionssystem der empirischen Beg-

⁹ Ein metaphysisches "Scheinproblem" ist nach Carnap z.B. das Problem der Realität der Aussenwelt, das durch nicht verifizierbare Aussagen konstruiert und daher wissenschaftlich unentscheidbar, zudem für die Wissenschaften völlig irrelevant sei. Denn zwei Geographen kommen beispielsweise mittels eines wissenschaftslogisch adäquaten Verfahrens zu gleichen Aussagen über geographische Lage, Grösse und Höhe über dem Meeresspiegel eines Sees in Zentralbrasilien, auch wenn der eine nun ein Realist ist und behauptet, der See habe eine bewusstseinsunabhängige Realität, der andere aber ein Solipsist, mit der Ansicht, die Existenz des Sees sei ans erkennende Bewusstsein gebunden; nach Carnap sprechen dann beide als Metaphysiker, nicht mehr als empirische Forscher.

riffe zu erarbeiten, in dem alle Realbegriffe aus den Grundbegriffen konstituiert werden. Denn der Gedanke der Einheitswissenschaft impliziert eine *Einheitssprache der Wissenschaft*, in der sich jede wissenschaftliche Behauptung ausdrücken lässt. Diese Sprache soll eine intersubjektive sowie eine universale sein. Neurath und Carnap waren zunächst der Ansicht, dass lediglich die Sprache der Physik diese beiden Forderungen erfülle; Carnap schwächte später diese "physikalistische These" dahingehend ab, dass es sich um eine "Dingsprache" oder "*Körperweltsprache*" handeln müsse, "die neben quantitativen Begriffen auch qualitative Begriffe enthalten dürfe, vorausgesetzt nur, dass sie sich auf beobachtbare Eigenschaften von Dingen und beobachtbare Relationen zwischen Dingen bezieht." (Stegmüller, 1975:394) Die Dingsprache erfüllt die Forderung nach Intersubjektivität – zwar nicht aus logischer Notwendigkeit, sondern vielmehr aus einem glücklichen empirischen Umstand: "Es ist praktisch immer möglich, in den Behauptungen über Zustände und Vorgänge der physischen Welt eine Übereinstimmung zwischen verschiedenen Personen zu erzielen." (Stegmüller, 1975:395) Aussagen über subjektive Erlebnisse besitzen dagegen lediglich eine nomologische Bedeutung – sie haben nur für das die Aussagen machende Subjekt und für kein anderes einen Sinn; sie haben daher keinen Platz in der Wissenschaft. Nach Carnap erfüllt die Körperweltsprache auch die Bedingung der Universalität: Sämtliche Sätze der Psychologie und der Kulturwissenschaften sind in dieser Sprache darstellbar, denn Aussagen über Fremdseelisches beispielsweise können, nach Carnap, stets in Aussagen über das Verhalten des andern [109] Menschen übersetzt werden, insbesondere in Aussagen über seine Dispositionen, auf bestimmte Reize so und so zu reagieren. Mit andern Worten: In bezug auf psychische Phänomene ist der Behaviorismus die einzige logisch mögliche Form einer wissenschaftlichen Psychologie. Die Körperweltsprache erlaubt denn aufgrund ihrer Intersubjektivität und Universalität auch, Beobachtungen in Form eindeutiger Protokollsätze zu formulieren, welche als Basis induktiver Theoriebildung fungieren können. – *Schütz anerkennt*, dass die logischen Verfahrensregeln für Natur- und Sozialwissenschaften gleichermassen gelten, *kritisiert* aber, dass die Selbstbeschränkung der positivistischen Wissenschaftstheorie auf den formallogischen Aspekt die lebensweltliche Basis aller Wissenschaften und insbesondere die Sinndimension der Sozialwelt mit ihren besonderen methodologischen Implikationen für die Sozialwissenschaften ausgeblendet habe: 1) Wendet man Carnaps Entwurf, und die positivistische Wissenschaftstheorie allgemein, im sozialwissenschaftlichen Bereich an, scheinen eine Reihe lebensweltlicher Annahmen auf, die als Selbstverständlichkeiten stillschweigend vorausgesetzt und nicht näher expliziert werden; 2) die ausschliessliche Beschäftigung mit logischen Verfahrensregeln übersah den Wesensunterschied zwischen dem sozial- und dem naturwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand und seine methodologische Relevanz.

(2) Was die lebensweltlichen Implikationen betrifft, so gilt all das, was Husserl diesbezüglich ausgeführt hat (vgl. Abschn. 11 1.). Schütz nennt insbesondere die Intersubjektivität, das wechselseitige Handeln und Mitteilen wie auch die Sprache, die alle als ungeklärte Grundlage positivistischer Theorien einfach vorausgesetzt werden. (Schütz, 1971Ab:61) Schütz kritisiert Carnaps These, "Fremdpsychisches sei uns überhaupt nicht gegeben, sondern nur Dinge der Aussenwelt, und die Annahme eines Fremdpsychischen sei nur ein entbehrlicher Bestandteil gegenüber dem Physischen,

sei ihm gegenüber erkenntnistheoretisch sekundär, und Thesen über das Fremdpsychische seien überhaupt ohne wissenschaftlichen Sinn, weil derlei Aussagen nur Aussagen über begleitende Gegenstandsvorstellungen ohne Sachhaltigkeit wären." (Schütz, 1974:29) Carnap verwickelt sich mit dieser Position in grundsätzliche Widersprüche. Er beruft sich beispielsweise auf das Zeugnis der formalen Logik – deren intersubjektive Gültigkeit setzt aber den Gegenstandsbereich des Fremdpsychischen bereits naiv voraus. [110] (Schütz, 1974:58-59, Anm. 32) Aber auch die These physikalistischer Reduktion selbst lässt sich nicht stichhaltig begründen: Behauptet man, dass z.B. Zahnschmerzen empirisch erfassbar sind und nur über physische Faktoren, wie kariöser Backenzahn mit exponierter Pulpa, Blutdruck, Verdauungstätigkeit, Reaktionszeiten etc. festgestellt werden können und dass der subjektiv empfundene Schmerz lediglich eine wissenschaftlich irrelevante Begleiterscheinung dieser Faktoren sei, so impliziert man, dass zwischen dem Schmerz und diesen Faktoren eine gesetzmässige Beziehung besteht – ein Gesetz, das gerade den verbannten Begriff des Psychischen enthält und im streng positivistischen Sinn unverifizierbar ist. (Kaufmann, 1944:148-157) Die physikalistische (behavioristische) Beschränkung des Bezugsrahmens erweist sich auch im empirischen Sinn als unsinnig, sobald man sie auf den Wissenschaftsprozess selbst anwendet. Schütz erinnert an Meads (1934) Hinweis, "dass selbst ein ideal vervollständigter Behaviorismus nur das Verhalten des Beobachteten, aber nicht das des beobachtenden Verhaltensforschers erklären kann." (Schütz, 1971Ab:62) Wenn z.B. Wissenschaftler A irgendwelche Beobachtungen und die daraus abgeleiteten Schlüsse von Wissenschaftler B überprüfen und verifizieren/falsifizieren möchte, so kann er dies offenbar nicht durch eine reine Beobachtung von dessen physischen Verhalten tun; vielmehr setzt das Postulat intersubjektiver Überprüfbarkeit voraus, dass Wissenschaftler A den Wissenschaftler B *versteht*, denn um etwas verifizieren zu können, "muss B wissen, was A beobachtet hat, was das Ziel seiner Untersuchung ist, warum er die beobachteten Tatsachen seiner Beobachtung würdig hält, das heisst, warum sie für sein vorliegendes wissenschaftliches Problem relevant sind und so fort." (Schütz, 1971Ab:61) Desgleichen impliziert das Postulat intersubjektiver Überprüfbarkeit, dass die Mitmenschen (zumindest die Wissenschaftler) mit Intelligenz ausgestattete Wesen sind, obwohl dies nach Carnap und Russell nicht verifizierbar ist. (Schütz, 1970:265ff.) Die positivistische Wissenschaftskonzeption birgt in ihrer Beschränkung auf Verfahrenslogik also eine Reihe von Widersprüchlichkeiten, die auf nicht-explizierten lebensweltlichen Implikationen beruhen. "Diese Theorien beginnen also, als hätte der Sozialwissenschaftler sein Hauptproblem bereits gelöst, bevor die wissenschaftliche Untersuchung ansetzt" (Schütz, 1971Ab:61); sie nehmen die soziale Wirklichkeit einfach als selbstverständlich hin, während sie der eigentliche Gegenstand der Sozialwissenschaften sind. [111] (ibid.) Eine Analyse der Lebenswelt verhilft dazu, die in aller Selbstverständlichkeit vollzogenen Annahmen systematisch zu explizieren; damit werden die Methoden der Wissenschaften auf eine solide Basis gestellt.

(3) Eine Analyse der Lebenswelt ermöglicht aber auch, den *Wesensunterschied zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich* und seine methodologische Relevanz zu erkennen. Soziale Phänomene werden durch die Handlungen von Menschen konstituiert, die diese Handlungen als sinnvoll erleben. Der Sozialwissenschaftler kann sich nicht einfach über diese Sinndimension der So-

zialwelt hinwegsetzen, sondern muss seine Erklärung zu ihr in Beziehung setzen. Während der Naturwissenschaftler konzeptuell beliebig an seinen Untersuchungsgegenstand herantreten darf, sich nicht darum kümmern muss, was seine Moleküle oder Planeten "denken", muss der Sozialwissenschaftler den Handlungssinn und die vom Handelnden damit verbundenen Motive und Absichten *verstehen*, um die treibenden Kräfte der Sozialwelt in den Griff zu bekommen. Dies hat zur Konsequenz, dass 1) die wissenschaftliche Begriffsbildung in den Sozialwissenschaften nach anderen Kriterien erfolgen muss als in den Naturwissenschaften und dass 2) die sog. Protokollsätze in den Sozialwissenschaften eine andere Struktur haben als in den Naturwissenschaften.

Was die unterschiedliche *Begriffsbildung* betrifft, so ist der Sozialwissenschaftler gezwungen, seine Konstrukte auf die Konstrukte der Alltagshandelnden abzustimmen, während der Naturwissenschaftler sich nicht darum kümmern muss.

"Es bleibt dem Naturwissenschaftler und nur ihm allein vorbehalten, sein Beobachtungsfeld in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu definieren; er bestimmt damit in diesem Feld die Tatsachen, Daten und Ereignisse, die für sein vorliegendes Problem und seine verfügbaren wissenschaftlichen Ziele relevant sind. Diese Tatsachen und Ereignisse sind nicht bereits vorher ausgesucht, und ebenso wenig ist das Beobachtungsfeld im Voraus interpretiert. Die in der Weise des Naturwissenschaftlers erforschte Welt der Natur 'bedeutet' den Molekülen, Atomen und Elektronen gar nichts. Das Beobachtungsfeld des Sozialwissenschaftlers, also die soziale Wirklichkeit, hat dagegen eine besondere Bedeutung und Relevanzstruktur für die in ihr lebenden, handelnden und denkenden menschlichen Wesen. *Sie* haben diese Welt, in der sie die Wirklichkeit ihres täglichen Lebens erfahren, in einer Folge von Konstruktionen [112] des Alltagsverstands bereits vorher ausgesucht und interpretiert. Diese ihre eigenen gedanklichen Gegenstände bestimmen ihr Verhalten, indem sie es motivieren. Um diese soziale Wirklichkeit zu erfassen, müssen die vom Sozialwissenschaftler konstruierten gedanklichen Gegenstände auf denen aufbauen, die im Alltagsverstand des Menschen konstruiert werden, der sein tägliches Leben in der Sozialwelt erlebt. Daher sind die Konstruktionen der Sozialwissenschaften sozusagen Konstruktionen zweiten Grades, das heisst Konstruktionen von Konstruktionen jener Handelnden im Sozialfeld, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler beobachten und erklären muss, und zwar in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft." (Schütz, 1971Ab:67-68)

Das Leitprinzip, dass die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen zu den alltäglichen Konstruktionen der in Frage stehenden Handelnden in Beziehung gesetzt werden müssen, nennt Schütz das *Postulat der subjektiven Interpretation*. Es drängt sich auf, weil, wie Max Weber festgestellt hat, soziale Phänomene durch sinnvolle menschliche Handlungen konstituiert werden und ihre kausalen Ursachen in den entsprechenden Handlungsmotiven zu suchen sind. (Vgl. Abschn. 1 2.1.) Die Bezugnahme auf die subjektive Perspektive des/der Handelnden hat zur Folge, dass auch die sozialwissenschaftlichen (sog.) *Protokollsätze* sich auf die Sinndimension beziehen müssen; die Protokollsätze über die Welt der psychophysischen Natur sind daher, obwohl nach den gleichen logischen Regeln gebildet, von den Protokollsätzen über die Welt der physischen Natur völlig verschieden. (Kaufmann, 1944:125-126, 148-157; Schütz,

1971Ab:62). "Erfahrung" darf im Bereich der Sozialwissenschaften nicht (wie in den Naturwissenschaften) einfach mit "sinnlicher Beobachtung" gleichgesetzt werden, wie dies der Wiener Kreis und Nagel (1952) tun, denn damit werden nach Schütz eine ganze Reihe von Dimensionen sozialer Wirklichkeit von jeder möglichen Untersuchung ausgeschlossen:

- a) Wie dargelegt, ist es sinnlos, das Verhalten des Wissenschaftlers auf rein physische, d.h. sinnlich beobachtbare Daten zu reduzieren, da sein Verhalten ja gerade in einem *Sinn* produzierenden (und daher primär psychischen) Tätigkeit besteht. (Schütz, 1971Ab:62)
- "b) Ein und dasselbe offenkundige Verhalten, sagen wir das Zeremoniell eines primitiven Stammes, wie es von der Filmkamera eingefangen werden kann, mag für die Teilnehmer die verschiedensten Bedeutungen haben. Den Sozialwissenschaftler interessiert nur, ob es ein Kriegstanz, ein Tauschhandel, der Empfang eines befreundeten Gesandten oder etwas anderes dieser Art ist.
- c) Weiterhin umfasst der Begriff des menschlichen Handelns im Alltagsverständnis und in den Sozialwissenschaften auch ein [113] absichtliches Nicht-Handeln (Weber, 1960:3), das man 'negatives Handeln' nennen kann; dieses ist natürlich keiner sinnlichen Beobachtung zugänglich. Eine gewisse Ware zu einem bestimmten Preis nicht zu verkaufen, ist zweifellos ebenso ein ökonomisches Handeln wie der Entschluss, sie zu verkaufen.
- d) W.I.Thomas (1951:81) hat ferner gezeigt, dass soziale Wirklichkeit Glaubenselemente und Ueberzeugungen enthält, die darum wirklich sind, weil sie von den Teilnehmern als wirklich definiert werden. Diese entziehen sich jeder sinnlichen Beobachtung. Im siebzehnten Jahrhundert war die Hexenkunst für die Bürger von Salem in Massachusetts keine irrige Verblendung, sondern ein Teil ihrer sozialen Wirklichkeit, und als solche ist sie der Untersuchung des Sozialwissenschaftlers zugänglich.
- e) Und schliesslich der wichtigste Punkt: das Postulat der sinnlichen Beobachtung offenkundigen Verhaltens erhebt einen besonderen und relativ schmalen Ausschnitt der Sozialwelt zum Modell, nämlich Situationen, in denen das handelnde Individuum dem Beobachter in jener Sozialbeziehung gegeben ist, die allgemein eine unmittelbare soziale Beziehung (*face-to-face relationship*) genannt wird. Es gibt aber mehrere andere Dimensionen der Sozialwelt, in der Situationen dieser Art nicht auftreten. – Werfen wir einen Brief in den Postkasten, so nehmen wir an, dass anonyme Mitmenschen, Postbeamte genannt, eine Folge von uns unbekannten und unbeobachtbaren Manipulationen durchführen mit dem Erfolg, dass der uns möglicherweise unbekannte Adressat unsere Nachricht erhalten und in einer Weise reagieren wird, die ebenfalls unserer sinnlichen Beobachtung entzogen ist; und als Resultat all dessen werden wir das Buch erhalten, das wir bestellt haben. – Oder wenn ich in einem Leitartikel lese, dass Frankreich die Wiederbewaffnung Deutschlands fürchtet, so weiss ich genau, was diese Feststellung bedeutet, ohne den Verfasser und selbst ohne einen Franzosen oder einen Deutschen zu beobachten." (Schütz, 1971Ab:62-63)

(4) Mit der These, dass die Sinndimension – also die Vorinterpretierbarkeit der sozialen Welt durch den Handelnden – einen entscheidenden Unterschied zwischen

dem sozial- und dem naturwissenschaftlichen Gegenstandsbereich konstituiert, bewahrt Schütz das Anliegen Diltheys und der gesamten "Verstehenden Tradition", aus der Besonderheit der sozialen Erkenntnisobjekte die entsprechenden methodologischen Konsequenzen zu ziehen. Diese liegen hingegen nicht in unterschiedlichen logischen Verfahrensregeln oder im Verzicht auf kausale "gesetzmässige" – Erklärungsversuche, sondern in der Notwendigkeit, sozialwissenschaftliche Begriffe und Erklärungen auf die subjektiven Sinnentwürfe der beteiligten Handelnden zu beziehen (und nicht nur, wie in den Naturwissenschaften, Kriterien wissenschaftlicher Zweck- [114] mässigkeit zu unterwerfen). Damit identifiziert sich Schütz völlig mit Webers Konzeption, *Verstehen und Erklären synthetisch miteinander zu verknüpfen*. Genau besehen – und dies ist in der Regel nicht richtig verstanden worden – erschöpft sich nämlich Webers methodologischer Entwurf seiner sog. "Verstehenden Soziologie" in ebendiesen Schützschen Postulaten. Weber hat (in bezug auf das "Verstehen") lediglich gefordert, dass sich der Sozialwissenschaftler nicht mit dem Aufweis "äusserlicher" empirischer Kausal- oder Funktionalzusammenhänge bescheidet, sondern dass seine Begriffe und Erklärungen sich auf den subjektiven (aktuellen wie motivationalen) Handlungssinn beziehen müssen, wodurch neben den empirischen Test auch (rationale oder einführend nacherlebende) Evidenz als Ueberprüfungskriterium tritt (vgl. Abschn. 1 2.1.). Eine eigentliche *Theorie des Verstehens* hat Weber nie entwickelt; eine solche zu schaffen – und Webers Grunddefinitionen von einigen Aequivokationen zu befreien war das Ziel des Schützschen Werks. (vgl. Abschn. 1 2.2.)

2.2.2. Die Klärung der Methode des Verstehens

Nach Schütz leidet die ganze Verstehen/Erklären-Kontroverse darunter, dass keine klare Unterscheidung getroffen wurde "zwischen 1. Verstehen als der Erfahrungsweise des Alltagsverstands, 2. Verstehen als einem epistemologischen Problem, und 3. Verstehen als einer den Sozialwissenschaften eigentümlichen Methode." (Schütz, 1971Ab:65) Das *epistemologische Problem* des Verstehens besteht in der Frage, "wie unser Wissen vom fremden Bewusstsein sich konstituiert und, hiermit eng verknüpft, wie die Intersubjektivität unserer Erfahrungen der natürlichen und auch sozio-kulturellen Welt zustandekommt." (ibid.:66) Kant hatte es einen "Skandal der Philosophie" bezeichnet, dass noch keine ausreichende Lösung zu diesem Problem gefunden wurde; nach Schütz hat aber erst Husserl diese Frage konsequent angegangen. Die Lösung dieses für die Philosophie äusserst schwierigen Problems ist hingegen "eines der ersten Dinge, das vom *Alltagsverstand* als selbstverständlich angenommen wird, und das Problem wird auch praktisch im alltäglichen Handeln immer ohne Schwierigkeiten gelöst. Denn da menschliche Wesen von Müttern geboren und nicht in Retorten zusammengebraut werden, ist die Erfahrung der Existenz anderer menschlicher Wesen und des Sinns ihres Handelns gewiss die erste und ursprünglich- [115] ste empirische Beobachtung, die der Mensch macht." (ibid. – Hervorhebung von mir) Es ist daher nur logisch, dass Schütz für sein Ziel, die Konzeption einer *Verstehenden Sozialwissenschaft* methodologisch zu klären, einerseits auf die philosophischen Analysen Husserls zu diesem Problem zurückgreift (vgl. Abschn. 1 4.), andererseits aber auch im einzelnen analysiert, wie die Leute im Alltag dieses Problem praktisch bewältigen (vgl. Abschn. 1 5.).

(1) Was die *epistemologischen Untersuchungen* betrifft, so sieht Schütz Husserls Leistung und Beitrag für die Methodologie der Sozialwissenschaften vor allem "in jenen reichhaltigen Analysen, die auf Probleme der Lebenswelt verweisen und auf eine zu entwickelnde philosophische Anthropologie hinweisen." (Schütz, 1971Af:173) Schütz nennt in einem Ueberblick insbesondere folgende Untersuchungskomplexe, die er für produktiv verwertbar hält:

- "a) Anwendung der Husserlschen Zeit-Analyse auf das Problem der 'Structure of Social Action' im Sinne Webers und Parsons.
- b) Husserls Theorie von Zeichen und Symbol, in ihrem Bezug auf Sinnsetzung und Sinndeutung.
- c) Husserls Theorie der sedimentierten Erfahrungen und ihre Bedeutung für das Problem der Sozialwelt.
- d) Formale Logik und Theorie des Idealtypus.
- e) Die Lehre von den idealen Gegenständen und den objektiven Sinngehalten (objektiver Geist). f) Husserls teleologische Geschichtsinterpretation." (Schütz, 1971Ae:139)

Wie Schütz im Einzelnen gezeigt hat, können all diese Analysen für die Probleme der subjektiven Sinnkonstitution, der individuellen Wissensorganisation und des intersubjektiven Verstehens fruchtbar verwertet werden. Unter epistemologischen Gesichtspunkten geht es dabei primär um die *Klärung der Sinnkategorie*. Sinn ist untrennbar an die Zeitlichkeit des subjektiven Bewusstseins gekoppelt; er wird immer in der Gegenwart konstituiert, sei es vorprädikativ bezüglich der gegebenen intentionalen Phänomene und ihren protentionalen und retentionalen Abschattungen, sei es prädikativ durch prospektive Antizipation zukünftiger Ereignisse bzw. Erlebnisse oder retrospektive Reproduktion vergangener Ereignisse bzw. Erlebnisse. Retrospektiv kann daher auch Verhalten sinnhaft sein; Handeln dagegen ist bereits in seinem Ablauf sinntragend, da es an einem vorentworfenen Handlungsziel (dem Um- [116] zu-Motiv) orientiert ist. Diese Analysen, in die – wie hervorgehoben auch verschiedene Konzepte Bergsons einfließen, haben nicht nur verschiedene Aequivokationen in den handlungstheoretischen Grundbegriffe Max Webers beseitigt, sondern zeitigen auch *methodologische Konsequenzen*: Sinn wird stets in einem jeweiligen Hier und Jetzt und So konstituiert – Sinn bleibt daher unausweichlich relativ.

(2) Die Untersuchungen der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein basieren alle auf der methodologischen Prämisse, dass Husserls im Bereich der transzendentalen Reduktion gewonnenen Erkenntnisse ihre Gültigkeit auch im Bereich der Lebenswelt behalten; ebenso sollen sie für *jedes* menschliche Bewusstsein gelten. Schütz anerkennt aber ohne Umschweife auch einige Mängel der Husserlschen Analysen; er kritisiert insbesondere Husserls ungeklärte Konzeption der Empathie als Grundlage des Verstehens, seine Auffassung von Gemeinschaften und Gesellschaften als Subjektivitäten höherer Ordnung, deren Natur im eidetischen Verfahren beschrieben werden könne, sowie seinen Versuch, die Konstitution transzendentaler Intersubjektivität in der reduzierten egologischen Sphäre zu lösen. (Schütz, 1971Af:173) Dies sind nun Probleme – Probleme der Sozialität –, die in einer *mundanen* phänomenologischen Analyse angegangen werden müssen (vgl. Abschn. 1 5.); nach Schütz finden die empirischen Sozialwissenschaften daher ihre eigentliche Grundlage nicht in einer transzendentalen Phänomenologie, "sondern in einer *konsti-*

tutiven Phänomenologie der natürlichen Einstellung" (Schütz, 1971Af:172 – Hervorhebung von mir). Um den Prozess zwischenmenschlichen Fremdverstehens weiter aufzuklären, muss also die *Alltagswelt* zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Die phänomenologischen Konstitutionsanalysen der Lebenswelt sollen dabei jene Strukturen und Merkmale aufweisen, welche die Alltagshandelnden wie auch die Wissenschaftler als unreflektierte Selbstverständlichkeiten dauernd voraussetzen, wie die räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtungen, den biographisch bestimmten subjektiven Wissensvorrat in seiner Typik und Relevanzstruktur oder die spezifischen Erkenntnisstile verschiedener Erlebnis-Wirklichkeiten. Auch diese Analysen haben unmittelbare *methodologische Konsequenzen*: Da die Alltagshandelnden ihre Welt unabhängig von jeglicher wissenschaftlichen Analyse als sinnhafte konstituieren und erleben, ist der Untersuchungsgegenstand der Sozialwissenschaften vorinterpretiert und erfordert daher einen [117] verstehenden Zugang. Dabei muss klar zwischen subjektiver und objektiver Perspektive unterschieden werden: Der Sinn einer Handlung konstituiert sich als subjektiver Sinnzusammenhang und ist nur in Selbstausslegung durch den Handelnden selbst voll erfassbar; dem Beobachter ist er nur in signativer Vermittlung und aufgrund des nur partiellen zeitlichen Miteinanders lediglich in Auffassungsperspektiven zugänglich. Die Qualität des Verstehens hängt ab von der räumlichen, zeitlichen und sozialen Distanz zwischen Verstehendem und Verstandenem, vom jeweiligen (kultur- und biographiespezifischen) subjektiven Wissensvorrat des Interpreten und seinem Relevanzsystem, d.h. seinem Interesse an korrekter Auslegung, sowie vom Zugänglichkeitsgrad der auszulegenden Realität (Traum-, Phantasie- oder Alltagswelt). Die aus der inhärenten Deckungsungleichheit der idiosynkratischen Welten von Verstehendem und Verstandenem resultierende Kluft kann hermeneutisch nur durch Idealisierungen (wie jene der Austauschbarkeit der Standpunkte, der Kongruenz der Relevanzsysteme, des "Und-so-weiter" oder des "Ich-kann-immer-wieder") überbrückt werden. Fremdverstehen bleibt aber stets fragmentarisch; der gedeutete Sinn(zusammenhang) stellt bestenfalls einen Näherungswert an den zu erfassenden subjektiven Sinn(zusammenhang) dar.

(3) Die *Verstehende Methode des Sozialwissenschaftlers* nun hat prinzipiell dieselbe Struktur wie das alltagsweltliche Verstehen. Auch er interpretiert Zeichen und Anzeichen, auch er entwirft typisierten Sinn, der nur approximativ dem subjektiven Handlungssinn entspricht, auch er muss Idealisierungen anwenden. Zwei Unterschiede lassen sich daa.egen aufweisen: 1) Wissenschaftliches Verstehen ist stets von einem anderen Wissenscorpus und einem andern Relevanzsystem geleitet als alltägliches Verstehen und ist 2) stets ein idealtypisches, d.h. nie ein umweltliches, sondern stets ein mitweltliches oder vorweltliches Verstehen.

Das *Bezugssystem des Sozialwissenschaftlers*, innerhalb dessen er sein Untersuchungsobjekt versteht, unterscheidet sich von jenem des Alltagshandelnden in zweifacher Hinsicht: Erstens setzt der Sozialwissenschaftler durch seine wissenschaftliche epoché eine ganze Anzahl (n.b.: niemals alle!) als "Tatsachen" hingenommene Selbstverständlichkeiten der Lebenswelt ausser Kraft, zieht sie in Zweifel oder [118] macht sie explizit zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung; zweitens steht er nicht wie der Alltagshandelnde durch ein pragmatische. Relevanzsystem mit dem Gegenstand

seiner Beobachtung in Beziehung, sondern ist lediglich ein nach der puren Wahrheit strebender "*desinteressierter Beobachter*":

"Was in der biographischen Situation des Alltags als selbstverständlich gilt, kann für den Wissenschaftler fragwürdig werden und umgekehrt; was auf einer Ebene höchst relevant zu sein scheint, kann auf der anderen völlig irrelevant werden. Das Bezugszentrum ist radikal verändert worden und mit ihm die Hierarchie der Pläne und Entwürfe. Der Wissenschaftler hat sich entschieden, einen Plan wissenschaftlicher Arbeit zu verfolgen, geleitet durch ein desinteressiertes Suchen nach der Wahrheit in Uebereinstimmung mit vorgegebenen Regeln, wissenschaftliche Methode genannt: so betritt der Wissenschaftler ein Gebiet vor-geordneten Wissens, den *corpus* seiner Wissenschaft (Kaufmann, 1944:42 u. 232)." (Schütz, 1971Aa:42-43)

Der Sozialwissenschaftler ersetzt seine persönliche biographische Situation durch eine wissenschaftliche (Schütz, 1971Ab:73, in Anlehnung an Kaufmann, 1944:52, 251 Anm.4): An die Stelle alltagsweltlicher pragmatischer Motive tritt ein theoretisches Interesse, an die Stelle des alltagsweltlichen verfügbaren Wissensvorrates der *Corpus* der Wissenschaft, welcher zum einen bestimmt, was als anerkannte Fakten und Gesetzmässigkeiten zu gelten hat, und zum andern, welche Verfahren zu den wissenschaftlichen Methoden zählen; schliesslich hat der Sozialwissenschaftler auch kein "Hier und jetzt", ordnet die Sozialwelt nicht in räumlichen Schichten um sich herum an und orientiert sich nicht an der Gegenwart, sondern lediglich an Vergangenheit und Zukunft – m.a.W., "er betrachtet seine Position in der Sozialwelt und das daran geknüpfte Relevanzsystem für sein wissenschaftliches Unterfangen als irrelevant." (Schütz, 1971Aa:45, ebenso 1971Ab:73) Das wissenschaftliche Relevanzsystem ergibt sich aus dem einmal gewählten wissenschaftlichen Problem; dieses bestimmt,

"was daher untersucht werden muss und was als 'Datum' selbstverständlich hingenommen werden kann; es bestimmt damit die Forschungsebene im weitesten Sinn, also die Abstraktionen, Generalisierungen, Formalisierungen, Idealisierungen, kurz gesagt, es bestimmt die zur Lösung des betrachteten Problems notwendigen und zulässigen Konstruktionen." (Schütz, 1971Aa:43) [119]

Die Welt der Wissenschaft ist für Schütz nicht ein soziales System, sondern eine Welt rein theoretischer Akte (vgl. Abschn. I 5.3.4.). Der Sozialwissenschaftler strebt in seiner Tätigkeit nicht nach Ruhm und Anerkennung, sondern nach der Lösung von Problemen, die im *Corpus* der Wissenschaft noch nicht formuliert sind, explizit als ungelöst gelten oder in Form verborgener Implikationen erhalten sind; sein Relevanzsystem ergibt sich nicht aus persönlichem Geltungsstreben, sondern aus den offenen Horizonten des gewählten Problems. Die Figur des einsam theoretisierenden Subjekts, das fern jeglicher Sozialkontakte und fern jeglicher pragmatischer (lebensweltlicher) Interessen lediglich an der Wahrheit interessiert ist und neutral und wertfrei beobachtet, findet sich bereits bei Husserl (1954:238ff.) Während dieses Modell die Situation des die transzendente epoché vollziehenden phänomenologischen Philosophen treffend charakterisieren mag, scheint sie hingegen der Situation des Forschers in der herrschenden Wissenschaftspraxis kaum zu entsprechen. Schütz räumt denn auch ein, dass der Sozialwissenschaftler beim Ausüben seiner beruflichen Tätigkeit dann und wann die wissenschaftliche Einstellung aufgeben und zur lebensweltlichen wechseln muss, und zwar immer dann, wenn er mit Sozialpartnern in

mitmenschliche Wirkensbeziehungen tritt, sei es in direkter Interaktion mit andern Wissenschaftlern oder sei es im Rahmen seiner Tätigkeit als Feldforscher mit Mitgliedern einer untersuchten Gruppe. (Schütz, 1971Aa:45) Fasst man also die Berufstätigkeit des Wissenschaftlers in ihrer Gesamtheit ins Auge, so erweisen sich *Alltagswelt und wissenschaftliche Welt als eng verquickt*. Sammelt er empirische Daten als teilnehmender Beobachter, so versteht er seine Mitmenschen in lebensweltlicher Einstellung, und die wissenschaftliche Einstellung, welche das Relevanzsystem, das ihm als Auswahl- und Interpretationssystem dient, bleibt bis auf weiteres suspendiert. (ibid.:45-46) *Die spezifisch wissenschaftliche Verstehensweise ist nie eine umweltliche, sondern eine mitweltliche oder vorweltliche.* (Schütz, 1974:313-340) Da die Sozialwissenschaften auf die Erklärung von generellen Zusammenhängen zielen, haben sie nicht ein "lebendiges mit echter Dauer begabtes Du", sondern einen personalen Typus, ein anonymes "jeder-mann" zum Gegenstand; *sozialwissenschaftliches Verstehen ist daher, wie alltagsweltliches Verstehen von Mit- oder Vorwelt, stets ein idealtypisches.* (ibid.) [120]

2.2.3. Die Methodologie sozialwissenschaftlicher Theoriekonstruktion

2.2.3.1. Das Verfahren idealtypischer Modellbildung

Wie sieht nun eine sozialwissenschaftliche Theorie aus, die idealtypisch-verstehend empirisch bestimmbare soziale Regelmässigkeiten (kausal) erklärt, die, in Webers Worten, den Kriterien der Sinnadäquanz und der Kausaladäquanz entspricht (vgl. Abschn. 1 2.1.)? Schütz redet keineswegs einem "flachen Empirismus" (Schütz, 1974:343) das Wort – im Gegenteil. Wie der Kartograph sich für die Aufstellung seines Stadtplanes nicht darauf beschränken darf, Informationen von den Einheimischen zu sammeln, darf sich auch der Sozialwissenschaftler nicht einfach auf die Deutungen und Sichtweisen der Alltagshandelnden stützen (obwohl dies viele getan haben). (Schütz, 1972b:25) Die Aufgabe des Sozialwissenschaftlers ist es vielmehr, systematische Modelle menschlicher Handlungs- und Motivzusammenhänge zu konstruieren und dadurch Verstehensleistungen höherer Ebene zu erbringen. Solche *wissenschaftliche Modelle* der Sozialwelt werden folgendermassen konstruiert:

"Der wissenschaftliche Beobachter beginnt mit der Konstruktion typischer Muster des Handlungsablaufs, die den beobachteten Ereignissen entsprechen. Dann bezieht er auf diese typischen Muster des Handlungsablaufs einen personalen Typ, das Modell eines Handelnden, den er sich mit Bewusstsein ausgestattet vorstellt. Dieses Bewusstsein ist jedoch eingeschränkt und enthält nichts weiter als die Elemente der Muster des Handlungsablaufs, die für die Ausführung des beobachteten Handelns relevant sind, das heisst, für das vorliegende Problem des Wissenschaftlers relevant sind. Er schreibt also dem fiktiven Bewusstsein eine Reihe typischer Um-zu-Motive zu, die den Zielen der beobachteten Muster des Handlungsablaufs entsprechen, und ebenso eine Reihe typischer Weil-Motive, auf denen die Um-zu-Motive gegründet sind. Er nimmt dabei an, dass beide Motivtypen im Bewusstsein des imaginären Handelnden invariant sind.

Diese *Modelle von Handelnden* sind jedoch keine menschlichen Wesen, die in ihrer biographischen Situation in der alltäglichen Sozialwelt leben. Genau genommen haben sie überhaupt keine Biographie oder Geschichte; sie sind in eine Situation gesetzt worden, die nicht von ihnen, sondern von ihrem Schöpfer, dem Sozialwissenschaftler, definiert wurde. Er hat diese Figuren, diese *Homunculi*, geschaffen, um sie nach seinen Vorstellungen manipulieren

zu können. Der Sozialwissenschaftler hat ihnen ein nur scheinbares Bewusstsein zugesprochen, das so konstruiert wurde, dass der ihnen *zugeschriebene verfügbare Wissensvorrat* (einschliesslich der zugeschriebenen Gruppe invarianter Motive) jedes von ihnen ausgehende Handeln subjektiv verständlich machen würde, vor [121] ausgesetzt, dass dieses Handeln von wirklich in der Welt Handelnden ausgeführt würde. Aber die Figur und ihr künstliches Bewusstsein sind nicht den ontologischen Bedingungen menschlicher Wesen unterworfen. Der Homunculus wurde nie geboren, er wächst nicht heran und er wird nicht sterben; er kennt weder Hoffnung noch Furcht; er kennt nicht die Sorge als Hauptmotiv seines Tuns. Er ist nicht frei in dem Sinn, dass er die von seinem Schöpfer, dem Sozialwissenschaftler, festgelegten Grenzen mit seinem Handeln überschreiten könnte. Er kann sich daher nur in solche Interessen- und Motivkonflikte verwickeln, die ihm vom Sozialwissenschaftler zugeordnet worden sind. Er kann sich nicht irren, wenn der Irrtum nicht seine typische Bestimmung ist. Er kann nur zwischen den Alternativen wählen, die der Sozialwissenschaftler ihm zur Auswahl gestellt hat. Während der Mensch, wie Simmel es klar erkannt hat (Simmel, 1968; Wolff, 1950), in jede Sozialbeziehung nur mit einem Teil seines Selbst eintritt und zugleich stets innerhalb und ausserhalb solcher Beziehungen steht, ist der in eine Sozialbeziehung gestellte Homunculus in ihr total enthalten. Er ist nichts weiter als der Urheber seiner typischen Funktion, da das ihm zugeschriebene künstliche Bewusstsein nur die notwendigen Elemente enthält, die jene Funktion subjektiv sinnvoll machen.

Untersuchen wir kurz einige *Implikationen* dieser allgemeinen Beschreibung. Der Homunculus ist mit einem Relevanzsystem ausgestattet, das aus dem wissenschaftlichen Problem seines Schöpfers hervorgeht und nicht in der besonderen biographisch bestimmten Situation des Handelnden in der Welt gründet. Der Wissenschaftler definiert für sein Geschöpf, was sein Hier und Dort, was in seiner Reichweite, was ihm ein Wir, ein Ihr und ein Sie sein soll. Der Wissenschaftler bestimmt den Wissensvorrat, der seinem Modell als verfügbar zugeschrieben wird. Dieser Wissensvorrat ist nicht sozial abgeleitet und verweist auch auf keine soziale Billigung, ohne ausdrücklich so entworfen zu sein. Das dem untersuchten wissenschaftlichen Problem gemässe Relevanzsystem allein bestimmt die innere Struktur des Problems, das heisst die Elemente, "wovon" der Homunculus wissen soll, jene, die er nur in blossem Bekanntsein haben soll und endlich die anderen, die er für selbstverständlich hält. Damit ist festgelegt, was ihm vertraut und was anonym sein soll und auf welcher Ebene die ihm zugeschriebenen Erfahrungen in der Welt typisiert werden sollen.

Entwirft der Sozialwissenschaftler das Modell eines Handelnden in Beziehung zu Anderen – sodass der Handelnde mit anderen Homunculi in einer Wirkensbeziehung steht – bestimmt er damit auch die Anwendung der Generalthese der reziproken Perspektiven und die jeweilige Verschränkung und Uebereinstimmung der Motive der Handelnden. Die Typen des Handlungsablaufs und die personalen Typen sowie die Definition der Relevanzsysteme, Rollen und Motive, die vermeintlich der Homunculus von seinen Partnern bildet, haben nicht mehr den Charakter einer blossen Chance, die in den später eintretenden Ereignissen erfüllt wird oder nicht. Der Homunculus [122] hat keine leeren Erwartungen, wie der Andere auf sein – des Homunculus – Handeln reagieren wird; er ist ebenso frei von Selbsttypisierungen. Er nimmt keine andere Rolle an als die ihm vom *Sozialwissenschaftler*

zugeschriebene, also vom *Direktor dieses Marionettentheaters*, das wir das *Modell der Sozialwelt* nennen. Der Sozialwissenschaftler baut die Bühne auf und verteilt die Rollen, er gibt die Einsätze und definiert, wann ein 'Handeln' beginnt und wann es endet, er bestimmt also die 'Spannweite der Entwürfe'. Alle Normen und alle Institutionen, die das Verhaltensmuster im Modell regeln, sind also vom Ansatz her durch die Konstruktionen des wissenschaftlichen Beobachters vorgegeben." (Schütz, 1971Aa:46-48 Hervorhebungen von mir)

Die Terminologie dieser Beschreibung wissenschaftlicher Modelle der Sozialwelt bezeugt den protozoziologischen Charakter von Schütz' Lebensweltanalysen: Die durch diese gewonnenen Grundkategorien bezeichnen die empirischen Grössen, welche für ein konkretes theoretisches Modell inhaltlich gefüllt werden müssen. Schütz nennt aber auch eine Reihe grundsätzlicher methodologischer Postulate, nach welchen sich solche Modellkonstruktionen zu richten haben.

2.2.3.2. Methodologische Postulate sozialwissenschaftlicher Modellkonstruktionen

Für die Konstruktion sozialwissenschaftlicher Modelle gilt zunächst das *Postulat bzw. Prinzip der Relevanz* (Schütz, 1972a:21 bzw. 1972b:44-45): Das wissenschaftliche Relevanzsystem bestimmt die Auswahl der Elemente, die Breite der Perspektive, die Komplexität etc. Jede Konstruktion trägt daher "einen Index, der auf das Problem verweist, zu dessen Lösung die Konstruktion entworfen wurde. Es folgt, dass jede Veränderung des behandelten Problems und der Forschungsebene eine Modifizierung der Relevanzstrukturen und der Konstruktionen impliziert, die für die Lösung eines anderen Problems oder auf einer anderen Ebene gebildet wurden; zahlreiche Missverständnisse und Streitfragen besonders in den Sozialwissenschaften gehen auf eine Missachtung dieser Tatsache zurück." (Schütz, 1971Aa:43) Durchgehendes Prinzip solcher Modellkonstruktionen muss hingegen sein, dass sie sich auf die subjektive Perspektive der Handelnden beziehen, d.h. dass sie mit der Weise, wie der Alltagshandelnde die soziale Welt erlebt, übereinstimmen. Das "*Hauptproblem der Sozialwissenschaften*", wie objektive Sinnzusammenhänge von subjektivem Handlungssinn gebildet werden können – die Leitfrage, welche das gesamte Schützsche Werk seit Anbeginn [123] durchzieht –, ist für Schütz gelöst, wenn die Modellkonstruktion den Postulaten der logischen Konsistenz, der subjektiven Interpretation und der Adäquanz entsprechen.

(1) Das *Postulat der logischen Konsistenz* definiert Schütz wie folgt:

"Das vom Wissenschaftler entworfene System typischer Konstruktionen muss mit dem höchstmöglichen Grad an Klarheit und Bestimmtheit des verwendeten Begriffsrahmens begründet werden und es muss mit den Prinzipien der formalen Logik völlig verträglich sein. Ist dieses Postulat erfüllt, so verbürgt es die objektive Gültigkeit der vom Sozialwissenschaftler konstruierten gedanklichen Gegenstände. Ihr ausschliesslich logischer Charakter ist einer der wichtigsten Merkmale, durch die sich wissenschaftliche Gegenstände des Denkens von den –gedanklichen Gegenständen des Alltagsdenkens, die sie zu ersetzen haben, unterscheiden." (Schütz, 1971Aa:49)

Der zentrale Unterschied zwischen Wissenschaft und Alltagsleben liegt ja gerade darin, dass der verfügbare Wissensvorrat und die alltäglichen Auslegungen des Alltagshandelnden je nach seiner jeweiligen pragmatischen Interessenlage verschiedene

Deutlichkeits- und Klarheitsausprägungen haben und Lücken, Widersprüchlichkeiten und Vagheiten häufig keine störende Rolle spielen, dass aber der Wissenschaftler nach höchstmöglicher Präzision und Widerspruchslosigkeit seiner Aussagensysteme strebt. So hat auch Husserl anerkannt, dass die strikt formallogischen Verfahren der Wissenschaft zu überlegenen Einsichten und Voraussagen verholfen haben.

(2) Das *Postulat der subjektiven Interpretation* – der Stein des Anstosses mit der logisch-positivistischen Wissenschaftstheorie – fordert die Bezugnahme wissenschaftlicher Erklärungsmodelle auf den subjektiven Sinn der untersuchten Handlungen:

"Um menschliches Handeln erklären zu können, muss der Wissenschaftler fragen, welches Modell eines individuellen Wesens¹⁰ konstruiert werden kann und welche typischen Inhalte ihm zuzuordnen sind, damit die beobachteten Tatsachen als Ergebnis der Tätigkeit eines solchen Individuums in einem verständlichen Zusammenhang erklärt werden. Die Erfüllung dieses Postulats verbürgt die Möglichkeit, jede Art menschlichen Handelns oder dessen Ergebnis auf den subjektiven Sinn zurückzuführen, den dieses Handeln oder sein Ergebnis für den Handelnden gehabt hat." (Schütz, 1971Aa:4950) [124]

Etliche sozialwissenschaftliche Theoriekonzeptionen stützen sich auf beobachtbare vollzogene Handlungen und setzen sie in Bezug mit eruierbaren Handlungsbedingungen; damit überspringen sie aber die interpretative Leistung des Handelnden und seine Freiheit, innerhalb gewisser Grenzen zwischen alternativen Handlungsentwürfen zu wählen. Soziale Phänomene sind aus intersubjektiv vielschichtig koordinierten subjektiven Handlungen konstituiert; die Frage nach ihren Ursachen muss man auf die Um-zu-Motive der Handelnden sowie die bedingenden Weil-Motive zurückführen – die subjektive Motivationskonstellation bildet die Grundlage alles sozialen Geschehens. Ein Wort der Vorsicht ist hier am Platz. Es gibt Sozialwissenschaften, welche sich lediglich mit objektiven Sinnzusammenhängen beschäftigen, mit "bloss materialen Idealtypen (Ablaufstypen), von denen aus nach den zugehörigen personalen Idealtypen gar nicht rückgefragt wird." (Schütz, 1974:341) Beispiele dafür sind etwa die "allgemeine Staatslehre", die Rechtsgeschichte als Beschreibung der historischen Formen des Rechts oder die "Kunstgeschichte ohne Namen". (ibid.) Zweitens kann, wie die Analyse der Lebenswelt gezeigt hat, ein personaler Idealtypus die verschiedensten Grade von Anonymität – und korrelativ dazu der Inhaltserfülltheit – aufweisen: Er kann von einem konkreten Individuum über ein mitweltliches alter ego bis hin zu abstrakt-anonymen "Man" oder "Jedermann" reichen. Dementsprechend umfasst auch das Gegenstandsgebiet der Sozialwissenschaften – welches sowohl die Geschichte eines Individuums als auch die theoretische Nationalökonomie und die Rechtswissenschaft mitumfasst – Bereiche von ganz verschiedenem Anonymitätsgrad und ganz verschiedener Inhaltsfülle. (ibid.) Befasst sich z.B. die Geschichtswissenschaft mit der Motivstruktur bestimmter historisch bedeutender Persönlichkeiten, so beschäftigt sich z.B. die Wirtschaftswissenschaft mit graphischen Darstellungen, mit mathematischen Funktionen, mit der Bewegung von Preisen und mit solchen Einrichtungen wie Bank- oder Währungssystemen" (Schütz, 1972b:45), wobei der personale Idealtypus höchstens in sehr abstrakter Form oder gar nicht enthalten ist. Schütz gesteht durchaus zu,

¹⁰ Im englischen Original heisst es: "model of an individual mind" (Hervorhebung von mir).

"dass ein grosser Teil der Sozialwissenschaft auf einer Ebene geleistet wurde und geleistet werden kann, die mit Recht von all dem abstrahiert, was im individuell Handelnden passiert. Aber dieses Operieren mit Generalisierungen und Idealisierungen auf einem hohen Abstraktionsniveau ist jedenfalls nichts anderes als eine Art intellektueller Kurzschrift. Wann immer es für das untersuchte Problem not- [125] wendig wird, muss der Wissenschaftler die Möglichkeit besitzen, sein Forschungsniveau auf das der individuellen menschlichen Tätigkeit zu transformieren, und wo wirklich wissenschaftliche Arbeit geleistet wird, wird auch dieser Umschwung stets möglich sein." (Schütz, 1972b:46)

Das Postulat der subjektiven Interpretation darf also nicht im Sinn eines psychologischen Reduktionismus so gedeutet werden, dass jede theoretische sozialwissenschaftliche Erklärung auf die subjektive Motivstruktur rekurrieren müsste; es gibt weite Bereiche, die davon abgesondert und separat erforscht werden können. Für gewisse Fragestellungen jedoch, und immer, wenn der sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereich im interdisziplinären Zusammenhang gesehen wird, bleibt die Frage nach dem subjektiven Handlungssinn unumgänglich. Die Konstruktionen auf den verschiedenen Forschungsebenen müssen daher derart konzipiert werden, dass sie prinzipiell mit einem handlungstheoretischen Ansatz verbunden werden können.

(3) Dem Postulat der subjektiven Interpretation komplementär verhält sich das *Postulat der Adäquanz*, dem in Schütz' methodologischer Grundlegung die entscheidende Bedeutung zukommt. Schütz definiert es folgendermassen:

"Das Postulat der Adäquanz verlangt, dass die typische Konstruktion mit der Totalität sowohl unseres täglichen Lebens als auch unserer wissenschaftlichen Erfahrung übereinstimmen muss." (Schütz, 1972b:49)

Für die wissenschaftliche Begriffsbildung bedeutet dies erstens:

"Jeder Begriff in einem wissenschaftlichen Modell menschlichen Handelns muss so konstruiert sein, dass eine innerhalb der Lebenswelt durch ein Individuum ausgeführte Handlung, die mit der typischen Konstruktion übereinstimmt, für den Handelnden selbst ebenso verständlich wäre wie für seine Mitmenschen, und das im Rahmen des Alltagsdenkens. Die Erfüllung dieses Postulats verbürgt die Konsistenz der Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers mit den Konstruktionen, die von der sozialen Wirklichkeit im Alltagsdenken gebildet werden." (Schütz, 1971Aa:50)

Zweitens impliziert die erste Formulierung aber auch, dass die einmal gebildeten, mit den alltäglichen Konstruktionen konsistenten Idealtypen auf empirische Sachverhalte auch zutreffend angewandt werden. Schütz bleibt in seinen Definitionen des Adäquanzpostulats aber unklar, indem er einmal nur die Konsistenz der Konstruktionen verlangt, ein andermal aber auch deren korrekten empirischen Bezug miteinschliesst – eine Ambiguität, mit der ich mich in Abschn. 111 2. eingehend beschäftigen werde. In der ursprünglichen Fassung, wo sich Schütz (1974) auch am ausführlichsten über die Probleme der Adäquanz auslässt, vertritt er die breitere Version. Danach umfasst das Postulat der Adäquanz die Weberschen Begriffe der Sinn- wie der Kausaladäquanz. Das Entscheidende ist aber die *Sinnadäquanz*; Schütz führt den Nachweis, dass die Kausaladäquanz in der Sinnadäquanz enthalten sei: Sind die Motive des Handelnden als typische sinnadäquat erfasst, dann sind sie eo ipso auch die kausal gültigen. (Schütz, 1974:325-334; vgl. Abschn. 1 2.1.) In bezug auf die wissenschaftliche Begriffsbildung enthält das Postulat der Adäquanz nun zwei Problem-

kreise: 1) Wie werden wissenschaftliche Idealtypen gebildet, und 2) in welcher Beziehung stehen fertig konstituierte Typen zu konkretem empirischem Handeln.

Tiefer in die Details der *typisierenden Methode* einzudringen, hielt Schütz für "die wichtigste Aufgabe einer jeden Handlungstheorie", (Schütz, 1972a:21); diesbezügliche Untersuchungen nehmen daher, wie aufgezeigt (vgl. Abschn. 1 5.2.), einen bedeutenden Platz in Schütz' Werk ein. Der Ursprung der konstruktiven Typen, der Idealtypen, liegt nach Schütz in den Denkweisen des Alltagsverstandes. (Schütz, 1971Ab: 70) Der Alltagshandelnde perzipiert seine Umwelt in Form von typisierten Aspekten, und die gesamte Vergegenwärtigung von Bereichen jenseits der Umwelt – also von Objekten ausserhalb der aktuellen Reichweite (räumlich wie zeitlich), was auf sozialer Ebene heisst: der Mitwelt, Vorwelt oder Nachwelt basiert ausschliesslich auf der Verwendung von (vorwiegend sprachlichen) Typen. Desgleichen besteht auch die wissenschaftliche Erfassung der Sozialwelt stets in idealtypischen Konstruktionen, da sie nicht die Umwelt, sondern die Mit- oder Vorwelt zum Gegenstande hat. Wie Schütz im angeführten Zitat zur wissenschaftlichen Modellbildung darlegt, beginnt der Wissenschaftler mit der Konstruktion typischer Muster des Handlungsablaufs, die empirisch beobachteten Ereignissen entsprechen, und bezieht darauf einen personalen Typ. In diesem Zusammenhang spielt das *Problem der Relevanz* nun eine entscheidende Rolle. Handlungen bestehen ex definitione kraft ihres Entworfenseins, sei es in blosser monothetischer Blickstrahl oder mit polythetisch aufgegliederten Unterzielen (Unterhandlungen). Die Spannweite der vom Wissenschaftler typisierten Handlung bestimmt sich nach dem jeweiligen wissenschaftlichen Relevanzsystem; die Typisierung hat dabei allerdings in Begriffen zu erfolgen, die auch dem Handelnden [127] verständlich sind (bzw. verständlich gemacht werden können) und von ihm als adäquat erachtet werden. Die Technik der personalen idealtypischen Konstruktion besteht nun darin, "Subjekte zu konstruieren, für welche die vorher materialidealtypisch gesetzten, d.h. als invariant und konstant erfahrenen Handlungsabläufe in einem motivationsmässigen Sinnzusammenhang stehen können. Was sich im objektiven Sinnzusammenhang dem beobachteten Ich als Einheit präsentiert, der als typisch angesetzte fremde Handlungsablauf also, wird in einen subjektiven Sinnzusammenhang im Bewusstsein des personalen Idealtypus rückverwandelt. (Schütz, 1974:265-266) Wie die Definition der Handlungseinheit, trägt auch der personale Idealtypus – also die Invariantsetzung gewisser Motive – den Index der jeweiligen wissenschaftlichen Problemstellung. Dies herauszustellen ist nach Schütz entscheidend, denn dieser Sachverhalt wurde in der Regel von der Theorie des Idealtypus und damit auch der Theorie des Verstehens der Mitwelt übersehen. (ibid.: 266) Diese war "naiv genug, gleichzeitig an der objektiven Erkennbarkeit der 'Grenzen des Handlungsablaufes' nach wie vor festzuhalten und dem handelnden Idealtypus dennoch Freiheit in der Sinngebung des ihm zugeschriebenen Handelns zuzubilligen". (ibid.:267) Dies entspricht der Fabel Pygmalions, dessen selbstgeschaffene Statuen lebendig werden, sowie dem "Verstehensvorgang, in welchem der naive Mensch seine soziale Mitwelt zu erfassen vermeint." (ibid.:170) Ein Idealtypus lebt aber nicht, führt nur ein Scheinleben; die ihm zugeschriebene Dauer ist keine reale, sondern lediglich eine imaginäre (ibid.:267); er hat daher keine Handlungsfreiheit, sondern kann nur typisch handeln. Die Tatsache, dass jemand aufgrund bestimmter Handlungen als litypischer Geizhals" typisiert worden ist, besagt daher noch nichts dar-

über aus, welcher Art seine neu eingegangene Liebesbeziehung sein wird – diese ist typentranszendent. Mit andern Worten: Ein personaler Typus ist lediglich anwendbar auf die typisierten Handlungen, aufgrund derer er konstruiert worden ist; zieht man weitere Handlungen in Betracht, so wechselt sich die Problemstellung und damit auch der Idealtypus. Dieser Umstand ist in den sozialwissenschaftlichen Theorien oft übersehen worden; wo immer denn der Anschein der Handlungsfreiheit eines personalen Typus auftaucht, ist dies ein Indiz dafür, "dass derjenige, der den Idealtypus geschaffen oder die Zuordnung des konkreten Handlungsphänomens zu einem vorgegebenen Idealtypus vollzogen hat, die Problemstellung wesentlich veränderte, ohne den hierdurch [128] erforderlich gewordenen Wechsel der idealtypischen Konstruktion vorzunehmen." (Schütz, 1974: 270) Eine gehörige Portion Sensibilität für Verschiebungen in der Problem- und Fragestellung im Prozess des Typisierens ist für die sinnadäquate Schaffung und Verwendung idealtypischer Konstruktionen daher unerlässlich. In bezug auf die *Bildung von Idealtypen* heisst das *Postulat der Adäquanz* infolgedessen, dass der Idealtypus rein zu bilden sei, also unter Ausschaltung alles typentranszendenten Verhaltens. Zweckmässigerweise wird dabei zum Ausgangspunkt der typischen Konstruktion ein Handeln genommen, welches grundsätzlich iterierbar ist. Der Idealtypus soll dabei mit unserer Erfahrung von Welt überhaupt, unserer Erfahrung vom Du überhaupt sowie vom besonderen untersuchten Du verträglich sein. (ibid.:333) In bezug auf die *Anwendung fertig konstruierter Idealtypen auf konkrete Handlungsabläufe* bedeutet das Postulat der Adäquanz, dass die Zuordnung der konkreten Handlung zu einem Typus dieses Handelns zureichend und dabei widerspruchlos zu der vorgegebenen Erfahrung erklären müsse. Zureichend erklärt ist ein Handeln durch eine typische Konstruktion nur dann, wenn seine Motive als typische erfasst sind: die Zuordnung muss richtig sein; Kausaladäquanz heisst dabei, dass eine objektive Chance bestehen muss, dass diese Motive tatsächlich wirksam waren. (ibid.:334)

Doch was kann nun im konkreten Fall als *Kriterium der Sinnadäquanz* gelten? Nach Weber ist es die Evidenz. Evidenz, so haben wir gesehen, ist auch "Wahrheitskriterium" in der phänomenologischen Forschung; bei Weber muss sie allerdings nicht nur rationalen, sondern kann sie auch einführend-nacherlebenden Charakters sein. Da hingegen blosses Nacherleben eine unkontrollierte Leistung ist und uns manche Werte und Affekte anderer Menschen un- oder nur schwer zugänglich sind, machte Weber den zweckrationalen Handlungstypus zum Prototyp wissenschaftlicher Beschreibung (vgl. Abschn. 1 2.1.). Diesem *Rationalitätsparadigma* schliesst sich auch Schütz an. Er hat sich zum Problem der einführend-nacherlebenden Evidenz bei Weber nie explizit geäussert, abgesehen davon, dass er den Einfühlungstheorien generell widersprochen und jeden Verstehensakt als zeichen- und anzeichnendeutende sowie Idealisierungen verwendende hypothetische Sinnzuschreibung charakterisiert hat; verschiedene emotionale Zugänglichkeit kann in seinen Begriffen nur kognitiv, als Diskrepanz unterschiedlicher bio- [129] graphisch sedimentierter Wissensvorräte begriffen werden. Obwohl Schütz neben rationalen Modellen rationaler menschlicher Handlungen auch die Möglichkeit und Zulässigkeit anerkennt, rationale Modelle irrationalen menschlichen Verhaltens zu konstruieren (Schütz, 1971Aa: 50f.), bleibt das Kriterium der Sinnadäquanz in diesem Bereich völlig im dunkeln. Die Verstehende Soziologie jedenfalls bevorzugt rationale Handlungstypen, da diese aufgrund klarer Ziel-Mittel-Relationen ein Höchstmass rationaler Evidenz erlauben, und nicht-

rationales Handeln wird mittels eines Abweichtungstypus vom zweckrationalen Handeln erfasst. (Schütz, 1974:337ff.; ebenso 1972b) Der Begriff rein rationalen Handelns, verstanden als rationale Wahl zwischen rationalen Motiven (Schütz, 1971Ac), schafft auf der Modellebene grösstmögliche Transparenz und Präzision. Schütz sieht darin verschiedene Vorteile. Erstens ist rationales Handeln definitionsgemäss als voraussagbar gesetzt: "Das Modell rationalen Handelns kann daher als ein Verfahren benutzt werden, um abweichendes Verhalten in der wirklichen Sozialwelt festzustellen und es auf 'problemtranszendierende Daten' zu beziehen, das heisst auf nicht typisierte Elemente." (Schütz, 1971Aa:52) Zweitens kann innerhalb einer vom Sozialwissenschaftler definierten Reihe von Bedingungen, Mitteln, Zwecken und Motiven standardisiertes Verhalten, wie soziale Rollen oder institutionelles Verhalten, aus dem Zusammenhang gelöst untersucht werden. (ibid. :51-52) Drittens schliesslich können durch geeignete Variationen der Elemente verschiedene Modelle konstituiert werden, um das gleiche wissenschaftliche Problem zu lösen und miteinander verglichen zu werden. (ibid.)

Es ist nun das Verdienst Schütz', dass er die *Beziehung zwischen rationalem Handeln auf der Modellebene und rationalem Handeln in der Alltagswelt* untersucht. (Schütz, 1972 b) Zum einen stellt er fest, dass der Begriff der "Rationalität", soweit er sich auf die Alltagserfahrung bezieht, verschiedenste äquivalente Implikationen aufweist: "Rationales" Handeln wird einmal als "vernünftiges", dann als "überlegtes" Handeln verstanden, oder als "geplantes und entworfenes", als "vorhersagbares" oder "logisches" Handeln. Zum andern zeigt sich, dass rationales Handeln, definiert (wie oben) als eine Wahl zwischen zwei oder mehr Mitteln für ein und denselben Zweck, auf der Ebene alltäglichen Denkens

"immer Handeln in einem nicht weiter in Frage gestellten und [130] nicht weiter bestimmten Rahmen typischer Konstruktionen ist, nämlich von Typisierungen der gegebenen Situation, der Motive, der Mittel und Zwecke, der Handlungsabläufe und Persönlichkeiten, die betroffen sind und als selbstverständlich hingenommen werden. (...) Nur einzelne Elementegruppen stehen klar und bestimmt unterscheidbar aus diesem Rahmen von Konstruktionen hervor, der so den unbestimmten Horizont dieser Elemente bildet. Auf diese Elemente verweist der Begriff der Rationalität im Alltagsdenken." (Schütz, 1971Aa:37)

Rationalität auf der Ebene der Alltagswelt ist daher bestenfalls partiell rational; ein vollständig rationales Handeln bedingt lückenloses Wissen über sämtliche Ziel- und Mittelketten, ihre komplexen Interdependenzen in der Sozialwelt mit sämtlichen geplanten und ungeplanten Konsequenzen und erwünschten und unerwünschten Nebenfolgen etc. – m.a.W., vollständige Information über das gesamte soziale Handlungssystem. All diese Elemente und Verknüpfungen in ihrem wechselseitigen Zusammenspiel systematisch zu erforschen, ist das Ziel sozialwissenschaftlicher Modellbildung. Es ist das "Paradox der Rationalität auf der Ebene der Alltagserfahrung", dass ein Muster umso kalkulierbarer (rationaler) und damit die Chance intersubjektiven Verhaltens auf Erfolg umso grösser ist, je standardisierter es ist; dass aber, je standardisierter das Muster ist, sich das Alltagsdenken als umso weniger in der Lage erweist, in der Weise rationaler Einsicht die zugrundeliegenden Elemente analytisch aufzuklären. (Schütz, 1971Aa:38) All die im Alltag nicht weiter in Frage gestellten Horizontelemente in ihrem rationalen Zusammenhang herauszustellen, ist Aufgabe

der alle Implikationen immer weiter aufbrechenden Wissenschaft. Daraus ergibt sich, "dass das Konzept der Rationalität seinen ursprünglichen Ort nicht auf der Ebene der alltäglichen sozialen Welt hat, sondern auf der theoretischen Ebene ihrer wissenschaftlichen Beobachtung". (Schütz, 1972b:41) Die Sinnmodifikationen, die dieses wie andere Konzepte beim Uebergang von der einen Ebene zur andern erfahren, müssen genau im Auge behalten werden. Wenn ein soziales System einen Zustand der idealen Perfektion erreichen könnte, wäre es möglich, die Sinnverschiebungen in einer "universalen Transformationsformel" auszudrücken. (ibid.; Schütz, 1971Ae: 159f.) [131]

2.2.3.3. Die "Synthese" zwischen Positivismus und Hermeneutik

Entspricht nun dieses Verfahren idealtypischer Modellbildung zweckrationalen Handelns nicht gerade jenem Theorieverständnis, das Menger als Vertreter der theoretischen Nationalökonomie den Verfechtern der Verstehenden Methode und insbesondere den Repräsentanten der Historischen Schule entgegengehalten hat? (vgl. Abschn. 11 2.1.3.) Ja und nein. Wir können hier für Schütz Weber sprechen lassen, dessen methodologische Ueberlegungen im wesentlichen in Auseinandersetzung mit den Positionen des Methodenstreits entstanden. Weber anerkannte, dass gesetzliche und historische Erkenntnis einer prinzipiellen methodischen Scheidung bedürfen, und lobte Menger, dies als erster gesehen zu haben. (Weber, 1922b:187f.) Oekonomische Theorie kann nicht durch Wirtschaftsgeschichte ersetzt werden, denn es ist schlichtweg unmöglich, eine "historische Theorie" zu bilden, d.h. eine Theorie wirtschaftlicher Phänomene in all ihrer Konkretheit. Die Zielsetzung der Historischen Schule, von konkreten empirischen Erscheinungen in all ihrer Fülle ausgehend in einem induktiven Verfahren historische Entwicklungsgesetze zu erschliessen, ist daher zum einen ein Irrweg; zum andern gilt ganz generell, dass man die Adäquanzkriterien für eine ökonomische Theorie nicht nach Standards festsetzen darf, die nur von der historischen Forschung erfüllt werden können. (Weber, 1922a) Auf der Erkenntnis Rickerts fussend, dass auch idiographische Wissenschaften zwangsläufig allgemeine Konzepte anwenden müssen, entwickelte Weber das *Konzept des Idealtypus*: Ein oder mehrere Gesichtspunkte empirisch-historischer Phänomene werden zu einem Typus gebildet, der in seiner reinen Form in der Wirklichkeit zwar kaum zu finden ist, der aber als wissenschaftliches Instrument höchst präzise ist und erlaubt, die Vielfalt historisch spezifischer und einmaliger Sachverhalte in einem Abstandsverfahren zu beschreiben. (Weber, 1922b:191) Der Vorteil von Idealtypen gegenüber Gattungsbegriffen liegt darin, dass sich die wissenschaftlichen Aussagen nicht auf eine ganze Klasse nach einem Kriterium subsumierter, in anderer Hinsicht möglicherweise jedoch recht heterogener Phänomene beziehen (man denke z.B. an einen gattungsmässig verstandenen Begriff sozialer Konflikte), sondern dass sie in präziser, reiner und eindeutiger Form formuliert werden können. *Idealtypisch formulierte Aussagen dürfen hingegen nicht mit empirischen Gesetzen verwechselt werden*, wie es die klassische Nationalökonomie getan hat, sondern dienen lediglich als Interpretations- [132] muster für die Beschreibung und Analyse konkreter empirischer Daten. An diesem Punkt setzte sich Weber daher deutlich von Menger ab, der glaubte, ökonomische Gesetze auf psychologische Axiome stützen zu können und sie daher als zu den physikalischen analog verstand. Nach Webers Ansicht ist es gerade dieses naturalistische Selbstmiss-

verständnis der theoretischen Nationalökonomie, die im Methodenstreit zu der fruchtlosen Gegenüberstellung von abstrakt-theoretischer und empirisch-historischer Forschung geführt hat. (Weber, 1922b:187ff.) Die Schütz'sche Konzeption sozialwissenschaftlicher Modellbildung entspricht offensichtlich diesen Postulaten vollauf.

Das Resultat der methodologischen Analysen von Schütz liegt also nicht in einem revolutionären, neuen sozialwissenschaftlichen Paradigma, sondern vielmehr in der Klärung verschiedener philosophischer und lebensweltlicher Implikationen, welche zu Widersprüchlichkeiten und Aequivokationen und daher zu Methodendebatten geführt haben. Sein Hinweis darauf, dass die Sozialwissenschaften aufgrund ihres spezifischen Gegenstandsbereichs "besondere methodologische Verfahren" entwickelt hätten (Schütz, 1971Ab:76), weist darauf hin, dass es ihm weniger um die Begründung eines neuen Ansatzes als um die philosophische Begründung der bereits existierenden spezifisch sozialwissenschaftlichen Verfahren ging. Dies entspricht durchaus seiner Selbstcharakterisierung, dass der Methodologe von den Grössen in seinem Fachgebiet zu lernen hat. (Schütz, 1972b:50) Der Schlüssel zu den methodologischen Problemen in den Sozialwissenschaften liegt nach Schütz in dem Erfordernis der Sinnadäquanz. Durch Verkennung der Besonderheit des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs wurde häufig übersehen, dass die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen "Konstruktionen zweiter Ordnung" sind, die semantisch stets an die "Konstruktionen erster Ordnung", nämlich an die lebensweltlichen Konstrukte der Alltagshandelnden, anschliessen müssen. (Schütz, 1971Aa:7) Denn die Triebkräfte des sozialen Geschehens bilden stets menschliche Handlungen, welche nur entsprechend dem Postulat der subjektiven Interpretation richtig in den Griff bekommen werden können, also indem man die einzelnen Handlungssubjekte mit ihren typischen Wissensvorräten und Relevanzsystemen thematisiert. Zwar kann auch in den Sozialwissenschaften auf einem gewissen Niveau gültige wissenschaftliche Arbeit geleistet werden, ohne in die Probleme der Subjektivität einzudringen. Man [133] kann raffinierte Abstraktionssysteme entwickeln und den Handelnden ausklammern; allerdings muss man dann die Probleme und den Anwendungsbereich solcher Theoriemodelle entsprechend eingrenzen. Tatsache bleibt, dass

"dieser Typ der Sozialwissenschaften sich nicht direkt und unmittelbar mit der sozialen Lebenswelt befasst, die uns allen gemeinsam ist, sondern mit geschickt ausgewählten Idealisierungen und Fomialisierungen der sozialen Welt, soweit diese ihren Tatsachen nicht widersprechen." (Schütz, 1972a:7)

Fassen wir hingegen die konkreten Handlungen ins Auge, aus denen sich die sozialen Phänomene konstituieren, so bleiben wir stets zurückverwiesen auf die Frage: Was bedeutet all dies für den Handelnden?" (Schütz, 1972a:18) Die Analyse der Lebenswelt hat gezeigt, dass diese "ein System reziproker sozialer Beziehungen [ist], die alle auf der wechselseitigen subjektiven Auslegung der in ihm Handelnden aufgebaut sind" (ibid.), und dass sämtliche Typisierungen Abstraktionen verschiedener Anonymitätsgrade bzw. Grade der Inhaltsfülle sind Idealisierungen, die im Prozess der Verifikation mit der erfahrenen Lebenswelt der Handelnden in Bezug gesetzt werden müssen. Dies erfordert nach Schütz zwar nicht, dass sämtliche sozialwissenschaftlichen Argumentationen sich auf subjektive Sinnzusammenhänge beziehen müssten, jedoch, dass dieser Bezug grundsätzlich hergestellt werden kann.

2.3. Beispiele einer auf phänomenologischen Prinzipien basierenden sozialwissenschaftlichen Theorie

Schütz' methodologische Erörterungen beziehen sich wie jene Webers auf "Soziologie" und damit auf die Sozialwissenschaften überhaupt. Zwar mögen sich einzelne Untersuchungen oder Spezialdisziplinen auf ganz spezifische Ausschnitte der Lebenswelt beschränken, als Ganzes müssen die Sozialwissenschaften jedoch handlungstheoretisch begründet werden; denn immer, wenn man nach den Ursachen sozialer Wirkzusammenhänge fragt, wird man auf die handelnden Subjekte und ihre Motive zurückgeworfen. Seiner intellektuellen Herkunft entsprechend, hatte Schütz bei seinen methodologischen Ueberlegungen neben der Rechtslehre (Kelsens) insbesondere die theoretische Nationalökonomie im Blick. Diese illustriert denn auch besonders – ut, wie verschiedene Theoriestücke unbeschadet von sämtlichen subjektiven Elementen abstrahieren können, während das Wirtschaftsgeschehen in seinem Gesamt- [134] zusammenhang stets auf die handelnden Wirtschaftssubjekte als die eigentlichen Triebkräfte verweist; die Theorie des rational handelnden homo oeconomicus nimmt daher in der theoretischen Nationalökonomie auch – implizit wie explizit – einen zentralen Platz ein (vgl. Abschn. 111 3.1.). Zudem ist er ein typisches Beispiel für einen eine mit typischen Motiven ausgestattete theoretische Figur, welche sich in der Wirklichkeit nirgends in reiner Form findet, welche aber ein Interpretationsschema für die verstehend-erklärende Erfassung wirtschaftlicher Handlungszusammenhänge bildet. Neben dem homo oeconomicus gibt es aber eine ganze Reihe anderer Homunculi, welche je nach dem vorliegenden wissenschaftlichen Relevanzsystem konstruiert werden; Schütz' Freund Fritz Machlup (1978d: 13ff.) nennt beispielsweise den homo cholericus, homo caritativus, homo alcoholicus, homo amorosus, homo traditionalis, homo politicus oder homo oligopolisticus – alles theoretische Personaltypen, welche typische Wissensvorräte und Relevanzsysteme besitzen und als wissenschaftliche Auslegungsschemata den Grad der Typentranszendenz empirischen Verhaltens sichtbar machen können.

Da die Oekonomen primär an den Folgen der Handlungen der Wirtschaftssubjekte interessiert sind, bildet der homo oeconomicus ein recht mageres Beispiel handlungstheoretischer Analyse; Schütz' in phänomenologischer Untersuchung entwickelte Grundbegriffe erlauben bedeutend feinsinnigere Analysen der Subjektivität handelnder Menschen. Wenn Schütz von einer "auf phänomenologischen Prinzipien beruhenden Soziologie" spricht, hat er wohl Untersuchungen im Auge, welche das Potential seiner Proto-soziologie auch voll ausschöpfen; wie dies geschehen kann, will ich im folgenden anhand zweier Beispiele kurz illustrieren. Ueberblickt man die im zweiten Band der "Gesammelten Aufsätze" (Schütz, 1972) enthaltenen Analysen konkreter sozialer Phänomene, so sticht sofort die Breite von Schütz' Interessenspektrum heraus: nicht nur schreibt er über "Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen" (Schütz, 1972m), sondern auch über Don Quixote und sein Verhältnis zur Realität (Schütz, 1972f.), "Gemeinsam Musizieren" (Schütz, 1972g), "Mozart und die Philosophen" (Schütz, 1972h) oder die Sozialphilosophie Santayanas (Schütz, 1972j). Ich greife nun jene zwei Untersuchungen heraus, die ein allgemeines sozialwissenschaftliches Interesse am ehesten ansprechen dürften: "Der Fremde" [135] (Schütz, 1972c) – eine Analyse der Applikationsprobleme des selbstverständlichen subjektiven Wissensvorrats in einer fremden sozialen Situation – und "Der gut

informierte Bürger" (Schütz, 1972e) – eine Studie zur sozialen Verteilung des Wissens.

2.3.1. Der Fremde

Diese Untersuchung (Schütz, 1972c), welche Schütz wenige Jahre nach seiner Uebersiedelung in die Vereinigten Staaten vorlegt, beschäftigt sich mit der typischen Situation, in der sich ein Fremder befindet. Der Begriff "Fremder" soll dabei "einen Erwachsenen unserer Zeit und Zivilisation bedeuten, der von der Gruppe, welche er sich nähert, dauerhaft akzeptiert werden möchte." (ibid.: 53) Der Prototyp dieser sozialen Situation ist der Immigrant. Mit dieser Definition werden Besucher oder Gäste, Kinder oder Primitive sowie Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Zivilisationsstufen explizit ausgeschlossen. Schütz will sich dabei nicht mit den Prozessen der sozialen Assimilation befassen, sondern mit der Situation der Annäherung (approaching), welche jeder möglichen sozialen Anpassung vorausgeht. Was die Methode anbelangt, will er sich der "Mittel einer allgemeinen Auslegungstheorie" (ibid.) bedienen – wie er seinen phänomenologischen Bezugsrahmen hier nennt.

Als Ausgangspunkt wählt Schütz die Alltagserfahrung der Kultur und Zivilisationsmuster. Unter letzteren versteht er – im Anschluss an die konventionelle Soziologie – "alle besonderen Wertungen, Institutionen, sowie Orientierungs- und Führungssysteme... (z.B. Volksweisen, Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, Bräuche, gesellschaftliches Benehmen, Mode)"; (Schütz, 1972c:54) diese bieten dem Soziologen und dem Alltagshandelnden einen je verschiedenen Anblick. Für den Alltagshandelnden ist die Welt räumlich, zeitlich und sozial gegliedert und nach Typik und Relevanzzonen strukturiert. Zwar ist sein Wissen von dieser Welt inkohärent (es befindet sich in dauerndem Wandel und ist nur teilweise in Plänen organisiert), nur teilweise klar (denn er sucht nicht – wie der Wissenschaftler – nach Wahrheit) und inkonsistent (es birgt innere Widersprüche), doch für die Mitglieder der In-group hat das System des Wissens den Schein genügender Kohärenz, Klarheit und Konsistenz. Es ist dies primär ein Wissen von vertrauens- [136] werten Rezepten für pragmatische Zwecke. So ist es denn auch die Funktion der Kultur- und Zivilisationsmuster, "ermüdende Untersuchungen auszuschliessen, indem es fertige Gebrauchsanweisungen anbietet, um die schwer zu erreichende Wahrheit durch bequeme Wahrheiten zu ersetzen und um das Selbstverständliche mit dem Fragwürdigen zu vertauschen." (Schütz, 1972c:58) Dieses Rezeptwissen bildet den Inhalt der relativ natürlichen Weltanschauung und dient dem Menschen einerseits als (kognitives) Auslegungsschema, andererseits als (handlungsbezogenes) Anweisungsschema. Es taugt – als ein "Denken-wie-üblich" – so lange, wie einige Grundannahmen gültig sind:

- "1. dass das Leben und insbesondere das soziale Leben weiterhin immer so sein wird, wie es gewesen ist; (...)
2. dass wir uns auf das Wissen verlassen können, das uns durch unsere Eltern, Lehrer, Regierungen, Traditionen, Gewohnheiten usw. überliefert wurde...
3. dass in dein normalen Ablauf der Dinge es genügt, etwas *über* den allgemeinen Typus oder Stil der Ereignisse zu wissen, die uns in unserer Lebenswelt begegnen, um sie zu handhaben und zu kontrollieren; und
4. dass weder die Rezept-Systeme als Auslegungs- und Anweisungsschemen noch die zugrunde liegenden Grundannahmen ... unsere private

Angelegenheit sind, sondern dass sie auch in gleicher Weise von unseren Mitmenschen akzeptiert und angewandt werden." (Schütz, 1972c:58f.)

Wenn sich auch nur eine dieser Annahmen nicht bewährt, dann wird das Denken wie-üblich unwirksam und der Mensch stürzt in eine Orientierungskrise: die aktuellen Relevanzsysteme brechen zusammen.

In einer solchen Krise befindet sich der Fremde, denn er teilt die angeführten Grundannahmen nicht. Für ihn sind immer noch die Kultur- und Zivilisationsmuster seiner Heimatgruppe das unbefragte Bezugsschema seiner relativ natürlichen Weltanschauung, und das, was den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, als selbstverständlich gilt, ist für ihn fraglich. Das Vorstellungsmuster, das der Fremde aus seiner Heimatgruppe über die Gruppe, der er sich nähert, mitbringt, erweist sich aus mehreren Gründen sehr bald als ungeeignet:

- Der Einstellungswechsel des uninteressierten Beobachters aus der Ferne zum Möchtegernmitglied der in Frage stehenden Kulturgemeinschaft verlangt nach einem andern Wissenstyp; die betreffenden Kultur- und Zivilisationsmuster sind nicht mehr nur Gegenstände des Denkens, sondern ein Segment der Welt, die durch Handlungen [137] beherrscht werden muss – somit ändert sich auch ihre Position innerhalb des Relevanzsystems.
- Die neuen Kultur- und Zivilisationsmuster erhalten einen umweltlichen Charakter; ihre Entfernthet wandelt sich zu Nähe. "Mit andern Worten, die Ebene der umweltlichen Erfahrung von sozialen Gegenständen ist nicht mit der Ebene der blossen Vermutungen über Gegenstände, denen man sich noch nicht genähert hat, kongruent". (Schütz, 1972c:61)
- Das aus der Heimat mitgebrachte Bild von der fremden Gruppe bildet einen isolierten Wissenstyp: Es dient "nur als ein handliches Auslegungsschema und nicht als eine Anleitung zur Interaktion der beiden Gruppen." (ibid.) Seine Gültigkeit beruht primär auf dem Konsensus der Mitglieder der Heimatgruppe, ist oft verzerrt (Vorurteile!) und bewährt sich nicht in der lebendigen Erfahrung und Interaktion mit den Angehörigen der fremden Gruppe.

Die Entdeckung der Inkongruenz zwischen mitgebrachtem Bild und faktischem Erleben erschüttert das Vertrauen des Fremden in die Gültigkeit seines habituellen Denkens wie-üblich. Aber er kann auch nicht einfach die Zivilisationsmuster der Fremdgruppe als Auslegungsschema anwenden, denn es gelingt ihm nicht, eine allgemeine Transformationsformel für beide Zivilisationsmustersysteme aufzustellen. Dies aus folgenden Gründen: Erstens setzt jedes Orientierungsschema voraus, dass sein Benützer sich als im Nullpunkt des lebensweltlichen Koordinatensystems befindlich vorstellen kann. Die Kultur- und Zivilisationsmuster einer Gruppe können daher nur von den Mitgliedern der In-group, die einen definierten Status in deren Hierarchie besitzen und sich dessen auch bewusst sind, als ein natürliches und vertrauenswürdigen Orientierungsschema verwendet werden; dem Fremden aber fehlt gerade ein solcher Ausgangspunkt. Zweitens sind nur für die Mitglieder der in-group die Zivilisationsmuster und deren Rezepte eine Einheit von koinzidierenden Auslegungs- und Ausdrucksschemata; für den Aussenseiter fällt diese Einheit offensichtlich auseinander. Dies kann deutlich durch den Unterschied zwischen dem passiven

Verstehen einer Sprache und ihrer aktiven Beherrschung als ein Mittel, um die eigenen Handlungen und Gedanken zu erfassen und auszudrücken, verdeutlicht werden. Die Grenzen, an die der Versuch des Fremden stösst, sich die fremden Muster als ein eigenes Ausdrucksschema zu erwerben, hängen an Faktoren, die jenseits [138] der Beherrschung linguistischer Symbole und syntaktischer Regeln liegt:

- Jedes Wort und jeder Satz ist von Sinnhorizonten umgeben, die sie einerseits mit vergangenen und zukünftigen Elementen des sprachlichen Universums verbinden und andererseits mit einem Hof unaussprechlicher emotionaler Werte und irrationaler Implikationen bereichern. Dies zeigt sich besonders deutlich in den Problemen bei der Uebersetzung von Poesie.
- In jeder Sprache gibt es Begriffe mit verschiedenen Konnotationen. Die standardisierten sind im Lexikon vermerkt, die besondere sekundäre Bedeutung jedoch, die sich vom Kontext oder der sozialen Umgebung ableitet, muss immanent erschlossen werden.
- Idiome, technische Ausdrücke, Jargons und Dialekte können vom Aussen-seiter erlernt werden. Daneben hat aber jede noch so kleine Gruppe (wenn nicht gar jedes Individuum) ihren privaten Code, der nur von denen verstanden werden kann, die an den vergangenen gemeinsamen Erfahrungen teilhatten.
- Prägend ist sodann die ganze linguistische Geschichte einer Gruppe; um z.B. Englisch zu verstehen, muss man die Bibel und Shakespeare auf Englisch gelesen haben.

Schütz fasst die Quintessenz davon folgendermassen zusammen:

"Um eine Sprache frei als Ausdrucksschema zu beherrschen, muss man in ihr Liebesbriefe geschrieben haben: man muss in ihr beten und fluchen und die Dinge mit jeder nur möglichen Schattierung ausdrücken können, so wie es der Adressat und die Situation verlangen. Nur Mitglieder der in-group haben das Ausdrucksschema echt in der Hand und beherrschen es frei innerhalb ihres 'Denkens-wie-üblich'." (Schütz, 1972c:65)

Diese recht subtilen Beobachtungen können mit den entsprechenden Veränderungen auch auf andere Kategorien von Zivilisationsmustern (Sitten, Gesetze, Volksweisen, Mode usw.) übertragen werden. Während ein Mitglied der in-group normale Situationen mit einem einzigen Blick übersieht und sofort und automatisch das problemrelevante Rezeptwissen zur Hand hat, ist für den Fremden jede Situation prinzipiell problematisch. Die Kultur- und Zivilisationsmuster der fremden Gruppe sind für ihn kein Schutz, sondern ein Feld des Abenteuers; er muss jede Situation aktiv definieren, nicht nur das Dass der Kulturmuster, sondern stets auch ihr Warum untersuchen. Es fällt ihm schwer, in der aktuellen Interaktion die Typik zu erkennen; er läuft Gefahr, rein individuelle Züge als typische anzusehen und eine soziale Welt der Pseudoanonymität, Pseudointimität und Pseudotypizität zu konstruieren. Daher rührt auch sein mangelndes Gefühl für Distanz, sein Hin- und Herschwanken zwischen Reserve und Intimität, sein Zögern und seine Unsicherheit. Aus diesen Tatsachen erklären sich denn auch zwei Grundzüge der Einstellung des Fremden gegenüber der fremden Gruppe: 1) die Objektivität des Fremden, deren tieferer Grund in seiner bitteren Erfahrung der Grenzen seines "Denkens-wie-üblich" liegt, und 2) seine zweifelhafte Loyalität, da er als "marginal man" nicht die Gesamtheit der frem-

den Kultur- und Zivilisationsmuster als den natürlichen und angemessenen Lebensstil und als die beste aller für jedes Problem möglichen Lösungen akzeptiert.

Auf gleiche Weise wie den "Fremden" analysiert Schütz auch die typische Situation des "Heimkehrers", am Beispiel des heimkehrenden Kriegsveteranen (Schütz, 1972d). Diese Untersuchungen zeigen, dass seine in der phänomenologischen Analyse gewonnenen Konzepte geeignet sind, die kognitive Seite solcher Erlebnisse auf den Begriff zu bringen. Vergleicht man Schütz' Ueberlegungen zur Situation des Fremden etwa mit der gleichnamigen Analyse Georg Simmels (1968:509-512), so muten letztere eher aphoristisch an, während Schütz sich auf ein konsistentes Deutungssystem abstützt. Insofern ist es zweifellos am Platz, wenn Schütz von einer "Auslegungstheorie" spricht – er bringt die verschiedensten Beobachtungen und Erfahrungen, welche der Alltagshandelnde als Fremder macht (und vielleicht in seinem Tagebuch aufzeichnet), in einen systematischen analytischen Zusammenhang. Die Verstehende Soziologie hat mit der Schützschen Prototheorie offenbar eine tragfähige Stütze gewonnen. [140]

2.3.2. Der Rut informierte Bürger - ein Versuch über die soziale Verteilung des Wissens

Ging es bei der Studie über den Fremden um das Problem der Bewältigung eines bestimmten Situationstyps mittels des vorhandenen subjektiven Wissensvorrates, so bildet nun die *soziale Verteilung des Wissens* das Thema der Untersuchung (Schütz, 1972e). Der individuelle Wissensvorrat ist zusammengesetzt aus mehreren mehr oder weniger kohärenten Wissenssystemen, die miteinander oft inkompatibel sind; in unserer praktischen Tätigkeit kommen wir i.d.R. mit einer Art Kochbuch-Wissen aus, verstehen also oft nur das Dass, nicht aber das Warum und Wie einer Wirkung, d.h. wir setzen eine ganze Menge alltäglicher Selbstverständlichkeiten als gegeben voraus (was unsere relativ-natürliche Weltanschauung ausmacht). Nun erleben wir aber auch täglich, dass das Wissen sozial verteilt ist, dass also selbst Mitglieder derselben Gruppe unterschiedliche Elemente als selbstverständlich bzw. als in Frage stehend annehmen. Die Untersuchung des *Mechanismus dieser Verteilung* bildet den *Gegenstand der "Wissenssoziologie"*. Merkwürdigerweise hat sich diese i.d.R. – Schütz schreibt dies 1946 – gar nicht mit dem Problem der sozialen Verteilung des Wissens befasst; und wenn, dann hat sie es bloss in Form der ideologischen Begründung der Wahrheit in Abhängigkeit von sozialen und ökonomischen Bedingungen oder vom Problem der Sozialisation oder der sozialen Rolle her angegangen. Nicht die Soziologen, sondern die Nationalökonomien (z.B. Friedrich von Hayek oder Fritz Machlup) und Philosophen haben sich mit der Wissensverteilung beschäftigt. Die *vorliegende Studie* soll nur einen bescheidenen Schritt in diese Richtung unternehmen:

"Ihr Zweck liegt darin zu untersuchen, welche Motive erwachsene Menschen, die ihr Alltagsleben in unserer modernen Zivilisation leben, dazu bewegen, fraglos *einige* Teile des überlieferten relativ natürlichen Weltkonzeptes anzuerkennen und *andere* Teile in Frage zu stellen." (Schütz, 1972e:87)

Um das Problem der sozialen Wissensverteilung entfalten zu können, konstruiert Schütz drei Idealtypen von Homunculi, welche je über einen spezifischen subjektiven Wissensvorrat verfügen:

- 1) Das Wissen des *Experten* ist auf ein beschränktes Gebiet begrenzt, dafür klar und deutlich; der Experte gründet seine Ansichten auf gesicherte Behauptungen, nicht auf bloße Raterei oder unverbindliche Annahmen.
- 2) Der *Mann auf der Strasse* hat ein Wissen von Rezepten, die ihm sagen, wie er in typischen Situationen mittels typischer Mittel typische Resultate erzielen kann. Er folgt diesen Prozeduren wie Ritualen, doch ist dieses Wissen in all seiner Vagheit genügend präzise für den jeweils vorhandenen praktischen Zweck. In allen Angelegenheiten, die nicht mit solchen praktischen Zwecken von unmittelbarer Bedeutung verbunden sind, lässt er sich von seinen Gefühlen und Leidenschaften leiten; unter deren Einfluss errichtet er einen Komplex von Ueberzeugungen und ungeklärten Ansichten, auf die er sich so lange verlässt, als sie ihn nicht bei seinem Streben nach Glück behindern.
- 3) Der gut *informierte Bürger* steht zwischen den beiden angeführten Typen. Er strebt einerseits kein Expertenwissen an, beruhigt sich andererseits aber auch nicht mit der fundamentalen Vagheit des blossen Rezept-Wissens oder mit der Irrationalität seiner ungeklärten Leidenschaften und Gefühle. Gut informiert zu sein bedeutet für ihn, zu vernünftig begründeten Meinungen auf jenen Gebieten zu gelangen, die ihn zumindest mittelbar angehen, obwohl sie zu seinem zuhandenen Zweck direkt nichts beitragen (z.B. weltpolitische Probleme).

Diese drei grob umrissenen Konstruktionen sind selbstverständlich nur Idealtypen, welche für den Zweck der vorliegenden Untersuchung geschaffen wurden; in der Tat ist jeder von uns im Alltag zu jedem Augenblick gleichzeitig Experte, gut informierter Bürger und Mann auf der Strasse, jedes allerdings in bezug auf eine andere Wissensregion.

Die drei Idealtypen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Bereitschaft, Dinge als fraglos gegeben anzunehmen. Die Analyse kann daher vertieft werden, indem man das *Verhältnis von Interesse und Wissensverteilung* klärt. Schütz unterscheidet grob zwischen vier Regionen abnehmender Relevanz:

- 1) Die Welt in meiner Reichweite ist die *Zone primärer Relevanz*. Um eine Situation zu meistern, muss ich das nötige "Know-how" besitzen und auch genau verstehen, warum, wann und wo ich es benütze.
- 2) Die *Zonen der geringeren Relevanz* liefern z.B. fix-fertige Werkzeuge, mit denen man gestellte Ziele erreicht; es genügt, die Möglichkeiten, Chancen und Risiken zu kennen, die sie hinsichtlich meines Hauptinteresses enthalten können.
- 3) Die *Zonen relativer Irrelevanz* haben zur Zeit keine Verbindung mit dem zuhandenen Interesse; sie werden solange als fraglos gegeben angesehen, als sie nicht infolge neuer Ereignisse plötzlich relevant werden.
- 4) Die *Zonen absoluter Irrelevanz* schliesslich werden für uns nie problematisch; kein möglicher Wandel innerhalb derselben kann unser zuhandenes Problem beeinflussen.

Zweifellos muss die Analyse beträchtlich weitergetrieben werden. Erstens gibt es keine isolierten Interessen; sie sind stets zu Plänen organisiert und sind weder homogen noch konstant. Zweitens bilden die einzelnen Relevanzzonen keine geschlossenen Bereiche; sie gehen durcheinander, überlagern sich und bilden Enklaven, und

ihre Ränder dringen in Nachbarprovinzen ein und schaffen Zwielflichtzonen mit gleitenden Uebergängen. Drittens gilt es zu unterscheiden zwischen dem System der wesentlichen Relevanzen, welche meinem spontanen Interesse entspringen, und dem System der auferlegten Relevanzen, die mir durch die Gegebenheiten, durch Handlungen anderer Menschen oder durch Schicksalsschläge (Krankheit, Tod) aufgezungen werden.

In der Interaktion werden die wesentlichen Relevanzen des andern zu auferlegten für mich und umgekehrt. Da das Anwachsen der wechselseitigen Anonymität der Partner für unsere Zivilisation charakteristisch ist, besitzen wir immer weniger das Recht zu definieren, was für uns relevant ist und was nicht; immer mehr drängen sich uns politisch, ökonomisch und sozial auferlegte Relevanzen ausserhalb unserer Kontrolle als Bedingungen unseres Handelns auf. Kognitiv kann dies allerdings verschieden verarbeitet werden. Der Mann auf der Strasse lebt sozusagen naiv in seinen eigenen wesentlichen Relevanzen. Die auferlegten Relevanzen nimmt er als gegebene Handlungsbedingungen einfach hin. Es lohnt sich für ihn nicht, nach ihrem Ursprung und ihrer Struktur zu fragen; er interessiert sich mehr für die Comics als für die ausländischen Nachrichten und mehr für die Ratespiele als für die politischen Kommentare. Der Experte dagegen ist nur in jenem monopolisierten System von Relevanzen zu Hause, welche die auf seinem Gebiete vorausgesetzten Probleme ihm auferlegen; sie allein bilden die wesentlichen Relevanzen [143] für sein Denken und Handeln. Er neigt denn auch dazu, Marginalprobleme und solche ausserhalb seines spezifischen Feldes andern Experten zur Beschäftigung zuzuweisen. Der gut informierte Bürger schliesslich findet sich in einen Bereich mit einer unendlichen Anzahl möglicher Bezugsrahmen hineingestellt; es gibt für ihn weder vorgegebene, fixfertige Ziele noch feste Grenzen, in denen er Schutz suchen kann. Sein Interesse bestimmt den Bezugsrahmen, deren zugehörige Relevanzzonen er weiter ergründet; er sucht Informationen, um sich eine vernünftige Meinung bilden zu können, und bemüht sich, die Zone des Irrelevanten immer mehr einzuschränken. Dabei stellt sich die Frage, wo für ihn die Informationsquellen liegen und aus welchem Grunde er sie als ausreichend beurteilen mag.

Die Analyse der sozialen Informationsquellen bildet eine wichtige Komponente einer Theorie der sozialen Wissensverteilung. Nur ein sehr geringer Teil unseres aktuellen und potentiellen Wissens gründet in unseren eigenen Erfahrungen; die grosse Masse desselben ist sozial abgeleitet. Schütz konstruiert wiederum eine Typologie von Homunculi, die als Informationsvermittler fungieren:

- 1) Der Augenzeuge teilt uns Sachverhalte mit, die er selbst – "am eigenen Leibe" – erlebt hat.
- 2) Der Insider berichtet nicht unbedingt von einem selbst erlebten Ereignis; wir vertrauen seinem Bericht, weil er aufg.-urid seiner Kenntnis des spezifischen Relevanzzusammenhangs die "innere Bedeutung" dieses Ereignisses erkennt, die uns aber unzugänglich bliebe.
- 3) Die Meinung des Analytikers beruht auf gesammelten Tatsachen, die er in Uebereinstimmung mit einem Relevanzsystem gesammelt und zusammengestellt hat, das meinem ähnlich ist; ich vertraue ihm umso mehr, je kontrol-

liebarer diese Tatsachen für mich sind und je überzeugter ich von der Kongruenz unserer Relevanzsysteme bin.

- 4) Die Meinung des Kommentators basiert auf den gleichen Quellen wie jene des Analytikers, ist aber an einem Relevanzsystem orientiert, das von dem meintgen beträchtlich differiert; seiner Meinung traue ich, wenn mein Wissen von seinem abweichenden Relevanzsystem genügend klar und präzise ist. [144]

Auch diese vier Idealtypen der Vermittlung sozial abgeleiteten Wissens sind Konstruktionen und können in der Wirklichkeit nie rein vorgefunden werden; jeder Historiker, Lehrer, Leitartikelschreiber oder Propagandist stellt eine spezifische Mischung derselben dar. Für den Information suchenden Bürger ist nun nicht nur wichtig, ob der Berichtende Augenzeuge, Insider, Analytiker oder Kommentator ist, sondern auch, ob es sich um einen Experten oder Laien handelt, bis zu welchem Intimitätsgrad er ihn kennt, welche Kommunikationsmittel er benutzt etc. Kombiniert man also die verschiedenen von Schütz vorgeschlagenen Typen untereinander, dann wird die Analyse recht bald differenziert und kompliziert.

Schütz betont, dass viele Phänomene des sozialen Lebens nur dann voll verstanden werden können, wenn man sie auf die zugrundeliegende allgemeine Struktur der sozialen Verteilung des Wissens beziehe. Allein diese Grundlage ermögliche eine soziologische Theorie der Berufe, des Prestiges und der Kompetenz, des Charismas und der Autorität; allein sie führe zu einem Verständnis derart komplexer sozialer Bezieht.[ngen wie jener zwischen Hersteller, Einzelverkäufer, Reklamefachmann und Konsument oder zwischen Regierungs-Exekutive, ihren technischen Beratern und der öffentlichen Meinung. Mit einer Ueberlegung zur Struktur der öffentlichen Meinung schliesst Schütz denn auch seine Studie und belegt damit zugleich die praktische Relevanz seiner Analysen. Dazu führt er im Kontext des "sozial abgeleiteten" den Begriff des "sozial gebilligten" Wissens ein. Dieses ist die Quelle des Prestiges und der Autorität: Nur jener wird als Experte oder als gut informierter Bürger geachtet, der auch als solcher sozial anerkannt ist. Schütz diagnostiziert nun, dass in unserer Zeit [1946] die Tendenz herrsche, dass nicht die Experten und gut informierten Bürger, sondern der Mann auf der Strasse die öffentliche Meinung bilde: In den heute verbreiteten Meinungsumfragen werden die Ansichten ausgerechnet jener Leute gemessen, die sich um keine Art von Information darüber kümmern, was jenseits ihres habituellen Systems der wesentlichen Relevanzen liegt. Damit wird die Demokratie zunehmend als eine politische Institution fehlinterpretiert, in welcher die Meinung des uninformierten Mannes auf der Strasse vorherrschen soll. Schütz bezeichnet es daher als die Pflicht des gut informierten Bürgers, seine private Meinung gegenüber der öffentlichen Meinung des Mannes auf der Strasse zur Geltung zu bringen. [145]

Zusammenfassung

Husserl orientierte seine Forderung nach einer phänomenologischen Analyse der Lebenswelt am Ziel, die Krise der Europäischen Wissenschaften zu beheben. In bezug auf die Naturwissenschaften kritisierte er zwar weder deren Resultate noch deren Methode, sondern ihr Selbstmissverständnis, für Sein zu halten, was bloss Methode ist: Idealisierungen auf dem Boden der natürlichen Einstellung. In bezug auf die Geisteswissenschaften und die Psychologie allerdings forderte er eine gegenstandsadäquate Methode, die der (in der naturwissenschaftlichen Psychologie unbeachteten) Wesenverschiedenheit von Körperlichem und Seelischem Rechnung trägt. Indem er die Psychologie auf die phänomenologische Reduktion verpflichtet, gerät diese umgehend zur Transzendentalphänomenologie, mit der Husserl letztlich alles zur Selbstgegebenheit bringen und damit - ganz in rationalistischer Tradition - selbst die Frage nach dem Sinn menschlichen Seins lösen will. Schütz dagegen restringiert seine Ambitionen auf eine Klärung der sozialwissenschaftlichen Methodologie. Hatte sich Husserl primär mit der Methodik phänomenologischer Lebensweltanalysen beschäftigt, nahm Schütz diese nun substantiell in Angriff, um eine Theorie des Verstehens auszuarbeiten.

Im Anschluss an Weber versuchte Schütz, die unergiebigkeit und der Sache nach falsche Polarisierung des klassischen sozialwissenschaftlichen Methodenstreits zwischen Positivismus und Hermeneutik zu überwinden, und vertrat eine synthetische Konzeption einer verstehend-erklärenden Sozialwissenschaft. Gewisse Verfahrensregeln gelten tatsächlich für alle empirischen Wissenschaften. Die Beschränkung der positivistischen Wissenschaftstheorie auf "Aussagenlogik" überblendet jedoch die lebensweltliche Basis jeglichen Theoretisierens sowie die spezifische Konstitution des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs. Aus der nämlich besondere methodologische Konsequenzen, welche den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften begründen: Nicht nur die Begriffsbildung, auch die Struktur der Protokollsätze ist in den Sozialwissenschaften anders geartet als in den Naturwissenschaften.

Über Weber hinausgehend, entwickelte Schütz eine Theorie des Verstehens. Erkenntnistheoretische Grundlage bildete Husserls Transzendentalphänomenologie, welche die Sinnkategorie und den Prozess der Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein klärt; die mundanen phänomenologischen Analysen der Strukturen der Lebenswelt erhellen den Prozess alltagsweltlichen Verstehens. Sozialwissenschaftliches Verstehen schliesslich ist eine Modifikation alltagsweltlichen Verstehens, indem sich der Sozialwissenschaftler an einem spezifischen Wissenscorpus - nämlich jenem seiner Disziplin und einem spezifischen Relevanzsystem - nämlich der jeweiligen Problemstellung sowie dem Ethos des wahrheitssuchenden "desinteressierten" Beobachters - orientiert. Sein Verstehen ist stets ein mit- oder vorweltliches, indem seine Modelle menschlicher Handlungs- und Motivzusammenhänge idealtypische Konstruktionen darstellen, also von künstlichen Homunculi, nicht leibhaftigen Menschen handeln. Das "Hauptproblem der Sozialwissenschaften", wie objektive Sinnzusammenhänge von subjektiven Sinnzusammenhängen gebildet werden können, ist für Schütz gelöst, wenn die Modellkonstruktionen den Postulaten der logischen Konsistenz, der subjektiven Interpretation und der Adäquanz entsprechen. Zwar leisten auch sozialwissenschaftliche Modelle, die nicht auf die konstitutiven sozialen

Handlungen rekurren, als Idealisierungen nützliche Dienste; sie dürfen jedoch nicht vergegenständlicht werden, sondern müssen stets in Handlungen überführbar bleiben. Wissenschaftliche Konstruktionen von Handlungen aber müssen mit den Konstruktionen der Alltagshandelnden konsistent sein. Für die Zwecke wissenschaftlicher Theoriebildung schliesst sich Schütz zwar dem Rationalitätsparadigma Webers an, problematisiert andererseits aber auch das Verhältnis zwischen rationalem Handeln auf der wissenschaftlichen Modellebene und den lebensweltlichen Rationalitäten. Der wissenschaftliche Rationalitätsbegriff sowie der Ausschluss typentranszendenten Handelns führt zu einer unausweichlichen Distanz zwischen sozialwissenschaftlicher Modellkonstruktion und empirischer Alltagswelt. Auf Modellebene festgehaltene Zusammenhänge und Gesetzmässigkeiten dürfen daher nicht, wie es gewisse Nationalökonomien getan haben, als naturalistische missverstanden werden, sondern sind stets idealtypischen Charakters. Es gilt daher, die Sinnmodifikationen beim Wechsel von der subjektiven zur objektiven Perspektive und von der alltagsweltlichen zur wissenschaftlichen Perspektive wie auch von einer Typisierungsebene zur nächsten genau zu beachten und idealiter in einer Transformationsformel zu beschreiben. [147]

Die durch Schütz' phänomenologische Konstitutionsanalysen bereitgestellten Instrumente erlauben, die methodologische Problematik sozialwissenschaftlicher Analysen und Theoriekonstruktionen feinsinnig zu durchleuchten. Die dargelegten Erörterungen sind erkenntnistheoretischer Natur und betreffen die Sozialwissenschaften überhaupt. Konkrete Bezüge schafft Schütz aber insbesondere zur Nationalökonomie sowie zur Rechtslehre; der homo oeconomicus beispielsweise stellt denn auch einen Prototyp eines sozialwissenschaftlichen Homunculus dar. Das Potential phänomenologischer Lebensweltanalysen wird hingegen erst dann voll ausgeschöpft, wenn ihre Ergebnisse zugleich als protosoziologische Grundlage verwendet werden; sie gestatten, die Analyse der subjektiven Handlungsorientierung bis in deren subtilste Feinheiten voranzutreiben. Dies wurde abschliessend am Beispiel zweier "angewandter" Studien von Schütz demonstriert: einer Analyse der Applikationsprobleme des selbstverständlichen subjektiven Wissensvorrats in einer fremden sozialen Situation sowie einer Studie zur sozialen Verteilung des Wissens.

Teil III. KRITISCHE PRÜFUNG DER PHÄNOMENOLOGISCH BEGRÜNDETEN METHODOLOGISCHEN POSTULATE VON SCHÜTZ

Die wissenschaftshistorische Verdrängung der Verstehenden Methode impliziert, dass auch Schütz' methodologische Postulate und seine Konzeption einer Verstehend-erklärenden Sozialwissenschaft zahlreiche Opponenten findet. Im folgenden soll sein Programm daher im Kontext anderer sozialwissenschaftlicher Ansätze kritisch untersucht werden. Vorgängig gilt es allerdings zunächst den erkenntnistheoretischen Status der Phänomenologie zu erörtern; denn wenn die Phänomenologie mit ihrem Anspruch, dass sie als einzige Philosophie ihre eigenen Prämissen zu begründen vermöge und ihre Erkenntnisse daher apodiktischen Stellenwert hätten, recht behalten sollte, würde sich jede weitere Diskussion erübrigen.

1. Der erkenntnistheoretische Status der Phänomenologie

Husserl verband mit seinem Programm einer phänomenologischen Transzendentalphilosophie den Anspruch, die mathematischen Naturwissenschaften aus ihrer Grundlagenkrise herauszuführen, eine "wahre" Geisteswissenschaft zu begründen und letztlich die brennenden "Fragen nach Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins" (Husserl, 1954: 4) einer Lösung zuzuführen. Schütz hat sich dagegen auf das Ziel einer phänomenologischen Begründung der Sozialwissenschaften beschränkt und aufgezeigt, wie die phänomenologischen Methoden und die Untersuchungsergebnisse der Husserlschen Analysen für die Probleme der Sozialwissenschaften fruchtbar gemacht werden können und in welcher Richtung weitere phänomenologische Forschungen zu gehen hätten. Im folgenden will ich Husserls Ansatz einer kritischen Betrachtung unterwerfen und aufzeigen, wie sich Schütz zu den aufgewiesenen Schwächen stellt und in welchem Sinn sein eigener Ansatz als phänomenologischer gelten darf; aus diesen Überlegungen werden sich die Grundzüge des erkenntnistheoretischen Status der Phänomenologie sowie deren Möglichkeiten und Grenzen abzeichnen. [149]

1.1. Die Schwächen des Husserlschen Ansatzes

Die Hauptstützpfeiler der Phänomenologie in konzeptioneller Hinsicht sind die Methoden der eidetischen und der transzendentalen Reduktion; mit ihrer Hilfe sollten die Mängel der herkömmlichen Philosophie endgültig überwunden und auf einer Untersuchungsebene apodiktischer Gewissheit die invarianten, universalen Elemente der Phänomene dieser Welt entdeckt werden. In Bezug auf beide Methoden melden sich aber auch eine Reihe ernsthafter Bedenken, welche Husserls Ansprüche zwangsläufig relativieren und auch für die Schützsche Konzeption von Bedeutung sind.

1.1.1. Das Problem der eidetischen Reduktion

Für die Phänomenologie konstitutiv ist ihr Selbstverständnis als eidetische Wissenschaft, im Gegensatz zu einer empirischen Wissenschaft; phänomenologische Analysen sind auf das Wesen der Phänomene gerichtet, nicht auf deren Faktizität. Die eidetische Reduktion soll das Eidos, das allzeit Invariante eines Phänomens aus seiner kontingenten lebensweltlichen Erscheinungsweise herauskristallisieren; aus-

gehend von einem konkreten Phänomen sollen durch Ideation dessen Merkmale solange variiert werden, bis sich das empirisch Zufällige vom Wesentlichen scheidet. Die eidetische Reduktion ist das methodologische Forschungsverfahren, mit dem er Sinn der Phänomene, wie er sich in subjektiven Bewusstseinstätigkeiten konstituiert, erfasst werden soll. Die eidetische Betrachtungsweise ist nicht nur auf wahrgenommene, sondern auch auf kategorial vorgestellte Phänomene anwendbar und erlaubt Husserl nicht nur materiale, sondern auch formale Allgemeinheiten zu gewinnen. Es stellen sich nun insbesondere zwei Fragen: 1) Inwieweit enthalten Phänomene tatsächlich ein invariantes Eidos, das zeitlos ist, und, eng damit zusammenhängend: 2) Ist das Eidos, bzw. der im Bewusstsein konstituierte Sinn, der blossgelegt werden soll, eine sprachunabhängige Kategorie?

(1) Husserl hat die Idee des *Erfassens des Eidos von Phänomenen* während seiner Beschäftigung mit den ideallogischen Gegenständen der Mathematik gewonnen. In der Tat scheint es möglich zu sein, durch Ideation Invarianten formaler Gebilde (wie Dreiecke, Kreise, Würfel, [150] etc.) zu gewinnen. In Anwendung auf materiale (inhaltliche) Phänomene entstehen aber Probleme, sobald wir uns mit Phänomenen beschäftigen, welche von Zeitepoche zu Zeitepoche bzw. von Kulturkreis zu Kulturkreis erheblich variieren. Während das Eidos von Phänomenen, die über längere Zeit konstant bleiben, wie z.B. des Mondes (als konkrete Spezies) oder der Planeten (als Genus), sich prinzipiell bestimmen lässt, sträuben sich die kulturellen Phänomene aufgrund ihrer inhärenten Wandelbarkeit gegen eine zeitlos invariante Festlegung.¹ Lassen sich in Schütz' Beispiel (vgl. Abschn. I 3.2.1.) "Körperlichkeit", 'Rechtwinkligkeit', 'Begrenzung in sechs Quadrate' als wesentliche, invariante Merkmale aller möglichen Würfel aufzählen, so kann man z.B. für "Haus" aufgrund der architektonischen und kulturellen Vielfalt kaum mehr als 'Körperlichkeit' und vielleicht noch 'stabiles Dach' (in Abgrenzung zu "Zeit") festhalten; andererseits verbinden z.B. Europäer mit der Vorstellung "Haus" sicher wesensnotwendig auch 'Fenster', auch wenn dies für die Häuser in arabischen Staaten häufig nicht zutrifft. Man kann sich nun leicht vorstellen, wie enorm die Probleme bei der "kategorialen Anschauung" anwachsen, also bei der Ideation abstrakterer, nicht mehr in sinnlicher Wahrnehmung unmittelbar gegebener Phänomene, wie z.B. "Familie", "Staat", "Liebe" usw. Es ist daher m.E. kein Zufall, dass die Phänomenologen eidetische Analysen praktisch ausnahmslos mit geometrischen oder physikalischen Phänomenen illustrieren.² Wenn man die Konsequenzen aus den angeführten Schwierigkeiten zieht, bleibt nichts anderes übrig, als entweder die Idee des Eidos für kulturelle Phänomene fallenzulassen oder den Begriff des invarianten Wesens historisch und kulturell zu relativieren. Im ersten Fall kommt dies einer Irrelevanzerklärung der Phänomenologie

¹ Über längere Zeiträume gesehen ändern sich zwar auch Monde und Planeten, doch muss man die Wesensbestimmung, wie jede Erkenntnis, in eine vernünftige Relation zur Lebensspanne des erkennenden Menschen setzen.

² Schütz' Würfelbeispiel (dieser Würfel lag übrigens schon auf Husserls Schreibtisch – vgl. Husserl, 1950a: 77 ff.) steht nicht allein da: Spiegelberg benutzt die Beispiele Dreieck und v.a. physische Kraft zur Illustration (Spiegelberg, 1982: 683 ff.), während Ihde (1977) sein ganzes Buch über phänomenologische Experimente ausschliesslich auf geometrische Figuren beschränkt. Husserls Lieblingsbeispiele sind Farbe und Ton, er greift aber oft auch auf geometrische Gebilde zurück.

für die Beschreibung kultureller Phä-[151]nomene gleich, im zweiten Fall taucht unmittelbar die Frage auf, wo dann noch die Trennlinie zwischen Eidos und (historisch und kulturell spezifischer) lebensweltlicher Typisierung gezogen werden kann.

(2) Die Frage der *Abgrenzung von Eidos und (lebensweltlichem) Typos* stellt sich – auch jenseits historischer und kultureller Relativierung – als grundsätzliche: Kann Sinn überhaupt von Sprache abgelöst werden, oder bleibt nicht vielmehr jegliche eidetische Bestimmung an die vorgängige sprachliche Typisierung gebunden? Bildet nicht die in der Sozialisation erlernte Sprache ein Interpretationsschema, mittels dessen wir ein Phänomen als solches in unserem Bewusstsein konstituieren, bevor wir überhaupt nach dessen Eidos fragen können? Trotz der Komplexität der Problemstellung möchte ich dazu einige Überlegungen skizzieren. Die sprachdeterministische These von Sapir und Whorf hält dafür, dass unsere Sprachgewohnheiten uns auf eine bestimmte Wahrnehmungsinterpretation prädisponieren; je nach Kultursprache werden wir die "gleiche" Welt daher anders auslegen und dementsprechend auch andere wissenschaftliche Theorien bilden. (Whorf, 1969) Husserl will aber mit der eidetischen Methode genau diese sprachkulturelle Relativität hintergehen und das enthüllen, was uns – gereinigt von sprachlichen Verzerrungen – in "reiner Intuition" gegeben ist. In Bezug auf Wahrnehmungsgegenstände scheint es nun in der Tat möglich zu sein, die sprachlichen Kategorien gewissermassen abzulegen und sich den Phänomenen in ihrem "reinen" Sosein zuzuwenden – die Figur-Hintergrund-Struktur beispielsweise bleibt auch jenseits sprachlicher Typisierung vorhanden, da sie dieser als Apriori vorausgeht.³ Fraglich wird aber, wieweit wir solche "rein" wahrgenommene Phänomene noch als "sinnhaft" erleben. Zweifellos wäre es zu simpel, Sinn einfach an Sprachtypen zu bilden. Erstens verändert sich die Bedeutung eines Wortes je nach Kontext seines Gebrauchs, so dass ein und dasselbe Wort oft eine Mehrzahl von Bedeutungen meinen kann (vgl. ein Fremdsprachen-Wörterbuch). Zweitens gibt es verschiedene Sinnschichten; es scheint eine gewissermassen vor-sprachliche Sinnebene zu geben, die etwa dadurch indiziert wird, dass in einer Sprachgemeinschaft neue Begriffe geschaffen werden (vgl. etwa die Begriffschöpfung [152] fungen im Mittelhochdeutschen durch die Mystiker oder die Sprachkreationen in den modernen Industriegesellschaften) oder dass wir manchmal etwas als "sinnhaft" empfinden, es aber doch nicht in Worte zu fassen vermögen. So habe ich bereits einige Argumente dafür angeführt, dass der Typus von grundlegenderer Natur ist als Sprache (vgl. Abschn. I 5.2.1.) – ein Tatbestand, der uns noch beschäftigen wird. Doch was für einen Deutlichkeitsgrad können vorsprachliche – und daher schwer kommunizierbare – Typisierungen überhaupt haben? Ist der Sinn eines "rein" wahrgenommenen Gegenstandes nicht derart vage, dass wir auch sein Eidos nicht mehr explizieren können? Wird sein Sinn nicht erst dann deutlich, wenn wir ihn wiederum – wenn auch in begrifflichen Modifikationen – typisieren? Eindeutig verschwimmende Konturen gewinnt jedenfalls der Sinn von Phänomenen, die durch wahrnehmbare Objekte lediglich appräsentiert (wie z.B. der "Staat" durch seine wahrnehmbaren institutionellen Träger) oder gar ausschliesslich durch Symbole verkörpert sind (wie z.B. "Seele"), wenn sie unabhängig von sprachlicher Typisierung vorgestellt werden sollen. *Je mehr wir uns von der Ebene der*

³ Die von der Phänomenologie beeinflussten Gestaltpsychologen erachten das Figur-Hintergrund-Schema der Wahrnehmung als angeboren. (Legewie & Ehlers, 1972: 67 ff.)

Wahrnehmung abwenden und je mehr wir explizierbare Deutlichkeit vermeinen desto mehr scheint Sinn tatsächlich an Sprache gebunden zu sein (was immer heissen muss: Sprachtyp-im-Kontext).

(3) *Schütz* hat den *beiden angeführten Problemen Rechnung getragen*: Die Gefahren einer mit apodiktischem Anspruch auftretenden "Wesensschau" sozialer Phänomene erkannte er von allem Anfang an aufgrund seiner Vertrautheit mit den Problemen der Sozialwelt, und zum Verhältnis von Typus und Eidos musste er sich fast zwangsläufig Gedanken machen, da er in seinen mundanen Analysen ja die Phänomene als lebensweltlich typisiert beschrieb. Schütz bezeichnet Husserls Begriffswahl von "Wesen" und "Wesensschau" als unglücklich, da sie leicht in einem metaphysischen oder gar mystischen Sinn missverstanden werden können. (Schütz, 1971 Ad: 130) Verführerisch ist aber – auch unabhängig von der Begriffswahl – der Anspruch einer Beschreibung von Phänomenen in apodiktischer Gewissheit, den Husserl mit der eidetischen Methode verband; gerade dadurch soll ja den Wissenschaften eine sichere Grundlage gegeben und die Philosophie gerettet werden, indem der Sinn der Phänomene expliziert und diese zu ihrer Selbstgegebenheit gebracht werden. Wie dargelegt (vgl. Abschn. I 3.2.2.), hat [153] Husserl selbst diesen Weg nicht weiter beschritten und sich zunehmend auf die genetische Intentionalanalyse (Konstitutionsanalyse) konzentriert; es blieb seinen Schülern überlassen, sich in eidetische Deskriptionen sozialer Phänomene zu versuchen. Indem Schütz vom methodologischen Programm Max Webers ausging, war er von einem direkten eidetischen Zugriff auf die sozialen Phänomene gefeit und machte die Phänomenologie in einer ganz spezifischen Weise für die Sozialwissenschaften fruchtbar, nämlich als philosophische Klärung der sozialwissenschaftlichen Methodologie. Gleichzeitig kritisierte er vehement die Phänomenologen Edith Stein (1922, 1925), Gerda Walther (1923) und z.T. auch Max Scheler (1954: 506-572), welche die eidetische Methode "naiv anwandten" und sich zu angeblich apodiktischen und apriorischen Sätzen über Sozialbeziehungen, die Gemeinschaft und den Staat verleiten liessen; solche Untersuchungen haben nach Schütz wesentlich dazu beigetragen, die Phänomenologie zu diffamieren und ihre Leistungsfähigkeit verkennen zu lassen. (Schütz, 1971 Af: 163)⁴ Unwillkürlich muss man sich fragen, worin denn die Naivität liegt, wenn die Phänomene tatsächlich so etwas wie ein Eidos haben, das in der eidetischen Reduktion freigelegt werden kann.

⁴ Es muss hierbei betont werden, dass diese Beispiele keineswegs als inkompetente Abirrungen abgestempelt werden dürfen, handelt es sich doch um Autoren, die in Phänomenologie ausserordentlich gut bewandert sind. Edith Stein (1891-1942) war Husserls erste Freiburger Assistentin und hat gemäss Spiegelberg (1982: 238 f.) ihre Arbeiten in enger Zusammenarbeit mit Husserl entwickelt; Gerda Walther (1897-1977) war ebenfalls eine persönliche Schülerin Husserls (wie auch Alexander Pfänders [1870-1941]) (vgl. Spiegelberg, 1982: 188 f.). Max Scheler (1874-1928) stand ebenfalls in persönlichem Kontakt mit Husserl und wird allgemein als einer der bedeutendsten phänomenologischen Philosophen und Soziologen gewertet. (Husserl, der strenge Philosoph, stand Scheler wegen dessen Mischung von brillanten Ideen und ungenügend entwickelten Konzepten allerdings kritisch gegenüber [Spiegelberg, 1982: 268 ff.]; gemäss Schütz [1971 Ad: 114] behandelt er viele sozialwissenschaftliche Themen auf nicht-phänomenologische Weise.) – Für eine eidetische Analyse im Bereich der Ökonomie vgl. Benedictus Hardorp (1971), welcher eine "eidetische Ontologie des Geldes" entwickelt.

Schütz blieb eine Antwort lange schuldig. Erst kurz vor seinem Tode, nachdem er in seinen Konstitutionsanalysen der natürlichen Einstellung die lebensweltliche Typisierung sozialer und natürlicher [154] Phänomene untersucht hatte, kam er auf die *Beziehung zwischen Typus und Eidos* zu sprechen; dabei analysierte er sorgfältig die entsprechenden Ausführungen in Husserls Spätphilosophie. (Schütz, 1971 Be) Husserl hatte zwar die eidetische Reduktion auf ein Nebengeleise seines Denkens verschoben, sie aber nie widerrufen. In späteren Jahren modifizierte er hingegen den rigorosen Absolutheitsanspruch und betrachtete auch das Eidos wie den Typus als höherstufige Bewusstseinsleistung. Den Unterschied zwischen Typus und Eidos hält er aber durchwegs aufrecht; so spricht er in der "Krisis" (Husserl, 1954) immer wieder von der "Wesenstypik der Lebenswelt", die – im Gegensatz zur konkreten empirischen, historisch relativen und kulturspezifischen Typik der natürlichen Einstellung – eine unveränderliche sei. Schütz weist nach, dass die Begriffe des Typus und der eidetischen Reduktion im Laufe verschiedener Argumentationskontexte Bedeutungsmodifikationen erfahren und daher lediglich als operative Begriffe⁵ betrachtet werden können. Dennoch zeigt Husserls Werk s.E. ganz klar, "dass es einen entscheidenden Unterschied zwischen der Bildung der Gattungsurteile auf der Ebene der generellen Allgemeinheit⁶ und den Wesensanschauungen gibt." (Schütz, 1971 Be: 151) Empirische Allgemeinheiten sind zufällig, da sie Gemeinsamkeiten empirisch-spezifischer Fakten enthalten; die Ideation setzt demgegenüber die Beziehung der Erfahrung zur Welt ausser Spiel und nimmt den konkreten Einzelgegenstand nur als einen Ausgangspunkt für eine Reihe freier Variationen: "Die empirische Faktizität wird daher durch reine Möglichkeiten ersetzt." (Schütz, 1971Be: 151) [155]

Dieses Verfahren bringt solange keine Schwierigkeiten, als wir uns im Triplex ego-cogito-cogitatum mit dem ego-cogito befassen, also mit dem *Konstitutionsaspekt intentionaler Phänomene das cogitatum* übernimmt dann die Rolle eines transzendentalen Leitfadens für die Ausdifferenzierung der spezifischen Kogitationstypen, wie "mögliche Wahrnehmung", "Retention", "Erinnerung", "Antizipation", "Bedeutung", "analogische Anschauung" usw. Wie ich ausführte, richtete Husserl sein analytisches Interesse v.a. auf diesen Kogitationsaspekt, auf die eidetischen Bewusstseinsstrukturen, und Schütz bezog sich in seiner Nutzbarmachung der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften ebenfalls auf diesen Punkt. Auf diesem Hintergrund erscheint es denn auch plausibel, wenn Schütz argumentiert, dass die Wesensbestimmung eines

⁵ Die Unterscheidung zwischen thematischen und operativen Begriffen geht auf Eugen Fink (1959) zurück. "Die ersteren zielen auf die Fixierung und Erhaltung der Grundbegriffe; die letzteren werden statt dessen in einer vagen Art und Weise als Werkzeuge gebraucht, um die thematischen Begriffe zu bilden. Sie sind Denkmodelle oder intellektuelle Schemen, welche nicht zur objektivierenden Fixierung gebraucht werden, sondern opak und thematisch ungeklärt bleiben. ... Sie sind bloss Titel für Problemgruppen, die einer weiteren Analyse offen stehen und diese verlangen." (Schütz, 1971 Be: 127) Fink zufolge sind die Begriffe des "Phänomens", der "Konstitution", der "Leistungen", der "Epoche" und der "transzendentalen Logik" bei Husserl thematisch ungeklärt und daher operative Begriffe; Schütz gesellt ihnen die "Ideation" (eidetische Reduktion), den "Typus" sowie eine ganze Reihe damit verbundener Begriffe, wie "Ähnlichkeit", "Deckungssynthese", "Assoziation", "absolute Eindrücke" und "Interesse" zu.

⁶ Dieser Pleonasmus rührt aus einer schlechten und sinnentstellenden Übersetzung; im engl. Original [1970: 144] heisst es: "formation of generic judgments of any level of generality".

Dreieckes auf reine Möglichkeiten gerichtet sei, indem die höchsten frei gebildeten Allgemeinheiten (z.B. "geometrische Figur") spezifiziert werden (z.B. "Begrenzung der Allgemeinheit 'geometrische Figur' durch drei Seiten"); solch eine Spezifizierung einer eidetischen Allgemeinheit dürfe hingegen nicht mit konkreten Begriffen, wie "Hund", "Baum" usw. verwechselt werden, denn empirische Begriffe seien keine echten Spezifikationen reiner Allgemeinheiten, sondern lediglich typische Verallgemeinerungen lebensweltlicher Erlebnisse. (Schütz, 1971 Be: 144) Die Ideation hat aber auch eine material-ontologische Seite Das Eidos kann auch aufs cogitatum bezogen werden. Husserl macht das deutlich, wenn er von der "Wesenstypik" oder den "regionalen Ontologien der Lebenswelt" spricht. Die von Husserl angeführten Beispiele der invarianten Wesenstypik (lebendige/leblose Dinge, Tiere/ Pflanzen, Menschen/Tiere, bedeutungsvolle/bedeutungslose Gegenstände – (vgl. Abschn. II 1.) überzeugen aber kaum als zwingende Abgrenzung von "reinen (eidetischen) Allgemeinheiten" und "empirischen Allgemeinheiten"; sie haben kaum den Status eines Eidos' "als die angeschaute oder anschaubare reine Allgemeinheit, die – von keinem Faktum bedingt – aller begrifflichen Fassung im Sinn der 'Wortbedeutung' vorhergeht" (Schütz, 1971 Be: 146), sondern stellen vielmehr eine Art von auf lebensweltlich-sprachlicher Typisierung beruhenden Idealtypen oder Klassenbegriffen dar, welche einige Grundprinzipien lebensweltlicher Weltaufordnung beschreiben.⁷ Wenn nun aber eine auf lebensweltlicher Typisierung [156] basierende eidetische Beschreibung ontologischer Regionen der Lebenswelt statthaft ist, wird Schütz' Diktum, eidetische Spezifikationen nicht in empirischen Begriffen zu suchen, zweifelhaft: Warum sollen nicht auch Sub-Regionen und Sub-Sub-Sub-Regionen bis hinunter zur konkreten phänomenalen Gegenständlichkeit eidetisch beschrieben werden können? Die Wesensunterscheidung von Typus und Eidos wird damit: grundsätzlich problematisch. Schütz erblickt die implizierten Probleme und fragt am Schluss seines Aufsatzes, ob denn nicht die Ideation durch den Rahmen des lebensweltlichen Typus, mithilfe dessen wir in der natürlichen Einstellung den Gegenstand erlebt haben, schon begrenzt sei und sie daher nichts anderes zu enthüllen vermöge als die durch eine solche Typisierung bereits errichteten Grenzen. "Wenn diese Fragen negativ beantwortet werden müssen, dann gibt es wirklich bloss einen graduellen Unterschied zwischen Typus und Eidos." (Schütz, 1971Be: 152)

1.1.2. Das Problem der transzendentalen Reduktion

Durch die transzendente Reduktion, den radikalen Cartesianischen philosophischen Zweifel, will Husserl über die natürliche Einstellung hinausgelangen und eine Erkenntnisebene apodiktischer Gewissheit erreichen – das "reine Bewusstsein" des "reinen Ichs", des transzendentalen egos. Indem der Erkennende die Existenz der äusseren Welt, seinen Glauben an die Gültigkeit lebensweltlicher und wissenschaftlicher Aussagen und schliesslich auch sich selbst als psycho-physisches Wesen einklammert, erschaut er die intentionalen Phänomene in ihrer absoluten Reinheit. Die Epoche transzendiert die Welt in jeder Hinsicht und macht die reduzierte Sphäre damit zur transzendentalen, zur apriorischen Sphäre. Husserl suggeriert mit diesem

⁷ Mit den entsprechenden Abgrenzungsproblemen im konkreten Einzelfall – vgl. die Klassierungsschwierigkeiten in den deskriptiven Wissenschaften (z.B. die Abgrenzung Tier/Pflanze in der Biologie).

Verfahren, dass das in einer Kultur sozialisierte Erwachsenenbewusstsein von allen lebensweltlichen Prägungen befreit werden kann. Wiederum ist fraglich, ob Sinn von Sprache abgelöst werden kann, ob es so etwas wie ein "reines Bewusstsein" überhaupt geben kann. Selbst wenn man wenigstens bei Wahrnehmungen von Gegenständen der Aussenwelt noch eine gewisse Ablösbarkeit von Phänomenkonstitution und Sprachtyp annimmt, erfährt doch der Begriff Sinn eine gewaltige Bedeutungsmodifikation gegenüber sprachlichem Sinn; nicht ablösbar von Sprachsinn scheint aber jedenfalls die kategoriale Anschauung zu sein, womit die *These des von allen lebensweltlichen Setzungen gereinigten Bewusstseins* dahinfällt. [157] Von hier aus lässt sich Adornos vehemente Kritik verstehen, dass Husserl sein historisch – und klassenspezifisches subjektives Bewusstsein zur Zentralinstanz apodiktischer Welterkenntnis machen wolle. (Adorno, 1956)⁸

Husserls transzendentalphilosophischer Anspruch birgt noch ein zweites, grundsätzlicheres Problem; sein Ausgang vom subjektiven Bewusstsein läuft die Gefahr jeder idealistischen Philosophie, die nicht auf einen Gott zurückgreifen will: in *Solipsismus* auszuarten. Die transzendente Reduktion klammert die Existenz der Aussenwelt ein; dies ist zwar lediglich ein methodisches Verfahren, und Husserl zweifelt nie an der "wirklichen" Existenz der Aussenwelt. Vom transzendentalen ego führt hingegen kein Weg mehr zurück zur ontologischen Setzung dieser Welt, da ja gerade diese Setzungen eingeklammert sind. In der Intentionalität des Bewusstseins bleibt das Noema stets rückbezogen auf die Noesis, präsentiert sich als korrelatives Moment desselben; dies kommt deutlich im Konstitutionsbegriff zum Ausdruck, der die noetische Komponente des Bewusstseins betont. Kant hatte seiner Transzendentalphilosophie einen "naiven Realismus" zugrundegelegt und seine Suche nach Wahrnehmungs- und Denkapriori stets auf die empirische Erfahrung bezogen; das "Ding an sich" ist uns aus anthropologischen Gründen nicht zugänglich, sondern nur das "Ding wie es uns erscheint" – die reale Existenz dieses Dinges hat er aber nie angezweifelt. (Kant, 1971) Husserls Phänomenologie kennt dagegen kein "Ding an sich", zu dem unsere Wahrnehmung in Beziehung stünde, sondern beschäftigt sich lediglich mit dem Sinn der Phänomene, wie er sich im subjektiven Bewusstsein konstituiert. Was daher existentiell gewiss bleibt, sind lediglich die intentionalen Phänomene sowie das subjektive Bewusstsein, das sich mit der Phänomenkonstitution auch selbst konstituiert. Husserl hat aber trotzdem seit seiner frühen Kritik an den relativistischen Implikationen des Psychologismus (Husserl, 1975) eine konsequent antisolipsistische Haltung verfochten und auch später stets das Kon-[158]zept einer Monadengemeinschaft transzendentaler egos vertreten jeder Mensch hat ein transzendentales ego. Um diese These auf seinen eigenen erkenntnistheoretischen Prämissen philosophisch zu begründen, muss er aber offenbar nachweisen können, dass das transzendente ego aus seinem reduzierten Bereich heraus Kenntnis von andern (transzendentalen) egos haben kann. Husserl versuchte diesen Nachweis, in etlichen verschiedenen Ansätzen (Husserl, 1973b: 1-3), am tiefeschürfundsten aber in der fünf-

⁸ Obwohl Husserl den Idealismus zu überwinden trachtete, stellt er nach Adorno den Höhepunkt des Idealismus dar infolge seiner unkritischen und ahistorischen Beziehung zu den Dingen, die nur noch als Bewusstseinsphänomene behandelt werden. Mit gleicher Stossrichtung kritisiert Marcuse (o.J.) die eidetische Methode, welche ihre kritische Kraft erst durch die materialistische Wendung zurückerhalte, die ihr Marx gegeben hat.

ten der "Cartesischen Meditationen" (Russen, 1950). In der primordialen (d.h. reduzierten) Sphäre nehme ich meinen Körper im Modus des "Hier" (hic) als "meinen Leib" wahr, über den ich handelnd verfügen kann; den Körper des anderen erlebe ich im Modus des "Dort" (illic) und fasse ihn durch "appräsentative Paarung" als "fremden Leib" auf. Ich erfahre den anderen als ein sich in meiner Monade spiegelndes zweites Ego, als ein "alter ego" (d.h. das ego des andern verweist in seinem konstitutiven Sinn auf mich, auf mein Bewusstsein, zurück). Evidenz der objektiven Existenz des andern vermittelt einerseits die Determiniertheit der Welt, v.a. im sozialen Bereich, und andererseits mein wechselseitiges Aufeinanderbezogenessein mit anderen. Die Bestimmtheit der Welt indiziert ihre intersubjektive Konstitution; so kann ich z.B. ein Kulturobjekt (z.B. ein "Museum") nicht einfach als etwas anderes konstituieren (was dem einsamen Ich möglich sein müsste), sondern sein Sinn hängt eng von der Mitkonstitution durch andere ab. Die subjektive Konstitution des anderen verifiziert sich aber auch unablässig in der sozialen Interaktion: In ihr zeigt sich, was "meine Welt", "deine Welt" und was "unsere Welt" ist.

Nun beinhaltet der Schritt von der Konstitution des andern im subjektiven Bewusstsein zu seiner faktischen Existenz offenbar einen Gedankensprung. So erleben wir z.B. auch die Welt der Träume i.d.R. als intersubjektive, sprechen in ihr, verstehen andere und erleben diese anderen wie auch die natürlichen Objekte als uns Widerstand entgegensetzend; phänomenologisch gesehen müsste daher der in der Traumwelt erlebte andere für ebenso real erklärt werden wie der in der Lebenswelt erlebte andere. Schütz erkannte die Schwierigkeiten des Husserlschen Lösungsversuchs und erklärte sie wiederholt als unbefriedigend. Für Schütz' eigene Analysen war – wegen seiner mundanen Konzeption von Phänomenologie – eine transzendentalphilosophische Begründung der Intersubjektivität zwar unnötig, sie hätte aber für [159]die Phänomenologie als Transzendentalphilosophie wie auch für sein Werk quasi die philosophische Krönung bedeutet; Schütz befasst sich daher auch eingehend mit Lösungsansätzen anderer Phänomenologen, so mit jenen von Max Scheler (Schütz, 1971 Ag) und Jean-Paul Sartre (Schütz, 1971 Ah). Zwei Jahre vor seinem Tod legt er eine Analyse der Husserlschen Überlegungen vor und kommt zum Schluss, "dass Husserls Versuch, die Konstitution der transzendentalen Intersubjektivität aus den Bewusstseinsleistungen des transzendentalen Ego zu begründen, nicht gelungen ist." (Schütz, 1971 Bd: 116) Das Hauptproblem erblickt Schütz darin, dass Husserl "die lebensweltliche *Seins*gegebenheit der sozialen Welt als eine Konstitutionsleistung des transzendentalen Subjekts darzustellen sucht, statt ihre transzendente *Sinnes*erhellung durch Bewusstseinsleistungen des transzendentalen Subjektes zu enthüllen." (ibid.: 122) Dabei erleidet der Begriff der Konstitution eine wesentliche Sinnesverschiebung: Während Konstitution im Anfang der Phänomenologie "Aufklärung der Sinnstruktur des Bewusstseinslebens, Befragung der Sedimente nach ihrer Geschichte, Rückführung aller Cogitata auf die intentionalen Leistungen des strömenden Bewusstseinslebens" bedeutete, wandelte sich die Idee der Konstitution nun unversehens "von einer Aufklärung der Sinnstruktur, von der Auslegung des Sinns des Seins, in eine Begründung der Seinsstruktur und von einer Auslegung in eine Kreation." (ibid.: 117 f.) Phänomenologie als Transzendentalphilosophie kann aber nichts anderes zur Aufgabe haben als die Aufklärung der Sinnstruktur der Phänomene. Intersubjektivität ist, nach Schütz, "nicht ein innerhalb der transzendentalen

Sphäre lösbares Problem der Konstitution, sondern eine Gegebenheit der Lebenswelt... Sie ist die ontologische Grundkategorie des menschlichen Seins in der Welt und somit aller philosophischen Anthropologie. Solange Menschen von Müttern geboren werden, fundiert Intersubjektivität und Wirbeziehung alle anderen Kategorien des Menschseins." (Schütz, 1971 Bd: 116)⁹ [160]

Während sich hervorragende Phänomenologen (wie z.B. Eugen Fink oder Roman Ingarden) mit der Position von Schütz einverstanden erklärten¹⁰, haben andere seine Ausführungen auch kritisiert. Von Baeyer (1971: 12) bemerkt, dass Schütz "die Problematik der transzendentalen Konstitution – vor allem des Anderen – im tiefen Sinn verkannt" habe. Carrington (1979) versucht, die Schütz'sche Kritik an Husserl in sämtlichen Einzelargumenten zu widerlegen, und führt aus, dass Schütz den Stellenwert der Husserlschen Überlegungen missverstanden habe; Husserl gehe es eben gerade nicht um die Konstitution des andern im Sinn existenzieller Kreation, sondern – nach wie vor – um Sinnexplikation:

"... Husserl is not trying to show that phenomenology can 'prove' that others exist. Rather he is trying to show that phenomenology does not necessarily 'prove' that others do not exist (i.e., that phenomenology is not solipsistic) and that phenomenology can give a satisfactory account of others' existence." (Carrington, 1979: 97).

Nun können wir uns wohl vielleicht darauf einigen, dass die Existenz des andern und die Existenz der Aussenwelt philosophisch nicht beweisbar ist; dies ist auch genau Schütz' Argument – Intersubjektivität ist ein Datum der Lebenswelt. Carrington verstrickt sich aber ebenfalls (wie Husserl) in Widersprüche, indem er Husserls transzendentalphilosophischen Nachweis des alter ego doch als "eine Art Ontologie" (Carrington, 1979: 96) bezeichnet und versichert, dass "meine" primordiale Welt (also in der transzendentalen Reduktion) unbestreitbare, wesentliche Evidenz "deiner" Existenz enthalte (ibid.). Mein oben angeführtes Argument, dass für das transzendente ego die Existenz des andern in der Traumwelt die gleiche Evidenz hat wie jene in der Alltagswelt, weist dies hingegen zurück und bekräftigt das Argument von Schütz, dass ontologische Setzungen eine Angelegenheit der natürlichen Einstellung sind. [161]

1.1.3. Leistungsfähigkeit und Grenzen der Phänomenologie

Mit dem Aufweis, dass die eidetische Beschreibung im Bereich nicht-ideallogischer Gegenstände fragwürdig und der transzendentalphilosophische Anspruch unhaltbar ist, scheinen die Grundpfeiler der Phänomenologie zusammenzu-

⁹ Van Breda (1971: VIII) vermutet, dass sich die Ansicht Schütz' über den lebensweltlichen Charakter der Intersubjektivität möglicherweise mit der "endgültigen Auffassung Husserls" treffe. Man kann in der Tat die Husserlschen Ausführungen zur Lebenswelt dahingehend deuten, dass Husserl die Lebenswelt dem subjektiven Bewusstsein genetisch vorangestellt hat. Husserl war hingegen zu vernarrt in seine transzendentalphilosophische Konzeption, als dass er die Analyse der Lebenswelt anders als vom transzendental reduzierten Bereich aus hatte sehen wollen; auf dem Totenbett hatte er sogar die Idee, dass zwar er, der mundane Mensch Edmund Husserl, sterben müsse, dass aber das transzendente ego nicht vergehen werde" (Schütz, 1977a: 44; dt. in von Baeyer, 1971: 12).

¹⁰ Vgl. Fink (1951) und die ab Tonband aufgezeichneten Kommentare am Ende des Intersubjektivitätsaufsatzes von Schütz (1971 Bd: 119/126)

brechen. Dem ist aber nicht so; die Phänomenologie hat grosse Verbreitung gefunden und bestreitet auch heute noch einen bedeutenden Teil philosophischen Denkens. Wie jede Denkschule, hat sie sich jedoch beträchtlich ausdifferenziert, und das Ausmass, in dem sich die einzelnen Autoren an die Methode und Analysen Husserls halten bzw. davon abweichen, variiert beträchtlich; phänomenologische Fachzeitschriften decken heute in der Regel das ganze Spektrum von Phänomenologie (im engeren, d.h. Husserlschen Sinne), Existentialismus und Hermeneutik ab. Nach wie vor gibt es Autoren, die Phänomenologie strikt als Transzendentalphilosophie propagieren, die meisten aber haben Husserls transzendentalphilosophischen Anspruch fallen gelassen; die Substitution des transzendentalen ego durch ein empirisches ego hat dabei ganz logisch zum Existentialismus geführt. Inhaltlich wurde damit die rationalistische anthropologische Konzeption Husserls um die (fürs empirische ego zentrale) Dimension der Gefühle erweitert, und methodologisch wurde der Anspruch auf apodiktische Erkenntnis aus einer transzendentalen Bewusstseinssphäre aufgegeben. Pointierter noch hat die hermeneutische Philosophie die Möglichkeit apodiktischen Erkennens negiert: Es gibt keinen archimedischen Punkt der Erkenntnis; jedes Denken basiert auf philosophisch weiter aufklärbaren Voraussetzungen und ist daher notwendig relativ. (Bollnow, 1970) Die Hermeneutik übergreift aber auch die andern Punkte der angeführten Kritik: Nicht nur ist es unmöglich, das empirische subjektive Bewusstsein von der Wirkungsgeschichte intersubjektiver kultureller Traditionen völlig zu "reinigen" (durch die epoché), sondern der Sinn der Phänomene ist, auch stets an Sprache gebunden und historisch wandelbar (Gadamer, 1960); Philosophie muss daher eine Philosophie der Sprache sein. (Gadamer, 1967) Damit scheinen die Schwächen des Husserlschen Ansatzes konzeptionell gelöst. Doch auch diese "Lösung" hat ihre Schwächen (vgl. a. Abschn. II 2.2.2.). Wie vollzieht sich denn, sprachlich gesehen, Sinnkonstitution und Sinnverstehen? Wie können andere Sprachen verstanden werden? Gadamer hat zwar mit seinem Sprachbegriff ein Problem-Etikett geschaffen, das universal anwendbar zu sein scheint (Gadamer meint mit "Sprache" nicht nur die Alltagssprache, sondern auch die Sprache [162] der Bilder, der Musik usw.) und das er füglich im Sinn von Hegels objektivem Geist transzendentalisiert. In bezug auf konkrete Problemstellungen sind wir hingegen zu Analysen gezwungen, wie sie Husserl durchgeführt hat. So sind denn auch v.a. die mit der phänomenologischen Methode verbundenen philosophischen Ansprüche Husserls ins Schussfeld der Kritik geraten – seine konkreten Konstitutionsanalysen jedoch bilden auch heute noch eine zwar diskutierbare und korrigierfähige, aber reiche Fundgrube.¹¹

Trotz der hermeneutischen Relativierung in erkenntnistheoretischer Hinsicht bleibt auch die Anwendung der phänomenologischen Methode von Bedeutung: Obwohl wir uns von den in der Sozialisation erworbenen kulturellen Prägungen unseres Bewusstseins nie ganz befreien können, ist es durchaus sinnvoll, so gut es eben geht zu versuchen, die in jedem Akt implizierten Voraussetzungen unserer Wahrnehmung und unseres Denkens offenzulegen (Explikation der noetischen Komponente) und

¹¹ Husserl benutzt die Formel der "transzendentalen Reduktion" oft nicht als unumgängliche methodische Voraussetzung seiner Analysen, sondern eher zur Legitimierung der mit ihnen verbundenen Ansprüche; so hat er eine Menge hochinteressanter Untersuchungen vorgelegt, bevor er überhaupt die Idee von der Transzendentalphilosophie integrierte.

die Phänomene in ihrem Sosein zu betrachten (Explikation der noematischen Komponente). Was die *noematische Analyse* betrifft, ist die eidetische Methode bis heute die einzige Technik, die explizit eine adäquate Beschreibung der Phänomene zum Ziele hat. Sie definiert nicht wie die positivistischen Wissenschaftsstrategien die Gegenstände nach Kriterien der vorliegenden Problemstellung, sondern wendet sich dem Phänomen kontemplativ in seiner Gegebenheit hin (phänomenologische Schau), analysiert es in seinem Sosein (phänomenologische Analyse) und beschreibt es erst hernach in (angemessenen) begrifflichen Kategorien (phänomenologische Beschreibung). (Spiegelberg, 1982: 678 ff.) In den Bereichen der Philosophie und der Kunst kann ein solches Vorgehen recht interessant sein¹² seine Fruchtbarkeit für die Sozialwissen-[163]schaften ist indirekter und liegt m.E. eher in der allgemeinen Funktion einer Sensibilisierung des Wissenschaftlers für die Probleme der Datenkonstitution – als Warnung vor Reifikation: Sehe die Dinge wie sie sind, bevor du sie (vorschnell) kategorisierst. Die Aufgabe des Sozialwissenschaftlers ist es hingegen – wie Schütz gezeigt hat – nicht, das "Wesen" sozialer Phänomene zu beschreiben, sondern das hermeneutische Problem zu bewältigen, seine Typisierungen mit den Typisierungen der Alltagshandelnden adäquat zu vermitteln; massgeblich ist also die kulturell-historisch spezifische lebensweltliche Typisierung, nicht irgendein hinter dieser Typisierung steckendes Eidos. – Für die Sozialwissenschaften ergiebig erweist sich aber jedenfalls die *noetische Analyse*, die Rückfrage auf die Konstitution monothetisch erfasster Gegenständlichkeiten und damit der lebensweltlichen Implikationen jeder (Sozial-)Wissenschaft. Zu einem gewissen Grad haben die Wissenschaftler zwar auch immer wieder versucht, die gewohnten, selbstverständlichen Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten aufzubrechen und abzustreifen und ein Phänomen "in neuem Licht zu sehen"; dies geschah allerdings mehr in beiläufiger als in systematischer Form und mehr in inhaltlicher als in formaler Hinsicht. Während sich die positivistische Wissenschaftstheorie ausschliesslich auf die "Aussagenlogik" beschränkt, liefert Husserl eine Methode, wie die Konstitution von Phänomenen formal untersucht werden kann. Bezüglich beider Methoden phänomenologischer Analyse¹³ gibt er allerdings keine festen und detaillierten Verfahrensrezepte, die – wie die "Methoden der empirischen Sozialforschung" – in Form eines Regelgerüsts in Lehrbüchern vermittelt werden könnten; vielmehr handelt es sich um Richtlinien, deren Umsetzung in eine konkrete Untersuchung den Analysanden ein beträchtliches Mass an *Kreativität* abverlangen. Ob nun noetische Analysen Ergebnisse zutage fördern können, die als "eidetische" betrachtet werden müssen, führt unmittelbar zur Frage nach dem erkenntnistheoretischen Status der Untersuchungen von Schütz. [164]

¹² Philosophisch ist es durchaus sinnvoll, nach dem "Wesen" der Dinge, z.B. von "Wärme" oder "Liebe" zu fragen; auch künstlerische Versuche, etwas aufs "Wesen" zu bringen – sei es die Farbe Blau oder die ganze technokratische Gesellschaft –, sind höchst interessant. Dabei gibt man aber notgedrungen den Anspruch auf Apodiktizität auf, da zahlreiche andere Versionen gleichwertige Geltung beanspruchen dürfen, womit das Reden vom "Wesen" nur noch wenig mit Husserls Eidetik gemeinsam hat.

¹³ Die Unterscheidung zwischen den beiden Analysearten hat hier selbstverständlich lediglich heuristische Funktion; noema und noesis bilden stets eine intentionale Einheit.

1.2. Der erkenntnistheoretische Status der Analysen von Schütz

1.2.1. Eidetik und transzendentallogische Basis mundaner Konstitutionsanalysen

Schütz hat sich von den inhärenten Schwächen des Husserlschen Ansatzes nicht lange aufhalten lassen. Nachdem er einmal die Fruchtbarkeit der Phänomenologie für die philosophische Grundlegung der Verstehenden Sozialwissenschaft erkannt hatte, trieb er, auf greifbare Ergebnisse bedacht, seine Untersuchungen energisch voran. (Vögelin, 1966 a: 18)¹⁴ So schien er lange von Husserls Idee einer Philosophie als Wissenschaft sowie von der Möglichkeit einer endgültigen Klärung der Sinnkonstitution völlig überzeugt zu sein. Sein Ansatz gegenüber andern Phänomenologen ist insofern ein ganz spezifischer, als er von den konkreten methodologischen Problemen der Sozialwissenschaften ausging und *auf diesem Hintergrund* 1) die vorliegenden Husserlschen Konstitutionsanalysen für die Klärung sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe und Methoden nutzbar machte und 2) eine phänomenologische Konstitutionsanalyse der natürlichen Einstellung forderte. Während jedoch der frühe Schütz die Analysen im mundanen Bereich als durch Analysen im reduzierten Bereich transzendentalphilosophisch begründbar erachtete, bezweifelte – wie bereits aufgezeigt – der späte Schütz dieses einseitige Begründungsverhältnis.

Schütz' *Anwendung der Husserlschen Konstitutionsanalysen* liegt die These zugrunde, dass alle in phänomenologischer Reduktion durchgeführten Analysen wesensmässig auch innerhalb der natürlichen Einstellung Geltung haben. (Schütz, 1974: 56; 1971 Ae: 154 f.) Die Frage stellt sich nun, ob diese These dahinfällt, wenn wir die Prämisse aufgeben, dass eine "reine" Bewusstseinssphäre apodiktischer Einsichten überhaupt existiere. Pauschal kann man annehmen, dass eine Einklammerung ontologischer Setzungen eigentlich keine Beeinträchtigung der Gültigkeit [165] phänomenologischer Untersuchungen bewirkt; wenn wir z.B. Husserls Analyse des inneren und äusseren Horizontes (vgl. Abschn. I 3.2.2.) betrachten, spielt wohl keine Rolle, ob das der Illustration dienende Phänomen (z.B. ein Haus), seine appräsentativ mitgesetzte Rückseite und seine Umgebung nun tatsächlich existieren oder nur Vorstellungen sind. Die Gültigkeit der Husserlschen Untersuchungen muss sich vielmehr in kritischer Auseinandersetzung mit entsprechenden alternativen Analysen bewähren; diesbezüglich ist zumindest Schütz immer wieder zur Einsicht gekommen, dass Husserl viele Probleme tiefschürfender angegangen und abgehandelt hat als andere Philosophen. Der späte Schütz äussert aber beiläufig die Bemerkung, dass "alle operativen Begriffe der Phänomenologie, wenn sie auf die Probleme der Transsubjektivität angewandt werden, zu unlösbaren Schwierigkeiten führen." (Schütz, 1971 Be: 150) Da Husserls Werk eine ganze Reihe solcher operativer Begriffe enthält, heisst dies aber, dass die in phänomenologischer Reduktion gewonnenen Einsichten oft nicht ohne weiteres auf die mundane Sozialität angewandt werden können.

¹⁴ Schütz' Freund Eric Vögelin, der ebenfalls der Ansicht war, dass die Analyse des Bewusstseins zentrale Bedeutung für die Sozialwissenschaften hat, und der die Husserlschen Analysen ebenfalls als die bisher grossartigste Leistung auf diesem Gebiet betrachtete, setzte sich dagegen viel kritischer mit Husserls Werk auseinander, erachtete es als in vieler Hinsicht mangelhaft konzipiert und unergiebig für die Probleme der historischen und politischen Wissenschaften. Seine Kritik an Husserl ist daher auch in bezug auf Schütz interessant. (Vögelin, 1966 b,c,d)

(2) Wie steht es nun mit dem *erkenntnistheoretischen Status der Schütz'schen Konstitutionsanalyse der mundanen Sozialität*? Schütz hat die Notwendigkeit einer Analyse der Sozialwelt für die philosophische Begründung der Sozialwissenschaften unabhängig von Husserl erkannt; zwar fühlte er sich darin vom späten Husserl bestärkt und übernahm dessen Begriff der "Lebenswelt", methodologisch ging er aber von Anfang an einen anderen Weg. Er stützte sich konsequent auf eine Passage in Husserls "Nachwort zu meinen Ideen" (Husserl, 1952 3: 138 ff.), wo dieser von der (mundanen) "phänomenologischen Psychologie" bzw. der "konstitutiven Phänomenologie der natürlichen Einstellung" spricht. Eine solche ist, wie die transzendente Phänomenologie, nicht eine Tatsachenwissenschaft sondern eine Wesenswissenschaft, beschäftigt sich aber nicht mit den Konstitutionsphänomenen in der phänomenologisch reduzierten Sphäre, sondern mit den diesen entsprechenden Korrelaten in der natürlichen Einstellung. Für die Grundlegung der Sozialwissenschaften kann die philosophische Begründung der Intersubjektivität übersprungen werden, denn diese ist "jener dunkle Winkel, [166] vor dem sich nach Husserls (1974: 244) schönem Wort nur philosophische Kinder fürchten, weil in ihm die Gespenster des Solipsismus oder des Psychologismus und Relativismus spuken." (Schütz, 1971 Ae: 145) Die Sozialwissenschaften dagegen "behandeln die Struktur der Lebenswelt, wie sie von Menschen in ihrer natürlichen Einstellung erfahren wird" (Schütz, 1971 Af: 167); die philosophische Grundlegung ihrer Methode muss daher durch eine mundane und nicht eine transzendente Analyse der Lebenswelt geleistet werden (wobei sie, wie gesagt, Ergebnissen aus der transzendentalen Sphäre nicht widersprechen darf). In bezug auf die räumlichen und zeitlichen Zonen der Lebenswelt dürfte es zwar keinen Unterschied machen, ob ich sie von einem transzendentalen oder von einem empirischen ego aus analysiere; die lebensweltlichen Typisierungen, die damit verbundenen Relevanzen und insbesondere die zwischenmenschliche Kommunikation scheinen hingegen einer Untersuchung von der reduzierten Sphäre aus nicht zugänglich zu sein. Inwiefern sind nun Schütz' Analysen "phänomenologisch"? Wenn wir die Frage nach ihrem transzendentallogischen Aspekt noch aufschieben, ist zunächst zu fragen, inwiefern seine Untersuchungen den Charakter einer "eidetischen" *Wissenschaft* haben.

Eine "phänomenologische Psychologie" als Wesenswissenschaft sucht "nach den invarianten eigenwesentlichen Strukturen einer Seele, bzw. einer Gemeinschaft seelischen (geistigen) Lebens: d.h. nach ihrem Apriori." (Schütz, 1974: 56) Um diese Aprioris zu finden, kann man also mittels der eidetischen Reduktion ein natürliches oder ein soziales Phänomen so lange variieren, bis seine Gegebenheitsweisen aufscheinen. So nehme ich natürliche wie soziale Erscheinungen in einer räumlichen Anordnung um mein "Hier" und in einer Zeitdimension in bezug auf mein "Jetzt" wahr; aus der Fülle meines Bewusstseinsfeldes wird nur eine beschränkte Zahl von Phänomenen zum Gegenstand meiner Aufmerksamkeit – worin sich meine thematischen und interpretativen Relevanzen ausdrücken –, und wie ich die Phänomene auslege, hängt mit den Typisierungen meines Wissensvorrates in meiner aktuellen biographischen Situation sowie meinen Motivationsrelevanzen zusammen; die Lebenswelt als Ganzes offenbart sich schliesslich als eine relative Realität, wenn ein Phänomen in ganz verschiedenen Gegebenheitsweisen auftritt (als Teil der Alltags-, Phantasie-, Traum-, Drogenwelt etc.). Bezüglich der genauen kategorialen Fassung der

diversen Elemente mag man [167] sich im einzelnen streiten – ein beträchtlicher Teil der von Schütz herausgestellten apriorischen Strukturen ist jedoch konsensfähig. Nun haben aber auch andere Sozialwissenschaftler und -philosophen nach fundamentalen Strukturen der Gesellschaft geforscht, ohne sich als Phänomenologen zu verstehen und ohne die eidetische Methode anzuwenden. Auch Mead (1934; 1938) hat beispielsweise Überlegungen zur formalen Struktur sozialer Interaktion, zur Genese des subjektiven Bewusstseins (mind) in gesellschaftlichen Prozessen und zum Symbolgebrauch angestellt, und verschiedene Analysen der formalen Soziologie Simmels (1968) oder der Beziehungssoziologie von Wieses (1931; 1938) sind den Schützischen Ergebnissen durchaus ähnlich. Worin genau unterscheiden sich nun solche Ansätze von den eidetischen Analysen von Schütz? Die Unterschiede liegen einerseits in der Methode, andererseits aber auch in der Zielrichtung der Untersuchungen.

a) Der Vergleich der *Methoden* kann sich nur auf die Ebene der Deskription beziehen, da das Herausschälen von Aprioris keinen prädikativ-erklärenden Charakter hat. Die phänomenologische Methode verfährt zum einen egologisch, die sozialwissenschaftlichen Methoden kosmologisch. (Luckmann, 1979: 196) Die Phänomenologie analysiert die Welt so, wie sie sich dem subjektiven Bewusstsein darbietet, während die Sozialwissenschaften Aussagen über die "Welt dort draussen" machen. Die Beschreibung beider untersteht jedoch der intersubjektiven Validierung, denn Schütz unterstellt ja eine lebensweltliche Monadengemeinschaft – die egologisch gewonnenen Einsichten gelten auch für ein Du und für ein Jedermann. Schütz kann jedoch argumentieren, dass die Einsicht in soziale Aprioris stets nur der subjektiven Anschauung gegeben und die Gesellschaft – die Welt überhaupt – nicht als Objekt gegeben sei; die Strukturen der Lebenswelt sind nicht die Strukturen einer Welt "dort draussen", sondern die Strukturen der Welt-so-wiesie-mir-erscheint. Der subjektive Ausgangspunkt der mundanen Analyse ermöglicht zudem, Husserls Konstitutionsanalysen in phänomenologischer Reduktion zu verwerten. Zum andern ist die egologische Weltanalyse aber auch eng mit der eidetischen Methode verknüpft: Während die Sozialwissenschaften sich auf eine objektive Welt beziehen und ihre Erkenntnisse durch induktive Verallgemeinerung empirisch vorfindlicher Tatsachen gewinnen, will die eidetische Methode durch Variation eines im subjektiven Bewusstsein gegebenen Einzelphänomens dessen invariantes [168] Wesen enthüllen. Wie wir gesehen haben, kann ein solches eidetisches Verfahren so lange als relativ unproblematisch gelten, als sich die Analysen auf transhistorische und transkulturelle Universalien beziehen; sobald wir hingegen den Bereich historisch-kultureller Relativität betreten, wird das Reden vom "Wesen" der Phänomene äusserst fragwürdig. Schütz zeigte sich diesbezüglich sehr sensibel, ansatzweise hat sich aber auch er in eine gewisse Ambiguität verstrickt. So hat z.B. die Unterscheidung von Alltags- und Traumwelt wesentlich fundamentaleren (und universaleren) Charakter als die Abgrenzung zwischen Alltagswelt und den Welten der Wissenschaft, des Theaters oder der Religion. Was als "Wissenschaft", "Theater" oder "Religion" zu gelten hat, muss offenbar von den jeweiligen Gesellschaftsmitgliedern entschieden werden; die Enthüllung "eidetischer" Invarianten müsste daher die gesamte Vielfalt der Erscheinungsformen verschiedener Kulturen und Zeitepochen abdecken, wodurch kein Unterschied zur empirischen Generalisierung der wissenschaftlichen Methode mehr festzustellen wäre. Die spezi-

fischen Formen von Bewusstseinsspannung, Spontaneität, Selbsterfahrung, Sozialität oder Zeitperspektive – um anhand der Schützischen Merkmale zu argumentieren – dürften beispielsweise sehr unterschiedlich sein, je nachdem, ob ich die Religion eines afrikanischen Regentänzers, eines buddhistischen Mönchs oder eines protestantischen Kirchgängers, welcher der Predigt des Pfarrers lauscht, im Auge habe. Ja, es ist gerade dieser Blick auf die interkulturelle Vielfalt, welcher erst ermöglicht, zwischen den Varianten und den Invarianten eines Phänomens zu unterscheiden; indem sich die eidetische Methode auf die Variation eines Einzelphänomens beschränkt, läuft sie eminente Gefahr, Elemente als "wesentlich" herauszustellen, welche de facto lediglich "typisch" für diese Kultur und Zeitepoche sind.

Wenn nun der Grossteil der Schützischen Untersuchungsergebnisse konsensfähig ist, so ist dies gerade darauf zurückzuführen, dass Schütz – nach dem Vorbild der Husserlschen Konstitutionsanalysen – auf die Eruiierung *universaler* Aprioris zielte, nämlich jener grundsätzlichen Elemente, welche *allen* Phänomenen der Lebenswelt gemeinsam sind, die also die natürliche Einstellung ausmachen und sich zu "Strukturen der Lebenswelt" zusammensetzen lassen. Doch wie kann man universale Aprioris von kulturell-historisch kontingenten unterscheiden? Die eidetische Methode liefert kein Abgrenzungskriterium. Denn die Lebens-[169]welt kann nie als Ganzes ein intentionales Phänomen bilden; sie bildet vielmehr einen Sinnbereich, in dem die einzelnen intentionalen Phänomene als "lebensweltliche" gegeben sind. Um ihre eidetischen Strukturen herauszuschälen, müssen also die eidetischen Invarianten gesucht werden, welche den in lebensweltlicher Einstellung gegebenen Phänomenen gemeinsam sind; dies ist offenbar nur durch *Vergleich* möglich. Gewiss gibt es unter der Fragestellung der Konstitution einen direkten reflexiven Zugriff auf die fundamentalen Aprioris von Phänomenkonstitution überhaupt; Husserl hat dafür im transzendentalen Bereich genügend Beispiele gegeben. Die Frage lautet dann: Kann ein Phänomen überhaupt anders als so und so (z.B. als in Zeit und Raum gegeben) gedacht werden? Der Vergleich verschiedener Phänomene wird dazu aber notwendigerweise impliziert, und *die Grenze zur induktiven Generalisierung wird fließend*. Für den Bereich universaler Aprioris liegt der Unterschied zwischen der eidetischen Methode der Phänomenologie und der induktiv verallgemeinernden Methode der Sozialwissenschaften damit allenfalls in der Systematik und vielleicht auch Sorgfalt, mit der die Phänomene auf ihre Invarianten (und allgemeinen) Elemente hin untersucht werden.

b) Wesentlicher als der methodische Unterschied scheint mir die *Zielrichtung der Analysen* zu sein. Schütz orientiert seine Untersuchungen auf eine philosophische Begründung der soziologischen Grundbegriffe und v.a. der Methode des Verstehens hin. Sein Interesse, als Phänomenologe, ist es, jene Aprioris herauszuschälen, die im Zugriff auf die soziale Welt schon immer vorausgesetzt werden. Er sucht nicht nach soziologischen Universalien, wie z.B. das Inzest-Tabu, und will nicht kulturell und historisch konkrete Phänomene beschreiben; dies ist das Geschäft idealtypischer Beschreibung. Seine Analysen zielen vielmehr auf jene Aprioris, die jeder Typisierung, jeder Beschreibung schon vorausliegen und den unreflektierten Untergrund jeder alltagsweltlichen oder wissenschaftlichen Theorie sowie jeden Fremdverstehens bilden. Was eine "eidetische Wissenschaft" ausmacht, ist also nicht primär ein bestimmtes methodisches Verfahren, sondern die Zielsetzung: die formale Explikation

des Immer-schon-Vorausgesetzten; die dazu führende Methode ist notwendigerweise eine reflexive. Dieser Punkt wurde in den vergangenen 10-15 Jahren oft nicht richtig gesehen, was in Zusammenhang mit der These einer "phänomenologischen Soziologie" zu zahlreichen Missverständnissen führte. (vgl. Teil IV) [170]

(3) Wie steht es nun um den *transzendentallogischen Status einer mundanen phänomenologischen Analyse*? Für Husserl hatte die Lebenswelt sowohl ontologisch wie transzendentallogisch – als "letztgebender Grund" – Bedeutung. Lebensweltlich gesehen sind wir Menschen Objekte wie auch Subjekte für die Welt. Die Welt ist uns in passiver Welt habe vorgegeben und bildet den unbefragten Boden jeden Denkens und Handelns; konstitutiv ist sie aber auf das subjektive Bewusstsein rückbezogen, ist ein "Gebilde einer universalen letztfungierenden Subjektivität" (Husserl, 1954: 115). Phänomenologie, als Transzendentalphilosophie, muss daher auf die leistende Subjektivität zurückfragen. Schütz hat die Problemstellung einer transzendentalen Begründung der Lebenswelt nie sonderlich interessiert (Schütz, 1977a: 42), und er hielt sie für die philosophische Begründung der Sozialwissenschaften auch gar nicht für nötig. So büsste die Phänomenologie für ihn auch nichts an Bedeutung für eine solche Grundlegung ein, als Husserls Scheitern am Problem der transzendentalphilosophischen Begründung der Intersubjektivität auf der Hand lag. (Schütz, 1971 Af: 167, 1971 Bd: 122) Die Phänomenologie hat sich als tauglich erwiesen, die lebensweltlichen Sinnimplikationen blosszulegen, wodurch die sozialwissenschaftliche Methodologie philosophisch geklärt werden kann; die Lebenswelt liess Schütz einfach in ihrer empirisch-subjektiven Seinsweise stehen. Von Baeyer (1971) weist darauf hin, dass die Analysen von Schütz transzendentallogische Implikationen enthalten, die ihm offenbar nicht bewusst waren oder die er zumindest unerörtert liess: "Ein Weltbegriff, der fraglose Gegebenheit impliziert, denkt eigentlich immanent nicht einholbare transzendente Letztbegründung". (von Baeyer, 1971: 20) Besonders deutlich kommt dies zum Ausdruck beim Schützschen Konzept der Alltagswelt als vorzügliche, ausgezeichnete, oberste Wirklichkeit (paramount reality): "'Auszeichnung' in Bezug auf den 'Welt'-Begriff signalisiert eine transzendente Problemlage" (ibid.). Obwohl Schütz stets betont hat, dass die Phänomenologie als eidetische Wissenschaft sich nicht mit Fragen der Existenz, sondern des Wesens befasse (Schütz, 1971 Ad: 130), legt er in der Tat nahe – und hier ist der Einfluss des Pragmatismus erkennbar –, dass nicht nur die Alltagshandelnden die Lebenswelt, die Welt des Handelns, für die vornehmliche, oberste Realität *halten*, sondern dass sie die vornehmlichste und oberste ist. Sie ist die Sphäre des Seienden, und auf dieser Grundlage ist es denn möglich, "eidetisch materiale Bereiche oder Regionen des Seienden zu er-[171]fassen". (Schütz, 1971 Be: 152) Schütz bekennt sich hier deutlich – und in Abkehr von Husserls Auflösung des Realitätsbezugs – zum "naiven Realismus" der natürlichen Einstellung, wenn er weiterfährt: "diese Regionen werden nicht durch Leistungen unseres Bewusstseins konstituiert: Sie sind in der Tat ontologische Regionen der Welt und als solche unserer Erfahrung vorgegeben, oder – wie man sagen kann – uns auferlegt." (ibid.) Für von Baeyer ist aber die Voraussetzung, dass es so etwas wie eine "Aussenwelt" gibt (und dementsprechend auch Schütz' These, dass Intersubjektivität ein "lebensweltliches Datum" sei), "eine spekulative Behauptung, die aus dem Kontext der lebensweltlichen Analyse herausfällt, weil nur sie operative Voraussetzung dieser sein kann." (von Baeyer, 1971: 20)

In jüngerer Zeit hat Gerd Brand (1971) die transzendente Frage auf die Lebenswelt wieder aufgenommen und – über Husserl, Heidegger, Sartre und Merleau-Ponty hinausgehend – einen eigenen Lösungsvorschlag entwickelt: Wenn die Lebenswelt als letztes Vorgegebenes vorgefunden wird, muss das Vorfinden selbst thematisiert werden, auf dem dann die Lebenswelt erst als konkretes Apriori aufbaut. Auch dieser Versuch scheint mir aber – wie alle vorangegangenen – am dialektischen Verhältnis von vorgegebener Lebenswelt und erkennendem Subjekt zu scheitern. Das eigentliche Problem ist m.E. nicht die transzendente Begründung der Lebenswelt, sondern vielmehr "die transzendentalphilosophische Idee, dass es ein Absolutum als Urbegründung gibt". (ibid.) Jeder Versuch einer transzendentalphilosophischen Begründung führt auf immer grundsätzlichere Aprioris zurück und verfängt sich schliesslich in einem Zirkel. Immer wieder bestätigt sich damit die These der Hermeneutik, dass es keine intellektuelle Erkenntnis ohne zugrundeliegende Prämissen geben und jede Erkenntnis damit auf ihre impliziten Voraussetzungen überprüft werden kann. Auf der Basis einer hermeneutischen Erkenntnistheorie (Bollnow, 1970) kann man denn die Schützischen Analysen der Lebenswelt – soweit sie konsensfähig sind – als den alltäglichen wie wissenschaftlichen Wahrnehmungs- und Denkakten vorausliegende Aprioris akzeptieren, auch wenn sie ihrerseits auf gewissen nicht weiter begründeten Prämissen beruhen. Die Frage, ob die Schützischen Analysen auf dieser Grundlage noch als "phänomenologisch" gelten dürfen, wird dann von den einen negativ, von den andern positiv beantwortet werden: negativ von den phänomenologischen Transzendentalphilosophen, welche Phänomenologie als apodiktische Wissenschaft verstehen, [172] die nach letzbegründenden Aprioris sucht – positiv von jenen, die (wie Schütz) Phänomenologie als Explikation von Sinn- und Geltungsimplicationen auffassen.

1.2.2. Phänomenologische contra kommunikationstheoretische Analyse der Lebenswelt

(1) Radikaler als der Streit um den phänomenologischen Charakter der Schützischen Untersuchungen sind die Versuche, ihn mit einem alternativen methodologischen Ansatz zu "überwinden" und gleichwohl seine Ergebnisse, so weit akzeptabel, zu bewahren. – Während der frühe Schütz noch auf eine transzendentalphilosophische Verankerung seiner Untersuchungen im Werk Husserls vertraute, gab er später diese Hoffnung auf: die lebensweltliche Intersubjektivität kann nicht phänomenologisch begründet werden. Trotzdem hat er sich nie von der phänomenologischen Methode distanziert. Die Folge war eine *methodologische Ambiguität* in seinem Werk, welche ein transzendentalphilosophisches Interesse sofort erkennt: die phänomenologischen Analysen vom einsamen Ich aus stehen neben Argumentationen, welche die intersubjektive Konstitution der Lebenswelt immer schon voraussetzen. Dies hat denn auch zur Konsequenz, dass Schütz zuweilen Elemente der phänomenologischen Untersuchung der Lebenswelt mit Elementen der durch sie zu begründenden Sozialwissenschaft vermischt, also in egologischer Perspektive gewonnene Einsichten mit kosmologischen Aussagen vermengt. Typische Erkenntnisse der phänomenologischen Analyse stellen die räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtungen der Lebenswelt und die Explikation des subjektiven Wissensvorrates nach seiner Relevanzstruktur und Typik dar; Aussagen über die Verteilung und Übermittlung des Wissens sind dagegen kosmologischer Art, d.h. sie sind nicht mehr der subjektiven

Anschauung gegeben, sondern bedingen den empirischen Vergleich der Wissensvorräte und Austauschprozesse mehrerer Individuen. Schütz gesteht dies auch zu, wenn er eine "Wissenssoziologie" (Schütz, 1972 e; vgl. Abschn. II 2.3.2.) vorschlägt. Trotzdem vermischt er diesen Blickwinkel mit seinen streng phänomenologischen Untersuchungen: So spricht er in seinen methodologischen Abhandlungen vom "intersubjektiven Charakter des Alltagswissens" (Schütz, 1971 Aa: 11 f.) und führt auch im Originalplan für sein umfassendes Werk "Die Strukturen der Lebenswelt" [173] zwei Unterabschnitte über die "Typen in der sozialen Welt" (Kapitel III H.) und die "Sozialisation bei der Entwicklung der Typen" (Kapitel III J.) auf (Luckmann, 1975: 15); gerade diesen Aspekt hat Luckmann selbständig wesentlich ausgebaut und in der schliesslich publizierten Fassung als eigenständiges Kapitel IV, "Wissen und Gesellschaft" (Schütz & Luckmann, 1975: 243-326), ausgesondert. Meines Erachtens sind aber gerade diese Untersuchungen methodologisch von rein phänomenologischen zu trennen; der Umstand, dass beide Aspekte Bestandteile des Alltagswissens bilden, darf nicht darüber hinwegtäuschen. Im einen Fall geht es um ein "Wissen-von" (den auferlegten Relevanzen, der gesellschaftlichen Verteilung und dem gesellschaftlichen Ursprung des Wissens), im zweiten dagegen um die Aprioris des subjektiven Wissens; das "Alltagswissen-von" beruht auf komparativ-generalisierenden Erkenntnisverfahren, die Aprioris des subjektiven Alltagswissen dagegen können nur in phänomenologischer Explikation der Sinnimplikationen enthüllt werden.

Wissenssoziologisch rührt die Vermischung des Blickwinkels der phänomenologischen Lebensweltanalyse mit jenem der Wissenssoziologie aus dem Einfluss des amerikanischen Pragmatismus und des Interaktionismus George Herbert Meads und John Deweys auf Schütz. Mead (1934) hat seine Konzeption gerade auf der Prämisse einer intersubjektiv geteilten Lebenswelt entwickelt und das subjektive Bewusstsein als gesellschaftlich konstituiert begriffen. Auf dieser Grundlage ergibt sich denn auch ein fließender Übergang von Konstitutionsanalysen des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs zu genuin sozialwissenschaftlichen Aussagen. Wenn nun aber das subjektive Bewusstsein in sozialen Interaktionen herangebildet wurde und sein Wissensvorrat aus Typen besteht, die in langer, intersubjektiver, gesellschaftlicher Tradition geformt wurden, und wenn seine subjektiven Relevanzsysteme spezifische Ausprägungen sozialer Kulturmuster sind, liegt der Gedanke nahe die egologische Perspektive der Phänomenologen, welche diese Tatbestände nicht zu erfassen vermag, aufzugeben zugunsten eines *Ansatzes, der konsequent mit der Prämisse einer intersubjektiven Lebens operiert*. Habermas jedenfalls zieht diesen Schluss:

"Nun sind Phänomenologen stets von der Erfahrung ihrer eigenen individuellen Lebenswelt ausgegangen, um durch Abstraktion und Generalisierung zu den Leistungen der sinnstiftenden [174] Subjektivität zu gelangen. Auf diesem Weg mag die Konstitution der Lebenswelt in ihrer abstrakten Allgemeinheit untersucht werden. Aber so stossen wir nicht auf eine einzige geschichtlich konkrete Lebenswelt, es sei denn auf die des Phänomenologen selber. Wohl können wir phänomenologisch beschreiben, dass es generell nur Lebenswelten geben kann, die unveräusserlich individuell sind. Aber diese abstrakte Feststellung hilft uns noch nicht über die Schranke hinweg, die eine phänomenologische Beschreibung des Aufbaus der sozialen Lebenswelt überhaupt von der Erfassung jeder möglichen Lebenswelt, sei es eines einzelnen oder einer sozialen Gruppe, trennt. In diesem Fall genügt

nicht länger eine Generalisierung der eigenen Erfahrung, bei der Schütz als guter Husserlschüler immer stehengeblieben ist. Nun muss vielmehr der phänomenologisch gerichtete Soziologe mit seinem Gegenüber sprechen. Er muss sich auf eine Kommunikation einlassen, die ihn mit einem anderen verbindet und die, wenn es mit der Individualität der Lebenswelt etwas auf sich hat, auch der einzige Weg ist, das Besondere durch Vermittlung allgemeiner Kategorien zu treffen: denn die gesprochene Sprache, in der wir unsere Identität und die der anderen festhalten, ist das einzige Medium, in dem sich die Dialektik des Allgemeinen und Besonderen alltäglich vollzieht." (Habermas, 1970: 214 f.)

Sprache ist nach Habermas jenes subjektive Medium, welches das subjektive Bewusstsein erst konstituiert; darüber haben sich die Phänomenologen zuwenig Rechenschaft gegeben:

"Wie bei Cassirer, ... so gründen auch bei Husserl und Schütz die sprachlichen Symbole in der umfassenden Appräsentationsleistung des transzendentalen Ich. Die Monaden spinnen die sprachliche Intersubjektivität erst aus sich heraus. Noch ist Sprache nicht als das Gespinnst durchschaut, an dessen Fäden die Subjekte hängen und an ihnen zu Subjekten sich erst bilden." (Habermas, 1970: 220)

Die phänomenologische Analyse der Lebenswelt muss nach Habermas daher durch *Sprachanalyse* ersetzt werden. Den entscheidenden Weg dafür hat Ludwig Wittgenstein gewiesen: Nach seinem – für die positivistische Wissenschaftstheorie äusserst bedeutungsvollen – Versuch, die Grammatik einer weltabbildenden Idealsprache zu entwerfen (Wittgenstein, 1978), erkannte er die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens, da die Reflexivität der Umgangssprache als Metasprache nicht hintergangen werden kann. Wittgenstein revidierte daher die nun als falsch erwiesene – von den Sozialwissenschaftlern jedoch bis in die jüngste Zeit hochgehaltene – Konzeption einer intersubjektiv präzisen, weltabbildenden Sprache: Die Bedeutung von Sprachsymbolen ergibt sich erst aus dem Kontext ihres pragmatischen Gebrauchs – Sprache und Praxis sind untrennbar miteinander verwoben, jedes "Sprachspiel" repräsentiert eine "Lebensform". Während die Vertreter der positivistischen Wissenschaftstheorie hierin einen [175]Bruch zwischen dem "frühen" und dem "späten Wittgenstein" erblicken, pochen andere auf der inneren Logik und Konsistenz seines Werkes; danach war der Keim der späteren Entwicklung bereits im "Tractatus" angelegt. (Wuchterl & Hübner, 1979) Während dieser Aspekt noch sein Äquivalent im phänomenologischen Konzept der "okkasionellen Sinnkomponente" (vgl. Abschn. I 4.2.) hat, fehlt bei Wittgenstein die "*subjektive* Sinnkomponente": Sprache ist stets intersubjektiv – es gibt keine Privatsprachen. (Wittgenstein, 1977) Wittgensteins "Lebensformen", welche spezifischen Ausschnitten aus Husserls bzw. Schütz' "Lebenswelt" entsprechen, sollen demnach nicht durch Bewusstseinsakte, sondern durch die grammatischen Regeln von Sprachspielen erklärt werden. Winch (1974) hat versucht, auf dieser Grundlage eine "Verstehende Soziologie" zu begründen, die im Endergebnis deutliche Parallelen zur phänomenologischen Konzeption aufweist, doch auf linguistischen Regeln basiert. Habermas (1970) geht jedoch mit dem Argument über den linguistischen Ansatz hinaus, dass die Pluralität der (scheinbar isolierten) Sprachspiele untereinander hermeneutisch vermittelt sein müsse (was Winch nicht sieht). Da ihn aber auch Gadamers (1960) philosophische Hermeneutik nicht vollauf befriedigt – Gadamers Rehabilitierung des Vorurteils und der Autorität verkenne die

Kraft kritischer Reflexion (vgl. Abschn. III 3.3.2.2.) –, vertraut er auf eine synthetisierende transzendentalpragmatische Theorie der kommunikativen Kompetenz. (Habermas, 1971)

Inzwischen hat Habermas die Hoffnung auf die "Durchführbarkeit eines strengen, Letztbegründungsansprüche stellenden transzendentalpragmatischen Programms" (Habermas, 1981 a: 198) aufgegeben; er bleibt aber mit seiner "Theorie des kommunikativen Handelns" (Habermas, 1981 a+b) der intersubjektiven Zentrierung seiner Analysen treu und grenzt sich nach wie vor von der Phänomenologie ab: In der Humboldtschen Tradition unterstellt er einen "internen Zusammenhang zwischen Strukturen der Lebenswelt und Strukturen des sprachlichen Weltbildes" (1981 b: 190) und weist – genau wie Gadamer – Sprache und kultureller Überlieferung eine transzendente Stellung zu: "Sprache und Kultur sind für die Lebenswelt selbst konstitutiv." (ibid.) Die bewusstseinsphilosophischen Grundbegriffe der Phänomenologie können damit aufgegeben werden – die Lebenswelt kann "durch einen kulturell überlieferten und sprachlich organisierten Vorrat an Deutungsmustern repräsentiert" gedacht werden; der Verweisungszusammenhang, der die Situationsbestandteile untereinander und die Situation mit der Lebenswelt verbindet, kann als Bedeutungszusammenhang begriffen werden, die "auf grammatisch geregelte Beziehungen zwischen Elementen eines sprachlich organisierten Wissensvorrats" zurückgehen. (ibid.: 189 f. – Hervorhebungen gestrichen) Demgegenüber erfassen "Schütz und Luckmann die Strukturen der Lebenswelt nicht im direkten Zugriff auf die Strukturen sprachlich erzeugter Intersubjektivität, sondern in der Spiegelung des subjektiven Erlebens einsamer Akteure" (Habermas, 1981b: 198). Habermas argumentiert nun, dass "sich die phänomenologisch beschriebenen Grundzüge der konstituierten Lebenswelt auch ohne Schwierigkeiten erklären lassen, wenn man 'Lebenswelt' als Komplementärbegriff zum 'kommunikativen Handeln' einführt" (ibid.). Der "*kommunikationstheoretische Begriff der Lebenswelt*" ist dagegen nicht vom einsamen ego, sondern "aus der Teilnehmerperspektive" entwickelt; die Lebenswelt-Analyse kann dann als Versuch verstanden werden, Durkheims Kollektivbewusstsein "aus der Innenperspektive der Angehörigen rekonstruktiv zu beschreiben" (ibid.: 203). Diesen "kommunikationstheoretischen Begriff der Lebenswelt" findet Habermas für theoretische Zwecke allerdings ungeeignet, weswegen er zusätzlich ein "Alltagskonzept von Lebenswelt" einführt, das den kommunikativ Handelnden als kognitives Bezugssystem für die Lokalisierung und Datierung von Äußerungen in sozialen Räumen bzw. historischen Zeiten dient – die erste Konzeption ist "in der Perspektive der Teilnehmer" lediglich "als horizontbildender Kontext einer Handlungssituation gegeben", die zweite dagegen wird in der "Erzählerperspektive ... zu kognitiven Zwecken verwendet" (ibid.: 208). Das Alltagskonzept von Lebenswelt weist drei strukturelle Komponenten auf (nämlich "Kultur", "Gesellschaft", und "Persönlichkeit")¹⁵, denen drei Reproduktionsvorgänge symbolischer Strukturen der Lebenswelt entsprechen (nämlich "kulturelle Reproduktion", "soziale Integration und "Sozialisation"); die Reproduktion des materiellen Substrats der Lebenswelt muss gesondert (und auch mit speziellen methodischen Mitteln) betrachtet werden. Dieses Konzept von Lebenswelt hat den Vorteil, dass es unmittelbar der komparativen Erforschung von historisch

¹⁵ Diese finden sich bereits bei Durkheim (1893), später auch bei Parsons & Shils (1951).

und kulturell verschiedenen konkreten Lebenswelten dienlich gemacht und daher auch für evolutionstheoretische Betrachtungen – einem alten Anliegen Habermas' (1976; 1981a+b) – verwendet werden kann. [177]

(2) Überblickt man die Habermasschen Überlegungen, so fällt zunächst auf, wie sehr sie von phänomenologischem Gedankengut bereichert sind; es ist bemerkenswert, dass er praktisch sämtliche phänomenologischen Analysen der Lebenswelt akzeptiert und eine ganze Reihe phänomenologischer Konzepte (wie Lebenswelt, Relevanzbereich, Thematisierungen, Horizont usw.) in seinen Begriffsapparat integriert. Seine Kritik an der Phänomenologie ist v.a. methodologisch begründet¹⁶: Von der egologischen Perspektive aus kann die Intersubjektivität der Lebenswelt nicht begründet werden – nicht das individuelle Bewusstsein, sondern die Sprache bildet daher die transzendente Grundlage der Lebenswelt. Hat Schütz noch – methodologisch inkonsequent – zwischen der egologischen Analyse und der Voraussetzung einer gegebenen intersubjektiven Lebenswelt geschwankt, versucht Habermas nun, im kommunikativen Handeln eine tragfähige transzendente Grundlage zu finden. Nachdem ich transzendentalphilosophische Begründungsversuche zurückgewiesen habe, gilt es ganz nüchtern zu *fragen, ob etwas und – wenn ja – was bei diesem Ansatz verloren geht*. Erstens sehe ich die genuin subjektiven Elemente rausfallen, zweitens aber auch alles, was jenseits der sprachlichen Kodifikation liegt.

a) Habermas sondert zwar die "subjektive Welt" als eigenständigen Referenzbereich aus, zu dem das Subjekt einen privilegierten Zugang hat; wenn aber die Strukturen der Lebenswelt mit jenen der Sprache gleichgesetzt werden, dann ist auch diese subjektive Welt sprachlich strukturiert – die "Logik der seelischen Ereignisse" (Giegel, 1969) ist eine intersubjektive. Zum einen werden damit all jene subjektiven Erfahrungen überblendet, welche jenseits der Sprache liegen (auf die ich noch zu sprechen komme). Zum andern *erfasst Habermas offenbar nur jene subjektiven Momente, die auch in kommunikatives Handeln eingehen*. Nun haben die Ethnomethodologen zwar gezeigt, dass selbst etliche der subjektiven Idealisierungen am konkreten Interaktionsmaterial aufgewiesen werden können (z.B. die Idealisierungen der Kongruenz der Relevanzsysteme, des Und-so-weiters, u.a.); es gibt aber auch solche, welche die intersubjektive Sichtbarkeit gleichsam unterlaufen: z.B. die Idealisierung "Ich-kann-immerwieder", wie auch das von Schütz aufgewiesene [178]Faktum, dass die subjektiven Intentionen zweier Personen mehr aneinander vorbeischiessen können, als in der Interaktion ersichtlich wird, weil das je vorliegende pragmatische Interesse sie nicht weiter thematisiert und klärt.

b) Wichtiger ist nun aber der Umstand, dass die *Sprache stets nur einen Teil der subjektiv erfahrenen Wirklichkeit abdeckt*. Diese These zu vertreten heisst keineswegs, den zentralen Stellenwert, den die Sprache insbesondere in der Konstitution der sozialen Realität spielt, zu unterschätzen (obwohl ihn die meisten Sozialwissenschaftler erst kürzlich entdeckt haben). Habermas ist entschieden zu widersprechen, wenn er Schütz und Luckmann vorwirft, dass sie "den Stellenwert der Sprache, insbesondere der sprachlichen Vermittlung sozialer Interaktion herunterspielen" (Habermas,

¹⁶ Auf sein zweites, inhaltliches Argument, dass das phänomenologische Lebenswelt-Konzept kulturalistisch verkürzt sei, komme ich in Teil IV zurück.

1981b: 199) – im Gegenteil, an vielen Orten haben sie, wie auch andere Schütz-Schüler, die Rolle der Sprache besonders hervorgehoben.¹⁷ Zweifellos: Typen sind weitgehend sprachlicher Natur – doch sind sie ausschliesslich sprachlicher Natur? Schütz' Begriff der 'Typisierung' birgt m.E. gerade den Vorteil, Typik *auch* jenseits der Sprache ansiedeln zu können (vgl. Abschn. I 5.2.1.). Schütz betonte immer wieder, es gebe verschiedene Sinnschichten; bindet man Sinn an Sprache, so ist nur eine dieser Schichten – die expliziteste nämlich – angesprochen. Unsere Erfahrung zeigt aber, dass wir neben dem verbal kodifizierten Wissen auch ein Bildgedächtnis, ein Klanggedächtnis, ein Geruchsgedächtnis und zu einem gewissen Grad auch ein taktils Gedächtnis besitzen – Wissen von und über sinnliche Erfahrungen, welche nicht im Medium der Sprache erfolgen (noch erfolgen können). Auch Klänge (z.B. Musik), Bilder oder Gerüche haben ihre Typik, auch ohne sprachlich artikuliert zu sein. Zwar ist zuzugeben, dass Sinnlichkeit und sprachliche Sinnhaftigkeit z.T. eng verwoben sind (Coulter, 1979), doch lässt sich Sinnlichkeit nicht auf sprachliche Sinnhaftigkeit reduzieren, wie Kovesi (1967) behauptet. Dafür gibt es verschiedene[179] Argumente. Die schon erwähnten mittelalterlichen Mystiker mussten für ihre Sprachschöpfungen ("begreifen", "erleiden" usw.) jedenfalls ein (nicht-sprachliches) Vorverständnis haben. Und jeder weiss, wie schwer Gefühle in Worten auszudrücken sind. Desgleichen berichten Leute mit exzeptionellen ausseralltäglichen Erfahrungen (Mystiker; Drogenerfahrene; psychisch Kranke, die wieder gesundet sind; Gestorbene, die wieder ins Leben zurückgebracht wurden usw.), was für höchst unzulängliche Metaphern sprachliche Beschreibungen solcher Erfahrungen abgeben. Schliesslich führen Meditationen nach hinduistischem oder buddhistischem Vorbild gerade über Entleerungen des subjektiven Bewusstseins zu höchst ekstatischen Erlebnissen.¹⁸ Konzentriert man sich also auf die sprachlich artikulierten Aspekte der Lebenswelt, so kriegt man wohl einen grossen Teil des sozialen Geschehens in den Blick; betrachtet man Sprache aber als das transzendente Apriori, so schliesst man mit den nicht-sprachlichen sinnlichen Erfahrungen eine höchst relevante Dimension der subjektiv erlebten Realität aus.

Nun gibt es zwei mögliche Gegenargumente: Erstens seien jene rein subjektiven Erfahrungen für sozialwissenschaftliche Belange solange irrelevant, als sie unausgedrückt, also nicht intersubjektiv verfügbar seien; zweitens kann man versuchen, den Begriff Sprache so weit zu fassen, dass alles sprachlich vermittelt erscheint. Das *erste Gegenargument* stünde Habermas gut an, orientieren sich seine methodologischen Überlegungen doch an den Bedürfnissen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung, und Sozialwissenschaften sind nun mal ex definitione auf *Intersubjektives* gerichtet. Doch in bezug auf die ästhetische wie auf die sinnliche Dimension der Lebenswelt gilt, dass Intersubjektivität nicht in kommunikativem Handeln aufgeht. Wenn der bisherige

¹⁷ Habermas (1981b: 199) richtet diesen Vorwurf an Schütz und Luckmann; dabei bezieht er sich auf deren Buch (1975) – auf Luckmanns Werk kann man diese Kritik aber jedenfalls nicht beziehen. Berger & Luckmann (1970) betonen gerade den zentralen Stellenwert der Sprache als das Medium, in dem sich Intersubjektivität vollzieht; Luckmann (1979b) hat zudem an prominenter Stelle einen umfangreichen Beitrag zur "Soziologie der Sprache" verfasst. Vgl. ferner Luckmann (1972), Berger & Berger (1972) und Berger & Kellner (1970).

¹⁸ In diesem besonderen Fall relativiert sich auch die phänomenologische Grundthese, Bewusstsein sei immer intentional, d.h. Bewusstsein von.

Zivilisationsprozess z.B. der Frau bis in die jüngste Zeit die Sprache verweigerte, die Sinnlichkeit ihres Körpers genuin zu beschreiben (Wildermuth, 1981: 120)¹⁹, so stehen dahinter wohl relativ isolierte subjektive Erfahrungen, doch handelt es sich um ein transsubjektives Phänomen und gewiss eines von höchster soziologischer (und politischer) Brisanz. Zudem muss man [180]sich fragen, ob die Betonung des Sprachlichen nicht ihrerseits eine gesellschaftsspezifische Erscheinung ist, Ausdruck einer modernen Gesellschaft nämlich, welche das Rationale und Präzise, das Kontrollierbare und Manipulierbare in den Vordergrund stellt und Undeutliches, Obskures verdrängt. Angesichts der gegenwärtigen künstlerischen (die "wilde Malerei" – vgl. Wildermuth, 1981a) wie politischen (manifestiert in den Jugendunruhen) Bewegung, welche vom Rationalen weg und "zurück" ins Nonverbale, Mythische, Nicht-Explizierbare drängt, wirkt Habermas' (1981a+b) Vertrauen in das im kommunikativen Handeln angelegte Rationalitätspotential wie ein Anachronismus – jedenfalls werden hier die Grenzen seines Ansatzes offensichtlich.

Das *zweite Gegenargument* gegen das Ungenügen eines sprachtranszendentalistischen Standpunktes ist, Sprache so weit zu fassen, dass sie auch Musik oder Bilder umfasst; so möchte jedenfalls Gadamer den Sprachbegriff verstanden wissen.²⁰ Zwar wird auch Sprache unpräzise, wenn man sie künstlerisch verfremdet (wie etwa Paul Celan), doch scheint mir ein wesentlicher Unterschied zu bestehen zwischen der verbalen Sprache und einer "Sprache der Musik" (obwohl diese symbolisch kodifiziert werden kann) sowie einer "Sprache der Bilder" (bei denen eine festgelegte Kodifikation fehlt); die Hermeneutik von Lachen und Weinen (Plessner, 1950; 1967) – einer der spärlichen Versuche einer Hermeneutik des "Nicht-Sprachlichen" – weist jedenfalls genügend spezifische Charakteristika auf, um sie mit der Texthermeneutik (an der sich Gadamer orientiert) nicht zusammenfallen zu lassen. Es gehört gerade zu den Vorteilen der Phänomenologie, dass sie nicht mit einem derart zur Leerformel geratenen transzendentalen Grundbegriff operiert, sondern alles, was dem Bewusstsein gegeben ist, in seiner besonderen Sinnhaftigkeit und unmittelbaren Evidenz erfasst. Eben in der Phänomenologie sieht daher Wildermuth (1981) die Chance, die Paradigmen rationalistischer Reduktion zu überspringen und auch die Sinnlichkeit wieder in den philosophischen Diskurs einzuführen. Über die Reflexionsphilosophien hinausgehend, vermag sie selbst jenen seltsamen Augenblick ins Blickfeld zu rücken, "den sprachliche und optische Konventionen nicht erfassen und in dem das Phänomen seine Eigenständigkeit manife-[181]stiert": den Augenblick des plötzlichen Umkippens von einem Interpretationszustand zum andern, von einem Alltagssystem zum andern, von einem Paradigma zum andern. (Wildermuth, 1981: 154) Gewinnbringend ist denn auch ihre Verbindung mit der Kunst. Denn die moderne Kunst, welche sich genau in diesem Umschlagsaugenblick angesiedelt hat, sucht "den Umgang mit der ungebrochenen Phänomenalität [zu] vertiefen" (ibid.) und hat damit Erkenntnisfunktion: "Durch diese Kunsttätigkeit, die den Alltag als kreativen Prozess versteht, enthüllt er sich als Phänomensgeschehen, nicht im Sinne

¹⁹ Einen prominenten Anfang machte schon in den 40er Jahren Anais Nin (1977), doch erst die Frauenemanzipationsbewegung brachte diesen Aspekt ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit.

²⁰ Gadamer erläuterte mir diese Position 1980 in einer persönlichen Diskussion.

der semantisch-pragmatisch verstellten und vergewaltigten Phänomenalität, sondern im Sinne der Eigenmacht des Phänomenalen." (ibid.: 155)

Wie die konsequent egologisch verfahrenende phänomenologische Bewusstseinsphilosophie die Konstitution einer intersubjektiven Lebenswelt nicht zu erklären vermag, hat also auch der sprachkonzentrierte kommunikationstheoretische Ansatz Habermas' (wie auch jener Gadammers) seine blinden Flecken. Beide Ansätze haben also ihre respektiven Vor- und Nachteile. Es scheint klug, mit einer phänomenologischen Perspektive zu beginnen, denn diese schöpft aus unmittelbarer subjektiver Evidenz und bietet eine gewisse Garantie, dass das ganze Spektrum möglicher menschlicher Erfahrung abgedeckt wird. Erst wenn wir hingegen auf die zugrundeliegenden Bedingungen der Subjektivität zurückfragen, wird deren Vergesellschaftung und damit der intersubjektiv und historisch – sowie kulturspezifische Charakter der subjektiven Wissensinhalte sichtbar – auch das erkennende Bewusstsein kann hermeneutisch hinterfragt werden. James J. Valone (1975, 1976) hat zweifellos recht, wenn er (als Kritik an Schütz) festhält, dass nur eine *dialektische Analyse* die Spannung zwischen Subjektivität und Objektivität lösen könne. Dialektik – hier im Wesentlichen verstanden als kausale Wechselwirkung – entpuppt sich i.d.R. allerdings entweder als kritische Instanz unberechtigter Erkenntnisansprüche oder als philosophisches Vermittlungsinstrument bereits vorhandener Erkenntnisse – nicht aber als Forschungsmittel. In erkenntnistheoretischer Hinsicht können wir – und der Dialektiker Habermas mag sich durchaus anschließen – Valone gewiss zustimmen, im Hinblick auf konkrete Forschungsergebnisse hingegen müssen wir eine bestimmte Methode wählen und mit ihr herauszubringen versuchen, was mit ihr herauszubringen ist. Denn jedes Erkenntnisverfahren hat seine Grenzen – keinem ist dagegen gedient, das Erkenntnisgeschäft[182] nur bei Grenzziehungen bewenden zu lassen.

1.2.3. Das Problem der Validierung phänomenologischer Erkenntnisse

Mit der Sinnlichkeit ist eine Dimension menschlicher Erfahrung angesprochen, die zwar phänomenologisch thematisierbar ist, bei Schütz hingegen gerade fehlt. Dies hängt mit seinem Interesse am kognitiven Aspekt des Verstehensaktes und an der typisierenden Methode zusammen, verbunden mit einer Orientierung am rationalen Handlungstypus. Hat Husserl noch den Menschen als psycho-physische Einheit verstanden, so hat dies Schütz zwar nirgends in Frage gestellt, sich aber persönlich nur auf die kognitive Dimension derselben konzentriert – sein Werk hat eine deutliche *kognitive Schlagseite*. So hat er bezüglich des "Verstehens" die Einfühlungstheorien (z.B. jene Schellers) entschieden zurückgewiesen und ihnen ein in zeichen- und anzeicheninterpretierenden Akten bestehendes Verstehen gegenübergestellt; Evidenz gibt es nur als kognitive, nicht aber als emotionale. Noch Weber hat explizit rationale und einführend nacherlebende Evidenz unterschieden:

"Rational evident ist auf dem Gebiet des Handelns vor allem das in seinem gemeinten Sinnzusammenhang restlos und durchsichtig *intellektuell* Verstandene. Einführend evident ist am Handeln das in seinem erlebten *Gefühlszusammenhang* voll Nacherlebte." (Weber, 1972: 2)

Wie stiefmütterlich Schütz sinnliche Phänomene behandelt, widerspiegelt sich darin, dass sich zum Thema der Irrationalität und Emotionalität in seinem gesamten Werk nur beiläufige Bemerkungen finden. Was die Irrationalität anbelangt, so hält er sie als

in Abweichung von Rationalität erfassbar. Was die Emotionalität betrifft, so spricht er da und dort von "Hoffnungen und Befürchtungen" (z.B. Schütz, 1971Aa: 38; 1972b: 33 1977b: 44), schreibt dem Menschen Streben nach Glück, Übelvermeidung und Pflichterfüllung zu (Schütz, 1977b: 54), betrachtet den Handelnden von "Emotionen" (Schütz, 1972b: 38) und insbesondere den "Mann von der Strasse" (im Gegensatz zum "gut informierten Bürger") als von "Gefühlen und Leidenschaften" geleitet (Schütz, 1972e: 87f.) oder nennt wiederholt die "Angst vor dem Tod" (z.B. Schütz, 1971Aj: 262) als den die Lebenspläne prägenden Bezugspunkt – solche Stellen muss man aber direkt aufspüren. Phänomenologisch bestimmt sich die Sinnhaftigkeit der Emotionen nach ihrer Intentionalität; Schütz hat diese aber nirgends auch nur annähernd analysiert und lässt den Status menschlicher Gefühle völlig ungeklärt. [183]

Nun haben auch Emotionen ihren kognitiven Aspekt; nur diesen zu behandeln, läuft Gefahr, sie unauffällig zu reduzieren. Daher sind die Bemühungen zu unterstützen, eine eindimensionale Betrachtung zu korrigieren, z.B. durch die Einführung eines "Leibaprioris" (Apel, 1971) oder eines "ästhetischen Erfahrungsaprioris" (Schweizer & Wildermuth, 1981); in der Phänomenologie hat insbesondere Maurice Merleau-Ponty (1945, 1949) – gestützt auf Husserls Abschnitt "Die Konstitution der seelischen Realität durch den Leib" in den "Ideen" (Husserl, 1952a: 143-161) – die Implikationen der "Leiblichkeit" näher expliziert. Die Vernachlässigung der sinnlichen Dimension bei Schütz hat jedenfalls ernste Konsequenzen, einerseits für seine Handlungstheorie (vgl. Abschn. III 3.3.), andererseits aber auch für seine Analyse des Verstehensprozesses: Erst kürzlich hat Arthur S. Parsons (1977; 1978) Schütz' Kritik an Schellers Einfühlungstheorie zurückgewiesen, diese revitalisiert und auf Integration zielende eigene Vorschläge vorgelegt; und immer mehr setzt sich Hans Peter Duerr (1978) These durch, dass echtes Verstehen nur als "erlebtes Verstehen", also unter Einschluss der Sinnlichkeit, möglich ist. (vgl. a. Duerr [Hrsg.], 1981)

Man kann sich vorstellen, dass die Schützschen Untersuchungen mit Analysen der Sinnlichkeit verbunden werden können, ohne nach erheblichen Korrekturen zu verlangen. Nicht alle teilen hingegen die These der Ergänzungsbedürftigkeit der Schützschen Konzeption. Thomas Luckmann beispielsweise hält Schütz' Strukturen der Lebenswelt zwar für ausbaufähig und z.T. korrekturbedürftig – ein Unternehmen, zu dem er selber wesentliche Beiträge geleistet hat –, doch betrachtet er die Spannweite des phänomenologischen Forschungsfeldes als durch Schütz trefflich abgesteckt. Dies wirft nun die Frage nach der Möglichkeit der *Validierung phänomenologischer Erkenntnisse* auf, welche die Phänomenologen stets emphatisch betonen. Denn erstens kann man sich offenbar über das thematische Feld phänomenologischer Analysen uneinig sein; zweitens wächst das Grundproblem der Phänomenologie, dass ihre Erkenntnisse mittels sprachlicher Typen ausgedrückt werden müssen, im Bereich der Sinnlichkeit ins Unermessliche, da dessen Sinnschichten oft unpräzise und verworren sind und der sprachlichen Erfassung trotzigen Widerstand leisten. [184]

Nach Luckmann (1979a: 197 f.) gibt es – und er steht damit in guter Tradition – "phänomenologische Grundsätze der Verifikation". Diese unterscheiden sich nicht nur von den Prüfverfahren der empirischen Wissenschaften, sondern zeichnen die Phänomenologie auch gegenüber andern philosophischen Ansätzen aus:

"Dadurch, dass wir die eigenen Erfahrungen untersuchen, greifen wir auf die unmittelbarste Evidenz zurück, die jedermann zugänglich ist. Durch die Verwendung der schrittweisen Reduktionen der phänomenologischen Methode gelangen wir von den historisch, biographisch, sozial und kulturell konkreten Merkmalen der Alltagserfahrung zu ihren elementarsten Strukturen. ... Die Ergebnisse der phänomenologischen Forschung *können* jedoch auch den Mitmenschen mitgeteilt werden, und durch Rückgriff auf gleichartige Evidenz ihrerseits können sie intersubjektiv bestätigt werden. Die Phänomenologie ist keine Sache privater Intuition." (Luckmann, 1979a: 197 f.)

Diese These relativiert sich allerdings an der schlichten Tatsache, dass die Schützischen Untersuchungen eine mit Mitteln der Sprache vollzogene Rekonstruktion von *nicht-sprachlichen* Merkmalen und Strukturen darstellen – was immer die Möglichkeit impliziert, diese "elementaren Strukturen" verschieden zu konzeptualisieren. Einerseits bildet zwar die phänomenologische Orientierung am anschaulichen Phänomen eine gewisse Garantie dafür, dass die Analysen nicht in reinen Konstruktivismus ausarten; vergleicht man die Schützischen Untersuchungen mit den Begründungsversuchen Habermas' oder gar des Systemtheoretikers Niklas Luhmann (1971a,b,c; 1973), so weisen letztere einen signifikant stärkeren konstruktivistischen Akzent auf.²¹ Andererseits darf die Validierungsmöglichkeit phänomenologischer Forschungsergebnisse auch nicht überbetont bzw. überschätzt werden. Auch wenn ich den Grossteil der Schützischen Resultate als konsensfähig bezeichnet habe, gilt dasselbe auch für Erkenntnisse anderer Autoren, z.B. für gewisse formalpragmatische Universalien Habermasscher Provenienz; Schütz selbst impliziert dies, wenn er Konzepte nicht-phänomenologischer Autoren, wie von Bergson, James u.a. übernimmt. Zudem zeigt gerade die enorme Aufsplitterung und konzeptionelle Vielfalt der phänomenologischen Bewegung, dass selbst unter Phänomenologen keine Einigkeit herrscht, weder über die Methode des Zugangs zu den Phänomenen, noch über die [185] konzeptuelle Fassung der Merkmale bzw. Strukturen derselben – ein Faktum, das die Grenzen "phänomenologischer Verifikationsverfahren" eigentlich zur Genüge demonstriert.

Die *Validierungschancen* gestalten sich je nach dem zu klärenden Sachverhalt unterschiedlich; dies sei an *zwei Beispielen aus der Schütz-Forschung* dargelegt: der Theorie der Relevanz und der Konzeption des prädiszierten Handlungsinns. Schütz' Analysen der Relevanz (Schütz, 1971C) steht die Relevanztheorie seines Freundes und Kollegen Aron Gurwitsch (1976) gegenüber; Schütz und Gurwitsch standen in engem Kontakt und intellektuellem Austausch (mit einer umfassenden Korrespondenz), packten das Relevanzproblem jedoch mit unterschiedlichen Fragestellungen und nach verschiedenen Gesichtspunkten an. Zum einen gilt allgemein, dass Schütz seine Probleme in der ego-cogito-Dimension, Gurwitsch dagegen in der cogito-cogitatum-Dimension verortet; zum andern entwickelten beide auch unterschiedliche Konzepte. Nach einer Untersuchung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten beider Theorien kommt Lester Embree (1979) jedoch zum Schluss, dass beide nicht nur miteinander vereinbar sind, sondern einander auch ergänzen. Obwohl strenggenommen nur die Deckungsgleichheit, nicht aber die Komplementarität beachtet werden darf, kann dies doch als einigermaßen geglückte, gegen weitere Kritik allerdings nicht gefeierte

²¹ In Abschn. III 3. werde ich allerdings argumentieren, dass die Schützischen Untersuchungen allein als protosoziologische Grundlage nicht ausreichen.

Validierung betrachtet werden: "Man wird durch solche Verträglichkeiten, Konvergenzen und Entsprechungen ermutigt, weitere phänomenologische Untersuchungen in Angriff zu nehmen." (Embree, 1979: 76) Wesentlich schwieriger dürfte hingegen eine Einigung bezüglich der Schütz'schen Konzeption des Handlungssinns sein. Nach Schütz müssen Handeln und Handlung streng auseinandergehalten werden; Sinn kann nur reflexiv einer abgelaufenen oder einer entworfenen zukünftigen Handlung prädiert werden – Handeln dagegen ist an und für sich sinnlos. Grathoff (1977; 1978: 397-403) hat wiederholt auf die Grenzen hingewiesen, die der Begriff des prädierten Sinns (den Schütz von Bergson übernommen hat) einer Verstehenden Soziologie setzt. (vgl. Abschn. I 4.1.2.). Nun müsste m.E. nach verschiedenen Handlungstypen differenziert werden. Erfordert eine Handlung volle Aufmerksamkeit für den Gegenstand der Auseinandersetzung, so wird während des Handlungsablaufs der bewusste Blickstrahl daran gehindert, die im Vollzug befindliche Handlung intentional zu thematisieren; bei Konversationen, insbesondere bei einem wissenschaftlichen [186] Diskurs, an dem man mit vollem Engagement und ungeteilter Aufmerksamkeit teilnimmt, gerät die eigene Handlung während ihres Ablaufs aus dem Blick – nur durch ein Zurücktreten aus der aktiven Teilnahme, durch Reflexion also, wird sie thematisch und damit sinnhaft. Eine eingeübte Routinehandlung hingegen kann vollzogen werden, während der bewusste Blickstrahl frei umherschweift; eine solche Handlung kann daher auch während ihres Ablaufs thematisiert werden (z.B. Zähneputzen, Zwiebel hacken) – wodurch auch das "Handeln" sinnhaft wird. Die ganze Konzeption bedarf aber einer grundsätzlichen Revision, wenn man Sinnhaftigkeit mit Sinnlichkeit koppelt – einiges spricht dafür, leiblich erlebte Handlungen als sinnhaft anzuerkennen, auch währenddem der Blickstrahl hellwacher Aufmerksamkeit auf etwas anderes gerichtet ist. Wir bleiben also stets auf die ungelöste Frage zurückgeworfen, was denn unter Sinn verstanden werden soll; damit bewegen wir uns aber verdächtig nahe an der Grenze zum Bereich jener Prämissen, die nicht mehr phänomenologisch begründet, sondern nur gesetzt werden können.

1.3. Schlussfolgerung

Die hermeneutische Erkenntnisphilosophie²² hat die Konsequenzen aus den Aporien transzendentalphilosophischer Versuche gezogen und verwirft jede prämissenfreie Erkenntnis – somit auch jede Begründung aus einem "letzten" Apriori; sie bildet damit auch den Ausweg aus den Husserlschen Aporien. Die epistemologische Relativierung der Husserlschen Phänomenologie reduziert jedoch lediglich die mit dieser verbundenen transzendentalphilosophischen Ansprüche, keineswegs aber den substantiellen Wert der durchgeführten Analysen. Die Phänomenologie hat die Gegenwartsphilosophie nachhaltig beeinflusst, und die Relevanz der von ihr angepackten Fragestellungen zeigt sich deutlich in der thematischen Konvergenz mit andern philosophischen Ansätzen (z.B. dein späten Wittgenstein und der ordinary language philosophy); auch in methodologischer Hinsicht bleibt die phänomenologische Methode – erkenntniskritisch relativiert – ein durchaus wertvolles Erkenntnisinstrument. Schütz war ursprünglich sowohl von den konkreten Untersuchungen Husserls (und Bergsons) begeistert wie auch von der Idee einer [187] strengen philo-

²² Damit meine ich die hermeneutische Erkenntnisphilosophie Bollnows und nicht die sprachtranszendentalistische Version Gadammers.

sophischen Methode, welche den Sozialwissenschaften die endgültige Klärung ihrer Methode ermöglichen sollte; so sprach er von den "gesicherten Ergebnissen" der Bewusstseinsanalysen Husserls und Bergsons (Schütz, 1974: 21) und von der Phänomenologie als einer Methode, die "so 'wissenschaftlich' wie irgend eine andere" ist (Schütz, 1971Ad: 116). Nach ihrer hermeneutischen Relativierung müssen sich nun einerseits die durch Schütz übernommenen Husserlschen Konstitutionsanalysen einer kritischen Prüfung stellen. Was andererseits Schütz' eigene, mundane Analysen betrifft, so hat er sie zwar als "eidetische", nie aber als apodiktische verstanden und war in bezug auf ihren Erkenntniswert recht bescheiden: "Of my results I am not so sure", sagte er einmal, "others may do better; but of one thing I am deeply convinced. Here are the problems of the social sciences." (nach Natanson, 1962: XLVII) Phänomenologie als eine eidetische Wissenschaft in Schütz' Sinne ist de facto mehr von der Zielsetzung als von der Methode her definiert, als reflexive Explikation von Sinn- und Geltungsimplicationen in systematischer Form – Schütz hat sie stets als diskutierbar und korrigierfähig betrachtet. Der methodische Aspekt ist dabei insofern bedeutungsvoll, als der phänomenologische Grundsatz, die Analysen stets an der Anschauung konkreter Phänomene zu orientieren, eine gewisse Garantie dafür bietet, dass sie nicht in puren Konstruktivismus ausarten. Trotzdem dürfen – entgegen der unter Phänomenologen beliebten These – die Chancen einer Validierung phänomenologischer Erkenntnisse nicht überschätzt werden; zum einen handelt es sich stets um Rekonstruktionen, welche prinzipiell verschieden konzeptualisiert sein können, und zum andern sind auch die Resultate anderer (z.B. sprachanalytischer, formal-pragmatischer) Art in vergleichbarer Weise konsensfähig. Schliesslich bewährt sich die Position der hermeneutischen Erkenntnisphilosophie einmal mehr im Nachweis, dass der phänomenologische Ansatz trotz seiner Mängel nicht vollumfänglich in einem alternativen Kontrahenten aufgehen kann. Es empfiehlt sich daher die tolerante Haltung eines erkenntnistheoretischen Pluralismus: Kein philosophischer oder Wissenschaftstheoretischer Ansatz erfasst das ganze Spektrum möglicher Aspekte; es gilt mit jedem Ansatz das zu leisten, was zu leisten er imstande ist, und ein Ansatz soll stets in erster Linie aufgrund dieser Erkenntnisleistungen beurteilt werden und nicht aufgrund seiner Grenzen. [188]

2. Das Postulat der subjektiven Interpretation

Auf der Grundlage einer hermeneutischen Erkenntnisphilosophie können die Schütz'schen methodologischen Postulate keine apodiktische Erhabenheit beanspruchen, sondern haben sich der wissenschaftstheoretischen Diskussion zu stellen. Nun ist das Postulat der logischen Konsistenz wissenschaftlicher Konstruktionen von keiner Seite bestritten; obwohl es Schütz im Hinblick auf wissenschaftliche Modellbildungen ausformuliert hat, es sich also in einem anderen wissenschaftstheoretischen – besonders in einem dialektischen – Bezugsrahmen anders ausgestaltet, bilden Klarheit und Widerspruchslosigkeit der Argumentation eines der zentralsten Merkmale der Wissenschaft. Auf Opposition sind jedoch das Postulat der subjektiven Interpretation und das ihm komplementäre Postulat der Adäquanz gestossen; diese beiden gilt es daher im Folgenden zu diskutieren.

Das *Postulat der subjektiven Interpretation* basiert auf der Prämisse, dass die Sozialwissenschaften handlungstheoretisch begründet werden müssen. Da jedes soziale Phänomen durch menschliche Handlungen konstituiert wird, muss es auch immer auf den subjektiven Sinn, den die Handelnden mit ihrem Handeln verbinden, zurückgeführt werden können. Das Prinzip der Relevanz räumt zwar ein, dass jede wissenschaftliche Forschung und Theoriebildung von einer bestimmten wissenschaftlichen Fragestellung geleitet wird und viele Problemstellungen nicht erfordern, dass auf die einzelnen Handlungen und die subjektive Perspektive der Handelnden rekurriert wird. Wenn aber auch viele Theoriemodelle sich zu Recht mit sehr abstrakten makrosozialen Zusammenhängen befassen, dürfen sie diese jedoch nie als objektive Gegenständlichkeiten reifizieren, sondern müssen ihre Begriffsbildung darauf ausrichten, dass sie stets mit den konstituierenden subjektiven Sinnzusammenhängen verbunden werden können. Nur dann können die sozialwissenschaftlichen Theorien zu einem stimmigen Ganzen integriert werden; denn überall, wo die Forschung in die tieferen Ursachenzusammenhänge vorstossen will, muss sie auf die fundierenden Handlungs- und Motivationszusammenhänge zurückgreifen. Handlungen können nun aber nach Schütz (und Weber) nur über den jeweiligen subjektiven Sinn erklärt werden; der Sozialwissenschaftler muss daher ein Modell eines individuellen Bewusstseins konstruieren, welchem er einen typischen Wissensvorrat mit typischen Motiven zuordnet. (vgl. Abschn. 11 2.2.3.) [189]

Das Postulat der subjektiven Interpretation hat im Wesentlichen zwei Komponenten: Zum einen resultiert aus der Vorinterpretiertheit der Lebenswelt, dass sich sozialwissenschaftliche Analysen mit der Sinndimension der Sozialwelt auseinandersetzen müssen, und zum andern muss die Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene auf die sinnstiftende Aktivität handelnder Menschen bezogen werden. Opposition meldet sich nun in Bezug auf die erste wie die zweite Komponente und schliesslich auch in Bezug auf die methodologischen Konsequenzen, welche Schütz zieht. Im Folgenden werde ich die einzelnen Streitpunkte *in Auseinandersetzung mit alternativen sozialwissenschaftlichen Paradigmen diskutieren*. Dies führt zwar zu einer etwas schlaufenförmigen Argumentation, bringt aber auch drei gewichtige Vorteile: Erstens wird jenen, die mit dem phänomenologischen Ansatz unvertraut sind, ein leichter Zugang zum Verständnis der Position Schütz' ermöglicht – was ein erklärtes Anliegen der vorliegenden Arbeit ist; zweitens gewinnen die Schütz'schen Thesen gegenüber andern wissen-

schaftstheoretischen Lagern ein klareres Profil und werden somit besser beurteilbar; drittens schliesslich kann im Fortgang der weiteren Argumentation auf die nun eingeführten zusätzlichen Theorieelemente aufgebaut werden.

Im ersten Abschnitt geht es schwerpunktmässig um die erste Komponente des Postulats, nämlich um die Relevanz der Sinnhaftigkeit der Sozialwelt. Kenneth L. Pike (1971), einer der bedeutendsten Grundlagentheoretiker der Ethnotheorie, hat in Anlehnung an die Phonetik die "etische" und die "emische" Ebene wissenschaftlicher Beobachtung unterschieden. Eine etische Untersuchung beschränkt sich auf die Analyse äusserlich beobachtbarer, physikalisch definierbarer Einheiten (z.B. menschliche Bewegungsabläufe), während eine emische Untersuchung auch die Bedeutungen miteinbezieht, welche die Handelnden (und Dritte) ihren Aktivitäten und ihrer Umwelt zuschreiben. Pike ist mit Schütz einig, dass nur die Naturwissenschaften etisch verfahren können, die Sozialwissenschaften sich aber auf der emischen Ebene ansiedeln müssen. Der *Behaviorismus* proklamiert demgegenüber – zumindest in seiner klassischen Variante – eine rein etische Analyse menschlichen Verhaltens. Damit stellt er sich pointiert gegen die Schützsche These, dass aus der Vorinterpretiertheit der Lebenswelt für die Sozialwissenschaften besondere methodologische Konsequenzen resultieren; gesinnungsmässig verbündet er sich also mit dem Wiener Kreis – mit jenem frühen Carnap, [190] an den sich Schütz' methodologische Thesen primär richteten. – Im zweiten Abschnitt geht es um die zweite Komponente des Postulats, nämlich um die Relevanz einer handlungstheoretischen Fundierung sozialwissenschaftlicher Analysen. Untersucht der Behaviorismus menschliches Verhalten, jedoch auf der etischen Ebene, so wendet sich der *Strukturalismus* immerhin an die emische Ebene, vernachlässigt aber die sinnstiftende Aktivität handelnder Menschen. In seiner linguistischen Variante kann der Strukturalismus zwar mit Husserl in Beziehung gesetzt – gar als "Husserlianismus" (Elmar Holenstein) bezeichnet – werden, im Bereich sozialwissenschaftlicher Untersuchungen wird diese Beziehung hingegen problematisch: Werden die sinnkonstituierenden Aktivitäten der Handelnden ausgeklammert, so reduziert sich die Sinnhaftigkeit der Sozialwelt auf eine statische Symbolhaftigkeit, und die strukturelle Analyse kann – will sie sich nicht der Reifikation schuldig machen – nur sozial vergegenständlichte (institutionalisierte) Sinngehalte thematisieren. – Von der Grundkonzeption her scheinen diese Defizite in Talcott Parsons' *Strukturfunktionalismus* behoben zu sein, welcher den Gegenstand des dritten Abschnitts bildet: Der Strukturfunktionalismus anerkennt nicht nur die Sinnhaftigkeit der Sozialwelt, sondern auch die Notwendigkeit einer handlungstheoretischen Begründung der Sozialwissenschaften. In dieser Beziehung konvergiert er beträchtlich mit dem Schützchen Ansatz. Schütz fasst aber die Kategorie des "subjektiven Handlungssinns" viel radikaler als Parsons: Während Parsons die "subjektiven Bewusstseinszustände" als verobjektivierbar erachtet, betont Schütz deren Partikularität, unterscheidet zwischen der Intentionalität des Handelnden und jener des wissenschaftlichen Beobachters – und damit zwischen Alltagswelt und Wissenschaftswelt – und zieht mit dem Postulat idealtypischer Modellbildung genau jene methodologische Konsequenzen, die Parsons durch eine "neuzeitliche" Wissenschaftstheorie zu überwinden trachtete.

2.1. Der Behaviorismus

2.1.1. Der klassische Behaviorismus und dessen Kritik

Der Behaviorismus ist zu Beginn dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten entstanden und hat zum einen die psychologische Forschung in Ansatz und Methode bis auf den heutigen Tag massgebend be- [191] stimmt, zum andern auch in der Soziologie einige namhafte Vertreter gefunden. Als sein Begründer wird i.a. J.B. Watson (1913) angesehen, dessen radikal-behavioristisches Programm sich nach Ludwig Pongratz folgendermassen charakterisieren lässt:

1. Gegen das 'subjektivistische Axiom' einer Bewusstseins- und Erlebnispsychologie. Gegenstand der Psychologie kann nur das beobachtbare Verhalten von Organismen sein (= objektivistisches Axiom).
2. Gegen die Eigenständigkeit des Psychischen. Psychologie als Wissenschaft verlangt eine Reduktion auf physiologische Vorgänge (= *physiologistisches Axiom*).
3. Gegen die Thematisierung und Erforschung komplexer Bewusstseinsvorgänge. Die Analyse des Verhaltens hat sich auf molekulare physiologische Teilvorgänge zu beschränken (= *molekularistisches Axiom*).
4. Für die Übertragung von Ergebnissen aus Untersuchung einfach strukturierter Organismen auf höher strukturierte Lebewesen (= *transpositionistisches Axiom*).
5. Für die Erklärung des Verhaltens aus automatischen konditionierten Kopplungen von Reizen und Reaktionen (*mechanistisches Axiom*). (Pongratz, 1967: 328 ff., zitiert nach: Mertens & Fuchs, 1978: 27 f. – Heraushebungen von mir)¹

Dieses Programm ist klar gegen die introspektive Vorgehensweise der Bewusstseinspsychologie gerichtet: Subjektive Bewusstseinszustände können mit objektiven wissenschaftlichen Methoden nicht erfasst werden; der Mensch ist daher als Black Box zu betrachten – was der Wissenschaftler beobachten kann, sind lediglich sein manifestes Verhalten sowie die externen Faktoren der jeweiligen oder früheren Handlungssituationen. Die Existenz des Bewusstseins sowie innerer mentaler Vorgänge wird i.a. zwar nicht abgestritten, doch sind sie für eine wissenschaftliche Erklärung irrelevant (Nagel, 1952): Wie im Bereich tierischen Verhaltens bildet auch im Bereich menschlichen Handelns das beobachtbare Verhalten eine ausreichende Erklärungsgrundlage – beobachtbares Verhalten kann kausal auf beobachtbare Stimuli zurückgeführt werden. Denn durch Stimuli wird der Mensch (wie das Tier) zu bestimmten Verhaltensweisen "konditioniert". Das Grundmodell dazu bildet Pawlows berühmter Hund, der (als typischer Hund) beim Anblick von Futter Speichel absonderte und schliesslich, nachdem dieser Anblick eine Zeitlang mit einem Glockenklang verbunden worden war, bereits beim Hören dieses Glockenklangs mit der Speichelabsonderung einsetzte, selbst wenn Pawlow [192] kein Futter auffuhr – auf den (nun konditionierten) Reiz erfolgte eine konditionierte Reaktion. (Pawlow, 1953) Fred Skinner – der einflussreichste zeitgenössische Behaviorist – stellte neben dieses Modell der klassischen Konditionierung jenes der operanten Konditionierung: Ein Verhalten wird durch die darauf folgenden Konsequenzen verstärkt. (Skinner, 1953; 1969) Be-

¹ Vgl. a. Watson, 1967.

stehen sie in einem positiven Reiz, so wird das Verhalten verstärkt; bestehen sie in einem negativen (aversiven) Reiz, so wird das Verhalten gehemmt; fehlt ein positiver Reiz, so wird es aufgegeben. Solches Wissen kann in strategisches Handeln umgesetzt werden: Die Darbietung eines positiven Reizes (positive Verstärkung) verstärkt ein bestimmtes Verhalten (d.h. erhöht seine Auftretenswahrscheinlichkeit) ebenso wie der Entzug eines negativen Reizes (negative Verstärkung); der Entzug eines positiven Reizes hingegen führt zur Löschung (Extinktion) des Verhaltens. Was im Einzelnen als positiver oder negativer Reiz zu gelten hat, ist im konkreten Problemkontext zu entscheiden; der Anspruch auf Generalisierung legt hingegen nahe, dass ganze Reiz-Gruppen für eine Kulturgemeinschaft oder gar universal als "positiv" bzw. "negativ" bestimmt werden können (in den Industriegesellschaften z.B. "Geld" als "positiver Leistungsanreiz"). Die instrumentalistische Konzeption der Konditionierungstheorien führte dazu, dass diese zu den bedeutendsten Theorieansätzen der gegenwärtigen Lernpsychologie wurden. (Correll, 1976)

Wissenschaftstheoretisch erhielt der behavioristische Ansatz nachhaltige Unterstützung vom Wiener Kreis. Auch nachdem Carnap seine (und Neuraths) "physikalistische These" insofern modifiziert hatte, dass wissenschaftliche Sätze neben quantitativen Begriffen auch qualitative enthalten dürfen, blieb ein Kernpostulat nach wie vor, dass die Wissenschaftssprache eine "Dingsprache", eine "Körperweltsprache" sein muss: Subjektive Aussagen entziehen sich einer intersubjektiven Überprüfung und können damit keinen wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt beanspruchen; wissenschaftliche Aussagen müssen daher aus methodologischen Gründen auf intersubjektiv Beobachtbares beschränkt werden. (vgl. Abschn. II 2.2.1.) Diese Prämisse wird von beiden Richtungen des Behaviorismus anerkannt, vom sog. "radikalen Behaviorismus" wie vom "methodologischen Behaviorismus". Der "*radikale (oder metaphysische) Behaviorismus*" Watsonscher Provenienz streitet die Existenz eines Bewusstseins (mind) und von Bewusstseinszuständen (mental states) ab [193] oder erklärt sie zumindest als für jegliche wissenschaftliche Untersuchung unzugänglich, führt alle Erfahrung auf Drüsensekretionen und Muskelbewegungen zurück und betrachtet menschliches Verhalten als praktisch ausnahmslos durch Umgebungseinflüsse determiniert. (Mahoney, 1974: 10 ff.) Der "*methodologische Behaviorismus*" (ebenfalls von Watson ausgehend) ist v.a. um die Methoden und Verfahren psychologischer Forschung besorgt und nicht um die Konstitution des Gegenstandsbereichs; er orientiert sich am Programm des logischen Positivismus und versteht sich als naturwissenschaftliche Experimentalpsychologie, deren Ziel die Schaffung empirisch abgestützter Theorien ist, welche deduktive oder probabilistische Erklärungen ermöglichen. (ibid.: 15 ff.) Skinner – in jüngerer Zeit der prominenteste Vertreter eines radikalen Behaviorismus – vertritt demgegenüber eine recht antitheoretische Position: Die Bildung von Hypothesen ist ein sinnloses Unterfangen, Erklärungen dürfen nur auf der Beobachtungsebene abgegeben werden. Mit den Vertretern des methodologischen Behaviorismus teilt er hingegen das Vertrauen, dass menschliches Verhalten auf der Basis beobachtbarer externer Faktoren kausal erklärt und prognostiziert werden kann. Der Gegenstand der Verhaltenswissenschaft unterscheidet sich prinzipiell nicht vom Gegenstand der Physik: Das Verhalten einer Person ist ein physikalisches System. (Skinner, 1971: 14)

Ob nun der behavioristische Ansatz – der radikale wie der methodologische Behaviorismus – eine adäquate Untersuchung des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs erlaubt, hängt offenbar von der Frage ab, ob es gelingt, subjektiv sinnhaftes Handeln und dessen "Ursachen" bruchlos auf eine Kausalbeziehung zwischen beobachtbaren (messbaren) physikalischen Größen zu reduzieren. *Im Folgenden* gilt es daher 1) die Schütz'schen Einwände gegenüber Carnap, 2) den Erklärungserfolg behavioristischer Forschung und 3) die Wertimplikationen des Behaviorismus zu untersuchen.

(1) *Schütz* formierte seine *Kritik an einer physikalistischen Sozialwissenschaft* ursprünglich gegenüber Rudolf Carnap (Schütz, 1974), konnte sie nach seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten aber unverändert auf den Behaviorismus übertragen (Schütz, 1970: 265 ff.) Danach erkennt der Behaviorismus die Besonderheit des sozialwissenschaftlichen Untersuchungsobjekts: Die Beobachtung menschlichen Verhaltens kann nicht auf sinnliche Beobachtung reduziert werden, sondern bedingt ein Verstehen des vorliegenden Handlungssinns; die Protokollsätze der Sozialwissenschaften haben daher eine andere Struktur als jene der Naturwissenschaften, und die Begriffsbildung hat nach anderen Kriterien zu erfolgen. Die Missachtung dieses Sachverhalts durch den Behaviorismus (und Carnap) führt zu logischen Widersprüchlichkeiten und methodologischen Aporien, die nur durch Anerkennung des Postulats der subjektiven Interpretation beseitigt werden können.

Schütz attackiert zum einen die Reduktionsthese, nämlich: psychische Phänomene liessen sich auf physische (physikalische) reduzieren, zum andern auch die These, die Existenz mentaler Phänomene sei wissenschaftlich nicht nachweisbar. Schütz' Argument, die *Reduktionsthese* verfange sich in einen Zirkelschluss, ist zweifellos richtig: Der Nachweis, dass sich psychische Phänomene auf physische (physikalische) reduzieren lassen, setzt bereits voraus, dass psychische Phänomene existieren und zu physischen (physikalischen) in eine prüfbare Beziehung gesetzt werden können. Nun kann man sich allerdings auf eine Position zurückziehen, in der man die Existenz mentaler Phänomene zugibt, sie aber aus messtechnischen Gründen in Form (quantifizierbarer) physikalischer Indikatoren zu erfassen strebt. Dann stellt sich allerdings die Frage, wie und ob überhaupt die Sinnesebene sich in physikalische Einheiten aufschlüsseln lässt. Werfen wir einen Blick auf die sich in jüngster Zeit rasant entwickelnde neurophysiologische Forschung, so zeigt sich, dass eben die Sinnhaftigkeit psychischer Phänomene die methodologische Hauptschwierigkeit darstellt, den "link" zwischen psychischen und physischen Phänomenen zu finden – die Neurophysiologie beerbt gleichsam die Sozialwissenschaften um ihre methodologische Problematik. Prüft man beispielsweise die einzelnen methodologischen Schritte der in den letzten Jahren stark popularisierten (z.B. von Edwards, 1979) Hirnhemisphären-Forschung, welche verbale, analytische, rationale, logische usw. Funktionen der linken, nonverbale, synthetische, nonrationale, intuitive usw. Funktionen der rechten Hemisphäre zuweist (bei Linkshändern z.T. umgekehrt) (Sperry et al., 1969), so entdeckt man recht fragwürdige Indikatorenbildungen und Operationalisierungen – ein Umstand, der moderne naturwissenschaftliche Hegemonialansprü-

che gegenüber den Sozial- und Geisteswissenschaften entschieden relativiert.² Wenn nun andererseits Carnap behauptet, [195] psychische Zustände seien lediglich "Begleiterscheinungen" physischer Faktoren, so erlauben verschiedene Forschungsbeispiele, diese These umzukehren. Die in der Schlafforschung festgestellten veränderten Hirnströme und "rapid eye movements" (REM-Schlaf) während "Traumphasen" gestatten beispielsweise keinerlei Rückschlüsse auf den Trauminhalt; die physischen Indizien geben höchstens Aufschluss über das *Wann*, nicht aber über das *Was* eines Traums.³ Die Diskrepanz zwischen physischem Indikator und sinnhaftem psychischem Phänomen zeigt sich auch etwa in experimentellen Versuchen, Personen mittels Adrenalininjektionen in Angst oder Wut zu versetzen (für beides gilt ein signifikant erhöhter Adrenalin Spiegel als physisches Hauptsymptom); die Versuchspersonen gerieten zwar in sichtliche Erregung, die aber mit völliger Orientierungslosigkeit einherging – die Leute wussten nicht, was sie mit ihrem Erregungszustand anfangen sollten, da dieser für sie in keinem Sinnzusammenhang stand. (Legewie & Ehlers, 1972: 164 ff.)

In logische Widersprüche verstrickt sich der Behaviorismus auch, wenn er nach Massgabe eines streng logischen Positivismus die *Existenz von mentalen Phänomenen* z.B. von Denkakten, für unbeweisbar sowie für wissenschaftlich irrelevant erklärt, diese aber zur Ausübung seines eigenen Programms notwendigerweise voraussetzt. Zieht man in Betracht, dass wissenschaftliche Forschung eine kognitive Tätigkeit *par excellence* ist, so erweist sich ein auf physikalische Faktoren sich beschränkender Ansatz als denkbar ungeeignet, das Verhalten des Wissenschaftlers selber in den Blick zu bekommen und erklären zu können; die Existenz und der Vollzug von Denkakten sind für jeden Behavioristen eine lebensweltliche Selbstverständlichkeit, die er höchstens in Bezug auf seine Versuchspersonen suspendieren kann. Diese Doppelbödigkeit von lebensweltlicher Orientierung und wissenschaftsparadigmatischen Prämissen bricht immer wieder durch, und sämtliche Versuche, sich der lebensweltlichen Grundlage jedes formalisierten Vorgehens [196] zu entledigen, sind gescheitert. Carnap ist es nicht gelungen, die dem Postulat der Einheitswissenschaft angemessene Einheitssprache der Wissenschaft zu begründen und sämtliche Realbegriffe auf einige Grundbegriffe zurückzuführen. Ebenso verliert sich Percy Bridgmans (1927) Operationalismus – die Forderung, sämtliche wissenschaftliche Konzepte sorgfältig zu operationalisieren – aufgrund der Reflexivität der Alltagssprache in einem infiniten Regress. So glaubt heute niemand mehr, dass wissenschaftliche Theorien auf der Basis von "reinen Wahrnehmungssätzen", den sog. "Protokollsätzen" (des Wiener Kreises), induktiv begründet werden können. Popper (1969: 60 ff.) hat schon früh (1935) darauf hingewiesen, dass jede Wahrnehmung/Beobachtung theoriegeleitet ist und wir wegen der unvermeidlichen Implikationen sprachlicher Begriffe lediglich konsensuale "Basissätze" – d.h. mit Randbedingungen versehene Singularsätze, wel-

² In der Tat ist wahrscheinlich, dass sich auch in der Neurophysiologie (wie in den Sozialwissenschaften) umso mehr Theorien nebeneinander halten werden, je mehr sie sich mit sinnhaften (psychischen) Phänomenen beschäftigen. Bereits gibt es Neurophysiologen, welche die Theorie der Hirnhemisphären-Funktionen verwerfen (NEWSWEEK, 7.2.83: 39).

³ Zudem muss sich die Feststellung einer Korrelation von Hirnströmen einer bestimmten Frequenz bzw. schnellen Augenbewegungen mit Traumphasen auf den Bericht der geweckten Person verlassen.

che intersubjektiv anerkannt werden – zur Grundlage wissenschaftlicher Theorieüberprüfung machen können.⁴

Die *entscheidende Streitfrage* ist nun aber, *ob die Basissätze der Sozialwissenschaften tatsächlich – wie Schütz und Kaufmann nahelegen – einen anderen Charakter tragen als jene der Naturwissenschaften*. Die Positivisten seit Comte und Mill (und inklusive Popper und Albert) betrachten die Schwierigkeiten sozialwissenschaftlicher Erklärung als Folge des hohen Komplexitätsgrades menschlichen Verhaltens; danach unterscheiden sich die wissenschaftstheoretischen Probleme des Sozialwissenschaftlers in keiner Weise von jenen des Naturwissenschaftlers, wenn sich dieser ebenfalls einem komplexen Untersuchungsobjekt gegenüber sieht. Schütz dagegen betont die besondere Relevanz der Sinndimension der Sozialwelt, welche ein Verstehen des Gegenstandes (des Sinns [197] der Handlungen) erfordert. Die Richtigkeit dieses Arguments ist leicht einzusehen, sobald man sich die lebensweltlichen Implikationen der eigenen Sichtweise bewusst macht. Wir nehmen die Naturobjekte wie die Sozialobjekte mittels unserer lebensweltlichen Typen wahr. Typen, die sich auf Naturobjekte beziehen, sind dabei universal anwendbar: Ein Stein bleibt immer ein Stein, in welchem geographischen Raum oder auf welchem Gestirn ich ihn auch antreffe; zudem erzählt er niemals eine Geschichte, aus welchen Gründen er sich z.B. anno dazumal vom Gletscher ins Tal hat tragen lassen. Eine Naturwissenschaft mag daher ihren Gegenstand zwar je nach Kultursprache ganz unterschiedlich konzeptualisieren, wie Whorf (1963) postuliert, in keinem Fall muss sie aber auf die Selbstdefinition dieser Naturobjekte Rücksicht nehmen. Demgegenüber kann in den Sozialwissenschaften der Sinn, den die Handelnden selbst ihren Handlungen zumessen, nicht ungestraft ignoriert werden. Ein Bewohner vom Mars – eine in der Soziologie beliebte Metapher – würde aufgrund rein äußerlicher Beobachtungen auf der Erde nur einen Bruchteil des sozialen Lebens erfassen können, genauso wie ein Behaviorist, der ohne entsprechende Sprachkenntnisse das Verhalten von Leuten einer ihm fremden Kultur studiert. In der Praxis stützt sich denn auch der Behaviorist – ohne dies wissenschaftstheoretisch anzuerkennen – auf eine ganze Menge kulturellen Alltagswissens⁵. Das eigentliche Problem in methodologischer Hinsicht liegt nun aber darin, dass Sinngehalte situativ, kulturell und historisch variieren; die Konzeptualisierung sinnhafter Handlungen bedingt daher einen *hermeneutischen Akt*, der den Sozial-

⁴ Ob konsensuale Basissätze letzte Grundlage wissenschaftlicher Theorien bilden oder ob sie auf die Bedingungen ihrer intersubjektiven Anerkennung hin hinterfragt werden können, bleibt allerdings strittig. Im Deutschen Positivismusstreit tritt Adorno (1972 a,b,e.) vehement dafür ein, über solch unmittelbare Erfahrung hinauszudenken, und Habermas will die Basissätze auf ihre lebensweltlich eingespielten, unproblematischen Überzeugungen hermeneutisch reflektieren (Habermas, 1972, a+b); Popper (1972) und Albert (1972 a,b) dagegen, als Vertreter des "positivistischen" Lagers, halten solche Reflexionen zwar für philosophisch interessant, andererseits aber für empirisch unprüfbar und daher unwissenschaftlich.

⁵ Lawrence Wieder (1979a,b,c; 1980) führte beispielsweise eingehende Untersuchungen durch über die Art, wie behavioristische Forscher lebensweltlich mit ihren Versuchsschimpansen umgehen: Sie schreiben ihnen Launen, Motive, Neigungen und Abneigungen zu, insbesondere auch die Fähigkeit, diese Dinge in Rechnung zu stellen, wenn sie ihr Verhalten an die Situation und den Forscher anpassen – Elemente lebensweltlicher Intersubjektivität, die, obwohl in der Forschungspraxis dauernd als Basis der Handlungsorientierung verwendet, im behavioristischen Bezugsrahmen nicht erfassbar sind.

wissenschaften eigentümlich ist. Was zum Beispiel als "aggressives Verhalten" gelten soll, kann nicht anhand eines extensionalen Kriteriums einer empiristischen Sprache definiert und mittels messtheoretisch abgestützter, standardisierter Verfahren erhoben werden, sondern muss in einem Interpretationsakt entschieden werden, welcher das entsprechende Verhalten in seinem Kontext deutet⁶. Selbst in einer direkten Stimulus-Response-Beziehung, z.B. dem Verabreichen eines Psychopharmakons und dem darauf folgenden Effekt, beruht die Beobachtung des Verhaltens auf einem Deutungsakt (was ist z.B. [vermindertes] "depressives Verhalten"?). Das Verstehensproblem verkompliziert sich dementsprechend, wenn wir Handlungen nehmen, deren Sinn auf subjektiven Entwürfen des Handelnden beruht. Behaviorist oder nicht – Interpretationen muss mithin jeder Sozialwissenschaftler vornehmen; die positivistische Wissenschaftstheorie kann sie nur ignorieren, indem sie das hermeneutische Moment als technisches Problem auf die Messebene abschiebt (und dort verbirgt).

(2) Wenn diese Überlegungen zutreffen, müssen sich *forschungspragmatische Konsequenzen* nachweisen lassen. In der Tat zeigt die empirische Forschungspraxis, dass die *behavioristischen Experimente*, welche den Stolz des Behaviorismus begründen, keineswegs unproblematisch sind. Im positivistischen Selbstverständnis können experimentelle Ergebnisse dann als "objektiv" angesehen werden, "wenn sie zum einen ausschließlich aufgrund der Variation der unabhängigen Variablen und nicht aufgrund unkontrollierter Störbedingungen zustande gekommen sind (= interne Validität), und wenn zum anderen die operationalisierten Bedingungsbeziehungen auf die Realität generalisierbar sind (= externe Validität) (vgl. Campbell & Stanley, 1966; Kruglanski & Kroy, 1976)." (Mertens & Fuchs, 1978: 158) Die konkreten Befunde genügen diesen Kriterien i.d.R. nicht. Um unkontrollierte Störfaktoren auszuschalten und dadurch die interne Validität zu erhöhen, wurden zum einen Laboratoriumsexperimente und zum anderen die Untersuchung einfachster Verhaltenselemente bevorzugt; dadurch wurde eine "Schwemme von Belanglosigkeiten und Trivialitäten" (Holzkamp, 1972) produziert und die externe Validität sehr beeinträchtigt, da solche Resultate nicht einfach in die komplexe Alltagswelt übertragen werden können. Doch auch die interne Validität blieb meist zweifelhaft, da aus der Ausserachtlassung der kognitiven Handlungsorientierung ernsthafte Verzerrungen resultierten. Die Kognition hat Auswirkungen auf der Seite [199] der Versuchspersonen wie auf der Seite des Versuchsleiters. Rosenthal (1966, 1967) zeigte, dass die positivistische Subjekt-Objekt-Trennung im Experiment nicht gewährleistet ist: Der Versuchsleiter wirkt durch seine Person und die Art der situativen Interaktion ("experimenter effects") sowie durch seine Erwartungen ("expectancy effects") auf die Versuchspersonen ein und beeinflusst deren Verhalten. Konsequenzen auf die Resultate des Experiments hat aber auch die Handlungsorientierung der Versuchspersonen; diese sind sich ja über die experimentelle Situation im Klaren und orientieren ihr Handeln daran. Einfluss kann zum einen ihre spezifische Motivation zur Teilnahme am Experiment haben, zum Beispiel, ob sie sich aus Interesse (z.B. an Psychologie) oder wegen externer Anreize (z.B. Honorar) einfanden. (Rosnow et al., 1969) Verzerrungen kön-

⁶ Das objektiv gleiche Verhalten kann von den Beteiligten je nach Kontext hier als "aggressiv", dort als "nicht-aggressiv" beurteilt werden (vgl. z.B. die Unterschiede in körperlicher Expressivität und Jargon zwischen Ober- und Unterschicht oder zwischen dem englischen und dem italienischen Kulturbereich).

nen aber auch daraus resultieren, dass die Versuchspersonen – wissend, dass sie über das wahre Ziel des Experiments getäuscht werden – oft versuchen, der eigentlichen Forschungshypothese unter Verwendung aller möglichen Informationen (Gerüchte über die Forschungsarbeit, das experimentelle Design, die Person des Versuchsleiters etc.) auf den Grund zu kommen. (Orne, 1962) Problematisch wird dies insbesondere, wenn einzelne danach trachten, die Hypothesenkonfirmierung zu sabotieren. (Argyris, 1968; Cook et al., 1970) Gerade die kognitive Komponente, welche vom behavioristischen Blackbox-Modell ausgeklammert und als zur Verhaltensklärung irrelevant erklärt wurde, spielt der experimentellen Forschung also Streiche. Aus den Ergebnissen der Artefaktforschung, welche die angeführten Fehlerquellen in systematischer Weise untersucht, kann man aber verschiedene Konsequenzen ziehen: Die einen verwenden die Untersuchungsergebnisse, um die Experimente zu perfektionieren, die andern fordern ein alternatives Paradigma.

Die Apologeten alternativer Paradigmata wenden ein, dass die Black-Box-Konzeption nicht nur zu mangelhafter Validität experimenteller Befunde führt, sondern dass sie zur Erklärung komplexeren Humanverhaltens überhaupt nicht ausreicht. Ein Paradebeispiel dafür bildet das *Sprachverhalten*. Charles W. Morris (1946) entwickelte, gestützt auf den Pragmatismus und den Logischen Positivismus, eine behavioristische Theorie der Sprache. Verbalverhalten kann danach auf stimulierte Verhalten zurückgeführt werden: Ein Organismus reagiert je nach seiner Bedürfnisdisposition auf ein Zeichen und setzt ein be- [200] stimmtes, nach einem Schema verlaufendes Verhalten in Gang. Eine solch mechanische Konzeption des zeicheninterpretierenden Akts stützt sich auf die Annahme situationsunabhängiger, gleich bleibender Zeichenbedeutungen. Gerade die Vernachlässigung der subjektiven und der okkasionellen Komponente jedes Zeichensinns, welche Husserl und Schütz so klar gesehen haben, ist der Grund für die empirische Unhaltbarkeit der Theorie Morris'. Auf Schwierigkeiten stösst aber auch Skinners Versuch, menschliches Sprachverhalten lerntheoretisch zu begründen. (Skinner, 1957) Chomsky (1964) hält ihm entgegen, dass die behavioristischen Begriffe, wie Reiz und Reaktion, Belohnung und Strafe, Verstärkung und Extinktion, auf der Ebene des Verbalverhaltens ihre operationelle Eindeutigkeit einbüßen und verschiedenste empirische Fakten nicht zureichend erklären können: Menschen verstehen und produzieren z.B. neue Sätze, die sie noch nie zuvor gehört haben und die daher nicht durch "Generalisierung" erklärt werden können; sie können auch Ambiguitäten erzeugen und erfassen, erkennen reflexiven, metaphorischen oder ironischen Sprachgebrauch, selbst wenn die Situation neuartig ist. Sprachverhalten kann, so Chomsky, nicht auf konditioniertes Verhalten reduziert werden, sondern bedingt einen kognitiven Ansatz, welcher der inhärenten Komplexität gerecht wird, die interpretative Leistung des Sprechers bzw. Hörers berücksichtigt und auf tieferer Ebene nach Strukturen – der generativen Syntax – sucht. (Chomsky, 1978) Da in der Skinner-Chomsky-Kontroverse verschiedene Paradigmen aufeinanderprallen, müsste nun genauer auseinander gehalten werden, was auf die unterschiedliche Perspektive zurückzuführen ist und was empirische Erklärungsprobleme betrifft;⁷ die bisherigen Schwierigkeiten in der behavioristischen For-

⁷ Der Gegensatz Chomskys zu Skinner wird insbesondere darin deutlich, dass Skinner das Sprachverhalten lerntheoretisch begreift, Chomsky aber die sprachlichen Grundstrukturen

schungspraxis (besonders auch in Bezug auf die Erklärung von Sprachverhalten) zeigen aber zumindest, dass die kognitive Aktivität für die Erklärung menschlichen Verhaltens nicht ausgeblendet werden darf. [201]

(3) Mehr noch als die problematische Erklärungskraft dürfte das behavioristische *Menschenbild* Anlass zum Streit gegeben haben; dieses ist m.E. der ausschlaggebende Grund für die Vehemenz und Polemik der geführten Debatten. Thematisch sehe ich v.a. drei Argumentationslinien: erstens die Verteidigung der menschlichen Würde, insbesondere der kognitiven Fähigkeit und der Handlungsautonomie des Menschen, gegenüber dem Black-Box-Modell; zweitens der Einwand, dass die behavioristische Forschungsstrategie Manipulationswissen produziere, das der Verwaltung und Beherrschung des Menschen statt seiner Befreiung diene; und drittens die ethischen Bedenken, dass die Erfolgsmessung an Kriterien erfolgreicher Verhaltenssteuerung fragwürdig und gefährlich ist, weil sie die Komplexität des Untersuchungsobjekts auf eine einzige Dimension reduziert und andere Aspekte, welche für das Menschsein ebenso zentral sind, einfach übergeht.

a) Der *Vorwurf, der Behaviorismus dehumanisiere den Menschen*, indem er dessen gesamtes Verhalten als mechanistische Reaktionen auf Umweltreize begreift, kommt aus den unterschiedlichsten Lagern. Der Behaviorismus handelt von einem Menschentypus, dem jede kognitive Fähigkeit abgesprochen wird und der daher seine Geburt kaum lange überlebt hätte; der, zusammen mit seinen Zeitgenossen, eine Gesellschaft innert kürzester Zeit zum Untergang bringen würde. (Holzkamp, 1977: 83) Komplexe Sozialbeziehungen, wie die Liebe zwischen Romeo und Julia, werden auf dieselben Begriffe reduziert wie das Verhalten einer mittels eingepflanzter Elektrode sexuell stimulierten Ratte, welche einem Artgenossen nachjagt. Der Mensch wird zu einer Maschine degradiert, ohne Handlungsautonomie, ohne Willensfreiheit. (Koestler, 1967) In der Tat schliesst Skinner sein Buch "Beyond Freedom and Dignity" mit der Feststellung: "It is the autonomous man who is abolished" (Skinner, 1971: 215), doch sieht er darin gerade einen Fortschritt: „that is a step forward“ (i-bid.). Skinner gibt zu, dass einige behavioristische Experimentalanalysen übervereinfacht gewesen seien, "the really great oversimplification" schreibt er aber jenen zu, die sich dauernd auf Bewusstseinszustände, Gefühle und andere Aspekte menschlicher Autonomie berufen. (Skinner, 1971: 160) Baldwin & Baldwin (1978: 345, Fn.16) unterstützen diesen Standpunkt mit dem Argument, dass auch Peter L. Berger – Vertreter einer "humanistischen Soziologie" und Schüler von Schütz – sich zum Kausalprinzip bekennt; auch [202] Berger (1963: 123) zufolge setzt die sozialwissenschaftliche Methode a priori, dass die menschliche Welt ein geschlossenes System sei, und schliesst Freiheit als eine spezielle Art von Ursache aus. (Berger [1963: 142 ff.] begreift Freiheit nicht als Gegensatz zur Kausalität, sondern verortet sie in einer andern Dimension, welche z.B. mittels Konzepten der existentialistischen Philosophie verdeutlicht werden kann.) Das Ärgerliche an Skinner ist hingegen keineswegs, dass er

als genetische betrachtet. (Chomsky, 1978 u.a.) Chomskys eigenes Modell geriet seinerseits unter vehemente Kritik einer ganzen Reihe nicht-behavioristischer Wissenschaftler; seine Kritik an Skinner wurde zu einem Standardargument im Schulen-Streit und wurde üblicherweise zum Legitimationsstück all jener, welche eine nicht-behavioristische Position innehalteten – eine behavioristische Antwort an Chomsky andererseits (MacCorquodale, 1970) wurde nur von Behavioristen beachtet.

nach Ursachen menschlichen Verhaltens forscht, sondern dass er den positivistischen Grundsatz missachtet, seine Aussagen an empirisch erhärtete Ergebnisse zu binden. Seine Spekulationen schiessen meilenweit über diese hinaus – insbesondere mit dem Argument, der Entwicklungsstand der Verhaltensforschung entspreche den Anfängen von Chemie und Physik (Skinner, 1971: 139) – und geraten zu reiner (und schlechter) Metaphysik; Skinner schafft den autonomen Menschen nicht durch gesichertes Wissen von Verhaltensursachen ab, sondern durch Dekret. Bemerkenswert ist auch die Funktion, welche dem allenfalls vorhandenen wissenschaftlich erprobten Wissen zugewiesen wird. Nach Berger (1963: 164 ff.) kann der Mensch soziologisches Kausalwissen dazu verwenden, vom nun durchschauten Netz, in dem er selber eingesponnen ist, einen Schritt zurückzutreten und das erworbene Wissen als Grundlage künftiger Handlungsorientierung zu nehmen. Das Verhalten des behavioristischen Menschentypus dagegen ist als Funktion seiner Umweltbedingungen definiert (Skinner, 1971: 150); die Verwendung wissenschaftlichen Wissens ist daher a priori auf die Kontrolle anderer gerichtet, als Beeinflussung ihres Verhaltens durch Veränderung ihrer umweltlichen Bedingungen.

b) Die konzeptuelle Verbindung des behavioristischen Erklärungsprinzips mit Verhaltenskontrolle läuft nun geradewegs in die Fänge der *Kritik der instrumentellen Vernunft*, welche die Frankfurter Schule dem Positivismus allgemein entgegeng gehalten hat: der Verdacht, dass sich positivistisches Wissen im gesellschaftlichen Kontext mit technischem Interesse koppelt. (Habermas, 1968b) Technisches Interesse heisst: Interesse an technologischer Verwendung dieses Wissens, Interesse an Manipulation und Verfügungsgewalt über Menschen. Der Behaviorismus bildet das Paradeparadigma einer Wissenschaftskonzeption, welche Manipulationswissen produziert. Man kann nun zwar einwenden, technisch verwertbares Wissen könne im positiven wie im negativen [203] Sinn verwendet werden, zur schöpferischen Entfaltung der Kinder in Schul- und Heimerziehung wie zu ihrer schamlosen Unterdrückung und Disziplinierung, oder zur Motivierung der Leute zum Abfallrecycling wie zur raffinierten Ausbeutung der Arbeitskräfte. Die Stossrichtung der Kritik richtet sich jedoch gerade gegen die Schaffung solch wertneutralen Wissens und gegen die Entledigung des Wissenschaftlers von seiner moralischen Verantwortung: Begreift man den wissenschaftlichen Forschungsprozess selbst als Teil eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, wie es das Ziel der Dialektik ist (Habermas, 1972: 191), so zeigt sich, dass der Mensch mit zunehmender Modernisierung der Gesellschaft – in den kapitalistischen wie in den kommunistischen Ländern – immer mehr verwaltet wird (Horkheimer, 1970), dass die Verwaltungsinstitutionen über die wissenschaftliche Produktion Kontrolle ausüben (z.B. auf dem Weg der Finanzierung) wie auch – infolge ihrer internen Ausdifferenzierung (Expertokratie) – bevorzugten Zugang zu deren Resultaten haben, und dass dieses Wissen im Laufe der Geschichte mehr zum Übel als zum Wohl des Menschen verwendet worden ist. (Horkheimer & Adorno, 1969) Eine Alternative sieht die Kritische Theorie darin, nach dem Modell psychoanalytischer Aufklärung eine emanzipatorische Sozialwissenschaft zu konzipieren, welche die gesellschaftlichen Mechanismen der Unterdrückung blosslegt und Wege zur Abschaffung derselben aufzeigt. (Habermas, 1968a)

c) Selbst wenn man den gesellschaftlichen Verwertungszusammenhang technischen Wissens ausblendet und nur die individuelle bzw. die Mikroebene betrachtet, so bleibt der praktischen Anwendung der behavioristischen Konzeption eine ethische Dimension inhärent. Dies zeigt sich anschaulich in der Verhaltenstherapie, welche von den Behavioristen gerne als Erfolgsausweis angeführt wird. Gerade hier erweist sich aber die Konzentration auf einfache Therapiemuster oft als Bumerang. So sind bei der "Heilung" von Angstneurosen, z.B. Angst vor Mäusen oder Schlangen, oft Nebeneffekte, wie Tumore und Geschwüre, aufgetreten, und die "Heilung" von Trink- oder Rauchsucht gleicht oft eher einer Aversionsneurose als einer Befreiung von diesen Leidenschaften. Eine Definition von "Heilung" im Sinne einer Änderung unerwünschten Verhaltens greift also erheblich zu kurz. Eine an manipulativer Verhaltensformung interessierte Strategie neigt aber offenbar dazu, die Komplexität menschlicher Verhaltenszusammenhänge auf ein- [204] fache handlungsleitende Prinzipien zu reduzieren. O. Ivar Lovaas (1966) – und in seinem Gefolge eine ganze Reihe behavioristischer Therapeuten – hat beispielsweise nicht gezögert, das Verhalten autistischer Kinder mit aversiven Reizen zu ändern, als sie auf positive nicht reagierten; die Kinder wurden einfach jedesmal negativen Reizen ausgesetzt (vermutlich geschlagen), wenn sie den Blick vom Therapeuten abwandten, wodurch ihr autistisches Verhalten "erfolgreich" geändert werden konnte. Es erstaunt kaum, dass eine Wissenschaftskonzeption, welche das menschliche Verhalten als Funktion der Umweltbedingungen definiert, auch "Heilung", "Normalität" und "Therapieerfolg" nach Kriterien sozialer Funktionsfähigkeit bestimmt und die innerseelischen Effekte – das subjektive Erleben des Objekts – vernachlässigt.

Überblicken wir die aufgezeigten Schwächen des Behaviorismus, so fällt auf, dass Schütz sich nicht über die Konsequenzen der behavioristischen Konzeption ausliess, sondern sich auf eine immanente methodologische Kritik beschränkte. In der Elimination der kognitiven Dimension aus dem behavioristischen Bezugsrahmen sah er nicht primär die Würde des Menschen gefährdet, sondern erkannte darin ein methodologisches Selbstmissverständnis, dessen forschungspragmatische Folgen nicht ausbleiben können. Die Existenz von Bewusstseinsphänomenen ist ein in unmittelbarer Anschauung in apodiktischer Gewissheit gegebenes Faktum, dessen Negation logisch unhaltbar ist und das nachweislich auch einen integralen und unabdingbaren Bestandteil der lebensweltlich-pragmatischen Handlungsorientierung (auch des Behavioristen) bildet. Die Sozialwelt ist lebensweltlich vorinterpretiert, und jeder Versuch, die vorgegebene Sinndimension in einer etischen Analyse zu überspringen, ist zum Scheitern verurteilt – immer kommt sie durch die Hintertür wieder herein. Ein Blick auf die behavioristische empirische Forschungspraxis bestätigt die Schützschen Thesen. Die Konstitution des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsberichts auferlegt den Sozialwissenschaften einen ihnen eigentümlichen hermeneutischen Zugang – mit entsprechenden methodologischen Implikationen. Schütz' Postulat der subjektiven Interpretation gründet also letztlich doch auf einem bestimmten Menschenbild, indem er fordert, die wissenschaftliche Methode müsse sich ihrem Gegenstand anpassen. Damit rettet er auch implizit jene Dimensionen, an deren Rettung den Kritikern des behavioristischen Menschenbilds gelegen ist. Einzig die Kritik der Frankfurter Schule [205] scheint etwas abseits zu stehen, hat Schütz sich doch konsequent an Max Webers Wertfreiheitspostulat gehalten. Dazu ist folgendes an-

zumerken: Erstens lässt sich die Beziehung zwischen dem wissenschaftlichen Forschungsprozess bzw. veröffentlichten wissenschaftlichen Forschungsergebnissen und den verschiedenen lebensweltlichen Relevanzsystemen auch in der Schütz'schen Perspektive thematisieren – obwohl er dies im Einzelnen nicht getan hat. Zweitens bilden die wertfreien sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse in Schütz' Sicht kein Manipulationswissen, sondern Interpretationsschemen zur Auslegung der sozialen Realität, und zwar zur Fremd- wie Selbstausslegung. Schütz scheint keine Angst vor technisch verwertbaren sozialen Kausalzusammenhängen gehabt zu haben, weil diese stets nur idealtypischer Natur sein können – d.h. sie bestehen in typisierten Handlungen und typisierten Motiven, die der lebensweltlich Handelnde stets in Form von typentranszendtem Handeln unterlaufen kann.

2.1.2. Der moderne Behaviorismus und die Methode des Verstehens

Der Behaviorismus hat sich seit dem radikal "antimentalistischen" Programm Watsons sowie des Wiener Kreises, an dem Schütz seine Kritik entwickelte, deutlich ausdifferenziert, und es wäre nun unfair, die Diskussion abzuschließen, ohne die neuesten Entwicklungstendenzen zu berücksichtigen. In den letzten 10-15 Jahren hat zumindest ein Teil der behavioristischen Schulen *einige entscheidende Revisionen* orthodoxer Dogmata vorgenommen, welche dem Schütz'schen Postulat der subjektiven Interpretation teilweise entgegenkommen. Insgesamt stechen drei Entwicklungen hervor: 1) die Anerkennung der kognitiven Dimension, 2) die Abkehr vom Logischen Positivismus und 3) die integrierte Betrachtung von Mikro- und Makroebene sozialen Verhaltens.⁸ Im vorliegenden Diskussionszusammenhang interessieren v.a. die ersten beiden Punkte. [206]

(1) Die *Anerkennung der kognitiven Dimension* bedeutet eine Absage an Watsons Grundsatz, die subjektive Erfahrung als Erkenntnisgegenstand auszuschließen: "Modern Behaviorism rejects Watson's view that cognitive events cannot and should not be studied." (Baldwin, 1981: 412) Selbst der Hauptapologet des Black-Box-Modells, Skinner, vollzog diese Revision mit und erklärte, dass die Vernachlässigung von "Bewusstseinsstatsachen" (facts of consciousness) eine unkluge Strategie sei. (Skinner, 1969: 227-228) "Thinking is behaving", und der Einbezug des Denkens "is simply more behavior to be explained." (Skinner, 1974: 104) In der gleichen Weise wie das übrige Verhalten sollen denn auch kognitive Vorgänge analysiert werden: als Produkte von verstärkenden externen Stimuli. Denn das menschliche Bewusstsein ist ein Produkt der Gesellschaft, d.h. konstituiert sich in sozialen Interaktionen, wie

⁸ Mit Ausnahme der soziologischen Arbeiten von Homans (1974) und Blau (1964) war der Behaviorismus seit jeher eine psychologistische Konzeption, d.h. menschliche Verhaltensweisen wurden auf individuelle Verhaltensgesetze zurückgeführt, und gesamtgesellschaftliche Aspekte blieben ausgeblendet. Nun mehr durch, dass soziales Verhalten nicht isoliert von seiner gesamtgesellschaftlichen Verknüpfung betrachtet werden darf (Staats, 1975); andererseits wird aber nach wie vor deutlich von den soziologischen Makroanalysen Abstand genommen, in welchen keine Menschen mehr als Handlungsträger fungieren. (Homans, 1974) Die konkreten Forschungsbemühungen in diese Richtung stecken aber völlig in den Anfängen; inzwischen werden gerne Anleihen bei den materialistischen Anthropologen (z.B. M. Harris, 1979) gemacht.

schon Mead (1934) gezeigt hat.⁹ Um subjektive Phänomene, wie Gedanken, Selbstbild oder Selbstkontrolle zu untersuchen, muss die Datenbasis verbreitert werden und auch subjektive Berichte einschliessen. Dieser Schritt wurde durch die Entwicklung der Verhaltenstherapie, welche sich streng an behavioristische Prinzipien hält (vgl. Bandura, 1969), erheblich begünstigt: Subjektive Aussagen erwiesen sich dort als in vielerlei Hinsicht verlässliche Grundlage für therapeutische Handlungsentscheidungen. Die entscheidende Frage ist nun, ob und inwieweit den kognitiven Aktivitäten eine eigenständige verhaltensleitende Kraft zuerkannt wird. Michael J. Mahoney betrachtet den Einschluss der kognitiven Dimension für die Verhaltensklärung als unumgänglich, hat doch die empirische Erfahrung gezeigt, dass mit [207] dem Reiz-Reaktions-Modell der Blackbox ein beträchtlicher Teil der Verhaltensvariabilität weder erklärt noch vorausgesagt werden kann. Mahoney (1974: 35 ff.) weist darauf hin, dass in der Wirklichkeit direkte Stimulus-Response-Beziehungen selten vorkommen, dass auf denselben Reiz oder zwei identische Reize oft verschiedene Reaktionen erfolgen sowie Verhaltensmuster häufig ohne beobachtbaren Reiz auftreten, und demonstriert anhand fünf verschiedener Forschungsbereiche das empirische Versagen des Black-Box-Modells. Ein adäquates Erklärungsmodell muss den Einfluss kognitiver Tätigkeiten auf manifestes Verhalten in Form von intervenierenden Variablen berücksichtigen, welche Reiz und Reaktion miteinander vermitteln. Solche "mediationale Modelle" haben sich in der Lerntheorie bereits stark gemacht. (Bandura, 1971; Mischel, 1973; Mahoney, 1974) Falls hingegen Skinners These stimmte, dass diese intervenierenden Variablen ihrerseits aus vergangener Konditionierung zu erklären sind, könnte man sie zur Verhaltensklärung wiederum ausschalten. Nicht alle teilen jedoch diese Ansicht. Der moderne Behaviorismus erklärt menschliches Verhalten durch klassische und operante Konditionierung, anerkennt aber auch den Bereich regelgeleiteten (bewussten) Verhaltens (= Verhaltensorientierung, welche nicht durch direkte leibliche Erfahrung, sondern anhand erlernter Regeln erfolgt); doch der Grossteil des Verhaltens (z.B. 90%) kann durch Konditionierung erklärt werden, nur eine Minderheit ist kognitiv gesteuert. (Baldwin & Baldwin, 1981) Die Positionen in Bezug auf den Anteil und die Relevanz kognitiver Aktivitäten für menschliches Verhalten sind allerdings von Autor zu Autor verschieden. Die Grenzen zu kognitiven Theorien (z.B. Festinger, 1957) werden z.B. fliessend, wenn Albert Bandura (1974) dem Menschen partielle Wahlmöglichkeiten zugesteht (was Skinner ablehnt). Prinzipiell besteht der Hauptunterschied jedoch darin, dass die Behavioristen menschliches Verhalten primär aus externen Faktoren erklären, die Vertreter kognitiver Theorien aber primär aus kognitiven; die Behavioristen setzen kognitive Aktivität mit bewusster Aufmerksamkeit gleich und sind der Meinung, dass sie nur für einen kleinen Teil des Verhaltensspektrums eine Rolle spielt (weil der überwiegende Teil unbewusst ausgeführt wird), während die Vertreter kognitiver Theorien sich auf den Standpunkt

⁹ Der "Moderne Behaviorismus" betrachtet sich mit den zentralen Positionen Meads als weitgehend kompatibel. (Baldwin, 1981) Die Bedeutsamkeit dieses Gesinnungswandels lässt sich etwa daraus ablesen, zu welcher Behutsamkeit in seiner Argumentationsweise sich Rose (1962) seinerzeit genötigt sah, als er den Behavioristen nahe legte, neben der Erklärung sozialen Verhaltens durch Konditionierung auch die Relevanz der symbolischen (i.w.S. sprachlichen) Dimension der Sozialwelt und die entsprechenden Untersuchungen Meads (1934) zu berücksichtigen.

stellen, dass auch externe Faktoren nur aufgrund ihrer kognitiven Erfassung überhaupt verhaltensrelevant werden können.¹⁰ [208]

(2) Wissenschaftstheoretisch bedeutet das Anerkennen der kognitiven Dimension eine *Abkehr vom Logischen Positivismus*. Der moderne Behaviorismus ist "well aware of the problem inherent in logical positivism and operationism; and during the past decade there has been significant progress toward a more comprehensive behavioral philosophy and empirical epistemology that incorporates private experience, feelings, choice, self-control and values within the domain of issues studied." (Baldwin & Baldwin, 1978: 335) Baldwin & Baldwin (1978) skizzieren denn auch eine neuartige behavioristische Stellungnahme zur Verstehen/Erklären-Kontroverse. Nach dieser Ansicht kann gültiges Wissen sowohl durch Verstehen wie durch Erklären gewonnen werden. Die polarisierende Gegenüberstellung dieser beiden Methoden ist ein Holzweg, denn zum einen ist wissenschaftliche Forschung nicht einfach ein regelgeleitetes Unternehmen, sondern beruht auch wesentlich auf (verstehender) Intuition, und zum andern beinhaltet auch das Alltagswissen (erklärende) Regeln, Gleichungen und wissenschaftliche Gesetze; plädiert wird daher für eine synthetische Fassung. Im sozialen Kontakt verlassen sich Laien wie Wissenschaftler mit Erfolg auf die Methode des Verstehens. Offenbar verleiht uns das Menschsein gewisse Einblicke in das Innere anderer Menschen, Einblicke, die wir in Bezug auf andere Lebewesen und Naturobjekte nicht haben. Diesen Einblick kriegen wir durch "Empathie". "Verstehen", definiert als "understanding of each other's feelings, meanings and intentions" (Baldwin & Baldwin, 1978: 342), bildet innerhalb der Empathie eine Unterart, da es sich im Sinne Webers nur auf sinnhaftes Handeln beziehen soll, welches seinerseits nur eine Untergruppe der Gesamtheit von Verhaltensweisen darstellt. Der moderne Behaviorismus beansprucht gar, eine empirisch gestützte *Theorie des Verstehens* liefern zu können, welche die Validitätsbedingungen für die Anwendung der Verstehenden Methode aufweist. Ausgangspunkt ist die gebrochene Intersubjektivität: "Empathetic information is never perfect, since no two humans have identical genetic, nutritional and learning backgrounds, and hence are biologically and psychologically unique." (Baldwin & Baldwin, 1978: 341) Kein Verstehen ist [209] daher perfekt. Die Webersche These aber, dass ein Verstehen umso zutreffender erfolgen kann, je mehr die betreffenden Personen einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund teilen (vgl. Kap. I 2.1.), ist mit der behavioristischen Position völlig kompatibel: "Two people who have shared similar contingencies of reinforcement will be conditioned to have similar feelings, thoughts, intentions, meanings and so forth." (Baldwin & Baldwin, 1978: 342) Wie die Phänomenologen, lehnen auch die Behavioristen die Auffassung ab, dass ein Verstehen durch analogische Schlussfolgerung zustandekomme (Munch, 1957), weil dies bewusste kognitive Prozesse impliziere; die Behavioristen berufen sich hingegen nicht auf ein derart kunstvolles Konzept wie Husserls "Appräsentation", sondern begreifen Verstehen als direkte Funktion konditionierter Stimuli: "In empathetic understanding and verstehen, each person's response is a

¹⁰ William Brewer (1974) kommt nach einer Untersuchung einer Reihe behavioristischer Erklärungsstrategien zum Schluss, dass die Evidenz sowohl für klassische wie für operante Konditionierung brüchig ist und Konditionierung nur über höhere mentale Prozesse möglich sei (weshalb er auch für die Erklärung von tierischem Verhalten kognitive Theorien fordert).

direct consequence of his own past conditioning experiences." (Baldwin & Baldwin, 1978: 343, Fn. 11) Eine behavioristische Analyse kann daher das Verstehen selber erklären und daraus objektive Kriterien für seine Gültigkeit ableiten: Ein Verstehen ist umso richtiger, je mehr der Verstehende denselben konditionierenden Verstärkungskontingenzen ausgesetzt war wie der Verstandene. Da der Sozialwissenschaftler oft einen andern Sozialisationshintergrund hat als die Personen, deren Verhalten er studiert, läuft er erhebliche Gefahr, ihnen unzutreffende kognitive, moralische und intellektuelle Prozesse zuzuschreiben. (Martin, 1969; Scott, 1971) Eine verstehende Analyse ist umso genauer, je mehr der Wissenschaftler selbst ein Beteiligter ist, d.h. je mehr er Phänomene seiner eigenen Kultur bzw. Subkultur und seiner eigenen historischen Epoche untersucht; beschäftigt er sich mit einer ihm fremden (Sub)Kultur, so kann er sein Verständnis erheblich verbessern durch teilnehmende Beobachtung (Wax, 1967), während der er sich denselben Verstärkungskontingenzen aussetzt, die auch das Verhalten der untersuchten Leute bestimmen.

Nun ist die Forderung, soziale Phänomene "von innen her" zu studieren, keineswegs neu oder ein spezifisch behavioristisches Anliegen, wie auch die Berufung auf nicht-behavioristische Autoren zeigt; im Gegenteil, gegenüber der traditionellen Subjekt-Objekt-Trennung der experimentellen behavioristischen Forschungsstrategie ist teilnehmende Beobachtung förmlich ein alternatives Verfahren. Spezifisch behavioristisch ist aber, dass sie mit der notwendigen Prägung [210] des Wissenschaftlers durch die in der untersuchten Gruppe wirkenden Verstärkungsmechanismen begründet wird, während sich andere Autoren vielmehr darauf berufen, dass die *Bedeutung* der Phänomene sich erst im Kontext ihrer Konstitution erschliessen lässt. (Schütz; Blumer [1973]; ebenso Winch [1974] und die Ethnomethodologie) Wenn der moderne Behaviorismus aber zugesteht, dass durch (kulturelle) "Teilhabe" ein vertiefter Zugang zu sozialen Phänomenen erreicht werden kann, so bejaht er gerade die Relevanz der Sinndimension und damit jenen Punkt, den Schütz als konstitutiven Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften ansieht. Dass der Behaviorismus diesen Unterschied trotzdem nicht (an)erkennt, ist darauf zurückzuführen, dass die Problematik des Verstehens nicht in ihrer Tiefe durchdacht worden ist. Haben Husserl und Schütz ihre Analysen bis in die feinsten Einzelheiten vorangetrieben, so sind die in den Überlegungen von Baldwin & Baldwin implizierten nicht-hinterfragten Alltagswissensbestände beträchtlich. Ihre "Theorie des Verstehens" übergeht beispielsweise grosszügig die Frage, wie sich die Prozesse der Empathie und des Verstehens vollziehen; kann man sich das Verstehen sinnvollen Handelns allenfalls noch mittels linguistischer Konzeptionen zurechtlegen, bleibt dagegen völlig rätselhaft, wie die Empathie sinnlosen (unbewussten) Verhaltens bewerkstelligt wird – wie kann ein Verhalten empathisch erfasst werden, bevor es als sinnhaft typisiertes überhaupt gegenständlich geworden ist? Verstehen und Empathie geraten bei Baldwin & Baldwin zudem (wiederum) zu einem rein mechanistischen Akt: Sie stellen keine interpretative Leistungen dar, sondern sind lediglich eine Funktion vergangener Verstärkungskontingenzen. Dem liegt die implizite Prämisse zugrunde, dass die Bedeutung sowohl der konditionierenden Verstärkungskontingenzen wie der kausal resultierenden Verhaltensweisen – beobachtbaren Verhaltens wie auch subjektiver Gefühle, Gedanken usw. – konstant sind. Wie Zeichen, wie subjektive und okkasionelle Bedeutungskomponenten, insbesondere wie Fremdes durch einfallsreiche

Rückführung auf Bekanntes sinnhaft erschlossen werden kann, fällt unter den Tisch – jeder Kreativitätsaspekt des hermeneutischen Aktes wird a priori wegdefiniert. Damit ist deutlich demonstriert, wie rasch eine "empirisch abgestützte" Theorie des Verstehens, die sich nicht vorerst auf den Prozess des Verstehens besinnt, zu kurz greift. Wie die behavioristische Forschungspraxis zeigt, ist diese Feststellung überdies generalisierbar: Jede sozialwissenschaftliche Analyse, die sich nicht auf das Wie, [211] d.h. auf die Konstitution ihres Gegenstandes besinnt, droht zu kurz zu greifen. Die Sinndimension der Sozialwelt hat viel radikalere epistemologische Konsequenzen, als die praktizierenden Sozialwissenschaftler in der Regel zu erkennen bereit sind; methodologische ad-hoc-Überlegungen laufen alleweil Gefahr, sich auf nicht-reflektierte, als selbstverständlich vorausgesetzte lebensweltliche Annahmen abzustützen und sich in der Folge in Äquivokationen zu verstricken.

Inwieweit entkräften nun diese Weiterentwicklungen und Modifikationen die oben angeführten Kritikpunkte? Zunächst ist festzuhalten, dass längst nicht alle Behavioristen – ja, wohl nur eine Minderheit den Schritt zum Einschluss kognitiver Vorgänge mitvollzogen haben. Dazu gehört einmal die Mehrheit jener, die sich mit tierischer Verhaltensforschung befassen.¹¹ Aber auch in Bezug auf menschliches Verhalten halten viele am Black-Box-Modell fest; Rachlin (1977) – ein methodologischer Behaviorist – wehrt sich beispielsweise in einer Kritik an Mahoney (1974) vehement gegen den "Bruch" mit den konventionellen Methoden, die s.E. zur Analyse und Erklärung alltagsweltlichen Humanverhaltens vollauf genügen. Am Black-Box-Modell ist im Wesentlichen auch die soziologische Konzeption von George C. Homans orientiert. Homans hält soziale Phänomene auf psychologische Gesetzmässigkeiten rückführbar, da sie durch soziale Interaktionen konstituiert werden welche stets einen Austausch von Nutzen und Kosten zweier (oder mehrerer) Partner darstellen und aus Skinners Verhaltensgesetz der operanten Verstärkung deduktiv erklärt werden können¹²; ein weiterer Rückgriff auf subjektive Erlebnisse erscheint ihm unnötig. (Homans, 1974; 1979/80) Schliesslich blenden – selbstredend – auch all jene die kognitive Dimension aus, welche mentales Verhalten neurophysiologisch erklären wollen. (Hebb, 1972; Fetz & Baker, 1973; Schmidt et al., 1978)¹³ [212]

Auf all diese Richtungen sind die angeführten Kritikpunkte somit weiterhin anwendbar. In Bezug auf den modernen Behaviorismus (im Sinn von Baldwin & Baldwin, 1978; 1981) muss die Kritik allerdings etwas modifiziert werden. Zum einen fallen die Einwände von Schütz gegen die restriktive Wissenschaftskonzeption des Wiener Kreises (und des klassischen Behaviorismus) weg. Zum andern rückt auch

¹¹ Es sind durchaus auch Ansätze für kognitive Theorien zur Erklärung tierischen Verhaltens denkbar: vgl. z.B. Griffin (1976), Patterson (1981)

¹² Homans orientierte sich zuerst am ökonomischen Nutzen/Kosten Modell; seine weiteren Ausführungen laufen hingegen stark aufs Belohnungs-/Bestrafungs-Modell Skinners hinaus. (Homans, 1974) Während er früher die soziologischen Gesetze als auf psychologisch zurückführbar betrachtete (Homans, 1958), kam er später zum Schluss, dass es – im Sinne einer deduktiven Theorie – gar keine soziologischen Gesetze gebe, sondern nur psychologische. (Homans, 1967)

¹³ Skinner hat sich demgegenüber wiederholt gegen neurophysiologische Erklärungen ausgesprochen (Skinner, 1969: 180-184; 1974: 212-218), da diese aufgrund des geringen Fachwissens auf diesem Gebiet viel spekulativer seien als verhaltenstheoretische Erklärungen.

die empirische Forschung in ein anderes Licht: Wenn die kognitive Dimension des untersuchten menschlichen Verhaltens berücksichtigt und ein verstehender Zugang gewählt wird, kann die Validität einer Studie viel besser eingeschätzt werden (d.h. die Validitätsprobleme sind besser erkennbar, aber keineswegs gelöst). Man muss sich jedoch diesbezüglich vor vorschneller Euphorie hüten: Geht man die Artikel des "Journal of Applied Behavior Analysis" durch, so stösst man nach wie vor auf eine Menge methodologisch zweifelhafter Konzeptionen und übertriebener Folgerungen und Verallgemeinerungen. Das Problem der Interpretation, handle es sich um die Typisierung von Verhalten oder das in Form der Variablenauswahl unterstellte Relevanzsystem, wird als grundsätzliches im Allgemeinen unterschlagen; daraus erklärt sich denn auch, dass bezüglich derselben Fragestellung oft unterschiedliche und widersprüchliche empirische Forschungsergebnisse existieren. Programmatisch hat sich zwar das behavioristische Menschenbild etwas aufgelockert, die empirische Forschungspraxis muss aber nach wie vor kritisch bis argwöhnisch beobachtet werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich der "moderne Behaviorismus" dem Postulat der subjektiven Interpretation angenähert hat. Zieht man in Betracht, dass Schütz dieses Postulat und die damit verbundene Kritik zu einer Zeit formulierte, als der Behaviorismus noch rigoros das Black-Box-Modell verfocht, darf dies als Konzession an die Position Schütz' gewertet werden. Das Black-Box-Modell erwies sich als empirisch unhaltbar, besonders für komplexeres (z.B. sprachliches) Verhalten. Doch obwohl die Behavioristen in den neueren Weiterentwicklungen die Relevanz der Sinndimension der Sozialwelt zuge- [213] stehen, haben sie die daraus folgenden Konsequenzen noch nicht in ihrer radikalen epistemologischen Tragweite erkannt. Gerade in dieser Beziehung könnte der Behaviorismus einiges von der Phänomenologie lernen.¹⁴

2.1.3. Der wissenschaftstheoretische Beitrag der Phänomenologie

Die metaphysischen Proklamationen des radikalen Behaviorismus haben – just entgegen Watsons Anliegen die Geist/Körper-Streitfrage nicht beerdigt (nämlich zugunsten des Körpers durch Negation des Geistes bzw. Bewusstseins), sondern vielmehr neu entfacht; Skinner und seine Kritiker halten sie weiterhin am Leben. Doch auch die am naturwissenschaftlichen Modell orientierten Verfahren des methodologischen Behaviorismus zeigten keine Resultate, die nicht mit wesentlichen Validitätsvorbehalten belastet werden könnten; offiziell wurde daher die Position des Logischen Positivismus aufgegeben, de facto wird sie aber immer noch angestrebt. Mike Mahoney, Vertreter des "modernen" Behaviorismus, gesteht:

"The contemporary behavioral researcher relies almost exclusively on a scientific metatheory which has long since been rejected by its progenitors ... Falsification has been shown to be an indefensible criterion in the growth of knowledge (e.g. Lakatos, 1970), and 'data' can hardly be considered ob-

¹⁴ Das Gespräch zwischen Behaviorismus und Phänomenologie wurde in der Vergangenheit oft dadurch blockiert, dass die Phänomenologie fälschlicherweise mit der introspektionistischen Bewusstseinspsychologie gleichgesetzt wurde. (Koch, 1964) In den 60er Jahren kam die Diskussion zustande, stützte sich hinsichtlich der Phänomenologie aber stark auf die Weiterentwicklungen durch Sartre und Merleau-Ponty (vgl. Wann, 1964), die ich hier ausklammere. Im Übrigen stellen Brody & Oppenheim (1966) fest, dass sich Behaviorismus und Phänomenologie terminologisch angenähert hätten.

jective arbiters in our search for 'truth'. In short, contemporary philosophies of science suggest that the methodological behaviorist may be sorely deluded and glaringly anachronistic in holding to his revered experimental practices." (Mahoney, 1974: 17)

Es lohnt sich daher, sich auf jene Elemente der Phänomenologie zu besinnen, welche zu einer Revision des wissenschaftstheoretischen Selbstverständnisses des Behaviorismus beitragen können. Dabei zeigt sich, dass sich Aussagen zur Gegenstandskonstitution nicht von methodologischen Überlegungen trennen lassen. So ist auch die übliche Unterscheidung von "radikalem" und "methodologischem" Behaviorismus [214] insofern irreführend, als auch ein methodologischer Behaviorist, der die Existenz mentaler Phänomene anerkennt, diese de facto doch leugnet, wenn er sie durch sein Forschungsverfahren konsequent unterschlägt. Selbst Mahoney drückt gegenüber mentalen Phänomenen Skepsis aus, und zwar u.a. aufgrund "the glaring absence of testable or supported hypotheses indicating their existence" (Mahoney, 1974: 13); auch Mahoney genügt also die Evidenz der Selbsterfahrung nicht, selbst wenn die Existenz mentaler Phänomene von sämtlichen Menschen bestätigt wird.

(1) Erkenntnistheoretisch geht der Behaviorismus vom "Vorurteil der objektiven Welt" (Merleau-Ponty, 1966) aus, d.h. er betrachtet die "Aussenwelt" als "wirklicher" als die "Innenwelt". Damit wird er zur reinen Antithese zu den Introspektionisten und verkennt die grundsätzliche *Intentionalität* jeder Wahrnehmung. Der phänomenologische Ansatz, vom Primat der Wahrnehmung auszugehen und jeden Wahrnehmungsakt in seiner *noetisch-noematischen Einheit* zu sehen, vollzieht demgegenüber die Synthese zwischen Introspektionisten und Behavioristen. Zwar wird sofort unklar, was dann noch als "objektive Realität" gelten darf, nach deren Erkenntnis die konventionellen Wissenschaften erklärermassen streben; andererseits hat das Bewusstsein für den noetischen Anteil jeder Wahrnehmung – bzw. seine Unterschlagung in der positivistischen Forschungsstrategie – erhebliche epistemologische Konsequenzen.

(2) Zur noetischen Komponente gehören die lebensweltlichen Implikationen wissenschaftlicher Konstrukte. Die *Idealisierungen der Wissenschaft* stehen stets auf dem Boden der Lebenswelt und gewinnen ihren Sinn erst in diesem Bezug. Betrachtet man die Alltagstypik als kulturspezifisch und historisch gewachsen, so relativiert sich gewissermassen auch jede wissenschaftliche Sinnkonstruktion. Die Sinnkonstrukte der Wissenschaften dürfen daher nicht mit der *Realität* verwechselt werden. Dies beeinträchtigt zwar nicht ihre praktische Relevanz im Sinn von Voraussagewahrscheinlichkeiten, es bedeutet aber, dass jedes Noema aufgrund einer unterschiedlichen Noesis als andersartiges – i.d.R. allerdings nicht: beliebig andersartiges – Phänomen gesehen werden kann. Demgegenüber ist der positivistische Wahrheitsbegriff [215] griff recht primitiv.¹⁵ Beim klassischen Behaviorismus erweist sich als problematisch, die deterministischen Konstruktionen nicht als Idealtypen zu sehen, sondern als Realtypen: der Mensch wird zum aussengesteuerten, reaktiven Verhaltensorganismus. Dieses Menschenbild ist als solches nicht falsifizierbar, sondern bleibt Prämisse. Skinners Gesetz der operanten Konditionierung

¹⁵ Vgl. etwa den naiven Wahrheitsbegriff von Tarski (1956: Kap. VIII), auf den sich auch Popper (1972: 117) stützt.

beispielsweise ist insofern tautologisch, als ein beobachtbares Verhalten als Funktion von Verstärkerkontingenzen *definiert* wird; falls eine Prognose im empirischen Test versagt, wird nicht gefolgert, dass das "Gesetz" falsifiziert sei, sondern dass man nicht den "richtigen" Verstärker identifiziert hat – der "tatsächlich wirkende" Verstärker kann letztlich in jedem einzelnen Fall wieder ein anderer sein. Das Modell der operanten Konditionierung wird damit zum universalen Interpretationsschema, das erlaubt, für jedes konkrete Beispiel menschlichen (und tierischen) Verhaltens Hypothesen zu generieren, was scheinbar die Erklärungskraft behavioristischer Prinzipien demonstriert. Die Behavioristen (vgl. z.B. die Schriften Skinners) haben sich denn auch zu ungeheuren Spekulationen verleiten lassen, die gegenüber den tatsächlich vorhandenen empirischen Forschungsergebnissen als reine Phantastereien gewertet werden können. Angesichts des groben Missverhältnisses zwischen theoretischen Ansprüchen und empirischen Forschungsergebnissen in den Sozialwissenschaften wird Husserls Ruf, wissenschaftliche Idealisierungen nicht für die Realität zu nehmen, umso bedeutungsvoller.

(3) Hilfreich ist auch Schütz' Klarstellung des *Unterschieds zwischen Natur und Sozialwissenschaften*. Wissenschaftliche Konstrukte bedürfen stets der Lebenswelt als Grundlage – weder natürliche noch soziale Gegenstände können in ihrer Typik ohne lebensweltliches Wissen wahrgenommen werden. Sozialwissenschaftliche Phänomene können aber nicht wie naturwissenschaftliche einfach von aussen typisiert werden, sondern bedürfen eines *verstehenden* Zugangs, da sie von den beteiligten Handelnden vorinterpretiert werden. Während Schütz in diesem Faktum einen grundsätzlichen Unterschied in der Struktur von naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Basissätzen erblickt, vertreten [216] sämtliche Behavioristen ein einheitswissenschaftliches Programm. Es kann nun leicht passieren, dass man das kulturelle Wissen, das implizit in die Typisierung sozialer Phänomene miteingeht, übersieht, tritt man doch scheinbar auf die gleiche Weise und mit demselben Wissensvorrat an soziale wie an natürliche Objekte heran. Sobald man hingegen den eigenen, vertrauten Kulturkreis verlässt und soziale Phänomene einer fremden Kultur erklären will, wird man gewahr, dass einem ohne entsprechende Kultur- und Sprachkenntnisse der Grossteil des sozialen Geschehens unverständlich bleibt. Diesen Umstand hat der Naturwissenschaftler nicht zu konfrontieren: Er versucht, ihm fremde Phänomene stets auf der Basis seines eigenen lebensweltlichen Wissens zu typisieren und zu erklären. Die hermeneutische Tradition in den Sozialwissenschaften behält daher zweifellos recht mit dem Postulat, dass Verstehen einen ungleich tieferen Zugang zu sozialen – im Gegensatz zu natürlichen – Phänomenen ermöglicht als rein äusserliche Beobachtung. Wenn die Behavioristen es ablehnen, diesem Punkt prinzipielle Bedeutung zuzumessen, so rührt dies daher, dass ihnen entweder die entsprechenden methodologischen Überlegungen zu feinsinnig (d.h. zu wenig pragmatisch) sind oder dass sie sich mit einfachsten Verhaltenselementen befassen, wo sie mehr oder weniger irrelevant sind. In der Tat ist es möglich, aufgrund rein äusserlicher Beobachtung auch in einer fremden Kulturgemeinschaft Verhaltensregelmässigkeiten und -muster festzustellen und Erklärungshypothesen zu entwickeln, wie es auch möglich ist, ohne Kenntnis der jeweiligen Tiersprache gewisse kognitive Theorien für bestimmte Tiere zu entwickeln. (Solomon, 1982) Selbst bei solchen rein auf Beobachtung abgestützten

gegenüber dem Verstehenden Zugang sehr oberflächlich bleibenden Erklärungsversuchen müsste hingegen näher untersucht werden, wieviel Projektionen aus der eigenen Kultursphäre implizit vorgenommen werden; die Beschreibungen und Erklärungen von Tierverhalten durch gewisse Ethologen sind zuweilen reichlich anthropozentristisch, und jene von menschlichem Verhalten fremder Kulturangehöriger dürften – ohne inneren (verstehenden) Zugang zu dieser Kultur – entsprechend ethnozentristisch ausfallen.¹⁶ [217]

(4) Zentralen Stellenwert bekommt damit das *Problem der Interpretation*. Die phänomenologische Analyse des Verstehens (der Sinnzuschreibung) geht nicht nur weit über die Überlegungen hinaus, die von modernen Behavioristen (wie auch andern Positivisten) angestellt wurden, sondern hat mit den Konzepten von Typik und Relevanz auch einen Bereich problematisiert, der von den Behavioristen konsequent übersehen wird: die Interpretation beobachtbaren Verhaltens. Die Behavioristen bezogen die Kategorie der Deutung stets auf jene unsichtbaren Geschehnisse, die sich in den Köpfen anderer Menschen vollziehen, und begriffen äusserlich sichtbares Verhalten als objektiv beschreibbar. Obwohl zwar kulturelle Handlungstypen existieren und wir sie zur Typisierung unserer eigenen und fremder Handlungen verwenden, enthält der Sinn einer konkreten Handlung auch stets okkasionelle und subjektive Momente, die nicht einfach abgestreift werden können, ohne den Handlungssinn zu verfälschen. Diese zeigen sich denn auch darin, dass jede Handlungsdeutung von einem jeweiligen Hier und Jetzt aus erfolgt – eine Handlung kann daher auch stets re-interpretiert werden. Jedes beobachtbare Ereignis lässt sich auf vielfache Art und Weise typisieren und re-typisieren, und in jeder Typisierungsart kommt ein spezifisches Relevanzsystem zum Ausdruck. Der Behaviorismus unterstellt, dass sich beobachtbares Verhalten dekontextualisieren und – vom wissenschaftlichen Relevanzsystem geleitet – endgültig beschreiben lässt. Was im konkreten Fall jeweils als typisch hervorgehoben und was als irrelevant vernachlässigt wird, entscheidet der Behaviorist in einem messtheoretisch unregelmässigen Interpretationsakt, der jeweils im Rücken der präsentierten Darstellung impliziert wird. Betrachtet man diesen Interpretationsakt als nicht objektiv und abschliessend vollziehbar, so gewinnt das Interpretationsproblem epistemologische Tragweite: Das vom Behaviorismus (inkl. dem modernen Behaviorismus) beanspruchte Objektivitätsideal und Selbstverständnis kumulativen Wissenschaftsfortschritts wird grundsätzlich in Frage gestellt.

(5) Betrachtet man den Menschen anhand des Black-Box-Modells des klassischen Behaviorismus als umweltgesteuerten Verhaltensorganismus, so entsteht eine unlösbare Distanz zum implizierten erkenntnistreibenden Wissenschaftler: das Verhalten des Wissenschaftlers fällt aus dem Bezugsrahmen des Erklärungsmodells heraus. Die Phänomenologie dagegen fasst den *Menschen als kognitives Wesen*: Jeder Mensch ist zur [218] Bewältigung seiner Alltagsangelegenheiten bis zu einem gewissen Grad damit beschäftigt, zu interpretieren, zu typisieren, Handlungen zu

¹⁶ Auch ein Verstehender Ansatz ist natürlich keineswegs von ethnozentristischen Schlagseiten befreit – oft ganz im Gegenteil (vgl. etwa die nationalistischen Züge der Schmollerschule). Hier geht es jedoch darum, auf die Implikationen hinzuweisen, die oft recht verborgen in einer objektivistischen Sprache stecken.

entwerfen, Entscheidungen zu fällen etc. Der moderne Behaviorismus anerkennt zwar mittlerweile diese kognitiven Aktivitäten, betrachtet sie innerhalb des totalen Verhaltensspektrums aber als kleine Minderheit: der Grossteil menschlichen Verhaltens vollzieht sich unbewusst (was nach der behavioristischen Definition gleichbedeutend ist mit: nicht-kognitiv). Die entscheidende Frage ist hier, ob es richtig ist, automatisierte gewohnheitsmässige Handlungen als blosser Reaktion auf Umweltreize zu begreifen, oder ob auch sie kognitive intentionale Akte darstellen, wie die Phänomenologie behauptet. Es empfiehlt sich hier, an die Feststellung von John Dewey (1930) zu erinnern, dass menschliches Verhalten anscheinend so lange nach dem behavioristischen Schema erklärt werden kann, als die Handlungssituation nicht problematisch wird. Das wiederholte Ergreifen und Ablegen eines Filzstiftes während des Verfassens einer schriftlichen Arbeit beispielsweise ist eine Routinehandlung, die recht unbewusst verläuft und ins Reiz-Reaktions-Modell passt; sobald sich aber der Filzstift nicht am gewohnten Ort auf der Schreibtischplatte befindet, weil ich ihn irgendwo verlegt habe, realisiere ich seine Abwesenheit – die Situation wird problematisch. Für den modernen Behavioristen heisst das, dass die Abwesenheit des Filzstiftes "ins Bewusstsein tritt" und dadurch kognitive Tätigkeiten in Gang setzt. Für den Phänomenologen dagegen setzt bereits das "unbewusste" Ergreifen des Filzstiftes kognitive Aktivitäten voraus, denn offenbar erkenne ich auch in einer solch routinierten Handlung, ob ich einen Filzstift oder eine Zigarre vor mir habe; nur aufgrund solcher andauernder kognitiver Tätigkeiten ist es überhaupt möglich, die Abwesenheit des Filzstiftes zu registrieren und die Situation als problematische zu konstituieren. In der Tat ist nicht ersichtlich, wie der Behaviorist erklären kann, warum und wie denn das Fehlen des Filzstiftes überhaupt ins Bewusstsein tritt; versucht er, es ausschliesslich über externe Reize zu erklären, so wird offenbar ein wesentliches Glied übersprungen. Daraus können wir folgern, dass eine kognitive Theorie der behavioristischen Grundkonzeption insofern überlegen ist, als sie die in Gewohnheitshandlungen involvierten kognitiven Aktivitäten miterfasst und auch den Übergang von der Routinesituation zur problematischen Situation übergreift. Selbst wenn wir es angesichts des geringen Entwicklungsstandes kognitiver Theorien [219] ganz bescheiden formulieren: Es ist nicht einzusehen, inwiefern der Behaviorismus ein Verhalten erklären könnte, das nicht ebensogut durch eine kognitive Theorie erklärt werden kann.

(6) Der Behaviorismus versucht zuweilen, seine Überlegenheit durch den Hinweis zu demonstrieren, dass er die erklärungskräftigsten Lerntheorien entwickelt habe. Tatsächlich lässt sich aus den Konditionierungstheorien ableiten (die implizierten methodologischen Probleme will ich hier mal beiseite lassen), warum sich die Menschen einer Kulturgemeinschaft (bzw. einer Subkultur) so und nicht anders verhalten – eine Fragestellung, die Schütz nie angegangen hat. Gegenüber der Phänomenologie enthält der Behaviorismus eine zusätzliche anthropologische Komponente: ein substantielles *Modell der Motivation* – die Leute werden auf Umweltreize getrimmt (klassische Konditionierung) und verhalten sich nach dem Grundsatz, Belohnung zu suchen und Bestrafung zu vermeiden (operante Konditionierung). In der Tat steht bei den Schützschen Überlegungen zur Motivation noch völlig offen, wie im einzelnen die Um-zu-Motive mit den Weil-Motiven verbunden sind. Diese Offenheit kann hingegen durchaus auch als Stärke

interpretiert werden, wird die Frage doch damit der konkreten Forschung zur Abklärung überwiesen. Führt man sich vor Augen, wie sehr der Behaviorismus die universelle Anwendbarkeit seiner Erklärungsprinzipien und "Gesetze" über die vorhandenen empirischen Forschungsergebnisse hinaus postuliert hat und wie sehr er jeweils mit vorgefassten Annahmen an seinen Gegenstandsbereich herangetreten ist (so dass er z.B. lange Zeit kognitive Aktivitäten zum *vorneherein* als verhaltensirrelevant erklärte), so wird der phänomenologische Grundsatz, *unvoreingenommen an den Gegenstand heranzutreten* zur Tugend. Das Postulat, dass die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen sich auf jene der Handelnden beziehen müssen, dürfte dazu angetan sein, die Diversität der Erlebniswelt des Handelnden nicht voreilig auf einige wenige Prinzipien zu reduzieren. Wo hingegen diese Prinzipien zutreffen, können sie auch von einer kognitiven Theorie anerkannt werden. So dürfte z.B. die Maxime, Belohnung (Befriedigung) zu suchen und Bestrafung (Frustration) zu vermeiden, in vielen Handlungsweisen eine Rolle spielen; sie ist daher zum einen eine Alltagsweisheit (die nicht von den Behavioristen erfunden worden ist) und wird zum andern auch von kognitiven Theorien anerkannt (z.B. von Parsons & Shils, 1951). Doch selbst wenn diese Maxime tatsächlich [220] im Spiel ist (und nicht einfach vom Wissenschaftler zugeschrieben wird), birgt eine kognitive Theorie das Potential, zu untersuchen, auf welche Weise und in welchem Ausmass sie zum Tragen kommt; wie das im einzelnen geschehen soll, muss allerdings der konkreten Forschung überlassen werden. – Das behavioristische Modell der Motivation ist prononciert eine pragmatisch handhabbare Konzeption und hat sich in der Literatur sehr verbreitet. Es ist das Verdienst des Behaviorismus, Problemstellungen in Angriff genommen zu haben, die vormals gerne übergangen worden waren. Die Schützischen Überlegungen legen hingegen nahe, dass dieselben Fragen auch durch eine kognitive Theorie angegangen werden können, und raten in methodologischer Hinsicht dazu, die Motivationsprobleme im Kontext der Erlebniswelt der Handelnden zu studieren und nicht mit vorgefassten Erklärungsmodellen an sie heranzutreten.

2.2. Der Strukturalismus

Der Strukturalismus befasst sich, im Gegensatz zum herkömmlichen Behaviorismus, nicht mit den etisch erfassbaren Aspekten des Sozialen, sondern setzt von Anfang an auf der emischen Ebene an. Damit ist eine der beiden im Schützischen Postulat der subjektiven Interpretation gesetzten Hauptforderungen erfüllt. Doch wie der Behaviorismus entwickelt auch der Strukturalismus keinen Begriff sozialen Handelns. Dies freilich aus unterschiedlichen Gründen: Während der Behaviorismus aufgrund seiner etischen Perspektive nicht über einen Verhaltensbegriff hinausgelangen kann, übergeht der Strukturalismus schlichtweg den Handlungsaspekt sozialen Geschehens. Ziel des strukturalistischen Forschungsbemühens ist vielmehr, jene verborgenen Strukturen aufzufinden und zu beschreiben, welche das gesamte Gefüge mit einer Ordnung versehen. Der Rekurs auf handelnde Subjekte ist überflüssig, denn diese handeln stets im Rahmen dieser übergreifenden Strukturen, welche das eigentlich Soziale ausmachen. Der Strukturalismus stellt damit ein geeignetes Paradigma dar, um die zweite Hauptkomponente des Postulats der subjektiven Interpretation zu diskutieren,

nämlich die Forderung nach der *handlungstheoretischen Begründung der Sozialwissenschaften*. [221]

Der Strukturalismus gehört zusammen mit dem Funktionalismus zu den bedeutendsten Traditionen soziologischer Theoriebildung der letzten vier Jahrzehnte. Obwohl v.a. im französischen Sprachraum beheimatet und in andern Kulturräumen lange ignoriert, hat er sich beträchtlich ausdifferenziert und zu einer intellektuellen Bewegung von internationalem Rang entwickelt, der heute so unterschiedliche Denker angehören wie Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes, Michel Foucault, Louis Althusser, Jaques Lacan oder Jean Piaget. Dabei haben verschiedene dieser Autoren strukturalistische Denkweisen mit andern wissenschaftlichen und philosophischen Traditionen verbunden, insbesondere mit dem Marxismus (z.B. Althusser) und der Psychoanalyse (z.B. Lacan); als "reine" Strukturalisten gelten im Bereich der Linguistik Emile Benveniste, im Bereich der Ethnologie (bzw. Anthropologie) Claude Lévi-Strauss und im Bereich der Historik Georges Dumézil. Für die vorliegende Problemstellung beschränke ich mich auf eine kurze Darlegung des linguistischen Strukturalismus und die Arbeiten von Lévi-Strauss; dieser ist nicht nur ein besonders profilierter und "reiner" Vertreter des Strukturalismus, sondern, da er sich mit genuin sozialwissenschaftlichen Fragen befasst, auch die markanteste Herausforderung für andere sozialwissenschaftliche Ansätze. Um die methodologische Diskussion nicht auf ein unvertretbares Pauschalitätsniveau absinken zu lassen, muss nun im darstellenden Teil mehr auf inhaltliche Einzelheiten eingetreten werden, als dies beim Behaviorismus erforderlich war; trotzdem geht es mir hier keineswegs um eine umfassende und ausgewogene Würdigung des Strukturalismus im Allgemeinen noch jenes von Lévi-Strauss im Besonderen.¹⁷

2.2.1. Der linguistische Strukturalismus

Der Strukturalismus ist in der Linguistik entstanden und beruht auf den grundlegenden Arbeiten des Genfers Ferdinand de Saussure (1857-1913). Saussure (1969) führte eine Reihe bedeutungsvoller und bekanntgewordener begrifflicher Unterscheidungen ein, wie jene zwischen "signifiant" (Signifikans) und "signifié" (Signifikat), jene zwischen "Synchronie" und "Diachronie" sowie jene zwischen "langue" und "parole". [222]

Ein "signe", ein (sprachliches) Zeichen, umfasst neben seiner lautlichen Gestalt (Signifikans) auch einen Sinngehalt, eine Bedeutung (Signifikat). Die Beziehung zwischen Signifikans und Signifikat ist willkürlich, d.h. sie unterliegt keinen inneren gesetzmässigen Beziehungen: Der gleiche Vorstellungsgehalt "Baum" beispielsweise wird in verschiedenen Sprachen durch ganz unterschiedliche Laute artikuliert ("Baum", "arbre", "tree" usw.). Die einzelnen Laute sind also nicht immanent an bestimmte Bedeutungen gebunden; das organisatorische Prinzip, das die Beziehung zwischen Signifikans und Signifikat regelt, ist vielmehr sozialer Natur, nämlich sprachliche Konvention. Für den individuellen Sprecher bzw. Hörer schreibt die jeweilige Sprache vor, mit welcher Lautfolge welche Bedeutung vermeint ist. Denn innerhalb einer Sprache sind die einzelnen Laute in systematischer Weise untereinander verbunden und mit bestimmten semantischen Gehalten verknüpft.

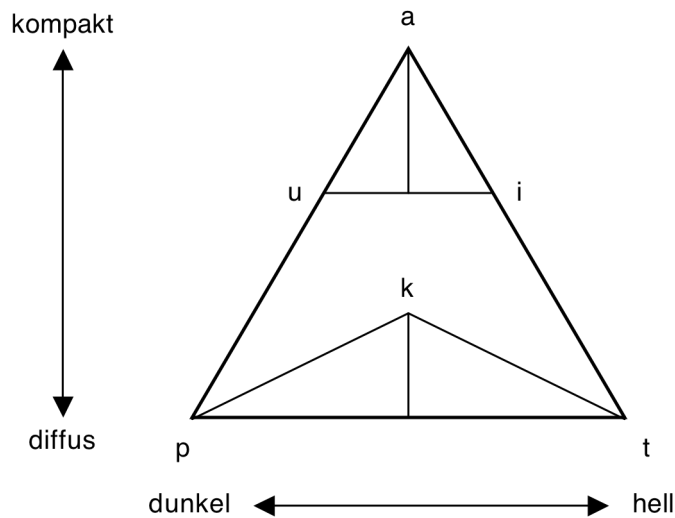
¹⁷ Vgl. dazu Dumasy, 1972; Jenkins, 1979; Marc-Lipiansky, 1973; Simonis 1980.

Diese organisatorischen Prinzipien der Sprache aufzudecken ist Ziel der strukturalistischen Linguistik. Dazu muss sie die Sprache als System betrachten und sie in synchronischer Perspektive untersuchen, da die diachronische, d.h. entwicklungsgeschichtliche Betrachtung diese immanente Sprachorganisation nicht in den Blick bekommt. Die Sprache als System, "la langue", macht nach Saussure auch das eigentlich Soziale aus, stellt das Intersubjektive bzw. das intersubjektiv Verbindliche dar. Demgegenüber ist die gesprochene Sprache, die "parole", individuell und kontingent; sie besteht lediglich aus Einzelfragmenten, die im Übrigen stets aufgrund der organisatorischen Prinzipien der Sprache als System, der "langue" gebildet sind. Die "parole" mag in diachronischer Perspektive, bei der Untersuchung des Sprachwandels, von Interesse sein; primär soll sich die Linguistik aber mit der "langue" befassen, um die Strukturprinzipien der Sprache aufzufinden.

Die strukturalistische Methode ist durch ein zugleich analysierendes und totalisierendes Vorgehen gekennzeichnet (Barthes, 1966); die Zerlegung in Elemente erfolgt zum Zweck, die Struktur des Ganzen zu eruieren. Von primärem Interesse ist nicht der Inhalt der Zeichen, sondern deren (formale) Beziehungen untereinander; dazu müssen die einzelnen Elemente aber doch taxonomisch erfasst, d.h. in Einheiten segmentiert und klassifiziert werden. Konstitutiv für die strukturalistische Denkweise ist dabei das *Konzept der Differenz*. Identität eines Zeichens wird nicht positiv gefasst (wie in einer eidetisch- [223] phänomenologischen Beschreibung), sondern negativ durch seine Differenz zu andern Zeichen. Saussure (1969) illustriert dies anhand der "Identität" eines Zuges: Obwohl er jeden Abend mit einer andern Lokomotive, andern Wagen und anderem Personal ausgestattet ist, sagen wir beim "8.15 h Zug von Genf nach Paris", dass es sich jeden Tag um den "gleichen" Zug handelt; denn wir unterscheiden ihn nicht aufgrund konstitutiver Eigenschaften, sondern aufgrund seiner Differenz (in Fahrtrichtung und Abfahrtszeit) zu andern Zügen. Dasselbe gilt für die sprachliche Ebene: Das Zeichen "t" kann – man vergleiche die verschiedenen Handschriften: – auf die verschiedensten Weisen geschrieben sein; es gewinnt seine Identität nicht durch eine bestimmte Form, sondern durch seinen Unterschied zu andern Zeichen (z.B. zum "1", zum "i" usw.). Sind die Differenzen zwischen den systemkonstituierenden Einheiten festgelegt, kann im synthetischen Blick der geordnete Zusammenhang der Teile untereinander erfasst werden. Das Ganze gewinnt damit Struktur, dem Chaos wird eine Ordnung abgewonnen, das Unbekannte wird (be-)greifbar. (Jäggi, 1970)

Als illustratives Beispiel für diesen Forschungsansatz mag die *Phonologie* dienen, die zur "Musterdisziplin des Strukturalismus" geworden ist. (Holenstein, 1975: 175) Die Phonologie (bei amerikanischen Autoren oft auch "Phonemik" oder "Phonematik") untersucht wie die Phonetik den lautlichen Aspekt; während sich die Phonetik jedoch mit den Lauten überhaupt beschäftigt, befasst sich die Phonologie mit diesen nur insofern, als sie eine sprachliche Funktion haben. Ein Phonem ist ein Laut, der einen bedeutungsunterscheidenden Wert hat; die Ersetzung eines Phonems durch ein anderes verändert daher den Wortsinn (z.B. *Drachen*, *krachen*, *Sprachen*). Die Phonologie setzt sich nun zum Ziel, die Phoneme der Sprache zu identifizieren und die allgemeinen Gesetzmässigkeiten zu erforschen, welche sie untereinander zu einem System verbinden. (Trubeckoj, 1977) So stellen Jakobson & Halle (1971a: 493)

die Struktur des Phonemsystems anhand zweier Oppositionspaare in Form eines "phonologischen Dreieckes" dar: [224]



Vokale unterscheiden sich von Konsonanten durch ihre Kompaktheit bzw. Diffusität: Vokale sind kompakt (farbig), Konsonanten dagegen diffus (farblos). Konsonanten können auf der Achse dunkel-hell unterschieden werden; so ist der Labiallaut "p" ein dunkles, der Dentallaut "t" ein helles Phonem. Konsonanten spalten sich primär entlang dieser Achse und nur sekundär entlang der "vokalischen Achse" kompakt-diffus; umgekehrt wird die "konsonantische Achse" dunkel-hell für die Spaltung der Vokale erst mit abnehmender Kompaktheit (zunehmender Diffusität) wirksam. Strukturgesetze dieser Art sind nun nach Ansicht ihrer Protagonisten in jeder Sprache – Kinder- wie Völkersprache – identisch. (Jakobson, 1971b)¹⁸ Damit ist man durch die bewussten Spracherscheinungen zu ihrer unbewussten Infrastruktur, zu den universalen Strukturgesetzen des Sprachsystems (per se) vorgedrungen.¹⁹ Die von Saussure [225] initiierte synchronische Untersuchung der Sprache als System revolutionierte die Sprachwissenschaft und führte wesentlich über die damals gängige (diachronische) Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Sprache, wie sie in der damaligen deutschen Philologie üblich war, hinaus. Da jede Wissenschaft danach trachtet, Strukturen und Invarianzen ihres Gegenstandsbereichs herauszuarbeiten, dies sich aber auf verschiedensten Gebieten der Sozialwissenschaften als schwierig erwies, lag der Gedanke nahe, die strukturelle Linguistik als "die progressivste und exakteste unter den Humanwissenschaften und daher als Modell für alle übrigen dieser Disziplinen" aufzufassen. (Jakobson, 1974: 168) Da jeder (sozial relevante) Sinn durch Zeichen

¹⁸ Jakobson hat die Saussursche Trennung von Synchronie und Diachronie aufgehoben (Jakobson, 1971c) und nach Untersuchungen zum geschichtlichen Umbau von Völkersprachen bahnbrechende Studien zum Aufbau der individuellen Phonemsysteme beim Kind bzw. dessen Abbau bei Aphasikern durchgeführt. (Jakobson, 1971b)

¹⁹ Phoneme galten lange Zeit als die kleinsten sprachlichen Einheiten; Jakobsen vertrat jedoch später die These, dass Phoneme ihrerseits in noch kleinere Bestandteile, nämlich die "distinktiven Eigenschaften", zerfallen. (Jakobsen, 1971a; Jakobsen & Halle, 1971b) Jakobsen strukturierte diese nach dem Prinzip binärer Opposition und war der Ansicht, das "nicht mehr als zwölf oppositionale Eigenschaften inhärenter Natur den Grundstock bilden, aus dem alle Sprachen der Welt ihre individuell beschränkte Auswahl zum Aufbau ihrer phonologischen Systeme treffen." (Holenstein, 1975: 181)

verkörpert wird, insbesondere die Sprache einen zentralen Stellenwert in Gesellschaft und Kultur einnimmt, wird dieselbe Forschungsmethode auch für andere Gebiete empfohlen. Semiotik (Saussure: "la sémiologie"), die Lehre der Zeichen (inklusive der sprachlichen), bildet daher die Modelldisziplin und Grundlagenwissenschaft der Sozialwissenschaften. (Eco, 1972)²⁰

2.2.2. Der anthropologische Strukturalismus

Ernst genommen und konsequent durchgesetzt hat dies Claude Lévi-Strauss. Er darf nicht nur als der getreueste, sondern in Ruf und intellektueller Breitenwirkung auch als der bedeutendste strukturalistische Sozialwissenschaftler angesehen werden. Für Lévi-Strauss hat die Phonologie nicht nur die Sprachwissenschaften von Grund auf erneuert, sondern sie "muss für die Sozialwissenschaften die gleiche Rolle des Erneuerers spielen wie zum Beispiel die Kernphysik für die Gesamtheit der exakten Wissenschaften." (Lévi-Strauss, 1972b: 45) Wie das Sprachsystem oder das Phonemsystem kann auch die soziale Realität als Zeichensystem betrachtet werden, dessen innere Strukturen und organisatorische Prinzipien herausgeschält und dargestellt werden können. Denn alles, was sich zwischen die Menschen stellt, was zwischen ihnen vermittelt, ist Symbol und Zeichen – gerade sie machen das Soziale aus; und Zeichen und Symbole können ihre Rolle nur spielen als Teile eines zusammenhängenden Systems. Das Soziale hat daher Systemcharakter: "Le social n'est réel qu' intégré en système." (Lévi-Strauss, 1966: XXV) Mit diesem Ansatz redefiniert Lévi-Strauss Gegenstand und [226] Methode der Ethnologie bzw. der Anthropologie²¹: "Das Endziel besteht nicht darin zu wissen, was die Gesellschaften im einzelnen sind, sondern zu entdecken, worin sie sich voneinander unterscheiden. Wie in der Linguistik bilden die differentiellen Abstände den Gegenstand der Anthropologie." (Lévi-Strauss, 1958: 9, zitiert nach Dumasy [1972: 241]) Damit muss die Stufe direkter empirischer Beobachtung überschritten werden, denn Strukturen sind nicht unmittelbar zugänglich. Erst durch experimentelle Variationen²² kann man die Unterschiede und Transformationen von Gesellschaft zu Gesellschaft aufstellen und in konzeptueller Arbeit die Struktur freilegen, die das Spiel dieser Unterschiede und Transformationen bestimmt. "Die Struktur ist das Transformationssystem, das die differentiellen Abstände zwischen den Modellen erklärt. Die Struktur hat infolgedessen nichts Empirisches, nichts, das unmittelbar beobachtet werden könnte, weil die differentiellen Abstände, die sie erforscht, selbst konzeptuelle Objekte sind." (Dumasy, 1972: 24) Mit dem Überschreiten des empirisch (ethnographisch) unmittelbar Gegebenen wird auch die 'individualistische', 'atomistische' Betrachtung der

²⁰ Zum Anspruch des Strukturalismus als sozialwissenschaftliche Transdisziplin vgl. Strehle (1978).

²¹ Die Begriffe "Ethnographie", "Ethnologie", "Anthropologie" und "Soziologie" werden bei Lévi-Strauss oft bedeutungsgleich verwendet. Von seiner Feldforschung her gesehen ist Lévi-Strauss Ethnologe; den Namen "Anthropologie" verdient die Ethnologie seiner Ansicht nach dann, wenn sie mal endgültig zu einer Wissenschaft ausgereift ist. In seinen Arbeiten zur strukturalen Methode bezieht er sich aber auch oft auf die "Soziologie". (Lévi-Strauss, 1972b)

²² Unter "expérimentation" versteht Lévi-Strauss das wissenschaftliche Verfahren, welches vom Erlebten wegführt und Situationen in Form abstrakter repräsentativer Modelle zu erfassen sucht.

einzelnen Elemente überwunden; gleichzeitig wird das Erklärungsprinzip nicht (mehr) in der Geschichte, sondern in synchronischen Strukturzusammenhängen gesucht. Denn soziale Systeme funktionieren in einer dem Sprachsystem durchaus analogen Weise. Die Verwandtschaft beispielsweise ist ein soziales System der Kommunikation wie die Sprache. Die Soziologie befindet sich daher beim Studium der Verwandtschaft

"in einer Situation, die formal der des phonologischen Sprachforschers ähnelt: wie die Phoneme sind die Verwandtschaftsbezeichnungen Bedeutungselemente, wie diese bekommen sie ihre Bedeutung nur unter der Bedingung, dass sie sich in Systeme eingliedern; die 'Verwandtschaftssysteme' werden wie die 'phonologischen Systeme' durch den Geist auf der Stufe des unbewussten Denkens gebildet; schliesslich lässt [227] die Wiederholung von Verwandtschaftsformen, Heiratsregeln und gleichermassen vorgeschriebenen Verhaltensweisen bei bestimmten Verwandtschaftstypen usw. in weit auseinanderliegenden Gebieten und sehr unterschiedlichen Gesellschaften vermuten, dass die beobachteten Phänomene sich in dem einen wie dem anderen Falle aus dem Spiel allgemeiner, aber verborgener Gesetze ergeben. Das Problem lässt sich also folgendermassen formulieren: Die Verwandtschaftserscheinungen sind in einer *anderen Ordnung der Wirklichkeit* Phänomene vom *gleichen Typus* wie die sprachlichen." (Lévi-Strauss, 1972b: 46)

Wie in der alten Linguistik bestand nach Lévi-Strauss auch in der Verwandtschaftsforschung (der Familiensoziologie) das epistemologische Hindernis in der diachronischen Perspektive (vgl. dazu Emile Durkheims "Schrumpfungsgesetz" von der Grossfamilie zur Gattenfamilie [Kernfamilie] [Durkheim, 1921] oder die Studien von Lewis H. Morgan (1877) über den Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat, welche von Friedrich Engels (1973) übernommen und mit bestimmten technologisch-ökonomischen Entwicklungsstrukturen in Beziehung gesetzt wurden und seither einen konstitutiven Bestandteil des Historischen Materialismus darstellen); erst deren Ablösung durch die synchronische Betrachtung eines Strukturganzen konnte echten wissenschaftlichen Fortschritt bringen.

Im Unterschied zu verschiedensten systemorientierten Konzeptionen in der Soziologie, welche ebenfalls an der Struktur eines Systemganzen und an der Wechselbeziehung zwischen Teil und Ganzem interessiert sind, arbeitet der Strukturalismus nicht auf einem hohen Abstraktionsniveau, sondern in unmittelbarer Auseinandersetzung mit konkretem empirischem Material. Lévi-Strauss' wissenschaftliches Schaffen lässt sich dementsprechend weniger durch konzeptuelle Entwicklungen als vielmehr durch die Art seiner empirischen Untersuchungsfelder in Etappen einteilen: 1) die strukturelle Verwandtschaftsforschung, 2) die Analyse des primitiven klassifikatorischen Denkens und 3) die mythologischen Studien. Der erste grosse Durchbruch gelang in der *Verwandtschaftsforschung*. Indem er Verwandtschaftserscheinungen als Phänomene vom gleichen Typus wie die sprachlichen Erscheinungen betrachtete, gelang es Lévi-Strauss, eine ganz neue familiensoziologische Perspektive zu entwickeln. In der grossen Vielfalt von Heiratsregeln ganz unterschiedlicher und z.T. geographisch weit auseinanderliegender Kulturen (wie der australischen, der chinesischen oder der

indischen) fand er die zugrundeliegende Gemeinsamkeit, dass es sich in jedem Fall um Tausch- und Kommunikationssysteme handelt: Der Tausch, obwohl er in den verschiedenen [228] Kulturen ganz unterschiedliche Formen annimmt, sticht immer wieder als fundamentale Basis aller Modalitäten der Heiratsinstitutionen hervor. (Lévi-Strauss, 1949) Damit ist es gelungen,

"scheinbar willkürliche Fakten auf eine Ordnung zurückzuführen, ein Niveau zu erreichen, auf dem sich eine Notwendigkeit enthüllt, die den Illusionen der Freiheit innewohnt. Hinter der oberflächlichen Kontingenz und der inkohärenten Vielfalt der Heiratsregeln haben wir in den 'Structures' (1949) eine kleine Anzahl von einfachen Prinzipien herausgearbeitet, mit deren Hilfe ein sehr komplexes Ganzes von auf den ersten Blick absurden (und im allgemeinen als absurd beurteilten) Sitten und Gebräuchen auf ein signifikantes System zurückgeführt wurde." (Lévi-Strauss, 1971: 23)

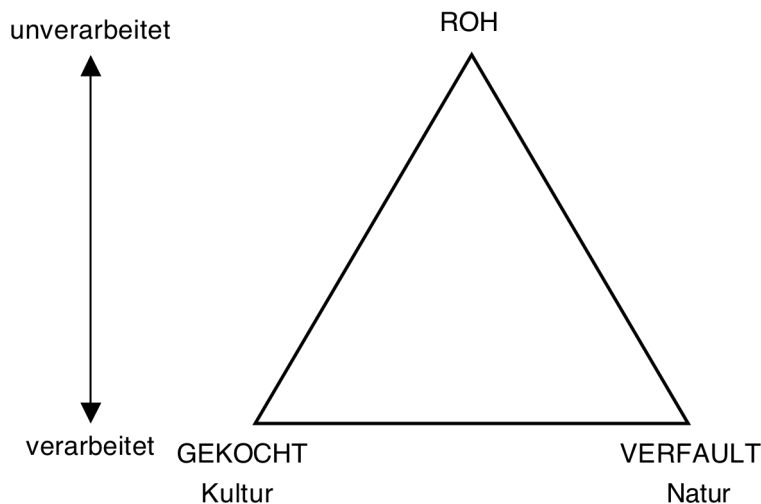
Das Reziprozitätsprinzip – die Grundlage von Tauschbeziehungen und -systemen – rückt verschiedene Phänomene in ein anderes Licht. Wenn der Tausch (Frauen-, Waren- oder Wörtertausch) die Basis aller Modalitäten der Heiratsinstitutionen darstellt, wäre es falsch, die Kernfamilie (Gatte/Gattin/Kind) als die elementare Verwandtschaftseinheit zu betrachten; vielmehr gehört dann zum Verwandtschaftsatom auch ein Repräsentant jener Gruppe, aus welcher der eine Ehepartner den andern empfangen hat (damit die Tauschbeziehung miterfasst ist). Auf neue Weise interpretiert Lévi-Strauss aber auch die universelle Regel des Inzestverbotes, und zwar als negativen Ausdruck der Reziprozität des Tausches: Das Inzestverbot realisiert eine Tauschregel, nämlich den Zwang, Schwester oder Tochter einem andern zu geben. Die Universalität des Inzestverbotes ist nichts anderes als Beweis für die Universalität der Reziprozität, repräsentiert also auf der Ebene der Verwandtschaft den phänomenalen Ausdruck eines universalen organisatorischen Prinzips, welches auch in der Sprache oder im Gütertausch zum Tragen kommt. (Lévi-Strauss, 1949)

Zur Erklärung der Intersubjektivität, ja Universalität der hinter den Phänomenen entdeckten Strukturen führt Lévi-Strauss das *Konzept des strukturalen Unbewussten* ein: dies liefert den gemeinsamen und spezifischen Charakter der sozialen Gegebenheiten. (Lévi-Strauss, 1966: XXX) Vom psychoanalytischen Begriff des Unbewussten unterscheidet es sich einerseits dadurch, dass es nicht den "Aufenthaltort einer einzigartigen Geschichte, welche aus jedem von uns ein unersetzliches Wesen macht", darstellt, sondern "die symbolische Funktion, die zwar spezifisch menschlich ist, die sich aber bei allen Menschen nach denselben Gesetzen vollzieht" (Lévi-Strauss, 1972b: 233); andererseits [229] ist es auch nicht bildhaft, sondern inhaltsleer: "Als Organ einer spezifischen Funktion beschränkt es sich darauf, unartikulierten Elementen, welche von aussen kommen – wie Antrieben, Emotionen, Vorstellungen, Erinnerungen – Strukturgesetze aufzuerlegen, die seine Realität erschöpfen." (Lévi-Strauss, 1972b: 233 f.) Nun ist der "innere" Ursprung der organisatorischen Prinzipien des Verwandtschaftssystems aus einem strukturalen Unbewussten blosse Spekulation; ebenso gut könnten sie "im Geist des Menschen gewisse Anforderungen des in den Institutionen objektivierten gesellschaftlichen Lebens widerspiegeln." (Lévi-Strauss, 1971: 23) Der eigentliche Test stellt sich in der *Mythenforschung*; denn die Mythologie hat "keine greifbare praktische Funktion", steht

nicht in direkter Verbindung mit einer Realität höheren Objektivitätscharakters – sie ist der Ort, wo sich der menschliche Geist in voller Spontaneität und Kreativität entfalten kann. (ibid.) Wenn es also gelingt, auch im Bereich der Mythen universale Strukturen nachzuweisen, ist auch der Rückschluss auf ein strukturelles Unbewusstes methodologisch plausibel.

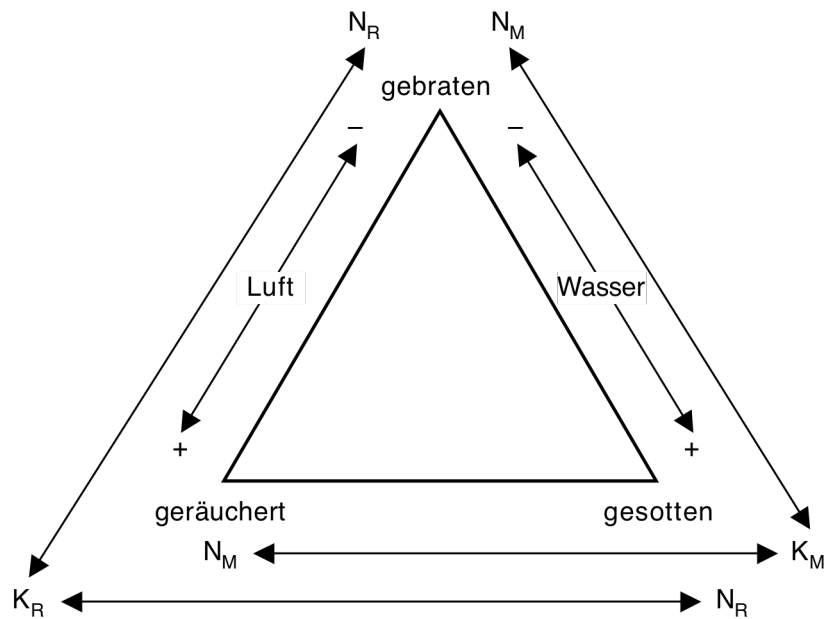
Die Erforschung mythologischer Strukturen ist für Lévi-Strauss daher das privilegierteste, aber auch anspruchvollste Niveau struktureller Analyse. Ziel und Methode bleiben gegenüber der Verwandtschaftsforschung unverändert, und die Resultate werden hier entsprechend vertieft. Die Mythen-Analyse gestattet nun auch nochmals einen direkten Bezug zu Jakobsons Phonemsystem. – Allen Mythen liegt – und dies ist eine Grundkonzeption von Lévi-Strauss – das Problem des Übergangs von der Natur zur Kultur zugrunde. Im ersten Band seiner 'Mythologica', "Das Rohe und das Gekochte" (1971), setzt sich Lévi-Strauss das Ziel, von ethnographisch erfassten empirischen Kategorien, wie 'roh' und 'gekocht', 'frisch' und 'faul', 'feucht' und 'verbrannt' usw., anhand einer beschränkten Anzahl von Mythen südamerikanischer Eingeborenengesellschaften zu abstrakteren, grundsätzlicheren Strukturen vorzustossen. Ergebnis ist das dem phonologischen Dreieck analog gestaltete "kulinarische Dreieck", das sich aus den Achsen 'Kultur-Natur' und 'verarbeitet-unverarbeitet' aufbaut (Fig. 1). Damit ist das Dreieck des Rohen, des Gekochten und des Verfaulten unter seinem allgemeinsten Aspekt definiert und steckt ein semantisches Feld ab; Nuancen werden vorerst [230; Grafiken] [231] beiseite gelassen.²³

Figur 1

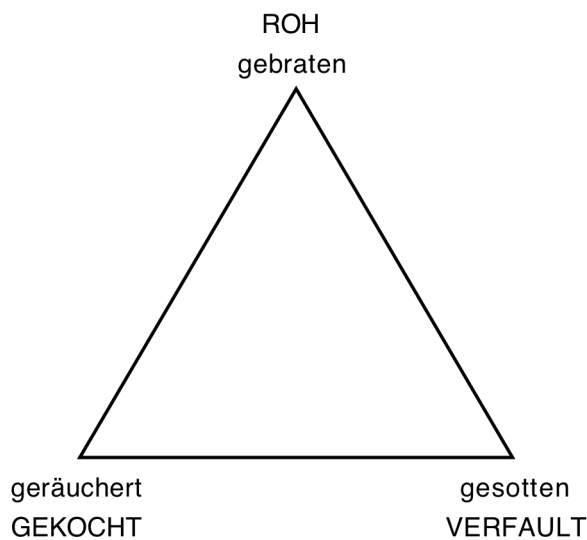


²³ Dieser Nuancen bleibt sich Lévi-Strauss aber durchaus bewusst: "Für keine Küche ist etwas einfach nur gekocht, es muss auch auf eine bestimmte Weise gekocht sein. Ebensov wenig gibt es Rohes an sich: nur einige Nahrungsmittel können so verzehrt werden, und auch dann nur, wenn sie zuvor gewaschen, geschält, zerschnitten, wenn nicht stets gewürzt werden. Schliesslich lassen auch Küchen, die gegenüber dem Verfaulten sehr aufgeschlossen sind, dieses nur in bestimmter spontaner und gelenkter Weise zu." (Lévi-Strauss, 1976a: 512)

Figur 2



Figur 3



Das kulinarische Dreieck dient nun als formaler Rahmen, um andere Gegensätze, kosmologischer wie soziologischer Art, hervortreten zu lassen. Im zweiten Band der 'Mythologica', "Vom Honig zur Asche" (1972a), geht Lévi-Strauss einen Schritt weiter und analysiert das Rohe, das Gekochte und das Verfaulte in Bezug auf seine peripherischen Funktionen: das 'mehr-als-Rohe' (den Honig) und das 'mehr-als-Gekochte' (den Tabak). Im dritten Band schliesslich, "Der Ursprung der Tischsitten" (1976a), wendet er sich weiteren Modifikationen des Gekochten zu, welche in den Rezepten der verschiedensten Gesellschaften ihren sprachlichen Ausdruck finden: 'Gebratenes', 'Gesottenes' und 'Geräuchertes'. Alle drei bedingen

die Verwendung von Feuer, unterscheiden sich aber in Bezug auf die Verwendung von Luft bzw. Wasser sowie der Zugehörigkeit zur Natur bzw. Kultur – was sich wieder in Dreiecksform darstellen lässt (Fig. 2). Geräuchertes und Gebratenes unterscheiden sich durch die Rolle der Luft, Gebratenes und Gesottenes durch die Verwendung von Wasser. Die Grenze zwischen Natur und Kultur lässt sich neben der Horizontale auch parallel zur Achse der Luft oder zu der des Wassers ziehen: In Bezug auf die Mittel stellt sie das Gebratene und das Geräucherte auf die Seite der Natur (NM), das Gesottene auf jene der Kultur (KM) (Verwendung eines Wasserbehälters); in bezug auf die Resultate gehört das Geräucherte auf die Seite der Kultur (KR), das Gebratene und das Gesottene auf jene der Natur (NR). Schliesslich kann dieses die Rezepte betreffende Dreieck nun wiederum dem kulinarischen Dreieck eingegliedert werden (Fig. 3), hat doch das 'Braten' eine enge Affinität zum 'Rohen' (vgl. die Bratarten 'bien cuit', 'à point' und 'saignant'), das 'Sieden' führt die Nahrung in einen dem 'Verfaulen' ähnlichen Zustand über (vgl. 'pot pourri' oder 'olla podrida'), und das 'Räuchern' kocht das Nahrungsmittel in eine vom Rohen wegführende und gegenüber Fäulnis [232] resistente Form. – Spätestens an diesem Punkt befällt einen nun aber auch das Unbehagen. Erstens zeigt sich an diesem Beispiel, wie sich solche zunächst noch anschauliche Strukturen komplizieren müssen, sobald man weitere Unterscheidungen einführt, wie z.B. 'Backen' (was nach Lévi-Strauss [1976a: 530] die Einführung der weiteren Achse 'Öl' bedingen würde); zweitens offenbart sich auch deutlich die Gefahr schematischer Zuordnungen, welche allzu leicht das Eigenleben reifizierter Konstrukte annehmen können. Lévi-Strauss (1976a: 526) verwahrt sich zwar ausdrücklich vor der "naive[n] Vorstellung, dass sich alle Rezeptsysteme in gleicher Weise nach diesem Modell richten. (...) ... es ist klar, dass das Schema nur eine Transformation unter anderen veranschaulicht, aus einem unendlich komplexen Ganzen, von dem wir wahrscheinlich immer nur Fragmente werden erfassen können". Nimmt man solche Selbstbesinnung ernst, so nehmen sich die Spekulationen von der "einen universalen Mythologie für die ganze Welt", wie sie im vierten Band der 'Mythologica', "Der nackte Mensch" (1976b), anklingen, bedenklich aus; vielmehr ist zu vermuten, dass die immer weiter ausdifferenzierten Schemen angesichts der Komplexität der empirischen Realität zunehmend in interne Widersprüchlichkeiten geraten.

2.2.3. Die Problematik des strukturalistischen Subjektbegriffs

Der Blick auf das *Verhältnis von Strukturalismus und Phänomenologie* eröffnet eine komplexe Thematik. Paul Ricoeur (1963) bezeichnete in einer Diskussion mit Lévi-Strauss (1963) den Strukturalismus als "Kantismus ohne transzendentes Subjekt" – wie die Kantische Philosophie hat er es auf die apriorischen und universalen Formen und Gesetze der Gegenstände abgesehen, doch fällt das erkennende Subjekt aus dem kategorialen Rahmen heraus. Betrachtet man die gesamte strukturalistische Bewegung, ergibt sich allerdings ein differenziertes Bild: Foucault (1966) spricht vom "Tod des Subjekts", Lacan (1966) von der "Dezentrierung des Ichs"; Jakobsons Ansatz kann nach der Beurteilung Holensteins (1975: 55 ff.) als ein "Husserlianismus", als ein Kantismus mit [233] einem differenzierteren

Subjektbegriff betrachtet werden.²⁴ In dieser Diskussion stellt sich dabei immer die Frage, auf welcher Ebene und in welcher Rolle man den Subjektbegriff verortet. Im Folgenden will ich mich auf jene beiden Aspekte konzentrieren, welche die beiden Hauptkomponenten des Schütz'schen Postulats der subjektiven Interpretation darstellen: das *Subjekt als kognitives und handelndes Wesen*.

(1) Das Postulat der subjektiven Interpretation fordert, dass auf die subjektive Perspektive des Handelnden rekurriert wird. Kognition ist dabei immer (vorprädikativ wie prädikativ) sinnhaft, und sozialwissenschaftliche Analysen haben daher auf der emischen Ebene anzusetzen. Damit stimmt der Strukturalismus voll überein; plaziert man den Subjektbegriff auf dieser allgemeinen Ebene (wie es z.B. Holenstein [1975: 64] tut), fällt die subjektive Perspektive mit der generalisierten Perspektive der in Frage stehenden Kulturgruppe zusammen. Während Schütz die soziale Realität als Geschehen und Produkt wechselseitigen Zusammenwirkens bewusst und zielorientiert handelnder Menschen fasst, von denen jeder zugleich eine intersubjektiv geteilte Sprache und Kultur wie auch eine einzigartige Biographie und situativ spezifische Relevanzsysteme hat, befasst sich der Strukturalismus lediglich mit dem intersubjektiven Aspekt einer Kulturgruppe: Sinn ist stets in Zeichen realisiert, und Zeichen sind stets in Systeme eingebunden; Zeichensysteme übergreifen die individuelle Perspektive des einzelnen, ja repräsentieren gerade dadurch das Soziale. Die Frage stellt sich nun, ob dieses Individuell-Spezifische gefahrlos vernachlässigt werden darf.

Die Sozialwissenschaften befassen sich ex definitione mit dem Sozialen, als dem das Individuum Übergreifenden. Dieses 'Allgemeine' kann nun aber verschieden definiert werden. Wird es an Zeichen festgemacht, so stellt sich unmittelbar die Frage, wie allgemein, wie inter- [234] subjektiv eindeutig denn diese Zeichen sind. Anthony Giddens (1979: 16) kritisiert, dass bereits bei Saussure das Problem der Zeichen-*Interpretation* unter den Tisch gewischt worden ist.²⁵ In der Tat zeigte der Strukturalismus eine bemerkenswerte Resistenz gegen die Rezeption der amerikanischen Tradition des Pragmatismus, welcher schon früh das Problem des *Zeichengebrauchs* herausstellte.²⁶ Auch Husserl und Schütz unterschieden neben der objektiven Bedeutung von Zeichen auch eine subjektive und eine okkasionelle Bedeutungskomponente. Wenn wir auf Saussures Beispiel der Identifikation des "gleichen" Zuges zurückgreifen, so kommt es offenbar darauf an, wer in welcher Situation vom "gleichen Zug" spricht; für einen Bahnarbeiter mag es sich nur jeden zweiten Tag um den "gleichen" Zug handeln, da für ihn nicht Abfahrzeit und

²⁴ Holenstein nimmt dabei bewusst Abstand von der "egozentrischen Polarisierung in der mittleren Phase von Husserls Philosophie" und stützt sich auf Husserls frühe antipsychologische Haltung sowie auf spätere Arbeiten, welche Elemente der Intersubjektivität und unbewusste Formen der Konstitution in die transzendente Problematik aufnehmen (vgl. Konzeptionen wie "passive Genesis" oder "Konstitution ohne Ichbeteiligung"). (Holenstein, 1975: 57 f.)

²⁵ Charles S. Peirce (1955) entwickelte gegenüber Saussures Relation von 'signifiant' und 'signifié' ein triadisches Verhältnis von 'sign', 'interpretans' und 'object'; das 'interpretans' ist dabei die Bedeutung (die Vorstellung), welche zwischen Zeichen und vermeintem Objekt vermittelt. Peirce hat damit das von Saussure übergangene Problem der Beziehung von Sprache und Wirklichkeit thematisiert.

²⁶ Vgl. dazu Schlieben-Lange (1979).

Fahrriichtung, sondern die Lokomotiv- und Wagennummern die entscheidenden Identifikationskriterien sind, während ein Steward des Speisewagens vielleicht nur dann vom "gleichen" Zug spricht, wenn die Mannschaft des Speisewagens aus denselben Personen besteht. Nach wie vor erfolgt die Abgrenzung des "Identischen" bzw. "Nicht-Identischen" mittels des Konzepts der Differenz, die Kriterien sind aber je nach Gebrauch, d.h. je nach Person und Situation verschieden. Nun kann man zwar einwenden, dass ein Phonem im Rahmen des Phonemsystems objektiv definiert werden könne und ihm offensichtlich keine subjektiven und okkasionellen Momente anhaften. Verlassen wir aber die Ebene des Sprachsystems und wenden uns der (im Strukturalismus vernachlässigten) 'parole', dem Sprachgebrauch, zu, so entdecken wir bald, dass eine subjektive Ambiguisierung von Phonemen ("Verschlucken" von Lauten, schlechte Artikulierung usw.) oft aus dem okkasionellen Kontext (z.B. dem Ort des betreffenden Wortes in einem Satzgefüge) interpretativ erschlossen werden kann (zugegebenermaßen funktioniert eine derartige interpretative Aufklärung nur, wenn lautlich schlecht differenzierte Phoneme des entsprechenden Sprachsegments im Kontext von lautlich deutlich differenzierten Phonemen stehen). Jedenfalls indiziert aber Saussures Zug-Beispiel die Problematik, die sich bei der Übertragung [235] der strukturalen Methode vom linguistischen auf den sozialwissenschaftlichen Bereich stellt: Hier geht es nicht mehr um Sprachelemente, welche im Vergleich von standardisierten Zeichen untereinander als bedeutungsunterscheidend erkannt werden, sondern um Strukturen hinter semantischen Gehalten, welche *nur im Rahmen einer bestimmten kulturellen Praxis bedeutungstragend* sind. Lévi-Strauss ist sich dessen wohl bewusst: Seine mythologischen Studien nehmen ihren Ausgangspunkt von empirischen Kategorien (wie 'roh' und 'gekocht', usw.), "die nur durch ethnographische, jeweils den Standpunkt einer besonderen Kultur einnehmende Beobachtung präzise definierbar sind" (Lévi-Strauss, 1971: 11); Strukturen bilden sich erst allmählich, indem die Analyse vom einen zum andern Mythos fortschreitet, zuerst auf der intra-, schliesslich auf der inter-kulturellen Ebene, und damit den Bezugsrahmen schrittweise verbreitert. Der Vorgriff auf Totalität ist also zunächst durchaus inhaltsleer und kommt vorerst primär formal zum Tragen, indem er das Forschungsprozedere leitet und das Partikuläre von Anbeginn unter den Systemaspekt stellt; Inhalt wird damit – anders als bei Saussure – nicht auf Form reduziert, bei Lévi-Strauss stehen beide in einem komplementären Verhältnis.

Die Eruierung der Struktur eines Systemganzen erfordert die vorgängige Differenzierung der Teile, was, positiv gewendet, deren inhaltliche Erfassung bedingt. Lévi-Strauss' Weg zur Struktur macht also die *hermeneutische Aufgabe* der inhaltlichen Bestimmung von Sinngehalten wie auch deren Übersetzung von einer Kultursprache zur andern (z.B. von 'roh', 'gekocht', 'braten', 'räuchern', als Vorbedingung des Vergleichs) zur Voraussetzung. Insofern können die Unternehmen der Phänomenologie und des Strukturalismus direkt als komplementär angesehen werden: Die Phänomenologie befasst sich mit der (formalen) Konstitution der Phänomene, der Strukturalismus mit deren (formaler) Beziehung untereinander. Von daher erstaunen zunächst die abschätzigen Bemerkungen von Lévi-Strauss (1955) über die Phänomenologie. Seine Kritik zielt dabei v.a. gegen das individuelle Subjekt in seiner selbstgenügsamen Existenz, wie es der französische Existenzialismus kolportierte, d.h. gegen den egozentrischen Ausgangspunkt der

Phänomenologie und ihre ausschliessliche Zuwendung zum subjektiv Erlebten. Beides, Individuum wie Erlebnisphänomen, will der Strukturalismus überwinden: "... pour atteindre le réel, il faut d'abord répudier le vécu" (Lévi- [236] Strauss, 1955: 50). Das subjektiv Erfahrene muss überschritten werden, um zur Struktur des kollektiven Unbewussten vorzustossen. Die Frage der Konstitution der Dinge wie auch des Verhältnisses von Subjektivem und Intersubjektivem bleiben dabei methodologisch unerörtert, d.h. sie werden, da sie als de-facto-Probleme allgegenwärtig sind, in den Bereich methodologischer Implikationen verbannt. Denn die Bestimmung der Alterität der Dinge impliziert eine Konzeption von den Dingen, eine Konzeption vom Menschen wie auch eine Theorie der allgemeinen Beziehung zwischen diesen beiden Konzeptionen. (Dumasy, 1972: 29)

Trotz seinem Rekurs aufs "strukturelle Unbewusste" anerkennt Lévi-Strauss den individuell-subjektiven Ursprung jeglicher kulturellen Kreation, doch wird sie für ihn erst als *vergegenständlichte* sozial:

"Nur von Subjekten lässt sich sagen, dass sie sprechen, und jeder Mythos muss letzten Endes seinen Ursprung in einer individuellen Schöpfung haben. Dies ist zweifellos richtig, doch um den Zustand des Mythos zu erreichen, darf eine Schöpfung eben nicht individuell bleiben und muss im Lauf dieses Übergangs das Wesentliche der sie zu Beginn durchdringenden Faktoren verlieren, die sich der Wahrscheinlichkeit verdanken und die man dem Temperament, dem Talent, der Vorstellungskraft und den persönlichen Erfahrungen ihres Urhebers zurechnen konnte." (Lévi-Strauss, 1976b: 733)

Nun wird niemand bestreiten, dass kulturelle Schöpfungen objektive, d.h. von subjektiven Faktoren des Schöpfenden unabhängige Bedeutung erlangen können. Tatsache aber bleibt, dass diese Bedeutung trotzdem stets an kulturellen Gebrauch gebunden bleibt und sich in verschiedenen Kontexten durchaus modifiziert. Lévi-Strauss übergeht aber gerade die *Praxis des Mythengebrauchs* (obwohl er empirisch stets von dort seinen Ausgang nehmen muss) und damit das Problem gebrauchsspezifischer Bedeutungsmodifikationen: Er setzt Mythen zum vorneherein als intersubjektiv geteilte, als semantisch invariante; er konzipiert sie nicht als Sinngehalte, die ihren Sinn erst in einem konkreten kulturellen Gebrauchskontext erhalten, sondern vergegenständlicht sie auf einer objektiven Ebene. Die *Vergegenständlichung kultureller Sinngehalte* bildet also gleichsam das Medium intersubjektiver Generalisierung, mittels dessen das Subjektive – analog Saussures Vernachlässigung der "parole" zugunsten der "langue" – übergangen werden kann. Für Lévi-Strauss hat die strukturelle Analyse nicht zum Ziel, aufzuzeigen, wie die Menschen denken, auch nicht, wie die Menschen in Mythen denken, sondern wie sich die Mythen in den Menschen ohne deren Wissen denken. Ja, "vielleicht müsste man, wie wir das vorgeschlagen haben, noch [237] weiter gehen und von jedem Subjekt abstrahieren, um zu erkennen, dass sich die Mythen auf gewisse Weise *untereinander* denken" (was z.B. auch der Alltagstheorie der Ojibwa-Indianer entspricht). (Lévi-Strauss, 1971: 26) Den Mythen wird damit ein Eigenleben zugemessen in einem Masse, das sie jeglicher kultureller Praxis entrückt.

(2) Wenn bereits auf kognitiver Ebene subjektive und okkasionelle Elemente *a priori* ausgeschlossen, die Relevanz unterschiedlicher Gebrauchskontexte und der Interpretation von Sinn übergangen werden, bieten sich kaum griffige Instrumente, die soziale Realität auch auf der *Handlungsebene* zu analysieren. In der Tat interessiert sich Lévi-Strauss für Handlungen und Interaktionen nur insoweit, als sie Zugang zu dahinterliegenden Strukturen eröffnen. Er beschäftigt sich nicht wie Weber oder Schütz mit Handlungszielen, -entscheidungen und -ausführungen, sondern mit jenen (zu konstruierenden) intersubjektiven Codes, die dem menschlichen Denken und Handeln zugrundeliegen. Selbst dort, wo er der Handlungsebene am nächsten kommt, nämlich bei der Analyse der Tauschhandlungen im Kontext verschiedener Verwandtschaftssysteme, geht es ihm nicht um den Handlungsaspekt, sondern um die dahinter liegenden institutionalisierten Prinzipien, welche mit gewissen Formen von Verwandtschaftssystemen verknüpft sind. Lévi-Strauss will nicht historisch-kulturell spezifische Handlungsformen durch idealtypische Modellbildungen oder (behavioristische) Verhaltensgesetze in den Griff bekommen, sondern jene invarianten Strukturen suchen, die hinter all dieser historischen und kulturellen Varianz stehen. Dem liegt die feste Überzeugung zugrunde, "dass der menschliche Geist, wenn er bis in seine Mythen hinein determiniert erscheint, es *a fortiori* überall sein muss." (Lévi-Strauss, 1971: 24) In der Mythenforschung ist es daher sein Ziel, "das System der Axiome und Postulate freizulegen, die den bestmöglichen Code definieren, welcher geeignet ist, unbewussten Schöpfungen eine gemeinsame Bedeutung zu geben." (1971: 26) Stellt die Sprache den Code erster Ordnung dar, beruhen die Mythen selber auf Codes zweiter Ordnung; die strukturelle Analyse sucht dann den Code dritter Ordnung, welcher die Funktion hat, die wechselseitige Übersetzbarkeit mehrerer Mythen zu sichern. (ibid.) Diese Strukturen haben einen zu sprachlichen Strukturen analogen Status: Zwar kann man nicht ausschliessen, dass die redenden Subjekte, welche die Mythen hervorbringen und weitertragen, sich ihrer Struktur und Wirkungsweise [238] bewusst zu werden vermögen, doch geschieht dies höchstens auf eine partielle und sporadische Weise: "Mit den Mythen steht es wie mit der Sprache: das Subjekt, das während seiner Rede die phonologischen und grammatikalischen Gesetze bewusst anwenden würde, angenommen, es besäße das dazu notwendige Wissen und Geschick, verlöre fast augenblicklich den Faden seiner Gedanken." (Lévi-Strauss, 1971: 25) Dass der menschliche Geist *a fortiori* "überall" determiniert sei, darf also nicht auf konkrete Handlungsinhalte bezogen werden. Um es anhand von Saussures (1969) Schachbeispiel zu illustrieren: Der Strukturalismus interessiert sich gleichsam für die Spielregeln, also den Handlungsrahmen und die Bewegungsmöglichkeiten der Figuren, und nicht für konkrete Handlungsstrategien; diese Spielregeln gelten immer und überall, obwohl in ihrem Rahmen Tausende verschiedener Aktionssequenzen und Figurenkonstellationen möglich sind. Erblickt man die Aufgabe der Sozialwissenschaften in der Suche nach universalen Strukturen, so ist diese Zielsetzung durchaus legitim. Mit praktischen gesellschaftspolitischen Problemstellungen kann sie aber nicht verbunden werden; dafür müssen gleichsam Überlegungen der 'Schachtheorie' herangezogen werden, also der Politik pragmatischer Handlungsstrategien. Wollen sich die Sozialwissenschaften mit jenen Problemen befassen, mit denen sich die Gesellschaftsmitglieder in ihrem konkreten

Alltag beschäftigen (wie es Schütz postuliert), so ist ein handlungstheoretischer Ansatz unumgänglich.

In seiner Beschränkung auf das Auffinden symbolischer Grundstrukturen und ihre Rückführung auf ein kollektives Unbewusstes geht es dem Strukturalismus wie dem Behaviorismus: er kann sich nicht selbst begründen – die Erkenntnis solcher Strukturen muss sich ex definitione selbst innerhalb solcher Strukturen bewegen, der Agens der Erkenntnis bleibt aber aus dem Bezugsrahmen ausgesperrt. Nun ist es sicher sehr instruktiv, die Reichweite eines Ansatzes anhand seiner Zielsetzung und Erkenntnismöglichkeiten zu evaluieren, doch bildet die Tatsache einer beschränkten Perspektive an sich noch keinen ausreichenden Grund, ein Paradigma zurückzuweisen. Vertritt man einen pluralistischen Wissenschaftshabitus, so kann man den Strukturalismus beispielsweise als strukturalen Unterbau für handlungstheoretische Ansätze interpretieren. Und Lévi-Strauss (1976: 733) sagt selbst, die strukturelle Methode solle erklären, was sie kann – alles könne sie nicht erklären. Die zentrale Frage ist daher vielmehr, wieweit die aufgefundenen Strukturen [239] empirisch gerechtfertigt sind und ob sich die strukturelle Methode auch für die Analyse moderner Gesellschaften eignet. Dass sich Lévi-Strauss' theoretische Überlegungen in ernsthafter Auseinandersetzung mit empirischem Material entwickelten, wird niemand bestreiten. Fraglich bleibt allein, ob man nicht partout Strukturen findet, wenn man solche sucht; m.a.W. inwieweit empirische Daten zwecks Aufweis struktureller Zusammenhänge interpretativ zurechtgebogen werden. Eine authentische Antwort bleibt Ethnologen vorbehalten, welche mit dem jeweiligen Datenmaterial vertraut sind. Entsprechende Kritik ist aber durchaus vorhanden. So bemängeln beispielsweise Raoul und Laura Makarius (1967) an Lévi-Strauss' Untersuchungen der Ge-Mythen und des Warrau-Mythos im Detail Verzerrungen von Quellenangaben und Modifikation von Bedeutungsgehalten – Ungenauigkeiten und Inkonsistenzen, die eher der Natur der strukturalistischen Methode und ihren Zielen zuzuschreiben seien als einem zerstreuten Geist. (1967: 218) Oder Friedrich Stentzler (1979, insbesondere 108 ff.) kritisiert den der modernen Industriegesellschaft entlehnten und auf archaische Gesellschaften transponierten Tauschbegriff, der den Frauentausch in seiner Struktur dem Warentausch gleichsetzt; die Kommensurabilität von Frauen kann aber nur dadurch gewährleistet werden, dass von ihren persönlichen Eigenschaften und ihrem erotischen 'Wert' völlig abstrahiert wird. Für unsern Diskussionszusammenhang interessiert nun insbesondere, ob die Handlungsebene wirklich unterlaufen werden kann, ohne dass sich in der Strukturforschung interne Widersprüchlichkeiten ergeben; ist es tatsächlich möglich, wie Lévi-Strauss beansprucht, dass hinter unserer bloss "illusionären Handlungsfreiheit" ein Netz "notwendiger Beziehungen" steht und uns über die Instanz des (kollektiven) Unbewussten determiniert? Üblicherweise wird diese Frage auf ethischer Ebene, in Form einer Anti-Humanismus-Kritik, abgehandelt.²⁷ Doch auch auf empirischer Ebene lassen sich Bedenken anmelden: Sobald man an den Vergegenständlichungen rüttelt, bringt man auch die Strukturen ins Wanken. Beispielsweise behandelt Lévi-Strauss das Inzest-Tabu in Form fest fixierter Heiratsregeln in leicht überschaubaren, weil kleinen archaischen

²⁷ Vgl. dazu Marc-Lipiansky (1973: 239 ff.).

Gesellschaften. Die Verknüpfung bestimmter Arten von Reziprozitätsbezeichnungen und bestimmter Formen von Verwandtschaftssystemen wird also durch einen [240] Normensatz vermittelt. Nun gibt es wenige gesellschaftliche Bereiche, die derart rigoros normiert und sanktioniert werden, dass abweichendes Verhalten ausgeschlossen wird. Sobald man Inzest am Tatbestand innerfamiliärer sexueller Beziehungen festmacht statt an institutionalisierten kulturellen Heiratsregeln, stossen wir auf eine beträchtliche Deliktquote (mit enormer Dunkelziffer), welche die vorliegenden Strukturzusammenhänge zusammenbrechen lässt. Die theoretische Vergegenständlichung sozialer Daten rächt sich also, sobald in der Gesellschaft selbst ein interpretativer Spielraum der Regelauslegung oder die faktische Möglichkeit regelwidrigen Verhaltens besteht (was gerade ein konstitutives Merkmal moderner Gesellschaften ist). Immer dann zeigt sich auch die methodologische Fragwürdigkeit der Rückbeziehung symbolischer kultureller Zusammenhänge auf ein kollektives Unbewusstes: ein solches Konzept lässt keine Abweichung von der Regel zu. In diesem Problemkontext dürfte denn auch der Grund zu finden sein, warum die strukturalistische Verwandtschaftsforschung für die modernen Gesellschaften so unergiebig ist, obwohl sie anhand der archaischen Gesellschaften jene "Elementarstrukturen" aufzufinden beanspruchte, welche universal und existentielle Voraussetzungen menschlicher Gesellschaften überhaupt seien. (Lévi-Strauss, 1945)

Die Konzentration auf vergegenständlichte Untersuchungsobjekte (Verwandtschaftssysteme mit institutionalisierten Heiratsregeln, Klassifikationssysteme, Mythen) verleiht dem strukturalistischen Gesellschaftsbild einen eigentümlichen statischen Charakter: universale Strukturen unterlegen gleichsam die gesamte Menschheitsgeschichte. Lévi-Strauss musste sich denn auch von verschiedenster Seite Immobilismus und Geschichtslosigkeit vorwerfen lassen. (Lefort, 1952; Lefebvre, 1963; Dufrenne, 1968) In der Folge schwächte er seine deterministische Konzeption von Struktur etwas ab: Maschinen wären für den Strukturalisten "bessere Menschen", da sie sich rigoros an strukturellen Determinanten ausrichten, während Humanes stets kontingente Momente birgt. Dem Notwendigen ist daher die Kontingenz gegenüberzustellen, der Struktur das Ereignis (*l'événement*); beide stehen zueinander in einem stets prekären Gleichgewicht. (Lévi-Strauss, 1973) Wenn es nun einer handlungstheoretisch konzipierten Sozialwissenschaft gelingt, Gleichförmigkeiten auf der Ebene universaler Ungleichheit aufzufinden, d.h. solche, die nur für einen Teil und nicht – übers [241] Konzept des kollektiven Unbewussten – für alle Menschen und Kulturen Gültigkeit haben, so operiert sie im Lévi-Strauss'schen Schema auf der Ereignissebene und reduziert gleichsam die Kontingenz der Ereignisse; damit müsste sich ein ungleich differenzierteres Bild von sozialer Realität ergeben. Eine handlungstheoretisch orientierte Sozialwissenschaft, wie sie Schütz vertritt, welche zwischen kulturellen wie auch biographiespezifischen Wissensvorräten, institutionalisierten wie persönlichen Relevanzsystemen unterscheidet, zeigt konzeptuell erstens die nötige Sensibilität für jene kontextabhängigen Bedeutungsmodifikationen, die im Strukturalismus im Medium objektiver Vergegenständlichung methodologisch übergangen werden, und zweitens Mittel und Wege, wie die Kontingenz auf der Handlungsebene in differenzierter Weise reduziert werden kann.

Nun lohnt es sich, einen Schritt zurückzutreten und nochmals auf die These zurückzukommen, Phänomenologie und Strukturalismus seien komplementäre Unternehmen. Holensteins Argument, Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus stelle eine Weiterentwicklung Husserlscher Themen dar, lässt sich mit verschiedenen Textstellen aus Husserls Werk stützen. Stellt man hingegen die methodologischen Ansätze von Lévi-Strauss und von Schütz einander gegenüber, so macht sich eine wesentlich grössere Kluft breit. Der Ansatz des Strukturalismus, die Differenz der Phänomene und ihre Beziehungen zueinander zu untersuchen, scheint zwar zunächst einen willkommenen Schritt über die Beschränkung phänomenologischer Analysen auf Einzelphänomene darzustellen; Schütz' Theorie der Typisierung bindet Typen lediglich an pragmatische Motive, ans jeweilige subjektive Relevanzsystem, lässt aber die Beziehung der Typen untereinander unbeachtet. Doch wenn sich Sinn erst im Gebrauch konstituiert, können die Beziehungen zwischen Typen allein in ihrer Verwendungspraxis studiert werden, und die birgt stets okkasionale und subjektive Bedeutungskomponenten. Notwendigerweise kontextualisiert auch Lévi-Strauss seine Begriffe: "braten" meint nicht die Aktivität sonnenhungriger Strandnixen an der Adria, und "roh" bezieht sich nicht auf einen ungehobelten Burschen – beide Termini erhalten ihre Bedeutung aus dem Bezugsrahmen kulinarischer Aktivitäten. Der okkasionell bedingte Sinn wird aber vergegenständlicht, d.h. situative Modifikationen ausgeblendet, und die subjektive Sinnkomponente fällt unter den Tisch: Dass im Alltag der eine ein Gericht als "noch [242] roh", der andere hingegen als "gar" (gekocht) bezeichnen kann, hat neben einer semantischen Fixierung keinen Platz. Es sind aber gerade diese Alltagsbedeutungen, welche Schütz dem Sozialwissenschaftler zur Erfassung aufträgt und welche bei Lévi-Strauss durch "objektive" Bedeutungen ersetzt sind – Schütz' Sozialphänomenologie erstrebt die Rettung der Alltagsphänomene in ihrer genuinen Eigenart. Sobald aber die semantische Fixierung lebensweltlicher Typen respektiv sozialer Phänomene durch den Wissenschaftler fallengelassen wird, verwässert sich auch der Begriff struktureller Beziehungen; als adäquatere Bezeichnung für die Erfassung der Beziehungen zwischen verschiedenen Sinngehalten offeriert sich vielmehr Wittgensteins (1977) Konzept der "Familienähnlichkeiten". Angesichts der enormen Bedeutungsvarietät und der unendlichen Zahl möglicher Sinnschattierungen stellt sich sodann die Frage, ob Lévi-Strauss die strukturelle Analyse nicht auf der falschen Ebene angesetzt hat: ob er, statt die Strukturen zwischen konkreten Elementen der sozialen Realität zu suchen, nicht besser nach Strukturen der Erzeugnispraxis dieser Realität gesucht hätte; dann hätte er auch das enge Korsett der durchs Konzept des strukturalen Unbewussten auferlegten Hypostasierung und Statik sprengen können. Es ist dies, was die Ethnomethodologen von Schütz gelernt haben. (vgl. Teil IV)

2.3. Der Strukturfunktionalismus

Schütz' Postulat der subjektiven Interpretation fordert eine wissenschaftliche Konzeption, welche jedes menschliche Handeln oder dessen Ergebnis auf den subjektiven Sinn zurückführen lässt. Der Behaviorismus hat zwar menschliches Verhalten zu seinem Thema gemacht, doch in etischer Perspektive; dadurch wurde das Problem des Verstehens wissenschaftstheoretisch überspielt, durch die Hintertür

ist es aber wieder hereingekommen. Der Strukturalismus vertritt demgegenüber emische Analysen in einer generalisierten "subjektiven Perspektive", zielt aber nicht auf die Erklärung menschlicher Aktivität, sondern analysiert die internen Strukturen von Produkten solcher Aktivität (Mythen, Heiratsregeln); er orientiert sich daher an vergegenständlichten, institutionalisierten Ordnungen, statt Bedeutungen im pragmatischen Handlungskontext zu untersuchen, auf die zugrundeliegenden sinnstiftenden Aktivitäten zu beziehen und damit ihre Situationalität [243] und verschiedenen Sinnabschattungen in den Blick zu bekommen. Der Strukturfunktionalismus dagegen identifiziert sich mit beiden Komponenten des Schützischen Postulats, der Sinnhaftigkeit des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches wie seiner Konstitution durch menschliches Handeln – die Sozialwissenschaften müssen daher emisch verfahren und handlungstheoretisch fundiert sein.

Der Strukturfunktionalismus wurde von Talcott Parsons (1902-1979) begründet, hat aber weit über seinen unmittelbaren Umkreis hinaus das intellektuelle Klima der amerikanischen Soziologie bestimmt. Die Auseinandersetzung mit Parsons lohnt sich aus zwei Gründen: Erstens ist er einer der bedeutendsten und einflussreichsten Soziologen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; die "konventionelle Soziologie" wurde massgeblich von ihm beeinflusst. An Parsons kann man daher gar nicht vorbeigehen – ob man nun sein Freund oder sein Gegner ist. Dies widerspiegelt sich in der Einschätzung einiger prominenter Kontrahenten: So meint Homans (1962: 43): "What held me most transfixed was the Parsons problem"; Habermas (1981b) wiederum nennt ihn neben Durkheim, Weber und Mead als den vierten grossen soziologischen Klassiker; Gouldner (1970) schliesslich behandelt ihn fast als den Inbegriff der westlichen Soziologie überhaupt. – Zweitens hat sich aber auch Schütz mit Parsons auseinandergesetzt. Unmittelbar nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten kommentierte er in einem längeren Manuskript Parsons' eben erschienenen Buch (1968 [1937]); die darauf folgende Korrespondenz, welche kürzlich aus dem Nachlass veröffentlicht worden ist (Schütz/Parsons, 1977), wirft wertvolles neues Licht auf die Implikationen der Schützischen Thesen.

Eine eingehende Analyse der von Schütz und Parsons zur Sprache gebrachten methodologischen Streitfragen hat bisher auf sich warten lassen; es ist daher interessant, sie näher zu untersuchen. Obwohl die Diskussion sich damals lediglich an Parsons' Buch "The Structure of Social Action" (1968) orientierte, empfiehlt es sich, die aufgeworfenen Probleme auf der Grundlage des Gesamtwerks beider Autoren zu erörtern, denn erstens konkretisieren sich die methodologischen Positionen dadurch, und zweitens offenbart sich damit auch deutlich ihre fundamentale Tragweite. Im Folgenden werde ich daher zuerst die Grundzüge des Parsons'schen Theoriesystems darlegen, um dann auf dieser Grundlage die Schütz-Parsons-Debatte zu analysieren. [244]

2.3.1. Die strukturfunktionalistische Handlungstheorie Talcott Parsons

2.3.1.1. Die Grundlegung einer analytischen Handlungstheorie

Parsons' Grundfrage, die seinem ganzen Werk zugrundeliegt, ist das Hobbes'sche Problem der sozialen Ordnung: Warum herrscht nicht globaler Krieg

aller gegen alle (*bellum omnium contra omnes*)? Die Frage schien Parsons zu kompliziert, als dass man sie durch Hobbes' (1950) *Leviathan* oder auch etwa Adam Smiths (1937) "*invisible hand*" als gelöst gelten lassen kann. Selbst Ökonom, realisierte Parsons im Laufe seiner Auseinandersetzung mit den ökonomischen Theorien, dass deren Perspektive viel zu eng gefasst war und durch Einbeziehung soziologischer Gesichtspunkte verbreitert werden musste. Ausgelöst wurde diese Einsicht besonders durch Parsons' enge Berührung mit der Anthropologie (besonders mit Bronislaw Malinowski während seines Studienaufenthaltes an der London School of Economics) und mit der Soziologie (besonders mit dem Werk Max Webers während seines Studienaufenthaltes in Heidelberg).²⁸ Im Rahmen seiner theoretischen Beschäftigung mit der Beziehung zwischen Ökonomie und Soziologie setzte er sich schliesslich das Ziel, ein grundlegendes, beide Bereiche umfassendes sozialwissenschaftliches Paradigma zu entwerfen. Dazu befasste er sich eingehend mit den Werken Alfred Marshalls, Vilfredo Paretos, Emile Durkheims und Max Webers, und zwar unter methodologischen wie konzeptuellen Gesichtspunkten. Ausgegangen war er von Marshall, welcher das Ziehen scharfer Grenzen der ökonomischen Disziplin ablehnte. Doch erst Pareto, welcher eine strikt definierte ökonomische Theorie in den Rahmen einer umfassenden Soziologie stellte, öffnete Parsons den Weg, auch die seiner Ansicht nach bedeutendsten soziologischen Klassiker, Durkheim und Weber, in die Studie miteinzuschliessen; Durkheim (1893: "De la division du travail") wie Weber (1969: "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus") beschäftigten sich explizit – allerdings aus einer umfassenderen Perspektive als die reinen Ökonomen – mit ökonomischen Problemen. Resultat war "The Structure of Social Action" (Parsons, 1968), "meant as a study of the writers' ideas about the modern socioeconomic order, capitalism, free enterprise, [245] and so forth, and, at the same time, of the theoretical framework in terms of which these ideas and interpretations had been formulated." (Parsons, 1970: 829) Parsons' Hauptthese darin ist, dass die theoretischen Systeme der vier Denker konvergieren und zu einer einzigen, umfassenden Theorie integriert werden können.

Überblickt man die unterschiedlichen methodologischen und konzeptuellen Positionen der erwähnten Denker und die Schulenstreite der Wissenschaftsgeschichte, so überrascht dieses Resultat. Marshall war ein profilierter Vertreter der utilitaristischen Tradition und arbeitete an der Nutzen- und Grenznutzentheorie; nur am Rande ging er etwas darüber hinaus, indem er die klassischen Annahmen ablehnte, Bedürfnisse als unabhängig und wirtschaftliche Handlungen lediglich als Akte reiner Bedürfnisbefriedigung zu betrachten. Pareto, ebenfalls dem Utilitarismus verpflichtet, unterschied dagegen neben den ökonomischen auch soziologische Komponenten und arbeitete eine eigene Konzeption soziologischer Theorie aus; daraus war für Parsons besonders die Unterscheidung zwischen (logischen) Normen intrinsischer Rationalität und (nicht-logischen) Wertelementen wichtig. Durkheim ging demgegenüber ganz andere Wege: In seinen beiden soziologischen Hauptwerken (Durkheim, 1893; 1897) übte er strenge Kritik am Utilitarismus und dessen teleologischer Konzeption und vertrat als "Regeln der

²⁸ In Bezug auf sämtliche biographischen Angaben stütze ich mich auf Parsons' Autobiographie (1970).

soziologischen Methode" (Durkheim, 1895) einen radikalen Positivismus, der soziale Fakten nur in ihrer Exteriorität und ihrem quasi-äusserlichen Zwangscharakter anerkennt. Weber wiederum setzte nicht bei der Gesellschaft als Realität *sui generis* an, sondern bei der individuellen sozialen Handlung (methodologischer Individualismus); dabei grenzte er sich mit der Betonung des Wertelementes (der historischen Rolle von Ideen) vom Marxismus, mit der Befürwortung allgemeiner Begriffe vom Historismus ab. Indem sich Parsons nicht nur mit den theoretischen Definitionen der jeweiligen Grundbegriffe und Darstellungen der jeweiligen Methodologie, sondern insbesondere auch mit den empirischen Werken der genannten Autoren befasste, kam er zum Schluss, dass sich diese trotz aller terminologischen Unterschiede im Wesentlichen mit denselben Aspekten sozialer Wirklichkeit auseinandersetzen oder ihre jeweiligen Perspektiven sich zumindest gegenseitig ergänzen: In den Werken aller vier Autoren "has appeared the outline of what *in all essentials*, is the *same* system of a generalized social theory, the [246] structural aspect of what has been called the voluntaristic theory of action." (Parsons, 1968: 719 f.) "Voluntaristische Handlungstheorie" nennt Parsons seine eigene neue Theorie, welche er aufgrund seiner theoretischen Synthese entwickelte.

Für diesen neuen Theorieentwurf hatte Parsons die konstituierenden Grundbegriffe zu definieren und diese unter die Aegide eines einheitlichen wissenschaftlich-theoretischen Ansatzes zu stellen. Die methodologischen Überlegungen machen dabei den Hauptteil seines Buches aus. Seinen "*analytischen Realismus*" – wie er seine neue Position nennt – entwickelte er v.a. unter dem Einfluss Immanuel Kants, Max Webers, Alfred Whiteheads und Lawrence Hendersons. Methodologisch sensibilisiert wurde Parsons v.a. während seines Deutschlandaufenthaltes, besonders durch die Diskussionen, welche an Webers Wissenschaftslehre anschlossen. Besonders bedeutsam waren für ihn einerseits das Problem des Status' allgemeiner theoretischer Begriffe (eine zentrale Streitfrage in der Debatte um die Historische Schule) und andererseits das Problem des Verstehens. Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten fand er hingegen das intellektuelle Klima derart durchsetzt von den Positionen des Behaviorismus und Empirismus, dass jeder, der daran zweifelte, dass wissenschaftliche Theorien ein wirklichkeitsgetreues Abbild der Realität-dort-draussen seien, oder der gar an die Validität der Deutung subjektiver Bewusstseinszustände glaubte, für hoffnungslos naiv gehalten wurde.²⁹ Parsons opponierte jedoch gegen diese Positionen und stellte sich im Anschluss an Weber in die Kantische Tradition: Kognition basiert stets auf kategorialer Strukturierung und ist daher unvermeidlich selektiv. Aus dieser Einsicht kann die zentrale Bedeutung analytischer Abstraktion abgeleitet werden, was nachhaltig gestützt wird durch Whitehead (1925) – insbesondere seine Diskussion der "fallacy of misplaced concreteness" – sowie durch Hendersons (1932) Definition einer Tatsache : "A fact is a statement about experience in terms of a conceptual scheme." (Parsons, 1970: 830) Parsons setzte [247] sich damit aber nicht nur vom

²⁹ Wissenschaftshistorisch, -soziologisch und -methodologisch äusserst bedeutsam ist die Tatsache, dass diese Darstellung Parsons' zwar möglicherweise die Situation an der Harvard University wiedergibt, die damals bedeutsame Verstehende Tradition der Chicagoer Schule (des Symbolischen Interaktionismus) aber völlig ignoriert. (Das gleiche Schicksal war Simmel und Marx beschieden.)

Empirismus ab, sondern auch von Weber, der erstens eine für seinen Geschmack zu starke Scheu vor allgemeinen Begriffen zeigte und zweitens den wissenschaftlichen (Ideal-)Typen einen fiktiven Status zuschrieb. Nach Parsons galt es vielmehr ein "allgemeines Handlungssystem" (a generalized system of action) zu entwerfen, dessen Begriffe nicht "fiktiv" (im Sinne Vaihingers [1913] und Webers [1972]) sind, sondern "realistisch". "Analytischer Realismus" soll heissen, dass die wissenschaftlichen Begriffe zum einen nicht konkreten Phänomenen entsprechen, sondern Elementen von diesen, welche von andern Elementen analytisch trennbar sind; und zum andern, dass diese allgemeinen Begriffe nicht fiktiv sind, sondern objektive Aspekte der externen Welt erfassen. Parsons zufolge steht ihm Pareto diesbezüglich am nächsten. (Parsons, 1968: 727 ff.)

Parsons bemüht sich daher, in seiner Analyse der Werke der vier Klassiker ein System solcher analytisch-realistischer Kategorien zu gewinnen. Da die soziale Realität durch menschliche Handlungen konstituiert wird, stellt er sich hinter Webers Diktum, dass sämtliche Sozialwissenschaften handlungstheoretisch begründet werden müssen. Das Spektrum der empirischen analytischen Wissenschaften teilt sich daher in die zwei grossen Gruppen 'Naturwissenschaften' und 'Handlungswissenschaften'. Der zentrale Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen besteht nun darin, dass die Menschen mit ihrem Handeln einen subjektiven Sinn verbinden und die Untersuchung von Handlungen somit stets auf das subjektive Bewusstsein der Handelnden zurückgreifen muss; der handlungswissenschaftliche Gegenstandsbereich hat daher einen anderen Evidenzcharakter als der naturwissenschaftliche und bedingt die Anwendung der Methode des Verstehens. (Parsons, 1968: 764 f.) Der Mensch setzt sich offensichtlich Ziele und strebt nach deren Verwirklichung, orientiert sein Handeln also an der Zukunft. Dies ist ein nicht-überseh- und übergehbare Bestandteil der sozialen Wirklichkeit und kann nicht, wie es der Behaviorismus versucht hat, auf die beiden Faktoren Vererbung und Umwelt reduziert werden. Vererbung und Umwelt spielen bei menschlichem Handeln hingegen zweifellos ebenfalls eine entscheidende Rolle, was die Utilitaristen übersehen haben. Schliesslich muss aber auch das stets involvierte System gemeinsamer Werte berücksichtigt werden, was sowohl die Behavioristen wie die Utilitaristen (mit der Ausnahme Marshalls) nicht realisierten, für [248] Durkheim hingegen einen zentralen Bestandteil der sozialen Realität bildet; Weber hat es zwar in seinen individualistisch konzipierten soziologischen Grundbegriffen nicht aufgeführt, in seinen empirischen Untersuchungen spielt es jedoch eine zentrale Rolle. Damit sind die relevanten Aspekte menschlichen Handelns bestimmt, und Parsons versucht die als unabdingbar erkannten Kategorien untereinander systematisch in Beziehung zu setzen und zu einem "allgemeinen Handlungssystem" zu verbinden; den Systembegriff übernimmt er von Pareto. Die kleinste Einheit des Handlungssystems ist die *Akteinheit* (*unit act*); sie ist ihrerseits immer noch sehr komplex, bildet ein Subsystem und bedarf zu ihrer inhaltlichen Füllung der Bestimmung von mindestens *vier Elementen*; eines konkreten Zieles, konkreter Bedingungen, konkreter Mittel und einer oder mehrerer Normen, welche die Wahl der Mittel für ein vorliegendes Ziel regeln. Da selbst Normen nur im Bewusstsein des (der) Handelnden existieren können (zumindest wenn sie handlungsrelevant sein

sollen), ist der entworfene Bezugsrahmen (action frame of reference) "inherently subjective". (Parsons, 1968: 733)

Das allgemeine Handlungssystem involviert keine konkreten Daten, welche subtrahiert werden könnten, sondern stellt den unabdingbaren logischen Bezugsrahmen zur Analyse von Handlungen dar, vergleichbar mit dem Raum-Zeit-Bezugsrahmen der klassischen Physik; nach Parsons hat sein Handlungssystem daher einen "phänomenologischen Status" im Sinne Husserls. (Parsons, 1968: 733) Als Bezugsrahmen eignet es sich zur Untersuchung von Handlungen sowohl auf analytischer wie deskriptiver Ebene. Es kann im strengen Sinn weder verifiziert noch falsifiziert, sondern allein wegen seiner Nützlichkeit im Rahmen konkreter empirischer Forschung akzeptiert werden; die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen der Handlungsstruktur³⁰ bestimmen sich jedoch als Resultat empirischer Forschung. Nach Auffassung Parsons sollen nun die allgemeinen Merkmale der Akteinheit nicht die Basis einer unabhängigen analytischen Wissenschaft bilden, sondern die Basis sämtlicher Handlungswissenschaften. Sie alle unterscheiden sich von den Naturwissenschaften, negativ durch die Irrelevanz eines räumlichen Bezugsrahmens, positiv durch das Ziel-Mittel-Schema, also den subjektiven Aspekt und mithin die Methode des Verstehens. Doch auch die [249] Gruppe der Handlungswissenschaften gliedert sich in einzelne Disziplinen. Denn sobald man über die elementare Akteinheit hinausschreitet und die zunehmende Komplexität von Handlungssystemen ins Auge fasst, geraten emergente Eigenschaften dieser Systeme in den Blick, welche zum Gegenstand spezieller Untersuchungen gemacht werden müssen. Eine eigenständige handlungswissenschaftliche Disziplin findet ihre Grundlage darin, dass eine solche emergente Eigenschaft zur Basis eines kohärenten theoretischen Systems gemacht werden kann: Ökonomie (wirtschaftliche Rationalität), Politikwissenschaft (Macht), Soziologie (Integration gemeinsamer Werte), Psychologie (Beziehung zwischen biologischer Vererbung und Mitteln, Zielen und Gefühlen), und Technologie (Bezug zu konkreten Inhalten vorliegender Ziele, Normen und von [industriellem, militärischem, wissenschaftlichem, erotischem usw.] Wissen). Geschichtswissenschaft sondert Parsons aus; zwar ist auch sie eine Handlungswissenschaft, doch, da sie sich mit Phänomenen in ihrer Konkretheit befasst, keine analytische – sie kann sich jedoch mit den fünf analytischen Disziplinen zu Spezialdisziplinen verbinden (Wirtschaftsgeschichte, politische Geschichte, etc.). Die erwähnten analytischen Disziplinen jedoch haben alle das allgemeine Handlungssystem zur Grundlage: "The facts relevant to them all can be translated into terms of the action schema as a frame of reference. But, at the same time, it is in general convenient to operate, for most of their purpose, with more specialized subschemata." (Parsons, 1968: 770) Parsons setzt infolgedessen sein Bemühen fort, die analytische Basis der Handlungswissenschaften weiter auszubauen.

2.3.1.2. Die strukturfunktionalistische Elaboration der Handlungstheorie

Parsons (1968: xff.) teilt seine intellektuelle Entwicklung nach der "Structure of Social Action" in drei Phasen: Die "*struktur-funktionale*" Phase in der er in eingehender

³⁰ Parsons verwendet die Begriffe 'System' und 'Struktur' oft synonym.

Auseinandersetzung mit Psychologie einerseits und Kulturanthropologie (social anthropology) andererseits zu einer Integration von Handlungs- und Gesellschaftsebene gelangte, was seine Theorie (nach eigener Charakterisierung) mehr "Durkheimianisch" denn "Weberianisch" machte. Zentrale theoretische Errungenschaft dieser Periode war das "pattern variable scheme", das er aufgrund seiner Beschäftigung mit den Berufen (insbesondere dem Arztberuf) [250] entwickelte. Die *zweite* Phase erblickt er in der Entwicklung des "four-function paradigms", das sich für die Analyse sowohl des Handlungs- wie des Gesellschaftssystems als grundlegend erwies und zur Analyse der Input-Output-Beziehungen zwischen den einzelnen Subsystemen sowie der konzeptuellen Fassung der generalisierten Interaktionsmedien (money, power, social influence) führte. Eine *dritte* Phase schliesslich ist gekennzeichnet durch die Zuwendung zu den bis dahin vernachlässigten Themen der politischen Strukturen und Prozesse und des sozialen Wandels (angeregt durch lebhaft Kritik). Diese Phase war nun wieder mehr "Weberian" als "Durkheimian" in seinem Interesse, war doch Weber der bedeutendste "post-linear social evolutionist". Parsons entwickelte ein allgemeines evolutionäres Schema sowie ein Paradigma "for analyzing rather specific patterned processes of change. The paradigm has primarily to do with the relations among the processes of differentiation, inclusion, upgrading, and value-generalization." (1968: xiii) Daran anschliessend müsste eine *vierte Phase* (1968-1979) charakterisiert werden, was aufgrund der Vielfalt seiner theoretischen Anstrengungen inopportun erscheint. Im vorliegenden Diskussionszusammenhang beschränke ich mich ohnehin nur auf die Grundzüge des Parsons'schen Theoriesystems, welche er in den Phasen 1 und 2 entwickelte.

(1) Die Breite seines Interessenspektrums, das er im Rahmen der "Structure of Social Action" entwickelt hatte, veranlasste Parsons, nach deren Abschluss vom Economics Department ins Department of Sociology überzuwechseln. Gleichzeitig wandte er sich dem Studium der Berufe zu, spielten diese doch in der modernen Industriegesellschaft eine hervorragende Rolle. Im Rahmen dieser Beschäftigung gelang ihm ein entscheidender Durchbruch, welcher einerseits in einer *systemtheoretischen Verarbeitung der Theorien Freuds* und andererseits in der Entwicklung des sogenannten "pattern variables" Schemas gründete. – Hatte sich Parsons bislang ausschliesslich mit den ökonomisch-politischen Aspekten von Rationalität beschäftigt, so eröffnete ihm das Interesse am Arztberuf³¹ zwei neue Dimensionen: jene der Applikation [251] und jene psychosomatischer Wirkungsmechanismen. Der Tip Elton Mayos, er solle die *Freudschen Theorien* studieren, hatte tiefgreifende Folgen: "this proved to be one of the few crucial intellectual experiences of my life". (Parsons, 1970: 835) In persönlicher Hinsicht führte dies schliesslich zum formalen psychoanalytischen Training; in theoretischer Hinsicht verschob sich seine Aufmerksamkeit auf den sozio-psychologischen Aspekt, insbesondere auf die nicht-rationalen und irrationalen Bestimmungsfaktoren menschlichen Handelns auf individueller wie sozialer Ebene, und es gelang ihm, den soziologischen mit dem psychologischen Gegenstandsbereich zu vermitteln.

³¹ Da sein Bruder Arzt war und er selber dies anfänglich auch werden wollte (weshalb er zuerst Biologie studierte), hatte Parsons eine ganz persönliche Affinität zum Beruf des Arztes. (So widmete er denn im "Social System" [Parsons, 1951] der Analyse der modernen Medizin ein längeres Kapitel.)

Freuds Konzeption des "Seelenapparates" umfasst drei Instanzen: das Es, das Ich und das Über-Ich. (Freud, 1972) Das Es ist der älteste Teil und umfasst alles, was ererbt und konstitutionell festgelegt ist, vor allem also die Triebe des Menschen, synthetischer ("Eros") wie destruktiver Art ("Todestrieb"). Das Ich stellt die Vermittlungsinstanz zwischen Es und Aussenwelt dar, sucht also nach dem günstigsten Weg der Bedürfnisbefriedigung im Kontext der Anforderungen und Zwänge der natürlichen und sozialen Umwelt; das Ich ist die Provinz des Willens und hat die Aufgabe der Selbstbehauptung. Das Über-Ich schliesslich bildet den Niederschlag der langen Kindheitsperiode und enthält die im Erziehungsprozess vermittelten moralischen Normen; insoweit diese dem Es widersprechen und sich dem Ich entgegenstellen, bilden sie die dritte Macht in der Psyche. Kommt es zu schwerwiegenden Konflikten zwischen Es und Über-Ich, so werden die Kräfte des negierten Triebes entweder erfolgreich sublimiert (d.h. in anderer – kulturell erlaubter – Form ausgelebt: voreheliche Sexualität z.Z. Freuds beispielsweise in berufliche Leistung umgesetzt) oder ins Unbewusste (d.h. ins Es) verdrängt, woraus eine Psychose entsteht. Solche Konflikte entstehen vor allem in der Frühkindheit, und da Freud die Sexualunterdrückung zu seiner Zeit als die Hauptursache der Psychosenbildung diagnostizierte, studierte er die ontogenetische Entwicklung der Sexualfunktion und unterschied verschiedene Phasen der psychosexuellen Entwicklung mit typischen Problemen und typischen Ursachen der Psychosenbildung. (Freud, 1961) – Während nun Freud sich v.a. mit der Funktion des Es und den diesem ermöglichten Ausdrucksformen in einer von Zwängen geprägten natürlichen, insbesondere aber sozialen Umwelt befasste (so gerät denn bei Freud jegliche Kulturleistung [252] zu einer Sublimation [Freud, 1956]), *versozialisiert Parsons den Freudschen Ansatz*³² und transponiert ihn in *systemtheoretische Kategorien*. Das menschliche Individuum wird ersetzt durch das analytische Handlungssystem "Persönlichkeit", das sich auf einen individuellen wie auf einen kollektiven Handelnden beziehen kann. "Persönlichkeit" bildet damit ein Subsystem des Handlungssystems, das mit den andern Subsystemen – dem sozialen, dem kulturellen und dem Verhaltensorganismus – in systematischer Wechselbeziehung (Interrelation) steht und sich teilweise mit ihnen überschneidet (Interpenetration); jedes Subsystem ist primär über diese Aussenbeziehung definiert. Den zentralen Angelpunkt der Beziehungen zwischen dem personalen und dem sozialen System findet Parsons im Konzept der *Internalisierung*³³: das Persönlichkeitssystem verinnerlicht im Sozialisationsprozess Objektbeziehungen sowie die moralischen Normen der Gesellschaft.³⁴ Damit wird Freud mit Durkheim vermittelt: das Über-Ich stellt den verobjektivierten gesellschaftlichen Teil der Persönlichkeit dar und fällt also mit Durkheims "kollektivem Unbewussten" (wie auch Webers handlungsleitenden Werten)

³² Dabei steht er in Einklang mit amerikanischen Neo-Freudianern, wie Erik Erikson (1950) oder Karen Horney (1950).

³³ Der Begriff "Internalisierung" ist Parsons' eigene Schöpfung – Freud habe von "introjection" gesprochen (Parsons, 1970: 838) – und wurde zu einem zentralen Grundbegriff der Soziologie. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die (von Parsons übergenommene) amerikanische Sozialpsychologie von George Herbert Mead, Charles H. Cooley oder W.I. Thomas den Prozess der Sozialisation schon vor Parsons auf ähnliche Weise analysiert hat.

³⁴ Parsons ging hier wesentlich über Freud hinaus, indem er die Internalisierung nicht auf individuelle soziale Objekte, sondern auf *Systeme* von sozialen Objekten in ihren gegenseitigen Wechselbeziehungen bezog.

zusammen; und Freuds Implementierung der moralischen Standards durch den Vater deckt sich mit Durkheims Konzept sozialer Kontrolle durch moralische Autorität. Dies hat einerseits methodologische Konsequenzen: subjektive Bewusstseinszustände (subjective states of mind) können offenbar verobjektiviert werden (wie Durkheim es postulierte); zwar sind Normen 'existentiell' ans Bewusstsein des (der) Handelnden gebunden, doch können sie analytisch getrennt behandelt werden – als Elemente des sozialen (Sub)Systems. Damit ist aber auch ein neuer Zugang zum Problem der sozialen Ordnung eröffnet. Auf der einen Seite wird das soziale System durch Normen strukturiert, denen durch [253] Institutionalisierung Dauer verliehen wird und die sich um soziale Positionen zu spezifischen Erwartungskonstellationen bündeln: zu sozialen Rollen.³⁵ Obwohl diese normative Ordnung keine Existenz außerhalb menschlicher Persönlichkeiten hat, kann sie analytisch vom Persönlichkeitssystem getrennt (verobjektiviert) werden; sie hat für das Persönlichkeitssystem Zwangscharakter, indem normative Erwartungen notfalls über Sanktionen durchgesetzt werden. Auf der andern Seite macht das Persönlichkeitssystem normative Werte über Internalisierung auch zu eigenen. Parsons stellt Normen nicht polar dem Es gegenüber, sondern fasst – in deutlicher Abkehr von Freud³⁶ – auch die zentralen Elemente des Persönlichkeitssystems, die 'Bedürfnisdispositionen', soziologisch: Zwar gibt es primäre, d.h. angeborene, rein physiologische Triebe (wie Sexual-, Nahrungs- oder Atmungstrieb), die meisten Bedürfnisse (needs) sind aber sekundär, d.h. interaktiv erworben und daher kulturell geprägt (disposition). Damit entschärft er den im Freudschen Schema angelegten potentiellen Konflikt zwischen Über-Ich und Es: Internalisierung harmonisiert.³⁷ In gleicher Weise differenziert er auch Freuds moralische Autorität des Vaters und untersucht den Sozialisationsprozess nicht nach der psycho-sexuellen Seite (für Freud ein Paradebeispiel von Über-Ich/Es-Konflikten), sondern nach seiner psycho-sozialen Seite.³⁸

Die Beziehungsaufgaben zwischen personalem und sozialem System bestehen daher in der Übernahme sozio-kultureller Regeln durch die Persönlichkeit und umgekehrt in den motivationalen Bedingungen rollenkonformen Handelns. Parsons identifiziert das Problem der sozialen Ordnung mit der Stabilität der normativen Struktur des sozialen Systems. [254] Zwar anerkennt er die Möglichkeit von Systemungleichgewichten – z.B. durch ungenügende oder inadäquate Normeninternalisierung des Persönlichkeitssystems –, doch ist er nicht an deren Ursachen, sondern vielmehr an deren Folgen interessiert. Parsons' Überlegungen sind stets von einer *funktionalistischen Fragestellung* motiviert. Die Frage nach den Funktionen übernimmt er von Durkheim und der Kulturanthropologie Malinowskis und Radcliff-Browns, doch im Gegensatz zu letzteren geht es ihm nicht um die Beiträge des Systems an die Elementen-

³⁵ Parsons übernimmt die Terminologie Ralph Lintons (1947), welche 'Rolle' dem 'Status' zuordnet. Ich lehne mich hier an die durch Dahrendorf (1958) begründete Terminologie der deutschen Soziologie an, welche 'Rolle' mit 'Position' (als Ort in einem sozialen Bezugsfeld) verknüpft und unter 'Status' die Wertschätzung einer Position (bzw. einer Person) meint.

³⁶ Zu Parsons' Freud-Rezeption vgl. Nolte (1970).

³⁷ Nach Habermas (1981b: 295 ff.) begibt er sich damit der Möglichkeit kritischer Analyse von Sozialpathologien.

³⁸ Parsons interessiert sich weniger für die Genese psychischer Probleme (wie Freud), sondern für die bedingenden sozialen Faktoren. Dies führte zur Untersuchung der Sozialisationsbedingungen in der Familie als einem sozialen System. (Parsons & Bales, 1955).

te, sondern um die Beiträge der Elemente ans System. Abweichendes Verhalten z.B. stellt eine dysfunktionale Störung des sozialen Systemgleichgewichts dar und muss durch geeignete Mechanismen unter Kontrolle gebracht werden; notfalls muss die normative Struktur so angepasst werden, dass das System in ein neues Gleichgewicht kommt. Soziales und Persönlichkeitssystem sind also nicht nur über den Mechanismus der Internalisierung, sondern auch über verschiedene Formen der sozialen Kontrolle miteinander vermittelt.³⁹

(2) Nicht nur die systemtheoretische Verarbeitung psychoanalytischer Theorie, sondern auch die Entwicklung des Schemas der "*pattern variables*" gehört zu Parsons' entscheidendem theoretischem Durchbruch in der "struktur-funktionalistischen" Phase.⁴⁰ Im Rahmen seiner Beschäftigung mit den Berufen, insbesondere mit dem Arztberuf, erkannte er, dass die damals übliche Kapitalismus-Sozialismus-Dichotomie für die Behandlung vieler wirtschaftssoziologischer Fragen völlig unergiebig war. Ein geeigneteres Instrument schien ihm Ferdinand Tönnies' (1926) Unterscheidung von 'Gemeinschaft' und 'Gesellschaft' zu sein, welche sich aber bei näherer Analyse nicht als Variation einer einzigen Variablen, sondern als Resultante einer Pluralität unabhängiger Variablen entpuppte. Parsons ordnete sie zu fünf Paaren und verstand sie als dichotomische 'Orientierungsalternativen': Damit ein Handelnder [255] eine Situation definieren und in ihr handeln kann, muss er in Bezug auf jede Dichotomie eine Seite ausgewählt haben. (Parsons & Shils, 1951: 77)

- 1) Affektivität vs. affektive Neutralität
(affectivity vs. affective neutrality)
Die Wahl besteht hier zwischen einer impulsiven, gefühlsbesetzten und einer disziplinierten, gefühlsneutralen Einstellung; soll der Handelnde seinen unmittelbaren Wünschen und Gefühlen folgen oder die Befriedigung der momentanen Bedürfnisse aufschieben? (Bsp.: Discothek-Besuch vs. diszipliniertes Arbeiten)
- 2) Selbstorientierung vs. Kollektivorientierung
(self-orientation vs. collectivity orientation)
Soll der Handelnde sich primär an seinen privaten Eigeninteressen oder am Wohl und an den Ansprüchen des Kollektivs, dessen Mitglied er ist, orientieren? (Bsp. Geschäftsmann vs. Sozialhelfer)
- 3) Universalismus vs. Partikularismus
(universalism vs. particularism)
Soll der Handelnde sein Verhalten gegenüber seinem Objekt nach völlig allgemeinen Regeln, die auf eine ganze Klasse von Objekten anwendbar sind, richten oder nach der Besonderheit dieses Objekts und der Handlungssitua-

³⁹ Im Rahmen seiner Beschäftigung mit Freud kam Parsons auf die Idee, Krankheit als eine Form sozialer Abweichung und Therapie als eine Form sozialer Kontrolle zu interpretieren.

⁴⁰ Nach Luhmann (1973) ist es für den Strukturfunktionalismus typisch, die Funktion der Struktur nachzuordnen, womit Strukturen zu starren Gefügen werden; erst ein strukturenübergreifender Funktionalismus kann daher soziale Strukturwandlungen ins Auge fassen. Parsons entkoppelt später die beiden Begriffe mit dem Argument, sie bewegten sich nicht auf derselben Ebene. (Parsons, 1970: 849 ff.)

tion? (Bsp. Verkehrsteilnehmer untereinander vs. Dyade Vater-Sohn bzw. Mutter-Tochter)

- 4) Zuschreibung vs. Leistung
(ascription vs. achievement)

Die Wahl besteht hier zwischen einer Orientierung daran, was ein Objekt ist vs. daran, was ein Objekt tut; später verwendet Parsons das allgemeinere Begriffspaar Eigenschaft vs. Aufführung [quality vs. performance] – (Parsons & Smelser, 1956: 35) (Bsp.: Arbeiter vs. Familienangehöriger)

- 5) Spezifität vs. Diffusheit
(specifity vs. diffuseness)

Der Handelnde muss entscheiden, ob er mit seinem Objekt nur in klar umrissener, begrenzter Form in Beziehung treten soll oder auf eine umfassende Art. (Bsp.: Arbeitsbeziehung vs. Freundschaftsbeziehung)

Da die subjektive Handlungsorientierung verobjektiviert werden kann, eignen sich die "pattern variables" zur Charakterisierung sozialer Rollenbeziehungen, wie die angeführten Beispiele zeigen und Parsons (1930) am Beispiel des Arztberufs eingehend exemplifiziert. Parsons hält diese Liste von Orientierungsalternativen auf dieser Allgemeinheitsebene für erschöpfend (Parsons & Shils, 1951: 88; Parsons, 1951: 59); [256] sie bilden daher "definitiv ein System". (Parsons, 1970: 843) Parsons benutzt das "pattern variables"-Schema denn auch als hauptsächlichen theoretischen Bezugsrahmen für die Analyse des sozialen Systems und seiner Wechselwirkungen desselben mit dem personalen System einerseits und dem kulturellen System andererseits.

2.3.1.3. Das analytische Gesamtsystem funktionaler sozialwissenschaftlicher Analyse

War ihm in der struktur-funktionalistischen Phase durch die Verarbeitung der Psychoanalyse und die Entwicklung des "pattern variables"-Schemas die konzeptuelle Vermittlung von Handlungs- und Systemebene geglückt, so bildete nun die innere Differenzierung und Systematisierung der funktionalen Analyse den entscheidenden theoretischen Durchbruch der Folgezeit:

"The crucial outcome, in light of subsequent developments, was the emergence of what we now call the 'four-functionparadigm' ... We concluded that systems of action generally could be exhaustively analysed in terms of processes and structures referable to the solution – simultaneously or in sequence – of the four functional problems that we called 'adaptation', 'system goal-attainment', 'integration', and 'pattern-maintenance and latent tension management' this basic classification has remained with me for the more than fifteen years since it first emerged and has constituted a primary reference point of all my theoretical work." (Parsons, 1970: 844)

Ging es bei den "pattern variables" um die Typisierung von grundsätzlichen Handlungsalternativen, so geht es beim *AGIL-Schema* um die Typisierung grundsätzlicher Systemaufgaben. Wie das Schema der "pattern variables" für die Analyse der Handlungsorientierung, soll das AGIL-Schema für die funktionale Analyse von Handlungssystemen "erschöpfend" sein. Dabei sind zwei Funktionen nach aussen und zwei nach innen gerichtet: Zielerreichung (G) und Anpassung (A) sind Aufgaben im Beziehungsbereich System-Umwelt, Integration (I) und latente Spannungsregulierung und Mustererhaltung (L) betreffen Probleme innerhalb des Systems. Die funktiona-

len Erfordernisse liefern nun das Hauptkriterium der internen Differenzierung eines Systems: Jedes [257] System gliedert sich in vier Strukturbereiche, von denen jeder jeweils hauptsächlich für die Lösung einer der vier funktionalen Aufgaben zuständig ist. Diese strukturelle Differenzierung gilt für jede Systemebene, d.h. prinzipiell kann jedes Sub- oder Subsystem wiederum in vier Bereiche aufgegliedert werden, welche jeweils eine der Funktionen erfüllen.⁴¹ Damit ist ein vielschichtiges analytisches System entwickelt, und Parsons bemüht sich in der Folge, seine theoretischen Konzepte zu einer Einheit zu verschmelzen. Dabei zögert er beispielsweise nicht, die Liste der "pattern variables" auf vier Alternativpaare zu reduzieren (die aber nach wie vor "erschöpfend" sein sollen), damit sie mit den AGIL-Funktionen systematisch kombinierbar würden.⁴²

In den 60er Jahren schliesslich treten noch verschiedene Konzepte der Kybernetik hinzu. Ich will mich hier darauf beschränken, anhand der folgenden zwei Tabellen aus "Societies" (Parsons, 1966: 28 f.) einen Gesamtüberblick über die wesentlichen Komponenten des Parsons'schen Theoriesystems zu geben.⁴³ [258]

⁴¹ Im Anschluss an Alfred Emersons (1956) These der Kontinuität zwischen lebenden organischen Systemen und solchen der sozio-kulturellen Welt und des Postulats der Äquivalenz zwischen "Gen" und "Symbol" proklamierte Parsons (1979/80: 13) das AGIL-Schema zum Analyseinstrument lebender Systeme überhaupt (und nicht nur von Handlungssystemen).

⁴² Parsons hat das Schema der "pattern variables" mehrfach revidiert. Vgl. Parsons (1939; 1951; 1960) und Parsons & Shils (1951).

⁴³ Ich stütze mich auf die englische Originalversion, da die deutsche Übersetzung nicht befriedigt. Allerdings ist Parsons' Kommentar auch dort nicht optimal und manchmal verwirrend; ich bemühe mich um eine verständlichere Formulierung.

Tabelle 1: Subsysteme des Handelns

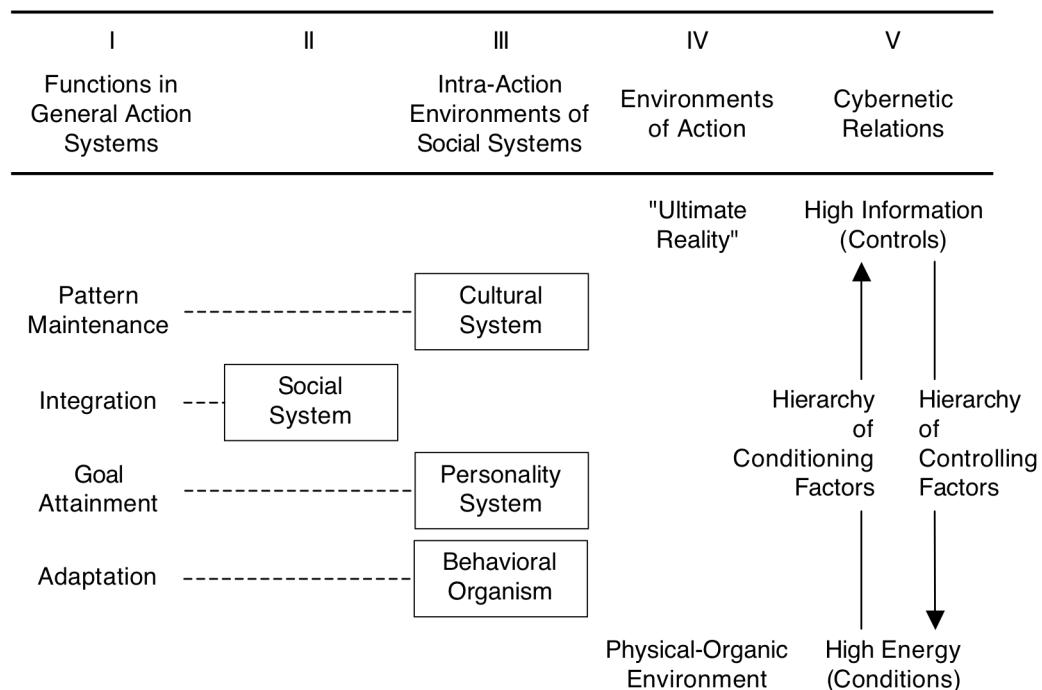


Tabelle 1 stellt die Hauptbeziehungen zwischen dem sozialen System und dem System seiner Umwelten dar. Das allgemeine Handlungssystem gliedert sich entsprechend den vier Funktionstypen des AGIL-Schemas (Spalte I) in die vier Subsysteme kulturelles und soziales System, Persönlichkeitssystem und Verhaltensorganismus (Spalten II + III). Parsons sondert das soziale System, das innerhalb des Handlungssystems die integrative Funktion ausübt, aus (Spalte II), weil sich der Soziologe primär mit diesem Systembereich beschäftigt. Von hier aus gesehen erscheinen dann die drei andern Subsysteme des Handlungssystems als Umwelten des sozialen Systems (Spalte III). Dazu treten die zwei Umwelten des Handlungssystems selbst, welche Parsons als zwei Pole darstellt (Spalte IV). Die physisch-organische Umwelt ist mit dem Handlungssystem v.a. über das Subsystem "Verhaltensorganismus" vermittelt, die "letzte Realität" über das kulturelle Subsystem; mit "physisch-organischer Umwelt" bezieht sich Parsons auf den materiellen Aspekt der Handlungsumwelt, mit "letzter Realität" auf die Referenz der religiösen Komponenten einer Kultur, welche stets als dem menschlichen Handeln übergeordnet begriffen werden (die "letzte Realität" ist also nicht ein metaphysisches, sondern ein empirisch aufweisbares, soziologisches Faktum). Spalte V schliesslich zeigt die kybernetischen Beziehungen zwischen den AGIL-Funktionen, den Subsystemen des Handelns wie auch dessen Umwelten auf. Der aufwärts gerichtete Pfeil bezeichnet die Hierarchie der Bedingungen, die auf der nächsthöheren Ebene "notwendig, aber nicht hinreichend" sind. Der abwärts gerichtete Pfeil zeigt die Hierarchie der kontrollierenden Faktoren an; auf jeder nächstunteren Ebene werden mehr notwendige Bedingungen kontrolliert, was die Durchführung von Plänen und Programmen ermöglicht. Systeme, die in dieser Hierarchie höher stehen, zeichnen sich durch ein relativ hohes Mass an Information aus, solche, die tiefer stehen, durch ein relativ hohes Mass an Energie. [259]

Tabelle 2: Subsysteme der Gesellschaft

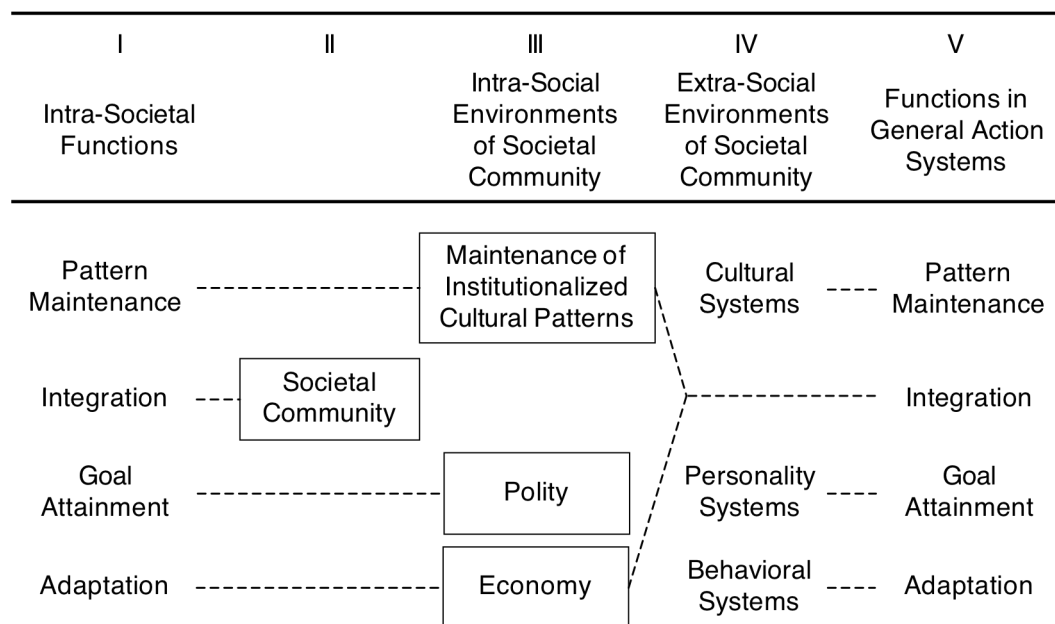


Tabelle 2 konzentriert sich nun auf die nähere Analyse des sozialen Systems. Die Gesellschaft als soziales System gliedert sich wiederum entsprechend den vier Funktionstypen des AGIL-Schemas (Spalte I) in vier Subsysteme, nämlich in die Erhaltung institutionalisierter Kulturmuster, die gesellschaftliche Gemeinschaft, das politische System und die Wirtschaft (Spalten II+ III). Wie Parsons von "Subsystemen des Handelns" und der "Gesellschaft" (statt des "Handlungssystems" und des "Gesellschaftssystems") redet, spricht er auch hier von "Economy" und "Polity" (statt vom wirtschaftlichen bzw. politischen System) und charakterisiert das eine Subsystem gar funktional ("Erhaltung institutionalisierter Kulturmuster"); diese Begriffsverwirrungen erschweren das Verständnis seiner Theorie beträchtlich. Wie im Handlungssystem, sondert Parsons auch hier das integrative Subsystem der Gesellschaft – die gesellschaftliche Gemeinschaft – aus (Spalte II) und begreift die drei andern Subsysteme als Umwelten desselben (Spalte III). Das soziale System als Gesamtheit steht nun wiederum innerhalb der Umwelten der drei übrigen Subsysteme des Handlungssystems (Spalte IV), innerhalb dessen es – wie in Tabelle 1 dargestellt – die integrative Funktion innehat. [260]

2.3.2. Die Schütz-Parsons-Debatte

Die Schütz-Parsons-Korrespondenz wurde aus dem Nachlass von Schütz veröffentlicht, ergänzt durch einen "Rückblick nach 35 Jahren" von Parsons.⁴⁴ Sie nimmt ihren Anfang mit der Vorbereitung eines Vortrags von Schütz, den dieser im April 1940 im von Joseph Schumpeter und Talcott Parsons veranstalteten "Harvard Seminar on Rationality" hielt.⁴⁵ Im Anschluss an dieses persönliche Zusammentreffen von Schütz und Parsons tauschten beide eine Anzahl von Manuskripten aus. Auslöser der vorliegenden Diskussion bildete dabei Schütz' Kommentar zu Parsons' (1968) "Structure of Social Action", das er erst als "Review" veröffentlichen wollte, dies dann aber aufgrund von Parsons' Reaktionen unterliess.⁴⁶

Die Gemeinsamkeiten zwischen Schütz und Parsons sind bestechend: Beide stützten sich stark auf Weber ab, beide sind der Ansicht, dass die Sozialwissenschaften (bzw. "Handlungswissenschaften") handlungstheoretisch begründet werden müssen, dass diese daher auf die subjektiven Bewusstseinslagen der Handelnden zurückgreifen und – im Gegensatz zu den Naturwissenschaften – die Methode des Verstehens anwenden müssen (weshalb sie sich auch in der Kritik des Behaviorismus einig sind), und beide arbeiteten an einer Handlungstheorie im Sinne einer grundlegenden Metatheorie. Schütz entdeckt aber in Parsons' Ansatz verschiedene Konzeptionen, welche s.E. als Überschriften für viel komplexere Probleme angesehen werden müssen, und versucht diese Reflexionsdefizite durch seine eigenen Analysen zu beseitigen. Schütz betont das Gemeinsame mit Parsons und versteht ihre theoretischen [261] Bemühungen als komplementär: "Offensichtlich begannen Ihre Überlegungen genau dort, wo mein eigenes Buch endete." (Schütz, in: Schütz/Parsons, 1977: 110) Parsons hingegen fasst Schütz' Anmerkungen als Kritik seines Buches auf und reagiert auffallend defensiv. Er führt die meisten Anmerkungen Schütz' auf Missverständnisse seiner eigenen Ausführungen zurück und kommt zum Schluss, dass Schütz offenbar an philosophischen Fragen interessiert sei, die für seine Theorie irrelevant seien: "All dies lässt mich am Ende zweifeln, ob die ganze Sache überhaupt die Aufregung wert ist." (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 106) Nun fühlt sich auch Schütz missverstanden: "Ich bin, offen gestanden, sehr unglücklich, dass Sie offensichtlich den Geist, in dem ich das Papier ... geschrieben und Ihnen vorgelegt habe, vollständig missverstehen." (Schütz, in: Schütz/Parsons, 1977: 108) "[Ich akzeptiere] Ihre einschlägigen Analysen insoweit, als sie für die Bearbeitung der Hauptprobleme in den Grenzen hinreichen, die Sie sich für Ihr Buch gesetzt haben. Ande-

⁴⁴ Die Herausgabe erfolgte gleichzeitig auf Englisch und auf Deutsch. Die Herausgabe der englischen Ausgabe besorgte Richard Grathoff, jene der deutschen Walter M. Sprondel; beide erledigten dies in Gemeinschaftsarbeit. Für weitere Angaben über den Hintergrund der Diskussion vgl. Sprondels Einleitung (1977).

⁴⁵ Brodersen (1972) datiert diesen Vortrag auf 1942; zutreffend ist jedoch Sprondels (1977: 15 f., 138 Fn. 12, 139 Fn. 2) Angabe, die durch die Korrespondenz Schütz-Parsons bestätigt wird. Schütz veröffentlichte die überarbeitete Fassung 1943 in *Economica* (Vol.10: 130-149). Dieser Aufsatz nimmt den Inhalt späterer Publikationen zur Methodologie der Sozialwissenschaften (z.B. 1971Aa) zum grossen Teil vorweg.

⁴⁶ Brodersen entschloss sich 1964, den Schlussteil dieses Manuskripts als Darstellung des Schützschen methodologischen Ansatzes separat – und bereinigt von allen Bezügen auf Parsons – zu veröffentlichen. (Schütz, 1972a)

rerseits meine ich, dass Ihre Untersuchungen nicht radikal genug sind, insbesondere dort, wo es um die subjektive Perspektive geht". (ibid.: 117) Parsons' Formulierungen implizieren nach seiner Auffassung eine ganze Reihe lebensweltlicher Selbstverständlichkeiten, die näher analysiert werden müssen; solche Untersuchungen bilden hingegen keinen Grund für eine durchgreifende Rekonstruktion von Parsons' Werk. (ibid.: 112) Parsons kann sich jedoch nicht für Schütz' Probleme begeistern, und der Briefwechsel endet in beidseitiger Frustration.

Zentraler Diskussionsgegenstand ist das Problem der *subjektiven Perspektive*. Beide sind sich einig, dass eine Handlungstheorie auf den "subjektiven Sinn" zurückgreifen muss; beide entwerfen aber unterschiedliche Vorstellungen, wie dies anzugattigen sei. Darin spiegeln sich zwei verschiedene Zielsetzungen und Vorgehensweisen. Parsons versucht, ein allgemeines Kategoriensystem zu entwerfen, das die Schaffung einer einheitlichen, systematischen, empirisch orientierten und kumulativen Theorie ermöglicht. Dementsprechend orientiert er sich an den methodologischen Überlegungen, den theoretischen Konzepten und den empirischen Untersuchungen der grossen Soziologen und Ökonomen. Schütz dagegen zielt auf ein handlungstheoretisches Kategoriensystem, das dem lebensweltlich vorinterpretierten sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand adäquat ist. Denn die Lebenswelt ist eine [262] ontologische Realität, die unabhängig von jeder wissenschaftlichen Untersuchung existiert; ihre Struktur bildet daher die nicht-hintergehbare Grundlage jeder wissenschaftlichen Analyse. Etwas überspitzt formuliert, liegt der Schwerpunkt des Interesses von Parsons im Problem systematischer Theoriekonstruktion, bei Schütz dagegen beim Problem einer adäquaten Behandlung des sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes. Nach Auffassung Parsons' sind für die Bedürfnisse soziologischer Theoriekonstruktion philosophische Erörterungen irrelevant; nach Auffassung Schütz' bedürfen die Sozialwissenschaften einer vorgängigen "exakten" philosophischen Analyse ihres Gegenstandsbereichs, wie dies die Phänomenologie ermöglicht. Sensibilisiert durch die Untersuchung der lebensweltlichen Kognitions- und Verständigungsprozesse, stellt Schütz das *Problem der Interpretation* in den Mittelpunkt seiner methodologischen Überlegungen; Parsons dagegen übergeht es als scheinbar unproblematisch.

Überblickt man die Diskussion zwischen Schütz und Parsons, so fällt sofort auf, wie vertrackt die Argumentationen sind. Beide orientieren sich an sehr unterschiedlichen theoretischen Hintergrundvorstellungen; so bedient sich Schütz – auf der Grundlage der Phänomenologie – in der Analyse des Parsons'schen Werkes einer – wie Sprondel (1977: 137, Fn. 1) richtig feststellt – zuweilen recht eigenwilligen Interpretationsmethode. Im Folgenden arbeite ich die wesentlichen Streitfragen dieser Diskussion heraus; dabei übergehe ich all jene Punkte, welche offensichtlich auf Missverständnissen beruhen.

2.3.2.1. Die metatheoretischen Ausgangspositionen

(1) Schütz stösst sich zunächst an Parsons' von Henderson übernommenen *Begriff der Tatsache*. Henderson (1932) definiert "Tatsache" als ein "empirically verifiable statement about phenomena in terms of a conceptual scheme". (Parsons, 1968: 41) Schütz kritisiert, dass kein Physiker Aussagen über Phänomene für die Tatsachen

selbst halten würde und dass die vorliegende Definition eine Konfusion dreier erkenntnistheoretisch wichtiger Konzepte impliziere (Schütz, 1977b: 26-27):

1. "Tatsachen und Phänomene, wie sie dem menschlichen Bewusstsein gegeben sind; [263]
2. Interpretation dieser Tatsachen und Phänomene im Bezugsrahmen eines Begriffsschemas;
3. Aussagen über die Tatsachen und ihre Interpretation." (ibid.: 26)

Parsons hält diese Dreiteilung aber für "unrealistisch" und versteht sich in Einklang mit der Kantianischen Tradition, dass jede Erfahrung mediatisiert sei durch das, was Kant "Verstandeskategorien", Henderson ein "Begriffsschema" genannt habe (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 127); eine nicht-mediatisierte Erfahrung, wie sie die Phänomenologen offenbar anstrebten, sei unvorstellbar. Nun anerkennt er allerdings, dass die Unterscheidung zwischen den Aussagen und den Dingen, auf die sich diese Aussagen beziehen, "elementar und fundamental" sei; die Beschränkung des Begriffs "Tatsache" auf eine der beiden Kategorien sei daher willkürlich, liege aber im Interesse der Klarheit. (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 83) Hier zeigt sich deutlich der Unterschied in der Spannweite der Überlegungen von Parsons und Schütz: Schütz argumentiert auf *erkenntnistheoretischer* Ebene; Parsons auf *wissenschaftstheoretischer* Ebene; Schütz ist in einem gewissen Sinn an ontologischen Sachverhalten interessiert, Parsons dagegen an der Konstruktion eines theoretischen Systems. Parsons ist daher nur insoweit an "Tatsachen" interessiert, als sie "wissenschaftlich relevante Tatsachen" sind. Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, dass die Schützsche Dreiteilung empirisch sinnvoll ist, liegen doch einerseits vor den prädikativen Urteilen vorprädikativ interpretierte Phänomene und gibt es doch Erlebnisphänomene, die jenseits sprachlicher Typisierung liegen und trotzdem erfahrbar sind. (vgl. Abschn. III 1.22.) Parsons gibt dies sogar zu, wenn er "nicht sagen [will], dass verbale oder andere Symbolisierungen die volle Konkretheit der Erfahrung auszuschöpfen vermöchten". (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 83) Trotzdem zieht er es vor, sich auf jene Elemente der Erfahrung zu beschränken, welche "kristallisieren und kommuniziert werden" – und daher in Sätzen formulierbar sind; damit kann denn auch das Wissen des Subjekts als ein "System von Aussagen" konzipiert werden. (ibid.: 83-84) Mit dieser Konstruktion wird das Alltagswissen dem wissenschaftlichen Wissen strukturell isomorph gesetzt. Genau darauf zielt nun auch die Kritik von Schütz: Parsons' Definition der Tatsache verwischt den *Unterschied zwischen schlichter Alltagsinterpretation sozialer Tatsachen und wissenschaftlichen Aussagen über sie* (Schütz, 1977b: 27); für das Postulat [264] der subjektiven Interpretation ist diese Unterscheidung nach Schütz aber grundlegend.

(2) Schütz wie Parsons anerkennen den zentralen Stellenwert der *subjektiven Perspektive*⁴⁷ und beide berufen sich für dieses Konzept auf Weber – beide verstehen unter "subjektiver Perspektive" aber etwas anderes. Der Grund liegt in einer *unter-*

⁴⁷ Schütz macht gegenüber Parsons das Postulat der "subjektiven Perspektive" geltend, welches je nach Kontext einmal die Forderung nach subjektiver Interpretation, ein andermal jene nach Adäquanz der verwendeten wissenschaftlichen Kategorien meint. Ich lehne mich hier an die Begrifflichkeit der Debatte an, halte aber die beiden Aspekte wenigstens schwerpunktmässig auseinander und behandle die Probleme der Adäquanz im nächsten Abschnitt (III. 3.).

schiedlichen Weber-Rezeption. Beide stimmen – unabhängig voneinander – in der Ansicht überein, dass Webers methodologische Überlegungen auf halbem Wege stehen geblieben seien und daher (von ihnen) zu Ende geführt werden müssten. (Schütz, 1974: 14 f.; Parsons, 1947: 11) Doch während Schütz seine Aufgabe darin sieht, die Äquivokationen in Webers Grundbegriffen durch eine sorgfältige Analyse der Kategorie des Handlungssinns auszuräumen (vgl. Abschn. I 2.2.), will Parsons die Weber-sche Beschränkung auf die Verstehende Methode und die Analyse mittels Idealtypen überschreiten und eine auf die "moderne" Wissenschaftstheorie abgestützte Handlungstheorie entwickeln.

Weber überwand die Kluft zwischen dem Positivismus, welcher den Einbezug subjektiver Bewusstseinsinhalte negiert und auf die Bildung allgemeiner Gesetze und Theorien gerichtet ist, und der Historischen Schule, welche ihren Objektbereich im verstehenden Zugang erfassen will, um seine Einzigartigkeit nicht zu zerstören. Sein Kompromiss bestand darin, die Sinnhaftigkeit der sozialwissenschaftlichen Gegenstände und damit die Notwendigkeit des Verstehens anzuerkennen, andererseits aber zu betonen, dass empirisch-objektive Aussagen nur mittels allgemeiner theoretischer Konzepte gemacht werden können. Parsons stellt übereinstimmend mit Schütz fest, dass zwischen Natur- und Sozialwissenschaften keine logischen Unterschiede, wohl aber ein Unterschied im Charakter der empirischen Evidenz liege – aufgrund des für die Sozialwissenschaften relevanten "subjektive point of view". [265] (Parsons, 1968: 623)⁴⁸ Sozialwissenschaften können sich nicht um die Behandlung von Ideen, Normen und Wertbegriffen drücken, welche den subjektiven Aspekt menschlicher Handlung ausmachen und in ihrer Motivationsfunktion untersucht werden müssen. (ibid.: 602) Unter "subjektiver Perspektive" versteht Parsons also die konzeptuelle Referenz auf symbolische Gegenstände, die im subjektiven Bewusstsein ihre Existenzgrundlage haben. Von Weber grenzt er sich vor allem in zweierlei Hinsicht ab. Erstens missbilligt er Webers "Antithese" zwischen funktionaler Analyse und motivationalem Verstehen (Parsons, 1947: 20); Weber gestand der funktionalen Betrachtung forschungsleitende Orientierungsfunktion zu, Erklärungen tiefeschürfenden Charakters liefert aber erst die Verstehende Methode. (Weber, 1972: 7) Parsons zufolge kann jedoch die funktionale Analyse ohne weiteres mit einer motivationalen Analyse integriert werden, was sein allgemeines Handlungssystem mit seinen durch Interrelationen und Interpenetrationen verbundenen Subsystemen anschaulich illustriert.⁴⁹ Zweitens kritisiert er Webers Stehenbleiben auf der Generalisierungsstufe des Idealtypus. Obwohl Weber gegenüber der Historischen Schule – im Anschluss an Rickert – die Unabdingbarkeit allgemeiner Begriffe unterstrich, anerkannte er deren Position insoweit, als die Verallgemeinerungen nicht grenzenlos vorangetrieben werden dürfen; denn es würde dem Postulat des Verstehens direkt widersprechen, eine konkrete historisch-kulturelle Wirklichkeit zu stark zu desindividualisieren und zu atomisieren. (von Schelting, 1934: 339-342) Nach Parsons gilt es aber zwischen verschiedenen Arten von Abstraktion zu unterscheiden – grundlegend ist insbesondere der Unterschied zwischen konkreten Typenbegriffen und ihrer Generalisierung ei-

⁴⁸ Demgegenüber wirft Parsons (1968: 715) Weber vor, versucht zu haben, "to defend a line of distinction between the *logical* character of the natural and the social sciences".

⁴⁹ Genau an diesem Punkt liegt der Schritt zur methodologischen Konfusion von system- und sozialintegrativen Aspekten, welche Habermas (1981b) geltend macht.

nerseits und den Kategorien eines allgemeinen theoretischen Systems andererseits. (Parsons, 1968: 716) Nur Idealtypen sind fiktiv in Vaihingers (1913) Sinn; die analytischen Kategorien des von ihm entwickelten allgemeinen Handlungssystems dagegen sind "realistisch", d.h. entsprechen einem "analytischen Realismus", und abstrahieren die Handlungselemente zu- [266] dem auf eine Weise, welche mit dem Konzept der Individualität keineswegs inkompatibel ist. (Parsons, 1968: 635) Nur ein analytisch-abstrahierendes Vorgehen dieser Art führt zu analytischen Elementen, die zu einem einheitlichen theoretischen System zusammengefügt werden können, womit die merkwürdig amorphe Struktur des Weberschen Systems der Idealtypen überwunden werden kann⁵⁰; und nur auf diesem Weg ist es möglich, ein alle Sozialwissenschaften übergreifendes handlungstheoretisches Paradigma zu schaffen.

Schütz bleibt dagegen viel eher der lockeren und flexiblen Weberschen Vorstellung von sozialwissenschaftlicher Theoriebildung verpflichtet. War Parsons Analyse primär auf die Konstruktion eines theoretischen Systems gerichtet, so befasst sich Schütz vielmehr mit der Methodologie der Sozialwissenschaften. Mit der philosophischen Analyse des Handlungssinns problematisiert er eine Prämisse Webers, die auch in Parsons' Werk unbesehen Eingang fand, nämlich die stets vorausgesetzte *Intersubjektivität*. Weber hat die Komplexität des Verstehens nicht erfasst und die sinnhaften Phänomene der sozialen Welt naiv – wie der Alltagsverstand und wie auch Parsons (und viele andere mehr) – als intersubjektiv konform vorausgesetzt. (Schütz, 1974: 16) Die genauere Analyse hat aber nach Schütz gezeigt, dass Intersubjektivität nicht unproblematisch ist, dass vielmehr jeder Mensch aufgrund seiner biographischen Situation einen spezifischen, nach Typik und Relevanzen strukturierten Wissensvorrat hat und Verstehen daher eine situierte Interpretationsleistung ist. Dieser empirisch aufweisbare Sachverhalt wie auch die logischen Implikationen des phänomenologischen Intentionalitätskonzepts, welches die Subjekt-Objekt-Relation als untrennbare Einheit ausweist, stellen die Forderung, dass der Sinn eines Phänomens stets indexiert wird als "Sinn für wen". [267] Spricht man vom Sinn einer Handlung oder eines aus solchen zusammengesetzten sozialen Phänomens, so fragt sich also stets, ob der Sinn des oder der Handelnden (S), jener eines alltagsweltlichen Beobachters (S') oder jener eines Beobachters aus einer andern Sinnwelt wie der Wissenschaftswelt (S'') gemeint ist. Diese Unterscheidungen werden forschungspraktisch immer dann relevant, wenn es um die Konzeptualisierung und Erfassung empirischer Tatsachen geht; sie bilden denn auch die Grundlage der Schützschen Kritik an Parsons.

(3) Parsons ist überzeugt, dass er in seiner Untersuchung der Werke von Marshall, Pareto, Durkheim und Weber die für eine empirische sozialwissenschaftliche Theoriebildung notwendigen Handlungselemente identifiziert hat und sein allgemeines Handlungssystem einen umfassenden und erschöpfenden Bezugsrahmen für die

⁵⁰ Webers Idealtypus "concentrates attention on extreme or polar types ... It also leads to a kind of 'type atomism' one aspect of which is to minimize the elements which link the type in question with other elements of the structure of the same system." (Parsons, 1947: 13) Parsons zufolge sind allein schon die vier Handlungstypen inkonsistent gefasst: Weber stellt Zweck- und Wertrationalität in den Mittelpunkt und betrachtet affektives und traditionelles Handeln als Residualkategorien; "affektives Handeln" ist aber mangelhaft konzipiert und "traditionelles Handeln" – obwohl in Webers Werk zentral – befindet sich auf einer ganz andern Ebene als die übrigen drei. (ibid.: 14, 28)

Analyse der relevanten Aspekte menschlichen Handelns abgibt. Er schreibt ihm denn auch einen "*phänomenologischen Status*" in Husserls Sinn zu:

"Thus the action frame of reference may be said to have what many, following Husserl [1975], have called a 'phenomenological' status. It involves no concrete data that can be 'thought away', that are subject to change. It is not a phenomenon in the empirical sense. It is the indispensable logical framework in which we describe and think about the action." (Parsons, 1968: 733)

Dies schränkt er allerdings sofort ein: "So long as the conceptual scheme employed here is used at all." (ibid.: Fn.2); damit nimmt er explizit Abstand vom eidetischen, universalen Anspruch der Phänomenologie, womit er – beurteilt aufgrund der obigen Überlegungen (Abschn. III 1.) – recht realistisch ist. Hingegen missversteht er das Anliegen der Husserlschen Phänomenologie, wenn er folgert, dass sein Handlungsschema in Husserls Sinn "psychologisch" sei, weil es auf analytischer Ebene – im Gegensatz zur deskriptiven Ebene – *kausale Signifikanz* habe:

"On this level then the action schema, including its central means-end component becomes more than phenomenological, it takes on not merely descriptive but also causal significance, and in so doing involves references to 'real subjective processes' of motivation. It becomes, in Husserl's sense, 'psychological'. ... [footnote:] 'To make psychology the science of psychological phenomena, in Husserl's sense, would be to make it the synthesis of all the sciences of action.'" (Parsons, 1968: 750)

Abgesehen davon, dass Kausalzusammenhänge stets lebensweltliche Seinsgeltungen darstellen und in der phänomenologischen Analyse [268] gerade in Klammern gesetzt werden, geht es der Phänomenologie darum, die Struktur der Phänomene in ihrer Selbstgegebenheit im subjektiven Erfahrungsstrom zu eruieren und nicht, wie Parsons es tut, aufgrund vorgefasster wissenschaftlicher Relevanzkriterien (empirisch-deskriptive und analytische "Nützlichkeit") zu bestimmen.

Schütz' phänomenologische Analyse sozialen Handelns erbringt denn auch ganz andere und detailliertere Resultate. Seines Erachtens muss Parsons weitere Schritte in Richtung auf eine Radikalisierung seiner Theorie tun, um zu einer allgemeineren Konzeption zu kommen, welche eine konsistentere Formulierung seiner Grundideen erlaubt, insbesondere des Begriffs der "Subjektivität". (Schütz, in: Schütz/ Parsons, 1977: 118) Zusammenfassend nennt Schütz folgende Punkte, die eine sozialwissenschaftliche Handlungstheorie berücksichtigen muss, bei Parsons aber fehlen: (ibid.: 117)

- die spezifisch *sozialen* Kategorien des Handelns und der wechselseitigen Interaktion (Parsons hatte sich in "Structure of Social Action" [1968] praktisch ausschliesslich mit der menschlichen Einzelhandlung befasst);
- das für alles menschliche Handeln äusserst wichtige *Zeitelement*, insbesondere die logisch-signifikanten Unterschiede zwischen bereits *vollzogenen* und erst *projektierten Handlungen*;
- damit zusammenhängend die Unterscheidung von *Um-zu* und *Weil-Motiven*;
- die Unterscheidung von *Personalität* und *Anonymität*;
- die *spezifische Einstellung* die ein *Sozialwissenschaftler* gegenüber der Sozialwelt einnehmen muss.

All diese Aspekte können nur übergangen werden, wenn man die zugrundeliegende *Intersubjektivitätsproblematik* ausklammert; dann muss aber die gesamte Sozialwelt in

allen ihren strukturellen Differenzierungen schlicht als gegeben vorausgesetzt werden. (Schütz, in: Schütz/Parsons, 1977: 117) Parsons hält es hingegen – er erinnert dabei an eine Diskussion mit Alexander von Schelting im Jahre 1937 – für die Zwecke seiner Weber-Interpretation nicht für nötig, sich in eine solche "Art von Analysen der subjektiven Perspektive und ihres Zusammenhanges mit Zeitelementen einzulassen". (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 120) Noch in seinem "Rückblick", 35 Jahre später, beurteilt er "die scharfe Dichotomie der Zeitperspektive bei Schütz" als "offen- [269] sichtlich ... unhaltbar". (ibid.: 133) Bemerkenswerterweise hat Parsons aber das Problem der Zeit im Rahmen seines kybernetischen Denkens schliesslich doch aufgegriffen, und zwar wiederum nicht in individuumszentrierten, sondern abstrakten Begriffen, wie "Kontingenz", "begrenzter Reversibilität" u.ä.; kurz vor seinem Tode schliesslich nennt er Schütz' Unterscheidung von Um-zu- und Weil-Motiven "sinnvoll". (Parsons, 1979/80: 14) Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Giddens (1979 – "Central Problems in Social Theory") noch in jüngster Zeit die Zeitdimension als eines jener Elemente nennt, die für jede sozialwissenschaftliche Theorie konstitutiv sind, bisher aber entweder ausgeblendet oder dann völlig unzureichend konzipiert wurden. Angesichts der Tatsache, dass Parsons die Soziologie der Nachkriegszeit (zumindest in Nordamerika) völlig dominiert hat, ist man zur Frage berechtigt: Hat Schütz hier bereits vor Jahrzehnten sozialwissenschaftliche Konzeptionsprobleme erkannt und Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt, deren Relevanz aus theoriegeschichtlichen, d.h. insbesondere wissenschaftssoziologischen Gründen bisher weitgehend verkannt worden sind?

2.3.2.2. Subjektive contra objektive Perspektive

Ist man auf *Sinnmodifikationen* sensibilisiert, so präsentiert sich die (natürliche wie soziale) Wirklichkeit in äusserst differenziertem Gewand. Doch ist denn Schütz' radikale Unterscheidung der Perspektive des Handelnden, der Perspektive des alltagsweltlichen Beobachters und der Perspektive des sozialwissenschaftlichen Beobachters überhaupt plausibel? Insbesondere: Hat sie irgendwelche forschungspragmatische Relevanz? Und bezogen auf Parsons: In welcher Beziehung müsste seine Konzeption des allgemeinen Handlungssystems gegebenenfalls verändert werden? Während Parsons seine theoretischen Überlegungen stets anhand empirischer Beispiele untermauert, halten sich Schütz' methodologische Reflexionen auf abstrakterer Ebene – auch darin widerspiegelt sich der unterschiedliche Interessenschwerpunkt in Wissenschaftstheorie bzw. Erkenntnistheorie. Parsons wirft Schütz wiederholt vor, er demonstriere die Relevanz seiner Thesen nicht ein einziges Mal im Hinblick auf die Bearbeitung empirischer Probleme, was eine entscheidende Schwäche seiner Überlegungen darstelle (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 82, 98, 105, 121); denn die Auseinandersetzung mit rein philosophisch-ontologischen Fragen ohne Bezug auf [270] empirisch-wissenschaftliche Probleme ist für Parsons unfruchtbar. (ibid.: 106 f.) Dieser Punkt stellt in der Tat eine entscheidende Schwäche der Schützschen Argumentation in der Diskussion mit Parsons dar. Selbst in seiner Antwort auf Parsons' Vorwurf beschränkt sich Schütz auf die Rechtfertigung, der Umfang seines Manuskripts hätte kein Eintreten auf eine "Detaildiskussion" erlaubt, und beteuert, er sei "niemals ein ontologischer Dogmatiker" gewesen, sondern "von den sehr konkreten Problemen der Nationalökonomie und der Rechtstheorie her"

gekommen. (Schütz, in: Schütz/Parsons, 1977: 115 f.) Doch warum führt er denn nicht einige dieser "sehr konkreten Probleme" an? Man kann Schütz zugute halten, dass für den Phänomenologen die Möglichkeit verbaut ist, empirische Beispiele in derart grobmaschigen Konzepten zu fassen, wie dies für Parsons typisch ist (der Art etwa, dass sich z.B. das Verhalten eines Arztes voraussagen lasse, weil er diesen und jenen Normen folge [Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 101]); mit Schütz' differenziertem Realitätsbegriff mündet die empirische Bezugnahme in der Tat in eine "Detaildiskussion". Ohne mich in Einzelheiten verlieren zu wollen, will ich aber im Folgenden doch den empirischen Bezug soweit herstellen, dass die diskutierten Thesen plastisch werden.

(1) Schütz problematisiert die bei Parsons fehlende *Unterscheidung zwischen der "subjektiven Perspektive des Handelnden und der "objektiven Perspektive des Beobachters"* am Beispiel 1) der Akteinheit, 2) des Rationalitätsbegriffs und 3) der sozialen Norm. Wie wir gesehen haben, ist die *Akteinheit* (unit act) bei Parsons die kleinste Einheit eines Handlungssystems; ihrerseits hat sie aber wiederum eine komplexe Struktur, bestehend aus den Elementen "Ziel", "Mittel", "Bedingungen" und "Normen". Lässt man diese Konzeptualisierung einmal dahingestellt, so muss bei der empirischen Analyse entschieden werden, nach welchen Kriterien diese Elemente bestimmt werden sollen. Parsons verfolgt diese Frage nicht weiter, weist aber darauf hin, dass sich diese Kriterien nach dem konkreten Untersuchungsproblem richten. Schütz geht einen Schritt weiter und unterstreicht, dass damit die subjektive Perspektive (wie er sie versteht) noch nicht erfasst sei. Ein Akt ist stets ein Prozess in der Zeit; während der Wissenschaftler immer nur auf eine abgelaufene Handlung blicken kann und deren Spannweite nach seinem wissenschaftlichen Relevanzsystem bestimmt, ergibt sich für den Handelnden der Sinn seiner Handlung aus seinem subjektiven System von [271] Um-zu- und Weil-Motiven. Primär für den Handelnden sind dabei die Um-zu-Motive, also das verschachtelte System von Lebens-, mittelfristigen und kurzfristigen Plänen, d.h. die Zukunftsperspektive, auf die hin er sich in seinem aktuellen Handeln im Wesentlichen orientiert; nur wenn er innehält und seine abgelaufenen Handlungen reflektiert, fasst er die Weil-Motive in den Blick, also die Maximen und Prinzipien, die er im Lauf seiner (Lebens-)Erfahrung ausgebildet hat. Was nun eine Akteinheit ausgrenzt, ist die Reichweite des Handlungsentwurfs; diese kennt nur der Handelnde selbst, denn sie ergibt sich aus seinem subjektiven Relevanzsystem:

"Behält man diese Überlegungen deutlich im Blick, muss man sehr präzise fragen: 'Wann beginnt ein Akt, und wann ist er vollzogen?' Tatsächlich kann niemand anders diese Frage beantworten als der Handelnde selbst. Er allein kennt die Spanne seiner Pläne und Entwürfe. Er allein ist mit deren Horizonten und somit mit jenen Elementen vertraut, die die Einheit eines Aktes konstituieren. Daher ist auch er nur in der Lage, seine eigenen Handlungssysteme in genuine 'Akteinheiten' zu 'zerlegen'." (Schütz, 1977b: 56)

Der Beobachter entscheidet demgegenüber

"nach freiem Ermessen, ob die beobachtete Handlung als vollständig vollzogen angesehen werden soll oder als Teil einer noch im Fluss befindlichen grösseren Handlungskette. Für den Beobachter ist daher die Akteinheit, deren Anfang und deren Ende, nicht mehr identisch mit der Spanne des Entwurfs des Handelnden; ... Auf diese Weise gewinnt der Begriff 'Akteinheit', der an sich einen genuinen Platz innerhalb der Subjektivität hat, eine *völlig*

andere Bedeutung, wenn er von einem objektiven Standpunkt aus interpretiert wird." (ibid.: 57 – Hervorhebung von mir)

Dasselbe gilt denn auch für die strukturellen Elemente der Akteinheit: Sie stellen "genuin subjektive Begriffe" dar, "die in erster Linie interpretierbar und verstehbar sind in der Perspektive des Handlungssubjekts. Transponiert in den Bereich der Objektivität, ändern sie *radikal* ihren Sinn." (ibid. – Hervorhebung von mir) Diese These ist nach Schütz selbstevident in Bezug auf den Begriff "Zweck":

"Nur der Handelnde kennt den *wahren* Zweck oder besser: das *wahre* Ziel seiner Handlung. Ein Beobachter kann niemals entscheiden, ob das, was er selbst für einen Zweck hält, dies auch für den Handelnden ist, oder ob es sich lediglich um ein Zwischenziel handelt und somit um ein Mittel bei der Verfolgung eines übergeordneten Ziels und im Entwurf des Handelnden auch so gefasst ist." (Schütz, 1977b: 59 – Hervorhebung von mir)

Dasselbe gilt für "Mittel" und "Bedingungen" (auf den Begriff der "Norm" kommen wir noch zurück): Jene Situationselemente, welche der [272] Handelnde unter Kontrolle hat, stellen "Mittel" dar; jene hingegen, die sich seiner Kontrolle entziehen, sind "Bedingungen". Daraus folgt, dass "die Trennlinie zwischen den beiden Faktoren der 'Situation', nämlich den Mitteln und den Bedingungen, allein von Handelnden selbst gezogen werden" kann. (ibid.)

Nun erinnern wir uns (aus Teil I), dass die Bestimmung des Handlungssinns nach Schütz nicht nur personen-, sondern auch situationsgebunden ist; der Sinn wird stets von einem "Hier und Jetzt" konstituiert, modifiziert sich also je nach dem lokalen und zeitlichen Standort des Interpreten. Wie sich die subjektiven Motivsysteme von einem Moment zum nächsten dauernd verändern, so erscheint auch der Sinn abgelaufener wie zukünftiger Handlungen stets wieder in einem andern Licht. Die Sinnhaftigkeit der Sozialwelt befindet sich also dauernd im Fluss. Doch wenn nun der Sinn einer Handlung vom objektiven Beobachterstandpunkt aus eine "völlig andere Bedeutung" hat und sich "radikal" vom subjektiven Handlungssinn unterscheidet, ferner das "wahre" Handlungsziel, die "wahren" Mittel und die "wahren" Bedingungen nur dem Handelnden selbst bekannt sind, er sie aber im Zeitablauf immer wieder anders interpretiert – müssen wir dann nicht konsequenterweise zu einer erkenntnisnihilistischen Position sondergleichen kommen? Ist es demgegenüber nicht vielmehr so, dass Handlungen durch *sprachliche Typisierung* soweit *objektiviert* sind, dass die Selbstinterpretation des Handelnden im Medium der gleichen Typen erfolgt wie die Interpretation durch den Beobachter? Dann würde sich der Unterschied zwischen Schütz' objektiver und subjektiver Perspektive auf die Frage reduzieren, wie die einzelnen Handlungstypen motivational untereinander verkettet sind.

Mit der Frage der Handlungstypisierung ist ein schwieriges Problem angeschnitten. Am Beispiel des Kochens habe ich die Schützsche Konzeption illustriert und gezeigt, dass eine Handlung in weitere Unterhandlungen aufgeteilt werden kann. (vgl. Abschn. I 4.1.2.) Während nun eine Handlung praktisch ausnahmslos in immer weitere, umfassendere Handlungszusammenhänge eingestellt werden kann, liegt es nahe, dass eine Unterteilung in immer weitere Subhandlungen eine Grenze haben muss. Analysieren wir das Handeln von Webers Holzhacker auf die konstitutiven Unterhandlungen, so können wir Holzhacken etwa aufteilen in: "sich bücken", "ein Scheit ergreifen", "sich aufrichten", "das Scheit [273] auf den Bock legen", "die Axt ergrei-

fen", "sie hochheben" und "mit Wucht auf das Scheit schlagen", worauf das Scheit – bei glücklichem Treffer – in zwei Teile gespalten vom Bock fällt. Weitere Unterteilungen mögen gefunden werden, doch muten sie – zumindest auf verbaler Ebene – zunehmend als Spitzfindigkeiten an. Die Idee lag daher nahe, ein Konzept von "Basishandlungen" zu entwickeln, das jene kleinsten Handlungseinheiten bezeichnet, aus denen andere Handlungen zusammengesetzt sind: durch "Drehen des Lichtschalters" mache ich Licht, durch "Heben meines Armes" grüsse ich, etc. (Danto, 1977) Habermas (1981 a: 145 ff.) kritisiert diese Konzeption jedoch: Die Körperbewegungen, welche Danto Basishandlungen nennt, sind lediglich unselbständige Handlungen, Operationen, die in einer Handlung mitvollzogen werden, aber die Handlung nicht eigentlich konstituieren. Denn konstitutiv für eine Handlung ist die Intention; solche Operationen sind dagegen lediglich Elemente einer Handlung, Mittel in der Ausführung eines Handlungsplans und werden höchstens in Lern- oder Spielsituationen eigens intendiert und damit zu selbständigen Handlungen. Habermas stimmt also mit Schütz überein, dass sich der Sinn einer Handlung nach dem Handlungsentwurf bestimmt. Auf der andern Seite ist er wie Parsons der Ansicht, dass sich subjektive und objektive Perspektive (in Schütz' Terminologie) nicht derart radikal voneinander unterscheiden, wie Schütz glauben machen will. Schütz kann s.E. diese Sicht nur aufrechterhalten, indem er den Stellenwert der Sprache herunterspielt. (Habermas, 1981b: 199) Stellt man nämlich in Rechnung, dass die Sinnhaftigkeit der Welt primär mittels sprachlicher Typen konstituiert und strukturiert wird, so folgt daraus, dass die Sprache Intersubjektivität gewährleistet und selbst innerseelischen Ereignissen eine intersubjektive Logik verleiht. (Giegel, 1969) (Vgl. Abschn. III 1.2.2.)

Nun bereitet der bewusstseinsphilosophische Ansatz der Phänomenologie, wie dargelegt (ibid.), in der Tat methodologische Schwierigkeiten, die Intersubjektivität sprachlicher Typen zu begründen. Trotzdem wäre der Verdacht unangebracht, Schütz habe die soziale Rolle der Sprache unterschätzt; dies wird durch die Position seiner Schüler, welche der Sprache gerade einen zentralen (allerdings nicht exklusiven) Stellenwert zuschreiben, nachhaltig unterstrichen. (ibid.) Schütz' erkenntnistheoretische Differenzierungen zum Begriff der Tatsache dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Schütz den Sprachtypen in [274] der Sozialwelt die primäre sinnkonstituierende Rolle zuschreibt; so ist denn Parsons' lebenslang aufrechterhaltene Folgerung aus jener Differenzierung völlig irrig, dass Schütz eine Position einnehme, "von der aus das Bewusstsein eines Handelnden der unmittelbaren Erfahrung mittels 'phänomenologischer Reduktion' (Husserl) zugänglich" sei, ohne jede sprachliche Vermittlung. (Parsons, in: Schütz/Parsons 1977: 128) Obwohl Sprache eine intersubjektiv geteilte Kulturressource ist, birgt sie aber eine derartige Mannigfaltigkeit, dass Intersubjektivität der Sinnkonstitution noch keineswegs gewährleistet ist. Indem Schütz vom phänomenologischen Standpunkt aus die subjektive Perspektive betont, legt er Gewicht auf den auch im Umgang mit dem Sprachmedium stets notwendigen *Akt der Interpretation* – erst dieser erschliesst die subjektiven und okkasionellen Sinnkomponenten. Im Anschluss an Wittgensteins Gebrauchskategorie der Bedeutung stellt zwar auch Habermas die vornehmliche Bedeutung der Interpretation in den Vordergrund, jedoch nur in Bezug auf die okkasionelle, nicht auch die subjektive Komponente. Wir kommen damit zur Frage zurück, wieweit Selbstin-

terpretation einer Handlung durch den Handelnden und Fremdinterpretation dieser Handlung durch einen Beobachter sich decken bzw. auseinander fallen.

Betrachten wir dazu kurz einige *Beispiele*. a) Wenn jemand mit dem übergeordneten Ziel, am Abend einen Gemüsegratin zu kochen, in ein Nahrungsmittelgeschäft geht und verschiedene Sorten Gemüse einkauft, so wird ein Beobachter diese Handlung (welche in Bezug aufs Ziel lediglich eine Unterhandlung innerhalb eines weiteren Handlungszusammenhangs darstellt) selbstsicher als "Kaufakt" bezeichnen. Der Handelnde mag zwar diese Handlung sprachlich anders fassen (z.B. "Gemüse holen gehen"), doch wird er widerspruchlos die Deutung als "Kaufakt" akzeptieren: sein (Unter-)Ziel war klar definiert, er hat – entsprechend den konventionell festgelegten Normen eines Kaufvertrages – Ware bekommen und einen Preis dafür bezahlt. Die Grenzen der Akteinheit mag man unterschiedlich bestimmen: der Beobachter mag sie beim Eintritt bzw. dem Verlassen des Ladens, der Handelnde beim Verlassen bzw. bei der Rückkehr in sein Wohnhaus festsetzen. b) Die Struktur eines Kaufaktes verkompliziert sich hingegen beträchtlich, wenn es um eine längere Kaufsverhandlung geht, z.B. bei einem Auto-Kauf (ganz zu schweigen vom Kauf eines Atomkraftwerkes). Der Kunde interessiert sich vielleicht für ein Auto, um sich über technische Neuerungen oder über einen neuen [275] Modelltyp zu informieren; erst im Lauf der Gespräche mit dem Vertreter reift allmählich der Entschluss, sich ein neues Auto zu leisten. Die Bestimmung der Grenzen der Akteinheit wird nun bedeutend schwieriger: Das Ende mag mit dem Abschluss des schriftlichen Kaufvertrages oder aber mit der Übergabe des Wagens bzw. dem Zahlen des Preises gesetzt werden; wo aber hat der Kaufakt begonnen? Der Verkäufer mag den Beginn bei der ersten Kontaktnahme ansetzen – schliesslich ist es seine Aufgabe, unter Einsatz all seiner Überredungskünste aus Interessenten Käufer zu machen. Der (nachmalige) Käufer hingegen mag durchaus unterscheiden zwischen der Handlung interessierter Informationsbeschaffung und der Kaufhandlung; er ist in die Interaktion mit dem Vertreter aus Neugier getreten, und im Laufe dieser Interaktion ist ein neues Handlungsziel entstanden. Doch wohin gehört nun die Plauderei über die neuesten Sportresultate, die sie zwischendurch hatten? War dies nun eine separate Handlung, zwar in Kaufs- bzw. Verkaufsinteraktionen eingebettet, oder war sie eben gerade ein wesentlicher Bestandteil der Verkaufshandlung selbst, indem es darum ging, den Käufer "anzuwärmen"? – c) Bei (alltäglichen) Kommunikationshandlungen sind denn Abgrenzungen der Akteinheit meist besonders vage, und oft zerbröckelt auch das teleologische Element, das Habermas (1981a: 150 f.) für jede Handlung unterstellt. Wie oft "passiert es uns", dass wir jemandem etwas mitteilen wollen und daraus ein Gespräch über alles Mögliche wird; oft erweist es sich selbst im Nachhinein als schwierig, die einzelnen Themen gegeneinander abzugrenzen, und vielerorts wird das Gespräch zum "Selbstzweck".

Die angeführten Beispiele zeigen, dass die Bestimmung einer Akteinheit trotz der sinnobjektivierenden Funktion der Sprache meist prekär bleibt. Lediglich bei hochstandardisierten, in ihrer Struktur äusserst einfachen Handlungen, wie "Zähne putzen", "Hände waschen", dürfte der Handlungssinn einigermaßen unzweideutig ausgrenzbar sein (wobei z.B. im Erziehungsprozess selbst hier Argumentationen [bzw. Befehlsdurchgaben] darüber entstehen können, was nun "richtiges" Zähne-

Putzen und "richtiges" Hände-Waschen sei). *Je komplizierter die Handlungsstruktur und je vielschichtiger der Handlungszusammenhang, desto mehr Gewicht hat der Akt der Interpretation.* Dies wird nun besonders aktuell, wenn der (wissenschaftliche) Beobachter aufgrund von beobachteten (abgelaufenen) Handlungen den zugrundeliegenden Entwurf und damit den Motivzusammenhang rekonstruiert. Fasst man beispielsweise eine [276] Strassendemonstration ins Auge, die von einem friedlichen Marsch mit Transparenten über Raufereien bis zum Niederbrennen eines Bankgebäudes führt, ist die Frage sehr brisant, ob der Handlungsentwurf der Beteiligten das Feuer – sozusagen als Krönung – von Anfang an mitenthielt oder ob die Handlungsentscheidungen von einem Schritt zum nächsten kurzfristig und aufgrund der momentanen Situation gefällt wurden; im einen Fall geht es um die Chaotisierung bürgerlicher Ordnung durch subversive Drahtzieher, im andern um unvorhersehbare kontextgebundene Handlungen einiger Angehöriger einer amorphen Menschenmenge. Genau hier liegt der Punkt, wo Interpretationen bequem in verschiedene Richtungen gehen können, nicht nur in der alltäglichen politischen Praxis, sondern auch in der Wissenschaft (man denke z.B. an den Gegensatz konspirationstheoretischer und pluralistischer Deutungen von politischen Prozessen [mit den entsprechenden Wertimplikationen], beispielsweise in der Gemeindesozio­logie). Angesichts dieses zentralen Stellenwertes, den der Interpretationsakt bei der Bestimmung der Handlungseinheit einnimmt, *empfiehlt es sich m.E., den Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Perspektive lieber überzubetonen als zu verharmlosen.* Diese These bewährt sich auch im nächsten Schritt sozialwissenschaftlicher Objektivierung: dem Begriff der sozialen Norm.

(2) Schütz entdeckt in Parsons' Werk zwei Funktionen normativer Elemente: Erstens sollen sie die "Zufälligkeit der Zwecke" – die Schwäche der utilitaristischen Handlungstheorie – beseitigen und die Struktur des Handlungssystems integrieren; zweitens sollen sie die Lücke füllen, die beim alleinigen Rückgriff auf das rationale Schema der Zweck-Mittel-Beziehungen offen bleibt – die Regelung nicht-rationaler Handlungen. (Schütz, 1977b: 42 f.) Hinter diesem zweiten Punkt steht nun nach Schütz ein völlig problematischer *Rationalitätsbegriff*, an dem sich wiederum die Konsequenzen der Vermengung von subjektiver und objektiver Perspektive kristallisieren. Parsons definiert im Gefolge Paretos "rationales Handeln" anhand wissenschaftlicher Kriterien: Die "Rationalität" einer Handlung bemisst sich auf der Grundlage wissenschaftlich verifizierbaren Wissens und folgerichtiger ("logischer") Mittelwahl:

"Action is rational in so far as it pursues ends possible within the conditions of the situation, and by the means which, among those available to the actor, are intrinsically best adapted to the end for reasons understandable and [277] verifiable by positive empirical science.

Since science is the rational achievement par excellence, the mode of approach here outlined is in terms of the analogy between the scientific investigator and the actor in ordinary practical activities. ... there is, where the standard is applicable at all, little difficulty in conceiving the actor as thus analogous to the scientist whose knowledge is the principal determinant of his action so far as his actual course conforms with the expectations of an observer who has, as Pareto says, 'a more extended knowledge of the circumstances'." (Parsons, 1968: 58 f.)

Beurteilungsinstanz der Rationalität menschlicher Handlung ist also der Experte. Handlungen, welche nicht diesem Standard folgen – und daher über Normen ins

Handlungssystem integriert werden müssen –, werden als "nicht-logisch" bezeichnet. (Pareto, 1917-19; Parsons, 1968: 250 ff.) Nach Schütz ist es dagegen direkt eine Ausnahme, wenn wissenschaftlich gesichertes Wissen Teil des alltäglichen Zweck-Mittel-Schemas wird. Der Alltagshandelnde ist vielmehr ein "Denker in Faustregeln" (James, 1907), der lediglich über partielles Wissen von der Welt verfügt, dessen Begriffe oft vage und unklar sind und dessen Interesse nur an den Erfordernissen der Situationsbewältigung orientiert ist. Schütz erachtet daher die "*naive* Gleichsetzung *wissenschaftlichen* Wissens und *wissenschaftlicher* Logik als solcher mit den rationalen Elementen des Handelns allgemein" als unhaltbar. (Schütz, 1977b: 44) Vielmehr stellen die

"Kategorien und Operationen, die das Denken des täglichen Lebens bestimmen, ... *eine besondere Form* der formalen Logik dar. Diese spezielle Logik des Alltags oder, wie Husserl sie genannt hat: die Logik der 'Gelegenheitsurteile', ist bisher noch nicht entwickelt. Ein wesentlicher Anhaltspunkt für die Rekonstruktion dieses logischen Systems müsste notwendig ein subjektiver Begriff der Wahrheit und Bestätigung sein". (Schütz, 1977b: 43-44)

In seinem Aufsatz "Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt" (Schütz, 1972b), welcher eine überarbeitete Version seines Vortrages in Schumpeter/Parsons' Seminar über Rationalität an der Harvard University im Jahre 1940 darstellt, gibt Schütz weitere Präzisierungen:

"Auf der Ebene der Alltagserfahrung kann die Logik in ihrer traditionellen Form nicht den Dienst leisten, den wir benötigen und erwarten. Die traditionelle Logik ist eine Begriffslogik, die auf gewissen Idealisierungen gründet. Indem die traditionelle Logik beispielsweise die Postulate der Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe aufstellt, missachtet sie alle Sinnhorizonte, welche innerhalb des Bewusstseinsstromes die Kernbedeutungen umgeben. Auf der anderen Seite liegt das Hauptinteresse des Denkens im Alltagsleben gerade in der Beziehung [278] der Sinnhorizonte, die an den Kernbedeutungen haften, zu der aktuellen Situation des Denkers." (Schütz, 1972b: 36)

Die Ethnomethodologie fasst diesen Tatbestand später mit dem Begriff der "Indexikalität". (vgl. Teil IV) Das Alltagsdenken ist von pragmatischen Prinzipien durchsetzt⁵¹; es ist "weniger an der Antithese 'wahr-falsch' interessiert als den gleitenden Übergängen 'wahrscheinlich-unwahrscheinlich'." (Schütz, 1972b: 36). Seine Sätze sind stets nur relativ auf die Situation des Sprechenden gültig und verständlich; Husserl nennt sie daher "okkasionelle Sätze" ("Gelegenheitssätze"). (ibid.)

Alltagswissen ist "Kochbuch-Wissen", enthält Rezepte und Anleitungen, wie wir mit den Routineangelegenheiten des täglichen Lebens zurechtkommen. Massgebliches Kriterium ist der praktische Erfolg, nicht irgendeine wissenschaftlich bestimmte "Rationalität" der Handlung. Backen wir z.B. einen Apfelkuchen, so freuen wir uns, wenn er aufgegangen, gold-braun, knusperig und erst noch saftig ist, ohne uns zu fragen, welches nun die kürzeste und billigste Herstellungsart sei. (Schütz, 1972b: 33) Ein logisch strukturiertes theoretisches System setzt dagegen voraus:

- a) Dass es stets mit den Prinzipien der formalen Logik übereinstimmt;
- b) dass alle seine Elemente in grösster Klarheit und Deutlichkeit erfasst werden;

⁵¹ Der Pragmatismus ist daher völlig angebracht als eine Beschreibung des Stils des Alltagsdenkens, hingegen taugt er nicht als Erkenntnistheorie. (Schütz, 1972b: 36)

- c) dass es nur wissenschaftlich verifizierbare Annahmen enthält, die mit dem Gesamt unseres wissenschaftlichen Wissens voll verträglich sein müssen." (Schütz, 1972b: 47 f.)

Schütz fasst diese drei Voraussetzungen, bezogen auf die Begriffsbildung, zum *Postulat der Rationalität* zusammen. Ein diesen Kriterien entsprechender Begriff rationalen Handelns – in Anlehnung an Weber verstanden als rationale Wahl zwischen Zielen und Mitteln in Bezug auf dasselbe Ziel – impliziert für den Handelnden eine hinreichend präzise Definition seiner biographischen Situation in seiner natürlichen und sozio-kulturellen Umwelt sowie ein klar und deutlich bestimmtes Wissen über den Handlungszweck und die notwendigen Mittel, die Zusammenhänge und Verträglichkeiten zwischen verschiedenen Ziel- und Mittelketten sowie Folgen und Nebenfolgen projektierter Handlungen. Geht es um soziale Handlungen, so wachsen die Komplikationen gewaltig, denn dann müssen die wechselseitigen Zuschreibungen von Zielen, Mitteln, Motivationen – [279] differenziert nach Kategorien der Vertrautheit und Fremdheit, der Intimität und Anonymität, der Persönlichkeit und des Typus – miteinbezogen werden. (Für eine Detailanalyse vgl. Schütz, 1972b: 40 f.) Es ist nun offensichtlich, dass Alltagshandelnde nicht über ein Wissen verfügen, das in allen handlungsrelevanten Aspekten derart klar bestimmt ist – rationales Handeln in diesem Sinne scheint bereits unter "Mitmenschen" undurchführbar zu werden. (Schütz, 1971Aa: 36) Dies zeigt nach Schütz, "dass das Konzept der Rationalität seinen ursprünglichen Ort nicht auf der Ebene der alltäglichen sozialen Welt hat, sondern auf der theoretischen Ebene ihrer wissenschaftlichen Beobachtung". (Schütz, 1972b: 41) Auf der theoretischen Ebene kann denn auch dem Umstand Rechnung getragen werden, dass wir nicht von einem isolierten rationalen Handeln sprechen können, sondern nur von einem "System" des rationalen Handelns. (ibid.)

Die Bedeutungsmodifikationen, welche der Begriff der Rationalität beim Übergang von der subjektiven zur objektiven Perspektive et vice versa erfährt, müssen nach Schütz peinlich genau beachtet werden. Wäre es möglich, dass ein soziales System einen Zustand der idealen Perfektion erreichen könnte, so könnte eine Transformationsformel aufgestellt werden, welche die Gleichungen des einen Systems in solche des andern überführen würde – wie sie etwa Einstein fand, um die Sätze der Newtonschen Mechanik in Sätze der Relativitätstheorie umwandeln zu können. (Schütz, 1972b: 41 f.) Die wissenschaftliche Konzeption rationalen Handelns darf jedoch nicht einfach der alltagsweltlichen substituiert werden: Die Rationalität zeigt sich im Alltag in anderem Gewand als im wissenschaftlichen Modell. In einer kurzen Analyse differenziert Schütz eine ganze Reihe äquivoker Implikationen des Begriffs "Rationalität", soweit sich dieser auf die Ebene der Alltagserfahrung bezieht. (vgl. Schütz, 1972b: 34 ff.)

Parsons jedoch findet die Schütz'sche Unterscheidung von wissenschaftlicher und alltäglicher Rationalität wenig plausibel. Den Hauptgrund dafür sehe ich im Wesentlichen darin, dass Schütz und Parsons das Problem der Rationalität von je ganz unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Positionen interpretieren:

- a) Schütz hält das Weberianische Wissenschaftsverständnis auf- [280] recht: Sozialwissenschaft strebt danach, die Motive handelnder Menschen zu verstehen, indem sie diese mittels idealtypischer Modellkonstruktionen zu erfassen sucht. Im Inte-

resse der Klarheit und Deutlichkeit haben die Idealtypen einen fiktiven Status, anhand dessen die real beobachteten Abläufe gemessen und beschrieben werden. "Rationales Handeln" – wie auch sein Gegenstück: "traditionales Handeln"⁵² – kommt in seiner reinen Ausprägung in der Praxis des Alltags höchstens als Grenzfall vor; Rationalität hat seinen Ort daher primär auf theoretischer Ebene.

Parsons dagegen vertritt eine wesentlich positivistischere Form wissenschaftlicher Theoriebildung. Zwar liegt sein Interesse vorwiegend auf metatheoretischer Ebene – der Schaffung des kategorialen Grundgerüsts –, doch ist diese Metatheorie nur dann sinnvoll, wenn sie in ein theoretisches System von "wenn-dann-Sätzen" mündet. (Parsons, 1979/80: 15 f.) Er versteht seine Begriffe als empirische, d.h. sie sind nicht substantiell stabilisiert (wie Idealtypen), sondern füllen sich mit variablen Werten. So ist Parsons durchaus bereit, im Anschluss an Malinowski rationales Handeln auf einen gegebenen Wissensstand zu beziehen; danach handelt auch der "primitive Mensch" in bestimmten Situationen seines kulturellen Kontextes völlig "rational". (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 135) Parsons ist mit Schütz völlig einig, "dass der Handelnde im Alltag nur über ein partielles Wissen verfügt und dass dieses Wissen auch nicht *primär* nach wissenschaftlichen Kriterien formuliert ist." (Parsons, *ibid.*: 90) Für ihn ist das relevante Kriterium nicht die Form eines Wissenselementes, sondern die Adäquanz des Wissens, und deren Beurteilung ist an die Verifizierbarkeit mittels wissenschaftlicher Methoden gebunden. Denn für Parsons' Position ist fundamental, dass er sowohl in den entwickeltsten Wissenschaften wie auch in den einfachsten Alltagshandlungen einen "inneren Zusammenhang der Grundbegriffe von Logik und [281] Beobachtung" erblickt. (Parsons, *ibid.*: 91) Auch wenn der Alltagshandelnde nicht primär an der wissenschaftlichen Wahrheit seiner Überzeugungen interessiert sei, beweise dies beileibe nicht die Irrelevanz wissenschaftlicher Standards der Verifizierbarkeit: Auch der Erfolg des Alltagshandelnden beruht im Wesentlichen auf einer "richtigen" Einschätzung der Fakten. (Parsons, *ibid.*) Es fällt nicht schwer, einige Beispiele für dieses Argument beizubringen. – Von der Konstruktionslogik her bemerkenswert ist auch, dass Parsons betont, "dass es nur sinnvoll ist, von rationalen *Elementen* des Handelns zu sprechen, niemals aber von einem Handeln, das von Vernunft allein regiert wird." (Parsons, *ibid.*: 90) Vielmehr sind, nach seiner Konzeption, in jedem bestimmten Akt sämtliche Elemente des Handlungssystems beteiligt. Damit ist die Eindimensionalität des idealtypischen Begriffs rationalen Handelns überwunden. Eng damit zusammen hängt Parsons' Argument – und dem ist sicher zuzustimmen –, dass man dem Problem der Irrationalität menschlichen Handelns keinesfalls gerecht werden kann, wenn man diese als Residualkategorie einführt, also als "Abweichung" von rationalem Handeln begreift. (Parsons, 1947: 27)

Am Problem der Rationalitätsdiskussion scheinen also verschiedene Problemdimensionen auf. Einerseits darf Rationalität im wissenschaftlichen Sinne nicht

⁵² Schütz (1972b: 39) nennt hier 'traditionelles' oder 'gewohnheitsmässiges' Handeln als das "Gegenteil" 'rationalen' Handelns. Tatsächlich hat er lebenslang an den Weberschen Handlungstypen festgehalten, insbesondere an der Gegenüberstellung von (zweck- und wert-) rationalem Handeln einerseits und affektuellem und traditionalem Handeln andererseits. (Schütz, 1971Aa: 32, Fn. 1) Sein wichtiges Anliegen war, diese Typen nach den verschiedenen Zeitperspektiven zu differenzieren (Unterscheidung des Um-zu- vom Weil-Motiv).

grundsätzlich der alltagsweltlichen Rationalität entgegengesetzt werden, denn in etlichen Situationen dürften sie sich ähnlich sein, und zwar in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften je länger je mehr. Schütz würde dem kaum widersprechen. Tiefergreifende Differenzen treten aber in der theoretischen Konzeption zutage: Die eindimensionale Fassung rationalen Handelns als (fiktiver) Idealtyp wie auch von "irrationalem Handeln" als Abweichung von rationalen Handeln erzeugt Unbehagen; darauf werde ich noch zurückkommen (vgl. Abschn. III 3.3.). Andererseits hat Schütz auf Probleme aufmerksam gemacht, die Parsons von seinem Ansatz her gar nicht fassen kann. Denn Parsons versucht nie – wie es die Phänomenologen tun –, möglichst unbefangen an die soziale Realität heranzutreten, sondern begreift diese stets durch den Raster seines kategorialen Bezugsrahmens; folglich kann er auch keine empirischen Fälle erkennen, die seinen Rahmen sprengen würden. Als Beispiel einer Alltagshandlung bringt er beispielsweise den Entscheidungsprozess [282] Präsident Roosevelts, der den britischen Kampf gegen die Deutschen unterstützen will und dazu die verschiedenen Fakten, wie relative Schlagkraft der Luftstreitkräfte beider Seiten u.a., prüft. (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 91 f.) Nun fragt sich bei diesem Beispiel erstens, ob der effektive Entscheidungsprozess Roosevelts tatsächlich gemäss Parsons' Vorstellung rationalen Handelns verlaufen ist, und zweitens, ob verschiedenste Alltagshandlungen nicht nach andern organisatorischen Prinzipien ablaufen als a) bürokratisch organisierte Entscheidungsprozedere und b) als man sich so landläufig vorstellt. Es blieb den Ethnomethodologen vorbehalten, diese Fragen wieder aufzugreifen und am empirischen Material zu untersuchen; die Resultate der ethnomethodologischen Forschungen unterstützen den Schützschen Vorbehalt, Alltagshandlungen mittels eines Schemas wissenschaftlich definierter Rationalität zu interpretieren. (vgl. Teil IV 2.)

(3) Bisher wurde die Vermengung von subjektiver und objektiver Perspektive a) anhand der Abgrenzung der Akteinheit und b) anhand des handlungsbezogenen Rationalitätsbegriffs problematisiert. Sie zeigt sich nun ein weiteres Mal im *Konzept der sozialen Norm*. Parsons begriff – wie Mead – Sprache als ein intersubjektiv geteiltes Symbolsystem, hängt also jener Konzeption von Sprache an, welche der späte Wittgenstein überwunden hat. Wie in der Sprache, unterstellt er Intersubjektivität auch beim System sozialer Normen. Interpretiert man Sprache als Objektivation erster Stufe, so stellen die Normen die Objektivation zweiter Stufe dar: Normen sind stets symbolisch repräsentiert und daher intersubjektiv kommunizierbar, sie installieren aber darüber hinaus intersubjektiv anerkannte Geltungen und bewirken damit kalkulierbare Verhaltensregelmässigkeiten der Gesellschaftsmitglieder. Normen sind die zentralen Elemente des sozialen Systems; sie bündeln sich zu Rollenerwartungen an die Inhaber sozialer Positionen, ihre Geltung erhält Dauer durch Institutionalisierung, und sie wird gesellschaftlich durchgesetzt durch Sanktionen (soziale Kontrolle). Über den Prozess der Internalisierung vermitteln Normen aber auch das soziale mit dem Persönlichkeitssystem.

Dem zentralen Stellenwert des Normbegriffs in Parsons' Werk stellt Schütz – 1940! – das Bekenntnis gegenüber, dass ihm "das Konzept 'normative Werte des Handelns' ziemlich rätselhaft geblieben" sei. (Schütz, [283] 1977b: 46) Der Grund

dafür liegt wiederum darin, dass beide unter "subjektiver Perspektive" etwas anderes verstehen. In der subjektiven Perspektive des Handelns gibt es nach Schütz

"... keine Norm, die nicht in 'Bedingungen' oder 'Mittel' zerlegt werden könnte. Denn jede Norm fordert die Unterwerfung des Normadressaten und impliziert irgendeine Form der Strafe für Nicht-Unterwerfung. Wer willens ist, die faktischen, rechtlichen oder moralischen Sanktionen auf sich zu nehmen, die in dieser oder einer anderen Welt der Ungehorsam nach sich zieht, der ist frei, eine Norm zu missachten. Das aber wäre genau die Situation, in der ein Handelnder sich einem teleologischen Dilemma gegenüber sieht." (Schütz, 1977b: 47)

Im subjektiven Motivzusammenhang des Handelnden gibt es keine Normen, sondern lediglich Bedingungen und Mittel. Dass sich Parsons für eine Theorie normativer Werte entscheidet, hängt nach Schütz damit zusammen, dass er "das Problem der Motive sozialen Handelns nur ganz oberflächlich streift. ... Für ihn liegt eine Motivtheorie wahrscheinlich ausserhalb der Handlungswissenschaft; Parsons möchte sie der Psychologie überlassen." (Schütz, 1977b: 48) Parsons selbst ist damit allerdings nicht einverstanden. Er konzediert, dass ein konkretes Individuum im Prozess der Wahl normative Werte auf ähnliche oder identische Weise in Rechnung stellt wie Situationsfaktoren. Auf analytischer Ebene müssten hingegen Situationsbedingungen und normative Muster konsequent getrennt werden, da ihre Vermengung zu prinzipiellen konzeptuellen Schwierigkeiten führe, wie Durkheims Werk eindrücklich belege. (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 94 f.) Parsons sieht seine Aufgabe darin, solche Unterscheidungen zwischen Elementen eines sozialen Systems zu treffen und ihre Beziehungen zu bestimmen; eine "Psychologie der Wahl" (die er Schütz zuschreibt), interessiert ihn hingegen nicht. (ibid.: 95) Trotzdem, und obwohl er den Begriff "Motiv" selten verwendet, ist er entschieden der Ansicht, dass eine Motivtheorie – entgegen Schütz' Kritik – ein zentrales Thema seines Buches darstelle. (ibid.)

Dass Parsons und Schütz derart unterschiedliche Motivtheorien entwickeln, hängt mit ihren Fragestellungen zusammen: Schütz ist an der subjektiven Konstitution von Motiven interessiert, Parsons dagegen am Problem der sozialen Ordnung. Schütz richtet sein Augenmerk auf die Vielfalt und Mannigfaltigkeit des subjektiven Erfahrungsstroms und seiner Unterschiedlichkeit zu den Erfahrungsströmen anderer Menschen, Parsons dagegen blickt über diese Differenzierungen hinweg und interessiert sich fürs Allgemeine, Gleichartige und Verbindende unter den Menschen. Schütz untersucht Handlungen in ihrem zeitgebundenen motivationalen Aufbau sowie Interaktionen in ihrer wechselseitigen Abstimmung in deren ganzen immanenten Komplexität; Parsons dagegen fasst sie gleichsam lediglich an den Rändern und macht mit dem Konzept sozialer Normen und Rollen den *Rahmen*, innerhalb dessen sich Handlungen und Interaktionen bewegen, zu einem Untersuchungsgegenstand. Parsons' Approach ist umso geeigneter, je engmaschiger das normative Regelsystem ausgestaltet ist. Je grobmaschiger es hingegen ist, desto mehr Variationsspielraum besteht für Handlungen und Interaktionen – Variationsspielraum, der im Parsons'schen System inhaltlich nicht zum Gegenstand gemacht werden kann. Sobald wir nun noch die Intersubjektivitätsprämisse fallen lassen, also Normen als in vielen Bereichen unterschiedlich definierbar und Normdefinitionen als interaktiv aushandelbar betrachten, wachsen die Schwierigkeiten des Parsons'schen Ansatzes beträchtlich und treten seine Grenzen schroff zutage.

Damit stossen wir auf ein interessantes Problem. Parsons hat seine Handlungstheorie stets als "*voluntaristische*" verstanden, menschliche Handlung also in einem Spannungsfeld zwischen normativen und nicht-normativen Aspekten des Handlungssystems verortet. In seiner weiteren Theorieentwicklung scheint dieses voluntaristische Element hingegen immer mehr zurückzutreten. Ein erster Schritt dazu ist die Entwicklung des "pattern variables"-Schemas, das – wie Parsons beansprucht – die Orientierungsalternativen eines Handelnden, zwischen denen er für jede Situationsdefinition je eine Wahl treffen muss, erschöpfend auflistet; auf der Allgemeinstufe von Handlung überhaupt gibt es keine weiteren Möglichkeiten: "Other choices are often necessary to determine the meaning of a situation, but these may be considered accidents of content, rather than genuine alternatives intrinsic to the structure of all action." (Parsons & Shils, 1951: 88) Parsons behandelt also das Problem der Handlungsorientierung auf recht abstrakter und allgemeiner Ebene, was ihrer empirischen Fruchtbarkeit nicht unbedingt förderlich ist.⁵³ Indem er die Handlungsorientierung zum vorne- [285] herein auf der Ebene von Normen und Rollen ansetzt, ermöglicht er aber – da diese ja das Kernelement sozialer Systeme darstellen – den Bezug zu Systemproblemen. Dies ist hinsichtlich des Postulats des Voluntarismus der Hauptaspekt. Denn einerseits kann er sich nun auf die emergenten Eigenschaften des sozialen Systems konzentrieren, und doch bleibt andererseits die Handlungsorientierung durch Prozesse der Internalisierung und der sozialen Kontrolle integriert. Die Pattern Variables leisten daher auch wertvolle Dienste in der Konzeptualisierung von Systemproblemen und können – zahlenmässig bereinigt – mit dem AGIL-Funktionsschema kombiniert werden. Der Handelnde aber wird zum sozialisierten Rollenspieler.

Das *Rollenmodell* hat den Vorteil, dass es menschliches Verhalten weder als Reaktion eines einzelnen Organismus auf aussenweltliche Reize noch als Ausdruck einer gegebenen Persönlichkeitsstruktur begreift, sondern als Prozess in einem sozialen System. Hinsichtlich des Verhältnisses des Handelnden zu seiner Rolle entgeht es aber nicht der Gefahr des Soziologismus. Die Rollentheorie hat sich daher empirisch als nicht sehr ergiebig erwiesen, obwohl sie innerhalb der Soziologie der letzten 30 Jahre – als "Theorie mittlerer Reichweite" auch ausserhalb der Parsons'schen Theorie – zum wohl beliebtesten begrifflichen Instrument wurde. Insbesondere die empirischen Forschungen der Symbolischen Interaktionisten erwiesen, dass die Rollentheorie in der herkömmlichen Form viel zu grob ist, um die mikrosozialen Prozesse adäquat zu erfassen: Der Mensch ist mehr als ein blosser Rollenagent. Habermas (1973a: 124 ff.) fasst die problematisierten Dimensionen in drei Theoremen zusammen:

a) Das *Integrationstheorem* unterstellt die Kongruenz zwischen Wertorientierungen und Bedürfnisdispositionen: Der institutionell hergestellten Komplementarität der

⁵³ Innerhalb des gesamten Parsons'schen Begriffsapparats gehören die Pattern Variables zwar zu den empirisch fruchtbarsten Instrumenten. Auch sie eignen sich allerdings nur zu Analysen hohen Allgemeingrades, wie etwa komparative Studien verschiedener Gesellschaftstypen. Dahrendorf (1971: 314) hält sie für so unverbindlich wie "die abgeschmackten Dichotomien der deutschen Geistesgeschichte". Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang auch, dass Parsons die Pattern Variables als "Dichotomien" bezeichnet; manche von ihnen könnten aber auch als Pole eines Kontinuums empirischer Handlungsorientierung aufgefasst werden – was ihnen idealtypischen Charakter gäbe.

Erwartungen und des Verhaltens entspricht eine Reziprozität der Bedürfnisbefriedigung (Gratifikation). [286]

Bereits Dahrendorf (1967: Kap. 9-12) stellte der Parsons'schen "Integrationstheorie" eine "Konflikttheorie der Gesellschaft" gegenüber. Parsons' Modell taugt höchstens zur Erklärung der sozialen Ordnung, "die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft" (Dreitzel, 1972) kann es nicht erfassen. Nach Dahrendorf (1958) sind Rollen für den Handelnden daher nicht internalisierte Normbündel, sondern sozialer Zwang, der seiner Bewegungsfreiheit spürbare Grenzen setzt. Auch in den Augen Habermas' weisen alle bekannten Gesellschaften ein fundamentales Missverhältnis zwischen den Bedürfnissen der Menschen und den gesellschaftlich lizenzierten Rollen auf. Das Integrationstheorem muss daher durch das *Repressionstheorem* ersetzt werden: Vollständige Komplementarität der Erwartungen kann nur unter Zwang, auf der Basis fehlender Reziprozität der Bedürfnisbefriedigung, hergestellt werden. (Habermas, 1973a: 125)

b) Das *Identitätstheorem* unterstellt die Intersubjektivität der Rolle, also die Kongruenz zwischen der sozialen Rollendefinition und der Rolleninterpretation durch den Handelnden. Die Arbeiten von Anselm Strauss (1969), Ralph H. Turner (1962) und Erving Goffman (1959) zeigen demgegenüber, dass Handelnde Rollen aktiv interpretieren und gegenläufige Interpretationen im Laufe der Interaktion aneinander abarbeiten; zudem müssen auch spontane Ich-Leistungen miteinbezogen werden, welche nicht in Rollenerwartungen vorprogrammiert sind. Diese Ergebnisse sprechen für die Geltung eines *Diskrepanztheorems*: Eine präzise und vollständige Definition der Rolle, welche die deckungsgleiche Interpretation aller Beteiligten präjudiziert, ist allein in verdinglichten Sozialbeziehungen zu realisieren. (Habermas, 1973a: 126) In der Alltagspraxis bringt der Mensch nicht nur seine soziale Identität (die ihm zugeschriebenen Rollen) zum Tragen, sondern auch eine persönliche Identität (seine Einzigartigkeit, seine unverwechselbare Biographie), und beide versucht er in einer sorgfältigen Balance zu halten. (Goffman, 1963; Krappmann, 1973)

c) Das *Konformitätstheorem* unterstellt eine Kongruenz zwischen geltenden Normen und inneren Verhaltenskontrollen, also zwischen institutionalisierter Wertorientierung (Rolle) und internalisiertem Wert (Motiv). Goffman (1966) hat demgegenüber geltend gemacht, dass es verschiedene Grade und Arten von Internalisierung gibt und der Mensch fähig ist, ein bestimmtes Mass an Rollendistanz zu bewahren. [287] Der Mensch ist nicht ein von internalisierten Normen determinierter "homo sociologicus", sondern ein rasonierendes Wesen, das Normen reflexiv anwendet. (Garfinkel, 1967)

Die drei Theoreme lassen sich nicht stringent unterscheiden; ich will sie daher lediglich als heuristische Gesichtspunkte für die vorliegende Argumentation gelten lassen. Habermas weist darauf hin, dass sich anhand dieser Grundannahmen drei Dimensionen möglicher Freiheitsgrade des Handelns aufweisen lassen, die in der normativen Konzeption der Rollentheorie unter den Tisch fallen. Doch ist damit nicht exakt das voluntaristische Postulat Parsons' angesprochen, das er in seiner Frühzeit so emphatisch aufrechterhalten hatte? Hat Parsons den *Voluntarismus* menschlichen Handelns mit dem Übergang zur Systemtheorie eliminiert?

Der Wechsel von Parsons' Forschungsinteresse von der Grundeinheit sozialer Handlung zur Struktur sozialer Systeme und schliesslich zur Analyse der Gesamtgesellschaft – die drei Stufen seiner Theorieentwicklung, wie sie Don Martindale (1963) unterschied – ist offensichtlich. Damit hat sich Parsons vom relativ subjektiven Ausgangspunkt der Frühzeit entfernt. (Schwanenberg, 1970; Brandenburg, 1971) In der Tat: Hatte er in "The Structure of Social Action" (1968) noch besonderes Gewicht auf die subjektiven Kategorien gelegt und den Positivismus als unzulänglich kritisiert, schliesst er sich später dem Behaviorismus Edward C. Tolmans an und reduziert "what the actor thinks or feels" auf ein System intervenierender Variablen; an derselben Stelle vergleicht er den Handelnden mit einem "Partikel" der klassischen Mechanik. (Parsons & Shils, 1951: 64) Entsprechend kritisiert Robert Dubin (1960), dass Parsons' Analyse der Systemmerkmale unvermittelt neben seiner Theorie der Handlung stehe. In seiner Antwort versucht Parsons (1960) diese Lücke mittels der Pattern Variables zu schliessen, was aber wiederum ein kritisches Echo hervorruft:

"Der Erfolg ist ein Systemmodell, das zwar differenzierter ist als das vorherige, in dem aber wichtige Nuancen der beiden übereinandergeblendeten Modelle I und II sich zu einem die Unterschiede überdeckenden Grau verwachsen haben: Die funktionalen Erfordernisse des Systems decken sich mit der Handlungsorientierung der Akteure, und deren Interessen treten an die Stelle der Systemziele." (Brandenburg, 1971: 72)

Mit der Gleichsetzung von Handlungs- und Systemrationalität sieht Ken Menzies (1977) auch den Voluntarismus abgeschafft. Parsons (1979/80) [288] ist damit jedoch nicht einverstanden. Tatsächlich weist Ian Procter (1978) nach, dass Parsons' Konzept des Voluntarismus meist missverstanden wurde: Parsons' Konzept darf nicht mit dem Alltagsverständnis von "voluntärer Handlung" (voluntary action) – im Sinne von "freiwilliger", "spontaner", "unabhängiger", "selbstbewusster" oder "überlegter" Handlung – gleichgesetzt werden; Parsons geht es vielmehr um ein "Bemühen", eine "Anstrengung", welche erforderlich ist, um gegen den Widerstand der Handlungsbedingungen angestrebte normative Ziele zu erreichen. Parsons gibt das "schöpferische Element", das er in seiner Frühzeit mit seinem voluntaristischen Postulat paarte (Parsons, 1935), nicht auf: Auch später bleiben seine Strukturbegriffe mit dynamischen Konzepten verbunden, werden die konstanten, empirisch stabilen sozialen Institutionen des sozialen Systems durch die variable, freischwebende Motivation des Persönlichkeitssystems balanciert. (Procter, 1980) In der Tat wäre sonst abweichendes Verhalten oder sozialer Wandel gar nicht denkbar. Parsons setzt sich dagegen nie ernsthaft mit den Ursachen abweichender Motivation auseinander; er begnügt sich damit, sie in allgemeinen (und daher oberflächlichen) Kategorien zu beschreiben (wie "ungenügende Sozialisation", "Entfremdung", "Frustration", und v.a.: "Ungleichgewicht des [personalen] Systems") und interessiert sich vorwiegend für ihre (dys)funktionalen Folgen. Voluntarismus ist, Parsons' Definition zufolge, in beiden Fällen gegeben, bei abweichendem wie bei konformem Verhalten. Am voluntaristischen Postulat wird daher nicht gerüttelt, auch wenn Parsons die institutionale Struktur des sozialen Systems in den Mittelpunkt stellt und abweichendes Verhalten negativ und fürs Systemgleichgewicht als dysfunktional fasst.

Indem Parsons die Stabilität des sozialen Systems an normenkonforme Rollenspieler bindet, setzt er die erwähnten in der Rollentheorie implizierten Theoreme

aber als den Normalfall; abweichendes Verhalten hat demgegenüber pathologischen Charakter und resultiert aus Systemungleichgewichten. Die grobe Polarisierung von abweichendem und konformem Verhalten vertuscht aber die nötigen Differenzierungen des Zwischenbereichs und täuscht darüber hinweg, dass der völlig normenkonforme Rollenspieler in Wirklichkeit ein Grenzfall ist:

"Alle drei Theoreme unterstellen, durch Vorentscheidungen auf der analytischen Ebene, einen Normalfall eingespielter Interaktion, der in Wahrheit ein pathologischer ist: nämlich volle Komplementarität der Erwartungen und des Verhaltens, [289] die nur um den Preis der Unterdrückung von Konflikten zu erzwingen ist (*pseudomutuality*) ferner die Deckung von Definition der Rolle und Interpretation der Handelnden, die nur um den Preis des Verzichts auf Individuierung zu erreichen ist (*rigidity*) und schliesslich die Abbildung der Norm auf der motivationalen Ebene verinnerlichter Rollen, die nur um den Preis einer zwanghaft automatischen Verhaltenskontrolle zu verwirklichen ist." (Habermas, 1973a: 127)

Zwischen wissenschaftlicher Konzeption und Alltagserfahrung klafft damit eine beunruhigende Lücke. Hätte Parsons die Relevanz der subjektiven Perspektive, wie sie ihm Schütz 1940 nahe legte, in ihrer Tragweite erfasst, so hätte er kaum zu einer derart unrealistischen Konzeption der Handlungsorientierung kommen können.

2.3.2.3. Methodologische Implikationen

Doch ist es tatsächlich so unrealistisch, die Handlungsorientierung normativ zu fassen? Ist nicht unser Alltag sichtlich durchsetzt von mit Sanktionsandrohungen verbundenen normativen Erwartungen, die wir in unserem Handeln andauernd in Rechnung stellen müssen? Fahren wir beispielsweise Auto, so richten wir unser Verhalten doch unbeirrt an der Fülle von Strassenverkehrsvorschriften aus, die wir erlernen mussten und über die wir in einem formellen Verfahren geprüft wurden; rückt während der Fahrt ein Polizist in unser Blickfeld, taucht doch oft unwillkürlich der Gedanke auf, ob wir auch alles "recht machen" oder ob er wohl etwas auszusetzen findet. Ist denn Schütz' Behauptung, in der subjektiven Perspektive gebe es keine Normen, nicht ebenso "unrealistisch"? Gewiss sprechen wir auch im Alltag von "Rechtsnormen"; wie weit Normen hingegen Elemente der aktuellen Handlungsorientierung bilden – und darauf spielt Schütz an – muss einer empirischen Analyse vorbehalten bleiben. Schütz' These, der Normbegriff gehöre nicht zur subjektiven Perspektive, betrifft jedenfalls das Postulat der Sinnadäquanz – ich werde daher dort darauf zurückkommen (vgl. Abschn. III 3.3.4.). An dieser Stelle soll der Normbegriff vielmehr als Ausgangspunkt dafür dienen, die methodologischen Implikationen des Postulats der subjektiven Interpretation zu entfalten. Dabei geht es 1) um die Notwendigkeit einer interpretativen paradigmatischen Grundlegung der Sozialwissenschaften, 2) um das Postulat der Reinheit der Methode, 3) um die Distanz der Parsonianischen Konstruktionen von der empirischen lebensweltlichen Basis und 4) um die Unterscheidung des Postulats der subjektiven Perspektive von jenem der empirischen Validierung. [290]

(1) Zentralen Stellenwert für die Strukturhaltung und die Integration einer Gesellschaft hat die Rechtsordnung, die daher in den modernen Gesellschaften auch durchwegs klar und schriftlich fixiert und für intersubjektiv verbindlich erklärt wird. Im Falle einer Demokratie hat sich damit im Zeitpunkt der Abstimmung die Mehr-

heit der stimmenden Bürger auf eine Formel geeinigt, welche der Regelung sozialer Beziehungen im Streitfall dienen soll. Die Anwendung der Normen bleibt damit aber noch undefiniert. Nun gibt es eine Anzahl von relativ eindeutig definierten Normen, die binär (z.B. im Strassenverkehrsrecht: Rotlicht = Stop / grünes Licht = freie Fahrt) oder durch Messwerte angegebbarer Geräte definiert sind (z.B. Fahrgeschwindigkeit, Kontaminationsgrenze für Abwässer u.a.). Für solche Normen hat der Interpretationsakt untergeordnete Bedeutung, es sei denn, man sei sich über die Messmethoden nicht einig (z.B. weil zwischen dem Norminhalt und dem, was eine bestimmte Apparatur misst, eine Lücke [ein Interpretationssprung] klafft). Ein Grossteil der Rechtsnormen sind aber vage definiert, damit sie in jenen Fällen, die nicht abschliessend aufgezählt werden können, „rechtliche Handhabe“ bieten. So hat ein Polizeibeamter oder ein Richter ziemlich viel Ermessensfreiheit in der Bestimmung, ob ein bestimmtes Fahrverhalten "die Verkehrssicherheit gefährdet" hat (z.B. "übersetzte" Geschwindigkeit, "gefährliches" Überholmanöver usw.). Wäre die Interpretation von Normen nicht eine derart heikle Angelegenheit, dann wäre auch die Rechtsanwendung kein prekäres Problem, und die Anwälte wären brotlos. Daher auch haben die letztinstanzlichen Gerichtsentscheide eine derart grosse Bedeutung: sie setzen verbindliche *Norminterpretationen*. Wenn das Schweizerische Bundesgericht einen "Zungenkuss" als "unzüchtige Handlung" klassiert, so weiss man in Zukunft, dass man "Kinder unter 16 Jahren" für solche Taten bestrafen muss. Die Vielfalt menschlicher Strafhandlungen ist aber derart gross, dass nicht erhofft werden kann, sie je durch solche verbindlichen Norminterpretationen im Detail abzudecken. Dauernd konstituieren neue Faktenkonstellationen neue "Fälle", und jeder neue Fall verlangt nach einer neuen Beurteilung. Von besonderem Interesse ist dabei die rechtssoziologische Beobachtung, dass in der Gerichtspraxis ein Fall i.d.R. entschieden wird, *bevor* die Rechtsnormen zur Legitimation des Entscheides gesucht werden. [291]

Wenn nun bereits bei den Rechtsnormen dem *Interpretationsproblem* eine derart herausragende Bedeutung zukommt, dann ist es wohl in jenen Bereichen umso zentraler, wo die Gesellschaftsmitglieder sich nicht einmal auf schriftlich fixierte und in einem Bestätigungsverfahren akzeptierte Formeln geeinigt haben. Für die Sozialwissenschaften hat dieser Umstand nun aber *tiefgreifende methodologische Konsequenzen*. Denn wenn soziale Normen zum Kernstück einer wissenschaftlichen Theorie gemacht werden, ist es offenbar rein technisch unmöglich, die Bedingungen anzugeben, unter denen die Normen realisiert werden. Wohl ist es stets möglich, Alltagssituationen in die Sprache des Rollenmodells zu übersetzen; der umgekehrte Weg ist jedoch ausgeschlossen: alltägliches Verhalten kann nicht aus dem Rollenmodell deduziert werden. Damit hat der Vorgang wissenschaftlicher Erklärung in den Sozialwissenschaften einen deutlich anderen Charakter als in den Naturwissenschaften: Wenn die Bedingungen nicht angegeben werden können, unter denen wissenschaftliche Sätze gelten sollen, dann kann auch keine deduktive Theorie im naturwissenschaftlichen Sinne entwickelt werden. Eine solche macht nämlich eine "abbildende" Beschreibung (literal description) des untersuchten Phänomens erforderlich, wozu folgende zwei Kriterien durchgesetzt werden müssen:

- "1. Eine Beschreibung eines Phänomens als Element einer Klasse spezifiziert ausdrücklich jene besonderen Merkmale des Phänomens, die hinreichende Bedingungen dafür sind, es als dieser Klasse zugehörig zu betrachten.

2. Die Merkmale, auf denen die Klassifikation beruht, sind nachweislich erkennbar für jedes einzelne kompetente Mitglied der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft unabhängig von den anderen Mitgliedern." (Wilson, 1973: 64)

Sätze des Rollenmodells können diese Kriterien jedoch nicht erfüllen, da Situations- wie Norminterpretationen variabel sind. Damit bricht aber Parsons' Anspruch, einen protosoziologischen Unterbau für Theorie im engeren Sinne – nämlich Theorie in Form von "Wenn-dann-Sätzen" – zu entwickeln, in sich zusammen, und der beanspruchte Status seiner Begriffe wird problematisch. Das normative Modell kann nur aufrechterhalten werden, indem das inhärente Interpretationsproblem überspielt und zu einem rein technischen Problem der empirischen Sozialforschung gestempelt wird. Schütz dagegen behandelt die Interpretationsfrage in der hermeneutischen Tradition als zentral und zieht daraus wissenschaftstheoretische Konsequenzen: handlungstheoretische Begriffe haben [292] stets idealtypischen Charakter. Wilson (1973) bringt diesen Unterschied pointiert zum Ausdruck, indem er dem "normativen Paradigma" das "interpretative Paradigma" gegenüberstellt. Das normative Paradigma, dem Parsons und der Grossteil der (insbesondere amerikanischen) Soziologen anhängen, orientiert sich am naturwissenschaftlichen Modell und ignoriert den zentralen Stellenwert des Interpretationsproblems⁵⁴; das interpretative Paradigma, das die Tradition der Verstehenden Soziologie im Sinne Webers, Schütz' wie auch der Symbolischen Interaktionisten repräsentiert, stellt dieses hingegen in den Mittelpunkt. Es ist kein Zufall, dass die Konfrontation des Rollenmodells mit der Welt alltäglicher Erfahrung und seine Revision durch die Theoreme der Repression, der Diskrepanz und der Rollendistanz von Vertretern des *interpretativen Paradigmas* vorgenommen wurde.

(2) Doch woraus erklärt sich die enorme Attraktivität des normativen Paradigmas? Zum einen sind dafür wissenschaftssoziologische Gründe zu nennen: Parsons hat eine theoretische Ausstrahlungskraft wie kein anderer Soziologe seit den 40er Jahren gehabt – seine produktive Theorieentwicklung versprach echten Fortschritt in der Soziologie. Zum andern liessen sich aber auch eine Menge Probleme auf einen fassbaren Nenner bringen, welcher in etlichen Bereichen zu neuen und interessanten Sicht- und Denkweisen führte. Obwohl sich aus dem normativen Modell keine Schlüsse auf Alltagssituationen deduzieren lassen, erweist sich dieses Modell *auf umgekehrtem Wege* als geeignetes Interpretationsschema der sozialen Wirklichkeit; im Begriff der Rolle wurde der Schnittpunkt zwischen Individuum und Gesellschaft lokalisiert, mit "sozialer Kontrolle" die externen und mit "Internalisierung" die internen Zwänge der Gesellschaft konzipiert. Schütz, und das muss hier betont werden, weist das normative Paradigma keineswegs als unfruchtbar zurück: Normative Werte bilden "für die Interpretation von Motiven sozialen Handelns in der Tat ein hilfreiches Schema und sind auch in diesem Sinne von vielen bekannten Soziologen mit grösstem Erfolg angewendet worden." (Schütz, 1977b: 52) [293] Betrachtet man nun

⁵⁴ Parsons (1968) hielt zwar am Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften fest: Die Evidenz in den Sozialwissenschaften ist anderer Art, weil dies auf die "subjective states of mind" zurückgehen müssen. Parsons hat letztere aber derart verdinglicht (und damit das Problem der Interpretation verdrängt), dass daraus keine methodologischen Unterschiede zu den Naturwissenschaften abgeleitet werden müssen.

aber die Normentheorie als *Interpretationsschema* für die Beschreibung und Analyse der sozialen Wirklichkeit, so gilt es nach Schütz die objektive und die subjektive Perspektive streng auseinanderzuhalten. Das normative Paradigma stellt nämlich eine Interpretation aus der objektiven Perspektive dar, geleitet von der Frage: "Was bedeutet diese Sozialwelt für mich, den Beobachter?" (ibid.: 64) Tatsächlich gehen nach Schütz die meisten Sozialwissenschaftler von dieser Position aus, und zweifellos kann damit "auf einer bestimmten Ebene gültige wissenschaftliche Arbeit geleistet werden, ohne sich auf das Problem der Subjektivität einzulassen. Man kommt auch in der Analyse sozialer Phänomene, wie etwa Institutionen aller Art, sozialer Beziehungen, auch sozialer Gruppen, ein gutes Stück [damit] voran". (Schütz, 1977b: 63) Für diese Zwecke kann man "ein ausgeklügeltes System von Abstraktionen entwickeln und anwenden, das ganz bewusst den Handelnden in der Sozialwelt ausklammert mit all seinen subjektiven Perspektiven, und wir können dies tun, ohne mit den Erfahrungen von der sozialen Wirklichkeit in Widerspruch zu geraten." (ibid.) Doch dieser Typ der Sozialwissenschaften beschäftigt sich nach Schütz nicht direkt und unmittelbar mit der Alltagswelt. Eine Theorie sozialen Handelns muss sich aber s.E. mit der Sozialwelt der alltäglichen Erfahrung befassen und daher "an der subjektiven Perspektive mit aller Strenge festhalten". (ibid.: 65) So ist Parsons' Versuch, die sozialen Phänomene einschliesslich ihrer subjektiven Elemente aus der objektiven Perspektive zu erfassen, "auf einer gewissen Ebene" ein fruchtbares Vorgehen; er geht aber an der Frage, wie der Alltagshandelnde die Welt erlebt, vorbei. Da der Mensch sein Handeln an seiner eigenen Realität orientiert – d.h. daran, wie ihm die Welt erscheint – muss eine Handlungstheorie folgerichtig auch auf diese subjektive Perspektive rekurrieren. Beide Perspektiven, die objektive wie die subjektive, haben in den Sozialwissenschaften ihren legitimen Platz, und Theorien beider Art haben stets idealtypischen Charakter; zentral ist jedoch, dass die beiden Perspektiven nicht unreflektiert miteinander vermischt werden: "Die meisten Trugschlüsse in den Sozialwissenschaften kann man auf die Vermengung subjektiver mit objektiven Perspektiven zurückführen, die sich, vom Wissenschaftler unbemerkt, einschleicht, wenn die Untersuchung von einer Ebene zur nächsten fortschreitet. In dieser Vermischung subjektiver und objektiver Gesichtspunkte liegen die Gefahren bei der konkreten sozialwissenschaftlichen Arbeit." (Schütz, [294] 1977b: 65) Denn sobald im Laufe einer Arbeit aufgrund der Verästelung des Problems der Bezugs- und Interpretationsrahmen gewechselt wird, ändern alle bis dahin benutzten Begriffe notwendig ihre Bedeutung. (ibid.) In der sorgfältigen Auseinanderhaltung der beiden Perspektiven liegt denn "der eigentliche Sinn des oft missverstandenen *Postulats der 'Reinheit der Methode'*". (ibid. – Hervorhebung von mir) Meister der Analyse in der objektiven Perspektive, welche sich nicht mit der Alltagswelt, sondern mit geschickt und informiert ausgewählten Idealisierungen und Formalisierungen der Sozialwelt befassen, "werden sich also hüten, den Boden zu verlassen, auf dem diese Technik angewendet werden kann, und ihre Untersuchungsprobleme entsprechend eingrenzen." (Schütz, 1977b: 63)

(3) Schütz zog aus dem Faktum der interpretativen Tätigkeit handelnder Menschen in der Alltagswelt also *zweierteilige Konsequenzen*. Zum einen können menschliche Handlungen nicht in Form einer deduktiven Theorie, sondern lediglich in Form idealtypischer Deutungsmodelle erfasst und erklärt werden; zum andern muss eine Handlungstheorie die Analyse aus der subjektiven Perspektive des Handelnden

betreiben. Die Konzeption normativer Werte beispielsweise ist dann akzeptabel, wenn es für die Zwecke der jeweiligen wissenschaftlichen Problemstellung genügt, den ausgegrenzten Relevanzbereich in der objektiven Perspektive zu untersuchen. Auf keinen Fall darf hingegen mit einer Konzeption in der objektiven Perspektive beansprucht werden, die Alltagswelt der Handelnden – also die Handlungen und Interaktionen der Menschen, wie diese sie selbst erleben – zu erklären.

Parsons kann diese Thematik von seiner wissenschaftstheoretischen Warte aus gar nicht in den Blick fassen. Damit kommen wir wieder zum Ausgangspunkt der vorliegenden Diskussion zurück. Parsons gründete die Entwicklung seines metatheoretischen Bezugsrahmens für die Untersuchung sozialer Phänomene auf Alfred N. Whiteheads (1925) Erkenntnis, dass jedes wissenschaftliche Denken bis zu einem gewissen Grad abstrakt sein muss und dass der metatheoretische Bezugsrahmen nicht empirisch verifiziert oder falsifiziert werden kann. Whitehead hatte dies eindrücklich am Beispiel von Newtons Konzepten des dreidimensionalen Raumes und der linearen Zeit illustriert. (Parsons, 1979/80: 16; und in: Schütz/Parsons, 1977: 130) Parsons begeht jedoch den Fehler, dieses Prinzip unbesehen [295] vom naturwissenschaftlichen auf den sozialwissenschaftlichen Bereich zu übertragen. An die soziale Realität darf nicht auf gleiche Weise ein äusserlicher Bezugsrahmen hergetragen werden wie an die Natur, da sie – im Gegensatz zur letzteren – stets lebensweltlich vorinterpretiert ist. In all jenen Fällen, in denen sich der Wissenschaftler mit Problemen der Handlungsorientierung beschäftigt, kann diese Vorinterpretation der Sozialwelt nicht übergangen werden. Wenn Parsons Hendersons Definition einer "Tatsache" übernimmt, basierend auf der Überzeugung, dass jede Erfahrung durch ein Begriffsschema mediatisiert sein müsse, kann man dies für den Bereich wissenschaftlich relevanter Erfahrung grundsätzlich akzeptieren, da Wissenschaft (bisher) ausschliesslich ein verbales Unternehmen ist. Unterscheiden wir zwischen Wissenschafts- und Alltagswelt, so gibt es jedoch – entsprechend der alltagsweltlichen Typisierung – auch Fakten jenseits des wissenschaftlichen Begriffsschemas. Je mehr sich nun die wissenschaftlichen Konzepte von den lebensweltlichen Typen entfernen, desto schwieriger wird es, sie im Rahmen des empirischen Bezugs miteinander zu vermitteln. Parsons' Theoriegebäude ist dafür ein lebendiges Beispiel.⁵⁵ Mit dem Anspruch, die grundsätzlichen Alternativen der Handlungsorientierung mittels der pattern variables "erschöpfend" zu erfassen und mit Systemproblemen zu vermitteln sowie die funktionalen Aufgaben jedes Systems mittels des AGIL-Schemas "erschöpfend" zu behandeln, gelangte Parsons zu einer Konzeption recht rigider Bauart, die *interne Konstruktionszwänge* aufwies und bald eine Art *Eigenleben* führte. Parsons zögerte nicht – natürlich aus "guten Gründen" – ein Paar der pattern variables fallen zu lassen, damit die restlichen mit den vier Funktionen kombinierbar würden. Sein energischer Wille, die Konzepte untereinander in Beziehung zu setzen und zu einen stimmigen Ganzen zu integrieren, erweckt oft den Eindruck, mehr eine intellektuell motivierte Begriffsarithmetik als von empirischen Erklärungsinteressen motiviert zu

⁵⁵ Die These, Erfahrung müsse stets durch ein Begriffsschema vermittelt sein, geht nach Parsons auf Kant zurück. Der Vergleich seiner Begriffe mit den Kantischen Kategorien ist hingegen anmassend: Kant hat seine Kategorien als nicht wegzudenkende Aprioris von Erfahrung überhaupt verstanden und sie transzendentalphilosophisch begründet – den Parsons'schen Begriffen fehlen hingegen beide Merkmale.

sein.⁵⁶ Max Blacks (1961) [296] Kritik mag zu scharf sein, dass Parsons Kategorien lediglich technisch klingende Ausdrücke für laienhafte Interpretationen seien, doch haben sie (oft mehr noch als der Begriff der Norm) meist alle den Makel, dass sie zwar als Interpretationsschema taugen, aber nicht in eine deduktive Theorie umgesetzt werden können (wie sie ihrem Anspruch nach sollten). Was im einzelnen Fall nun beispielsweise der Integration oder der Strukturerhaltung eines Systems dient und was unter diesen Funktionen – jeweils genau zu verstehen ist, stellt nicht nur enorme Operationalisierungs-, sondern auch grundsätzliche Erklärungsprobleme: Wohl kann man retrospektiv anhand eines historischen Falles (interpretativ) feststellen, das Überleben einer Gesellschaft sei durch zu starke Desintegration gefährdet oder verunmöglicht worden, doch gelingt es nicht – abgesehen von trivial anmutenden Extremwerten – die für ein soziologisches oder auch politisches Interesse entscheidenden Schwellenwerte zu bestimmen, an denen eine Gesellschaft z.B. zu zerbrechen droht.

Parsons' wissenschaftstheoretisches Credo begünstigt eine Theoriekonstruktion, welche sich von der lebensweltlichen Basis entfernt und zur Reifikation sozialer Realität wird. Besonders anfällig dazu ist aber auch die *Sprache der Systemtheorie*, welche sich in den Sozialwissenschaften seit den 60er Jahren grosser Beliebtheit erfreut.⁵⁷ Im Gegensatz zu Vertretern der jüngeren Generation hat Parsons zwar ob dem Systemansatz die Frage nach der Konstituierung der Gegenstandsbereiche "Handlung" und "Gesellschaft" nicht vergessen. Habermas (1981b: 295-444) hat in einer sorgfältigen Analyse herausgearbeitet, dass Parsons' Werk von einer ungelösten Paradigmenkonkurrenz zwischen Handlungs- und Systemtheorie durchsetzt sei und – als Folge von Parsons' Weigerung, sich mit philosophischen Fragen auseinanderzusetzen – die neukantianische Position der Wert-Integration unreflektiert mit der funktionalen Integration des Systems vermenge. Habermas (1981b: 229-293) plädiert demgegenüber für eine Entkoppelung von System und Lebenswelt und eine konzeptuelle Trennung von Systemintegration und Sozialintegration.⁵⁸ Er akzeptiert die Parsons'sche Trennung von Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit (welche auf Durkheim zurückgeht), begreift sie [297] aber als strukturelle Komponenten der Lebenswelt, welche durch Mechanismen der Handlungskoordination integriert werden; die systemische Integration funktionaler Zusammenhänge dagegen gehorcht einer andern Logik und muss daher gesondert thematisiert werden. Habermas argumentiert im Rahmen einer Kritik der instrumentellen Vernunft und zielt v.a. auf die Trennung handlungstheoretischer und humanbezogener Konzepte vom systemtheoretischen Begriffsarsenal; nur dann können s.E. Sozialpathologien auf den Begriff gebracht und die kritische Kraft soziologischer Theorie hochgehalten werden. (Demgegenüber führt der konzeptuelle Verbund der Freudschen Kategorien – welche nach Habermas [1968a] das Grundmodell kritischer Theorie konstituieren – mit systemtheoretischen Begriffen bei Parsons zu einem harmonistischen Gesellschaftsbild.) In unserem Zusammenhang interessiert v.a. das Problem der Umsetzung lebensweltlicher

⁵⁶ Für eine Vertiefung dieser summarischen Kritik vgl. Gouldner (1970), Rocher (1974), Jonas (1969), Bershad (1973), Adriaansens (1980).

⁵⁷ Vgl. dazu Prewo et al. (1973); Münch (1976).

⁵⁸ Habermas legte schon früher (Habermas, 1973: 9-19) Wert auf diese Unterscheidung; eingeführt wurde sie von David Lockwood (1964).

Phänomene in systemtheoretische. Betrachtet man empirisch orientierte systemtheoretische Untersuchungen, so fällt auf, dass es sich oft um eine bloße Übersetzung von Alltagserfahrung in die systemtheoretische Begriffssprache handelt; zwar ist damit ein allgemeines – und für den Laien oft unverständliches (beeindruckendes?) – Begriffsschema gefunden, doch führt es oft keinen Erkenntniswert mit sich. Die theoretischen Konstruktionen sozialwissenschaftlicher Systemtheorie heben sich mittels hochabstrakter Konzepte meist noch viel weiter von der Lebenswelt ab und eröffnen damit manchmal ungeahnte neue Perspektiven und originelle Gedankengänge. Ein gutes Beispiel dafür ist das Werk Niklas Luhmanns (1970; 1975), das im wahrsten Sinn des phänomenologischen Konzepts der "mannigfaltigen Wirklichkeiten" eine eigene Realität per se konstituiert. Dabei gelingt es ihm, die phänomenologischen Bewusstseinsbegriffe scheinbar nahtlos in die Sprache der Systemtheorie überzuführen: Die "Situation" des "handelnden Subjekts" wird zur "Umwelt" des "Persönlichkeitssystems", die "Subjekt-Objekt-Beziehungen" zu "System-Umwelt-Beziehungen", womit das für die Phänomenologie so zentrale "Intersubjektivitätsproblem" zum "Interpenetrationsproblem" der Systeme und damit in seiner Tragweite übergangen wird. Trotz der Brillanz von Luhmanns Gedankengängen stehen diese aber auf empirisch schwachen Füßen; die verwendeten Konzepte sind überdies oft förmlich anti-empirisch gefasst und erlauben oft keine Anwendung auf konkrete empirische Sachverhalte.⁵⁹ So sind solche [298] theoretische Elaborationen zwar oft intellektuell faszinierend und anregend, leisten aber herzlich wenig zur Erkenntnis empirisch fassbarer sozialer Mechanismen.

Nun muss man allerdings nicht auf Schütz' Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Perspektive zurückgreifen, um theoretische Gebäude kritisieren zu können, die sich zu weit von ihrer empirischen lebensweltlichen Basis entfernt haben. Robert K. Merton (1968) hat ebenfalls die Abkehr von allzu ambitiösen gesamtgesellschaftlichen Theorien und stattdessen "*Theorien mittlerer Reichweite*" gefordert; diese sollen sich auf niedriger Allgemeinstufe halten, dafür am empirischen Material unmittelbare Erklärungskraft haben. Kann nun das Schütz'sche Postulat der subjektiven Interpretation nicht einfach ersetzt werden durch die Forderung nach empirischer Bestätigung? Liegt das Grundproblem der Schütz-Parsons-Diskussion nicht einfach darin, dass Parsons eine Menge analytischer Vorentscheidungen machte, die im Laufe seiner Theorieentwicklung plötzlich die Gestalt essentialistischer Aussagen annahmen, und seine Theorie nicht adäquat mit der Empirie vermittelt ist? Geht es nicht einfach darum, seinen wissenschaftstheoretischen Ausgangspunkt insofern zu relativieren, als nicht nur das nach wissenschaftlichen Relevanzgesichtspunkten entworfene Begriffsschema zur Erfassung der Wirklichkeit dient, sondern dieses auch durch die vorinterpretierte lebensweltliche Erfahrung informiert sein muss (wie es sein "analytischer Realismus" eigentlich impliziert), d.h. Theorie und Empirie in einem Wechselverhältnis stehen müssen? (Merton, 1968: Kap. VI + V)

Betrachtet man die Alltagswelt in ihrer gesamten Mannigfaltigkeit als die empirische Basis wissenschaftlicher Theoriebildung, so kann man ohne weiteres zu diesem Schluss kommen. Für Schütz sind aber – je nach wissenschaftlicher Problemstellung – ganz unterschiedliche Grade von Abstraktionen und Verallgemeinerungen zulässig,

⁵⁹ Vgl. dazu auch Habermas/Luhmann (1971).

und nicht jedes Untersuchungsproblem erfordert, auf die ganze Erlebnisfülle der Alltagswelt zu rekurren. Schütz negiert daher – wie dargelegt – die Gleichsetzung von subjektiver Perspektive und Empirie ausdrücklich: Auch theoretische Entwürfe in der objektiven Perspektive können mit der Empirie übereinstimmen; so gibt z.B. das nationalökonomische "Gesetz von Angebot und Nachfrage" zutreffend einen empirischen Sachverhalt [299] wieder, obwohl dabei der Mensch mit seinen Orientierungen und Handlungen ausgeblendet ist. Schütz geht es also nicht um die empirische Validierung, sondern um die Fragestellung – einerseits. Andererseits bestimmt sich s.E. die korrekte Fragestellung aber doch nach der Beschaffenheit des Gegenstandes: Die Theorie sozialen Handelns *muss* in der subjektiven Perspektive entwickelt werden. Der gleiche Widerspruch scheint auf, wenn einerseits Merton als Beispiel einer Theorie der mittleren Reichweite die Rollentheorie nennt, die Symbolischen Interaktionisten – und im Anschluss daran Habermas – andererseits dafürhalten, die Rollentheorie widerspreche dem "empirischen" Sachverhalt. Der Grund für diese Ungeheimtheit liegt darin, dass soziale Wirklichkeit zwar für viele Fragestellungen selektiv reduziert werden kann, die Theorie sozialen Handelns dagegen die Alltagsorientierung der Handelnden selbst zum Gegenstand hat – deren Alltagserfahrung bildet daher die nicht-reduzierbare empirische Grundlage einer solchen Theorie.

2.3.2.4. Die wissenschaftliche Erfassung subjektiver Sinnzusammenhänge

Überblicken wir die vorliegende Debatte, so entpuppt sich als Schütz' Hauptanliegen die radikale Betonung der subjektiven Perspektive. Die "subjektive Perspektive" ist für Schütz noch nicht realisiert, wenn Parsons eine Motivationstheorie entwickelt, welche – über die behavioristische Konzeption hinausgehend – auf (objektivierten) "subjective states of mind" zurückgreift; vielmehr gilt es die Sichtweise des Handelnden selbst einzunehmen. Das Postulat der subjektiven Perspektive heisst für Schütz, die Welt so zu thematisieren, wie sie der Handelnde selbst erlebt. Für verschiedenste Problemstellungen genügen zwar – als eine Art intellektueller Kurzschrift – Modelle in der objektiven Perspektive; eine Handlungstheorie kann aber die kognitive Handlungsorientierung gar nicht in den Blick bekommen, wenn sie nicht in der subjektiven Perspektive konzipiert wird. Um dies zu belegen, argumentiert Schütz, dass 1) nur der Handelnde selbst die Spannweite seines Entwurfs und damit die Akt-einheit kenne, dass 2) die vom Wissenschaftler gesetzte Rationalität nicht der Alltags-rationalität entspreche und dass 3) der Normbegriff kein Element der subjektiven Handlungsorientierung bilde und diese daher nicht adäquat zu beschreiben vermöge. Schütz zieht aber auch Konsequenzen im Bezug auf den Status sozialwissen- [300] schaftlicher Theorien. Aus der kognitiven Aktivität der Handelnden folgt, dass Sinn immer in einem "Hier und Jetzt" konstituiert wird und die Sinnhaftigkeit der Welt sich somit in dauerndem Wandel befindet; sozialwissenschaftliche Theorien sind daher keine deduktiven Systeme, sondern stets interpretative idealtypische Konstruktionen, welche auf die Wirklichkeit nie vollumfänglich zutreffen.

Nun schliesst sich die brennende Frage an, wie denn die subjektive Alltagserfahrung wissenschaftlich erfasst werden kann, oder in Schütz' Formulierung, *wie objektive Sinnzusammenhänge von subjektiven Sinnzusammenhängen gebildet* werden können. Betrachten wir dazu nochmals die drei Problembereiche, an denen Schütz die Unterscheidung von subjektiver und objektiver Perspektive geltend gemacht hat. Schütz strich

hervor, dass eine jede *Akteinheit* stets von einem "Hier und Jetzt" interpretiert wird und ihr Sinn sich radikal ändert, wenn sie aus der subjektiven Perspektive des Handelnden bzw. aus der objektiven Perspektive eines Beobachters gedeutet wird. Nur der Handelnde selbst kennt die Spanne seiner Pläne und Projekte und damit den "wahren" Sinn seiner Handlung: Mein regelmässiges morgendliches Aus-dem-Haus-Gehen mag heute für mich einen ganz besonderen Sinn haben, weil ich nicht zur Arbeit, sondern zum Arzt gehe, während es für den Beobachter "gleich-wie-immer" aussieht. (1972b: 35 f.) Es liegt daher nahe, eine Technik der empirischen Sozialforschung zu wählen, welche den Wissenschaftler möglichst nahe an die Perspektive des Handelnden heranführt – z.B. ein offenes Interview oder die teilnehmende Beobachtung. Doch weit gefehlt:

"Wir wären bestimmt erstaunt, wenn wir einen Kartographen fänden, der für die Aufstellung seines Stadtplanes sich darauf beschränken würde, Informationen von den Einheimischen zu sammeln. Trotzdem wählen Sozialwissenschaftler häufig diese merkwürdige Methode. Sie vergessen, dass ihre wissenschaftliche Arbeit auf der Ebene der Auslegung und des Verstehens getan wird, die sich von den naiven Orientierungs- und Auslegungseinstellungen unterscheidet, welche den Menschen im alltäglichen Leben eigentümlich ist." (Schütz, 1972b: 25)

Nicht ein möglichst intimer Kontakt zum Handelnden ist es also nach Schütz, was die Bildung objektiver von subjektiven Sinnzusammenhängen ermöglicht, sondern die *Methode der idealtypischen Modellbildung*.

Indem die realen Menschen durch Puppen mit typischen Motiven ersetzt werden, rekonstruiert der Sozialwissenschaftler die Sozialwelt und gelangt zu einem "Modell, das der postulierten subjektiven Perspektive [301] völlig entspricht." (Schütz, 1977b: 74) Auch die Grenzen der Akteinheiten sind damit zuverlässig bestimmt: "Da der Typus so konstruiert wurde, dass er ausschliesslich typische Handlungen vollzieht, fallen bei der Bildung von Akteinheiten objektive und subjektive Elemente zusammen." (ibid.) Idealtypische Modelle sollen also über die technischen Schwierigkeiten der empirischen Erfassung subjektiver Bewusstseinszustände hinweghelfen.

Die höhere Verstehensleistung durch idealtypische Modellbildung löst für Schütz auch das Problem der Rationalität. Es ist das Paradox der Rationalität auf der Ebene der Alltagserfahrung, dass das Alltagsdenken die zugrundeliegenden Elemente in rationaler Einsicht umso weniger analytisch aufklären kann, je standardisierter ein Muster ist. Auf der Ebene des alltäglichen Denkens steht "rationales Handeln" stets in einem nicht weiter in Frage gestellten und nicht weiter bestimmten Rahmen typischer Konstruktionen (Typisierungen der gegebenen Situation, der Motive, Mittel und Zwecke, der Handlungsabläufe und Persönlichkeiten, die betroffen sind, usw.). Nur einzelne Elementegruppen stehen klar und deutlich aus diesem Rahmen von Konstruktionen (welche den unbestimmten Horizont dieser Elemente bilden) hervor, und auf diese Elemente verweist der Begriff der Rationalität im Alltagsdenken. Handeln im Alltag ist also bestenfalls partiell rational. Der Begriff der Rationalität erhält daher erst auf der Ebene der vom Sozialwissenschaftler konstruierten Modelle sozialer Wirkensmuster seine volle Bedeutung, denn auf dieser Ebene können auch die Elemente des im alltäglichen Handeln unbestimmt bleibenden Horizontes miter-

fasst werden. (vgl. Abschn. II 2.2.3.) Webers Definition der Rationalität darf also nicht einfach dem handelnden Menschen unterschoben werden, wie Parsons es tut, sondern ist lediglich ein idealtypisches Deutungsschema, dessen semantische Distanz zum jeweiligen untersuchten Phänomen sorgfältig beachtet werden muss. – Nun fällt aber auf, dass sich Schütz offenbar in einen Widerspruch verwickelt. Einerseits schreibt er die Kenntnis des "wahren" Handlungssinns dem Handelnden selbst zu, hält aber das Postulat der subjektiven Perspektive auf der Ebene idealtypischer Modellbildung doch für verwirklicht, auch wenn sich die im Modell definierte Akteinheit nicht mit der empirischen deckt. Folgerichtig musste er das Postulat der subjektiven Perspektive nun auch im Falle des Rationalitätsbegriffs als verwirklicht betrachten; de facto hat [302] er aber gegenüber Parsons die subjektive Perspektive in der Weise geltend gemacht, dass die Eigenart der Rationalität der Alltagserfahrung thematisiert werden und eine "Logik des Alltags" bzw. eine "Logik der Gelegenheitsurteile" entwickelt werden müsse. Offenbar argumentiert er in Bezug auf die Rationalität unter der Überschrift "subjektive Perspektive" auf einer anderen Ebene als in Bezug auf die Akteinheit; denn wenn die Ebene des idealtypischen Modells tatsächlich der Ort sein soll, wo sich das Rationalitätskonzept erst richtig entfaltet, dann kann eine Analyse der "Alltagslogik" nicht die Angelegenheit einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung bilden – augenscheinlich ist dies vielmehr eine Aufgabe der phänomenologischen Lebensweltanalyse. Dann wird auch verständlich, warum Schütz für die Rekonstruktion einer solchen Alltagslogik einen "subjektiven Begriff der Wahrheit und Bestätigung" geltend macht. Diese Vermischung verschiedener Ebenen – also die Tatsache, dass Schütz mit "subjektiver Perspektive" einmal eine auf der Ebene idealtypischer Modellbildung zu verwirklichende Forderung, ein andermal aber eine Aufgabe der phänomenologischen Lebensweltanalyse anspricht – hat Parsons zu Recht verwirrt.

Was nun die Bildung sozialwissenschaftlicher Theorien betrifft, geht es Schütz offenbar in Bezug auf die Akteinheit wie auf den Rationalitätsbegriff darum, den idealtypischen Status jedes Theorieentwurfs zu unterstreichen – *das Postulat idealtypischer Modellbildung bildet die Quintessenz der Schütz-Parsons-Debatte*. Gleichzeitig macht Schütz aber auch die *Notwendigkeit phänomenologischer Lebensweltanalysen* geltend, denn diese ermöglichen erstens, die für eine in der subjektiven Perspektive konzipierte Theorie sozialen Handelns die adäquaten Konzepte zu eruieren (und inadäquate, wie den Begriff der sozialen Norm, zu verwerfen), und zweitens, die Distanz zwischen wissenschaftlichem Konzept und der Alltagserfahrung (wie z.B. die unterschiedlichen Arten von Rationalität) bewusst zu machen. Erst damit wird der Zweck des Postulats der subjektiven Interpretation erreicht, "jede Art menschlichen Handelns oder dessen Ergebnis auf den subjektiven Sinn zurückzuführen, den dieses Handeln oder sein Ergebnis für den Handelnden gehabt hat." (Schütz, 1971Aa: 50) Wenn nun aber die von Schütz aufgeworfenen Probleme mittels idealtypischer Modellkonstruktionen gelöst sind, stellt sich unmittelbar die Frage, was für Kriterien empirischer Validität diese Konstruktionen erfüllen müssen; denn wenn z.B. die Akteinheit auf [303] der Modellebene definiert wird, fragt sich immerhin, wieweit sie sich im konkreten Fall mit der "wahren" Akteinheit deckt, die nur der (offenbar unbefragte) Handelnde kennt. Dies führt uns zum *Postulat der Adäquanz*: bei seiner Erörterung werde ich

verschiedene Argumente Parsons', welche noch im Raum stehen, wieder aufgreifen.
[304]

3. Das Postulat der Adäquanz

Die Phänomenologie weist den Alltagshandelnden als ein bewusstes, erkennendes und rasonierendes Wesen aus, das seine Lebenswelt ständig vom jeweiligen Hier und Jetzt aus interpretiert, und zwar nach Massgabe seines von pragmatischen Handlungsmotiven durchsetzten Relevanzsystems. Eine Handlungstheorie muss daher nach Schütz auf die subjektive Perspektive des Handelnden zurückgreifen, denn nur dieser kennt seine Handlungsziele und damit den "wahren" Zweck seiner Handlungen. Der Sozialwissenschaftler muss daher fragen, wie der Handelnde seine Alltagswelt erlebt und was für einen Sinn die Handlungen für den Handelnden selbst haben. Unter dieser Prämisse ist die Forderung, dass die Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers an jene des (der) Alltagshandelnden anschliessen müssen, nur folgerichtig. Denn wenn die Handelnden tatsächlich tagtäglich mit Handlungsentwürfen und Entscheidungsfällung beschäftigt sind, dann können diese Tätigkeiten nur dann adäquat in den Griff bekommen werden, wenn man sie mit jenen Kategorien fasst, in denen sie der Handelnde selbst sieht. Habermas muss Schütz oberflächlich gelesen haben, wenn er zum Schluss kommt: "Schütz begründet nicht im Einzelnen, warum sich ... eine solche interne Rückkopplung der Theorie an das Alltagsverständnis der Beteiligten, deren Äusserungen mit Hilfe der Theorie erklärt werden sollen, zwingend ergibt." (Habermas, 1981a: 177)

Indem Schütz die Lösung für seine Leitfrage, wie objektive von subjektiven Sinnzusammenhängen gebildet werden können, in der Bildung von Modellkonstruktionen sieht, stellt er sich hinter die von der theoretischen Nationalökonomie angewandten Methoden. Im Folgenden will ich also 1) einen kurzen Blick auf die Nationalökonomie werfen, um die zentralen Probleme von Modellbildungen herauszuarbeiten; darauf muss ich mich 2) näher mit den Ambiguitäten von Schütz' Charakterisierung der Sinnadäquanz und insbesondere deren Beziehung zum Problem der empirischen Validierung beschäftigen; schliesslich ist 3) zu fragen, inwieweit die Schütz'sche These haltbar ist, dass eine Handlungstheorie an die Begriffe des Alltagsverständnisses anschliessen müsse. [305]

3.1. Die Problematik idealtypischer Modellbildung am Beispiel der Nationalökonomie

Weber und Schütz haben, wie dargelegt (vgl. Abschn. II 2.2.3.3.), die Art der Modellbildung, wie sie die theoretische Nationalökonomie betreibt und wie sie Menger gegenüber den Vertretern der Historischen Schule verteidigt hat, unterstützt; theoretische Wissenschaft und Historik sind für sie verschiedene Unternehmen, und zwecks Suche nach allgemeinen Zusammenhängen ist es durchaus zulässig, von der Komplexität der empirischen Realität zu abstrahieren und sich auf die Untersuchung lediglich einer Gruppe von Aspekten (z.B. der wirtschaftlichen) zu beschränken. Die Auseinandersetzung mit den Modellkonstruktionen der Nationalökonomie ist nun insbesondere auch deswegen viel versprechend, weil Schütz seine methodologischen Postulate offenkundig an diesen orientiert hat: "So ist nach unserer Auffassung das Faktum der theoretischen Nationalökonomie geradezu ein Musterbeispiel für einen objektiven Sinnzusammenhang zwischen subjektiven Sinnzusammenhängen...". (Schütz, 1974: 344 f.) An den Problemen ökonomischer Modellbildungen werden demnach auch die Probleme der Schütz'schen Methodologie aufscheinen.

3.1.1. Stärken und Schwächen ökonomischer Modelle

Nach 1) einem kurzen Hinweis auf die offenkundigen Vorteile wissenschaftlicher Modellkonstruktionen zeige ich 2) die Validierungsprobleme ökonomischer Modelle der Handlungsorientierung auf und erörtere 3) das den ökonomischen Modellen inhärente Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftlichem Relevanzsystem und empirischer Validität.

(1) Die Nationalökonomie, die "Königin der Sozialwissenschaften" (Samuelson, 1970: 5), hat sich seit ihrer Klassik (Adam Smith, David Ricardo, John Stuart Mill) mit der Konstruktion von Modellen beschäftigt, die dem Zweck dienen sollen, die komplexe Wirklichkeit systematisch in den Griff zu kriegen. Dabei wurde regelmäßig von einfachen Annahmen ausgegangen, unter denen die Wechselwirkungen gegebener Variablen leicht einsichtig wird, und durch schrittweise Einführung weiterer Variablen die Komplexität des Modells mehr und mehr erhöht, um "das Modell der Wirklichkeit anzunähern" (Jöhr, 1949). So wurden auf [306] mikroökonomischer Ebene für die Produzentenseite die verschiedenen Aspekte von Kosten- und Ertragsfunktionen unter der Verhaltensmaxime der Gewinnmaximierung untersucht, erst unter Bedingungen der vollkommenen Konkurrenz, dann unter der Annahme monopolistischer und schliesslich oligopolistischer Marktstrukturen. Ebenso wurde das Konsumentenverhalten analysiert, unter der Verhaltensmaxime der Nutzenmaximierung, und wurden Modelle entwickelt über das Gesetz abnehmenden Grenznutzens, über Indifferenzkurven des Nutzenbeitrags verschiedener Güter, Einkommenselastizität der Nachfrage nach einem Gut etc. Daraus ergab sich dann das Modell von Angebot und Nachfrage, ihren Elastizitäten, möglichen Veränderungen und deren Folgen usf. Auf makroökonomischer Ebene stechen v.a. die Wachstums- und Konjunkturmodelle hervor, welche den strukturellen Ursachen und Bedingungen des Wirtschaftswachstums und der Wirtschaftszyklen auf den Grund kommen wollen, sowie die Kreislaufmodelle, welche den Geld- und Güterumlauf untersuchen, ausgehend von einer einfachen, geschlossenen Wirtschaft und durch Einführung weiterer Institutionen (neben Produzenten und Konsumenten auch des Bankensystems, des Staates, des Auslandes, u.a.) sowie komplizierterer Zeitstrukturen zu höherer Komplexität fortschreitend. Der *Vorteil solcher Modellbildungen* liegt auf der Hand: Die eingeführten Faktoren sind klar definiert, die Beziehungen zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen klar expliziert, die Aussagen daher eindeutig und präzise und das gesamte Modell in sich transparent (im Gegensatz zur Wirklichkeit). Modellaussagen sind daher in logischer Hinsicht jenen Pseudoerklärungen einer ganzen Reihe von (Wirtschafts-)Politikern überlegen, deren tautologischer Charakter oft dadurch verschleiert bleibt, dass sie ad hoc in einem bestimmten Kontext abgegeben und nie in ihrem inneren Zusammenhang präsentiert werden. Zudem haben die wirtschaftswissenschaftlichen Modelle gewisse Einsichten zutage gebracht, welche im direkten Zugriff auf die Wirtschaftsrealität kaum möglich sind, wie z.B. die verschiedenen Multiplikator- und Akzelerator-Effekte oder die Keynesische Einsicht, dass wirtschaftliches Gleichgewicht (definiert als Gleichgewicht von Investitions- und Sparquote) auch bei Unterbeschäftigung möglich ist. Diesen unbestrittenen Vorteilen der Modellbildung steht aber die *Frage ihrer empirischen Relevanz* gegenüber: Inwieweit handelt es sich bei Modellaussagen lediglich um Aussagen über fiktive Modellzusammenhänge, oder inwieweit dienen sie tatsächlich der Erklärung dessen, was [307] in

der Wirtschaftswirklichkeit abläuft? Dieser Frage will ich mich im Folgenden zuwenden. (2) Die Nationalökonomie hält sich nicht nur ans Schütz'sche Postulat logischer Konsistenz, sondern auch an jenes der subjektiven Interpretation: Obwohl sie sich vornehmlich mit Handlungsfolgen in ihrem Funktionszusammenhang beschäftigt, steht doch der homo oeconomicus im Kern des wirtschaftlichen Geschehens, sei er nun ein nutzenmaximierender Konsument oder ein gewinnmaximierender Produzent. Wissenschaftliche Aussagen über Denk- und Handlungsweisen dieses Homunculus stellen also, nach Schütz, objektive Sinnzusammenhänge über subjektive Sinnzusammenhänge dar. Wie steht es um ihre Adäquanz? Ich werde noch aufzeigen, dass die Schütz'schen Ausführungen zur Adäquanz näher besehen widersprüchlich sind. Um die folgende Argumentation zu vereinfachen, verwende ich daher eine *ad hoc-Definition*: Adäquanz soll dann vorliegen, wenn die wissenschaftliche Konstruktion zutreffend beschreibt, wie der Alltagshandelnde seine Handlung erlebt, d.h. welchen Sinn die Handlung für ihn selbst hat. Dies impliziert, dass 1) die wissenschaftliche Konstruktion ans Alltagverständnis des Handelnden anknüpft und dass sie 2) (als Aussage) empirisch gültig ist. Betrachten wir beispielhaft die Verhaltensmaxime der Nutzenmaximierung, die dem Konsumenten zugeschrieben wird. Nach dieser These strebt jeder Verbraucher danach, mit seinem Einkommen den Nutzen zu maximieren, den ihm gekaufte Güter (bzw. Ersparnisse) stiften. In Bezug auf ein einzelnes Gut gilt das Prinzip des abnehmenden Grenznutzens, d.h. der Nutzen, den jede zusätzliche Einheit eines Gutes abwirft, nimmt mit steigendem Quantum des Gutes ab; daher steigt mit zunehmendem Sättigungsgrad pro Güterart die Wahrscheinlichkeit, dass der Kauf eines anderen Gutes mehr Nutzen pro Geldeinheit einträgt. Die Einkommensverwendung für die verschiedenen kaufbaren Güterarten bestimmt sich dann nach der Höhe des Grenznutzens pro Gut und Einheit, den Marktpreisen sowie der Beziehungsqualität zwischen den einzelnen Gütern (Komplementär-, Substitutions- oder neutrale Beziehungen); der rational handelnde homo oeconomicus trifft seine Kaufentscheidungen aufgrund des Kriteriums der Gleichheit des Grenznutzes pro Geldeinheit für jedes Gut, womit er seinen Gesamtnutzen maximiert. Die Komplexität dieses Nutzenmodells wird meistens auf Zwei-Güter-Modelle beschränkt und in den Lehrbüchern an einfachen und fiktiv quantifizierten Beispielen illustriert, wie dem [308] unterschiedlichen Nutzwert von Wasser für Menschen in der Schweiz und in der Sahara oder dem abnehmenden Nutzen zusätzlicher Getreidesäcke für Robinson Crusoe.¹ Es ist nun keineswegs unplausibel, dass der Konsument bei Kaufentscheidungsakten bewusste Nutzen/Kosten-Überlegungen anstellt; es drängt sich hingegen sofort die Frage auf, wie man dies empirisch messen kann. In Bezug auf ein und dasselbe Gut (in gleicher Menge und gleicher Qualität) kann man vom gleichen Nutzen ausgehen und annehmen, dass der Konsument bei Preisunterschieden sich dazu entschliesst, es zum billigeren Preis zu kaufen.² Vergleichbar ist zu

¹ Mit Hilfe der Matrizenrechnung ist es zwar technisch möglich, die Nutzenfunktionen von n-Gütern zu maximieren; dies ist aber von geringer praktischer Relevanz, da der Konsument unmöglich alle Güter untereinander vergleichen kann.

² In ein angemessenes Nutzen/Kosten-Kalkül müssten allerdings eine Reihe weiterer mitwirkender Faktoren eingeschlossen werden, wie übriges Warensortiment, (zentrale bzw. abgelegene) Lage, Einkaufsatmosphäre und Ruf des billigeren Geschäfts im Vergleich zum teureren usf. – z.T. also schwer zu quantifizierende Größen.

einem gewissen Grad auch der Nutzwert von Lebensmitteln – man kann zu ganz unterschiedlichen Kosten schmack- und nahrhafte Gerichte kochen, und es lohnt sich stets, jene Früchte- und Gemüsesorten vorzuziehen, die gerade "in Saison sind";³ in der Tat ist es auch im Bereich landwirtschaftlicher Produkte am ehesten gelungen, gewisse Preiselastizitäten der Nachfrage empirisch festzustellen. Erheblich erschwert bis verunmöglicht wird der Nutzwertvergleich aber im Gebiet industriell verfertigter Gebrauchsgüter, und zwar vermutlich umso mehr, je mehr Symbolwert mit einem Gut verbunden wird (in qualitativen Eigenschaften, Design, Verpackung und Besitz dieses Gutes)⁴ und je mehr ein gegebenes [309] Einkommen über dem Subsistenzminimum liegt.⁵ Die Ökonomen helfen sich in der Regel damit über diese Schwierigkeiten hinweg, dass sie entweder mit fiktiven Beispielen arbeiten und sich gar nicht näher um die empirische Seite der Sache kümmern oder dass sie die Daten anhand abgelaufener Kaufhandlungen gewinnen. Dieses zweite Verfahren läuft wissenschaftslogisch jedoch auf eine Tautologie hinaus, denn die empirisch erfassten Kaufakte werden ex definitione als Ausdruck der individuellen Nutzenzumessungen gedeutet, wodurch die Prämisse des rationalen Nutzen/Kosten-Kalküls nie einem empirischen Test unterworfen wird und also Stets unterschoben werden kann. Das Nutzen/Kosten-Schema hat daher einerseits eine grosse interpretative Anwendungsflexibilität, andererseits aber auch geringe Praxisrelevanz. Die *Anwendungsflexibilität* kommt im ökonomistischen Hegemonialanspruch zum Ausdruck, gemäss dem jede soziale Handlung überhaupt im Licht von Nutzen/Kosten-Überlegungen zu sehen sei (von Mises, 1966): Sex, z.B. zwischen College-Studenten, wird als Dienstleistung definiert (von seiten der Frauen an die Männer notabene!), welche Nutzen abwirft (für die Männer...), aber auch "kostet"; Kinder werden als wirtschaftliche Güter betrachtet, deren Nutzen (für die Eltern) mit ihren Kosten verglichen werden können, etc. (McKenzie & Tullock, 1975: 50 ff., 108 ff.) Während auf diese Weise beliebige konkrete Handlungen dem Nutzen/Kosten-Schema interpretativ einverleibt werden können, haben das Modell selbst und die daraus gewonnenen Aussagen *geringe Praxisrelevanz*: Sie erlauben keine Prognosen, die über die naive Extrapolation gegenwärtiger Handlungsmuster hinausgehen; es ist daher nicht erstaunlich, dass die Betriebswirtschaftslehre für die das Konsumentenverhalten von zentralem Interesse ist, für die diesbezüglichen volkswirtschaftlichen Reflexionen keinerlei Verwendung findet.

(3) Eine immer wieder zu erkennende Gefahr ökonomischer Modellbildung zeigt sich in der Neigung der Modelltheoretiker, sich mehr auf die *formale Eleganz und mathematische Perfektionierung ihrer Modelle* als auf die *empirische Erklärungskraft* der daraus

³ Unter "Preiselastizität der Nachfrage" versteht man den Grad der prozentualen Änderung der gesamtwirtschaftlichen Nachfragemenge nach einem Gut aufgrund einer prozentualen Preisänderung. Die Nachfrage ist "elastisch", wenn z.B. auf eine Preisreduktion (bzw. Preissteigerung) signifikant mehr (bzw. weniger) Einheiten des Gutes nachgefragt werden, und wenn die Nachfragemenge trotz Preisänderung gleich bleibt.

⁴ Vgl. dazu die Untersuchungen zur Warenästhetik (Haug, 1977) oder die gängigen Werke der Marketing-Literatur.

⁵ In welcher Relation steht beispielsweise der Nutzwert jener Differenz, die ein Auto der oberen Mittelklasse von jenem der unteren Mittelklasse unterscheidet (und z.B. Fr. 3000.- ausmacht), zum Nutzwert alternativer Investitionsmöglichkeiten, wie z.B. einem Farbfernseher, einem neuen Stubenteppich, einer Ferienreise oder einem Lexikon?

gewonnenen [310] Aussagen zu konzentrieren. Dies lässt sich ebenfalls am Nutzen/Kosten-Modell veranschaulichen. Wenn wir einmal von der Plausibilität und empirischen Relevanz der Prämisse absehen, dass der Konsument seine Kaufentscheidungen aufgrund eines rationalen Nutzen/Kosten-Kalküls für die verschiedenen Güter fällt, so bleibt die Tatsache bestehen, dass die Zwei-Güter-Modelle, an denen die entsprechenden Überlegungen entwickelt wurden, angesichts der Komplexität des Güterangebots in industriellen Gesellschaften (welche einen rationalen Nutzwertvergleich nahezu verunmöglichen) höchstens metaphorischen Stellenwert haben. Obwohl dies niemand abstreitet, haben die Ökonomen doch viel Mühe darauf verwendet, solche Zwei-Güter-Modelle mittels graphischer Darstellungen, mathematischer Formeln und trigonometrischer Relationen formal zu elaborieren. Diese Tendenz, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, d.h. mit einem sophistizierten Apparat modelltheoretischer Überlegungen in Form mathematischer Formeln und Gleichungen Teilproblemen geringer Praxisrelevanz zu Leibe zu rücken, ist in der Dogmengeschichte der Nationalökonomie kein Einzelfall. Sie ist eine Gefahr, die dem Ziel sozialwissenschaftlicher Modellbildung geradezu inhärent zu sein scheint (dies im Gegensatz zu Modellbildungen in den Naturwissenschaften, die nicht empirisch schwer erschliessbare Verhaltensmaximen zur Grundlage haben, sondern aus empirischen Forschungsergebnissen induktiv aufgebaut werden). Diese Gefahr ist in der gegenwärtigen Entwicklung der ökonomischen Theorie keineswegs gebannt. Der Einsatz der *Computertechnologie* ermöglicht zwar die Konstruktion hochkomplexer gesamtwirtschaftlicher Modelle, welche gegenüber ihren einfacheren Vorfahren der Komplexität der Wirklichkeit sicher um ein Vielfaches gerechter werden. Kriterium ihrer praktischen Erklärungskraft bleibt aber allemal der empirische Test, und vorderhand sind die empirischen Voraussagen, obwohl heutzutage z.B. in den Vereinigten Staaten Hunderte von Computern im Dienst gesamtgesellschaftlicher Prognosen stehen, nach wie vor alles andere als genau. (Samuelson, 1980) Ob dies im einzelnen auf unzureichende Modellkonstruktionen, auf nichtberücksichtigte Variablen oder auf mangelhafte Daten und Annahmen zurückzuführen ist, kann häufig nicht zureichend abgeschätzt werden, da sich gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge nicht zu Testzwecken experimentell manipulieren lassen. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn einem einzelne Ökonomen an der Kaffeebar diskret anvertrauen, dass sie sich im Grunde genommen nur für ihre Modelle und [311] nicht um die wirtschaftliche Realität kümmern (mögen), da diese ja sowieso nicht in den Griff zu bekommen sei. Genau dieser Umstand ist aber dafür verantwortlich, dass die Mehrheit der Problemstellungen der theoretischen Nationalökonomie nicht von praktischen Wirtschaftsproblemen her motiviert sind, sondern modellinterne Fragen betreffen – Problemstellungen also, die ex definitione dem Ziel modelltheoretischer Analyse genügen.

Dass *die formalen Verfahren der Modelltheorie ihre eigenen Zwänge auf die wissenschaftlichen Fragestellungen und den untersuchten Wirklichkeitsausschnitt legen*, wird selbst von Ökonometrikern zugegeben. (Georgescu-Roegen, 1966) Sie sind mit ein Grund, dass sich die nicht-marxistische ökonomische Theorie seit ihrer Klassik auf den rein "wirtschaftlichen" (im engeren Sinne) Aspekt der sozialen Wirklichkeit beschränkte. Der Empiriebezug der Modelle steht damit grundsätzlich in Frage. Hatte Schmoller und die Historische Schule gefordert, dass empirische Phänomene in ihrer Ganzheitlichkeit gesehen werden, so enthalten die Modelle der theoretischen Ökonomie lediglich

die *wirtschaftlichen* Variablen im engeren Sinne, d.h. umfassen keineswegs das Spektrum aller *wirtschaftlich relevanten* Faktoren: Ausserökonomische Grössen – wie die Motivstrukturen, Einstellungen und Wertorientierungen (in ihrem geschichtlichen Wandel), welche soziales Handeln durchweben und damit auch für das Wirtschaftshandeln (i.e.S.) massgeblich sind, oder wie der institutionelle Kontext, in welchem sich die Tauschbeziehungen entwickeln und abspielen – bleiben von der Untersuchung konsequent ausgespart. Je relevanter solche ausgeklammerten Faktoren für eine bestimmte Problemstellung sind bzw. je weiter die gesetzten Modellbedingungen von den empirischen Gegebenheiten der sozialen Wirklichkeit entfernt liegen (und manchmal finden sich erschreckende Diskrepanzen), desto geringer ist offenbar die empirische Erklärungskraft der entsprechenden Modelle. Die NationalökonomInnen haben für ihre perspektivisch verkürzten Modellüberlegungen eine eigene Legitimationsformel gefunden: die *"ceteris paribus"*-Klausel – die Aussagen gelten stets nur unter der Voraussetzung "gleich bleibender Bedingungen"; erweist sich eine Modellprognose als empirisch falsch, so kann einfach auf "veränderte Bedingungen" hingewiesen werden, und die Sache ist erledigt. Solche empirisch unverbindlichen Konstruktionen setzen sich dem *Vorwurf des "Modellplatonismus"* aus: "die Immunisierung [312] gegen den Einfluss so genannter ausserökonomischer Faktoren führt zur Immunisierung gegen die Erfahrung überhaupt." (Albert, 1966: 422) Eine derart konzipierte Ökonomie wird dem Kriterium der empirischen Testbarkeit wissenschaftlicher Aussagen nicht gerecht und gerät daher zwangsläufig unter den Beschuss der positivistischen Wissenschaftstheorie; von dieser Seite wird denn auch gefordert, dass die theoretische Ökonomie die herkömmlichen Verfahren aufgeben und sich an eine empirisch-analytische Konzeption halten soll. (Albert, 1966; Grunberg, 1964) Selbst wenn man nicht so weit gehen und die Vorteile modelltheoretischer Überlegungen bewahren will – also all jene Einsichten, die zwar im Modell, aber kaum im direkten Zugriff auf das komplexe Wirtschaftsgeschehen gewonnen werden können –, muss man der Kritik zustimmen, dass sich die Ökonomen oft zu wenig Rechenschaft über die Beziehung ihrer Modelle zur Empirie gegeben haben: Oft wurden wirtschaftliche Ereignisse "pseudoerklärt" – ihre Korrelation mit Prognosen wurden als Bestätigung des Modells gewertet, Abweichungen hingegen auf "veränderte Bedingungen" zurückgeführt –, und manch ein Modell, war es noch so wirklichkeitsfremd und einseitig, erfüllte Ungerechtfertigte praktische Legitimationsfunktion (wie z.B. das Modell der vollkommenen Konkurrenz für die Ideologie des Liberalismus oder das Modell der komparativen Vorteile für die Handelsbeziehungen der Industrieländer mit den Staaten der Dritten Welt).

3.1.2. Die Relevanz des Adäquanzpostulats auf der Mikro- wie Makroebene

(1) Wie steht es nun um die *Sinnadäquanz* einer ökonomischen Theorie, welche dazu neigt, ihre Problemstellungen von Erfordernissen der Modellkonstruktion her zu definieren, (nicht-qualifizierbare) ausserökonomische Faktoren konsequent ausblendet und (teils daher) mit unzulänglichen Verhaltensmaximen operiert? Um diese Frage sorgfältig zu prüfen, müsste nun das ganze Spektrum bestehender Theoriemodelle im Einzelnen untersucht werden; ich muss mich hier auf einige Grundkonzepte beschränken, die allerdings nicht exotische Grenzfälle darstellen, sondern innerhalb der gegenwärtigen ökonomischen Theorie einen zentralen Stellenwert einnehmen.

Kehren wir nochmals zum *Nutzen/Kosten-Modell* zurück. Wenn wir unter Sinnadäquanz nach wie vor die Übereinstimmung der wissenschaftlichen Konstruktion mit dem entsprechenden [313] Ausschnitt aus der Lebenswelt des Handelnden verstehen, so ist das Testkriterium offenbar, wie die Handelnden selbst ihr Handeln und ihre Handlungsentscheidungen erleben. In den oben angeführten nicht-wirtschaftlichen Bereichen ist die Sinnadäquanz also lediglich dann gegeben, wenn die untersuchten Studenten ihre Liebespartner tatsächlich aufgrund der zugeschriebenen Nutzen/Kosten-Überlegungen auswählen und wenn eine konkrete Gruppe von Eltern den Entscheid, ob sie Kinder haben wollen oder nicht, wirklich gemäss einer Nutzen/Kosten-Rechnung fällen (was unwahrscheinlich, nie aber ganz auszuschliessen ist).⁶ Das Postulat der Sinnadäquanz zwingt zum *Rückbezug auf die Erlebniswelt der Handelnden* und verhindert, dass diesen unzutreffende Motive und Denkweisen unterschoben werden. Damit ist die Sinnadäquanz auch bezüglich jenen wirtschaftlichen Handlungen nicht gegeben, wo dem Konsumenten ein rationaler Nutzwert-Vergleich zugeschrieben wird, wenn er faktisch nicht durchgeführt wird oder gar nicht durchgeführt werden kann. Soweit Nutzwerte empirisch nicht messbar sind, widersprechen Aussagen darüber dem Kriterium, dass wissenschaftliche Sätze empirisch verifizierbar sein müssen, wozu sich Schütz (1971 Ab: 59, 75; 1972a: 21) ausdrücklich bekennt; werden sie aufgrund abgelaufener Kaufhandlungen monetär quantifiziert, bedarf es zusätzlicher empirischer Indizien dafür, dass die Konsumenten in Bezug auf die in Frage stehenden Güterarten (typischerweise) auch tatsächlich Nutzen/Kosten-Überlegungen anstellten. Auch innerhalb des Bereichs *wirtschaftlicher* Handlungen muss ein Modell, das die lebensweltlichen Handlungen nicht in ihrem typischen Ablauf erklärt, als sinnadäquat bezeichnet werden.

(2) Wenn wir uns nun von der Mikroökonomie abwenden – hat das Postulat der Adäquanz auch für die *Modelle der Makroebene* Bedeutung? Makroökonomische Modelle bestehen aus einem Gefüge von vorwiegend analytischen Gleichungen und Verhaltensgleichungen; ihre praktische Relevanz hängt also davon ab, wie vollständig die relevanten Faktoren erfasst [314] und wie zutreffend die einzelnen Variablen empirisch bestimmt sind und wie gut die Verhaltensannahmen mit der tatsächlichen Verhaltensorientierung der Wirtschaftssubjekte übereinstimmen. Wie zuverlässig die einzelnen *Variablen* (bzw. auch Konstanten) empirisch erfasst sind, hängt zum einen von der Qualität der vorhandenen Sozialstatistik eines Landes ab, zum andern von der Zugänglichkeit des Datenmaterials (z.B. verschweigt die Privatwirtschaft gegenüber der Öffentlichkeit – gegenüber den staatlichen Instanzen wie wissenschaftlichen Instituten – eine Reihe wirtschaftlich höchst relevanter Daten).⁷ Es sei hier nur deut-

⁶ Die enormen ethischen Implikationen der Reduktion einer umfassenden Sozialbeziehung (z.B. von einer Liebesbeziehung) oder Entscheidungshandlung (wie ein in der Liebesbeziehung entstehender Wunsch, Kinder zu haben) auf eine reine Nutzen/Kosten-Rechnung (bzw. beim Behaviorismus: Reiz-Reaktions-Verhalten), welche den Handelnden von Seiten des Wissenschaftlers unterschoben wird, sind offensichtlich und haarsträubend.

⁷ Selbst in einem wirtschaftlich hochentwickelten Staat wie der Schweiz sind die erhobenen Daten, selbst für derart zentrale Grössen wie Volkseinkommen und Sozialprodukt, zum Teil derart fragwürdig (ein grosser Teil des Zahlenmaterials beruht auf blossen Schätzungen), dass anfangs der 70er Jahre diskutiert wurde, ob diese Zahlen überhaupt noch publiziert werden sollen.

lich vor einem möglichen Missverständnis gewarnt: Das *Postulat der Adäquanz* bezieht sich ausschliesslich auf die menschliche Handlungsorientierung; auf keinen Fall bedeutet es, dass sich der Wissenschaftler keiner Fachbegriffe oder "Fremdwörter" bedienen, sondern nur umgangssprachliche Begriffe verwenden dürfe, oder dass er bei der Analyse der objektiven Aspekte sozialer Wirklichkeit (z.B. bei der Erhebung des Volkseinkommens oder des durchschnittlichen Gewinnes von Unternehmen der Versicherungsbranche) auf die alltagsweltliche Einschätzung der Leute – auf ihre subjektive Vorstellung dieser Grössen – abstellen müsste; der Wissenschaftler ist durchaus dazu angehalten, den idiosynkratischen Horizont der Alltagshandelnden zu übersteigen und sich um ein "objektives" Bild zu bemühen. Wo es nicht um Aspekte der Handlungsorientierung geht, bleibt der Wissenschaftler bei seiner Begriffsbildung i.d.R. frei. Hier findet die "Adäquanz" ihr Pendant in dem in der empirischen Sozialforschung geläufigen *Begriff der Validität*: Die Indikatoren sollen gültig sein, d.h. auch wirklich das messen, wofür sie indikativ stehen. Das Problem der Validität zeigt sich in der Ökonomie v.a. in den angedeuteten Schwierigkeiten sozialstatistischer Erhebung. Andererseits besteht aber auch die Gefahr, dass die einmal erhobenen Daten reifiziert werden, d.h. dass sie unabhängig von den effektiven Praktiken interpretiert werden, mittels derer sie erhoben worden waren (inkl. der spezifischen Zielsetzung der Erhebung und der spezifischen Motive der die Erhebung [315] praktisch Durchführenden), sowie unabhängig von der Frage, wie nun die alltagssprachlichen Äusserungen der Leute im Einzelnen typisiert worden waren.

Das Postulat der Adäquanz macht sich immer dann geltend, wenn es um menschliche Handlungen geht. Was nun die *Verhaltensannahmen* makroökonomischer Modelle anbelangt, so gibt es Modelltypen, welche sich auf Wenn-dann-Beziehungen beschränken und sich mit dem Aufweis spezifischer Folgen bei einer Reihe von Handlungsvarianten begnügen. Derart verfahren etwa Perspektivstudien, welche beispielsweise abzuschätzen versuchen, was für Konsequenzen eine Reihe vorstellbarer Verläufe der Geburtenrate für verschiedene Sektoren der Gesellschaft (Arbeitskraftangebot, Bildungsnachfrage, Sozialleistungsfinanzierung, Armeebestände etc.) im Laufe der kommenden Jahrzehnte hat (Kneschaurek, 1974a+b); der Ökonom enthält sich dabei der Voraussage, wie die Geburtenrate effektiv verlaufen wird. Die theoretische Ökonomie hat demgegenüber aber i.a. höhere Ansprüche und versucht, Verhaltensweisen in ihrer funktionalen Interdependenz mit den andern Variablen zu betrachten und damit nicht nur die Handlungsfolgen, sondern auch die Rückwirkungen auf die weitere Handlungsausrichtung mitzuerfassen; dazu müssen die Verhaltensannahmen spezifiziert werden. Ein Beispiel bilden die *Konsum und die Investitionsfunktion*, welche zum Herzstück jedes gesamtwirtschaftlichen Modells gehören. Die Konsumfunktion definiert die Variablen, von denen die Konsumneigung, die Investitionsfunktion jene, von denen die Investitionsneigung abhängt (woraus sich das gesamtwirtschaftliche Konsum- bzw. Investitionsvolumen ergibt). Keynes (1936) z.B. definierte die Konsumneigung in Abhängigkeit von der Einkommenshöhe, die Investitionsneigung in Abhängigkeit von der Zinsrate. Eine solche Fassung ist nicht unrealistisch und kommt zudem den Bedürfnissen der Modelltheorie sehr entgegen, lassen sich doch alle relevanten Variablen quantifizieren und zueinander in eindeutige Relationen setzen: eine Erhöhung/Senkung des Einkommens hat definierte Auswirkungen auf die Konsum-, eine Erhöhung/Senkung der Zinsrate definierte Aus-

wirkungen auf die Investitionstätigkeit der Wirtschaftssubjekte. Diese Gleichungen werden jedoch umso unpräziser und empirisch problematischer, je mehr i.e.S. ausserökonomische Faktoren, wie z.B. die Zukunftsbeurteilung der Wirtschaftssubjekte, Gewicht haben.⁸ Jöhr bei- [316] spielsweise schätzt die situative Handlungsorientierung der Wirtschaftssubjekte als derart massgeblich ein, dass er seiner Konjunkturtheorie einen "psychologischen Kernprozess" zugrundelegt. (Jöhr, 1957) Andere haben demgegenüber versucht, Konsum- und Investitionsfunktion weiter auszudifferenzieren und zu eigentlichen Verhaltensgesetzen auszugestalten (in expliziter Spezifizierung der Maxime der Nutzenmaximierung); von den verschiedenen propagierten Hypothesen konnte jedoch bisher keine empirisch zureichend verifiziert werden. (Branson, 1979: 186 ff.; Dernburg & McDougall, 1976: 61-80, 103-118)

Diese Ungewissheit hindert die Nationalökonominnen in der Praxis jedoch keineswegs daran, ihre wirtschaftspolitischen Gutachten und Prognosen angeblich auf komplexe "wissenschaftliche Modelle" zu stützen, obwohl sie sich über die empirische Basis solcher Kernvariablen keineswegs im Klaren sind. Verhaltensmaximen, wie die Konsum- und die Investitionsfunktion, bleiben damit aber (zumindest in der Prospektive) ein Politikum ersten Ranges, wie die Propaganda und Diskussion der "Reaganomics" mit ihrem supply-side approach 1980-1982 wiederum eindrücklich gezeigt hat; Verhaltensgleichungen können für politische Zwecke einfach so lang manipuliert werden, bis ein gegebenes Modell den gewünschten Output zeitigt (was Reagans Wirtschaftsberater zugegebenermassen getan haben).⁹ Der seriöse Wirtschaftswissenschaftler, der sich um Webersche Objektivität bemüht, wird seine Annahmen zwar nicht an politischen Zielsetzungen orientieren, sondern versuchen, die wirtschaftsrelevanten Handlungstendenzen möglichst realistisch einzuschätzen. Dazu muss er sein Modell und dessen Verhaltensmaximen aber mit der empirischen Gesamtsituation in all ihrer Komplexität versöhnen: Die Wirtschaftssubjekte sind nicht isolierte Entscheidungs- und Handlungsträger, sondern stehen in einem sozialen Netz wechselseitiger [317] Einflüsse; Konsum- und Investitionsverhalten hängen daher auch von etlichen sozialen Faktoren ab, wie z.B. den traditionellen kulturellen Leitbildern und ihrem Wandel, den durch die Sozialisationsinstanzen vermittelten Denk- und Handlungsmaximen, der jeweiligen – weltpolitischen wie nationalen – gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lage (weltpolitischen Krisenherden wie inneren gesellschaftlichen Konflikten, der eigenen Wirtschaftslage wie jener der Handelspartner), der allgemeinen Beurteilung der zukünftigen Entwicklung (insbesondere durch "Experten" und in den Massenmedien) usf. Die *Gesamtkonstellation sämtlicher für die Handlungsorientierung relevanten Faktoren* bleibt stets kulturell und historisch spezifisch; daher gelingt es den Sozialwissenschaften nicht, zeitüberdauernde "Verhaltens-

⁸ Solche Faktoren können zwar problemlos formalisiert und als weitere Variablen in die Gleichungen eingeführt werden; ernsthafte Probleme ergeben sich hingegen sofort beim Versuch, diese Faktoren empirisch zu erfassen und zu quantifizieren – die damit verbundenen Schwierigkeiten zerstören den erstrebten Präzisionsgrad der modelltheoretischen Aussagen weitgehend.

⁹ Reagans Budget Director David Stockman gestand: "None of us really understands what's going on with all these numbers", und gab zu, einfach die Verhaltensgleichungen geändert zu haben, um das in der Wahlkampagne versprochene "balanced budget" als Modelloutput zu erhalten. (Greider, 1981)

gesetze" von aussagekräftiger Inhaltsfülle zu formulieren. Die Notwendigkeit, Handlungsmotive aus dem jeweiligen sozialen Gesamtzusammenhang heraus zu deuten, ist es denn auch, was jene Ökonomen, die sich vorab mit dem praktischen Wirtschaftsgeschehen beschäftigen, mit der Aussage meinen, Wirtschaftsprognosen könnten nicht einfach von theoretischen Modellen abgeleitet werden, sondern bedingen auch eine Menge "Fingerspitzengefühl". (Küng, 1971) An der Komplexität der empirischen Wirklichkeit finden denn die ökonomischen Modelle, insoweit sie *ausserökonomische bzw. nichtquantifizierbare Faktoren ausklammern*, ihre deutliche Grenze; die Aussagen aufgrund der formal elaboriertesten Modelle bleiben brüchig, wenn die Adäquanz ihrer Verhaltensannahme (oder auch die Validität der übrigen Daten) fehlt. Werden solche empirisch unzureichend abgestützte Modelle für die Begründung praktischer Prognosen verwendet, muss man sich daher unwillkürlich nach deren Funktion fragen. Der Verdacht liegt nahe, dass sie dann wesentlich *Legitimationscharakter* haben; in unserem wissenschaftsgläubigen Zeitalter dürften die Leute wohl vornehmlich jenem Glauben schenken, der mit unverständlichen, hochabstrakten und komplexen Modellen mit im Computer errechneten Daten auffährt, als jenem, der seine Prognosen mit unsophiatizierteren Mitteln gewinnt. Es wäre jedenfalls eine lohnende soziologische Aufgabe, die Präsentation von wirtschaftlichen Gutachten und Voraussagen und ihre Treffgenauigkeit mit dem Komplexitäts- und formalen Elaborationsgrad der zugrunde liegenden Modelle zu vergleichen und zu untersuchen, mit welchen Legitimationsstrategien die jeweiligen Abweichungen der empirischen Ereignisverläufe erklärt werden.¹⁰ [318]

3.1.3. Die Idealtypik ökonomischer Modelle und die konzeptuellen Folgeprobleme für das Postulat der Adäquanz

Bisher habe ich unter "Adäquanz" vereinfachend die Übereinstimmung wissenschaftlicher Konstruktionen mit (dem entsprechenden Ausschnitt) der Erlebniswelt des (der) Handelnden verstanden; nun ist es an der Zeit, dies weiter auszudifferenzieren. In einem ersten Schritt müssen wir die Frage behandeln, ob die ökonomischen Theorien wirklich idealtypische Modelle darstellen, wie es Schütz' Auffassung entspricht. In einem zweiten Schritt gilt es abzuklären, was "Adäquanz" in Zusammenhang mit idealtypischen Modellen überhaupt heissen kann.

(1) Schütz vertrat wie Weber eine synthetische Konzeption von Verstehen und Erklären. Wie Weber in Bezug auf die wissenschaftliche Theoriebildung für Menger Position bezogen hatte, schlug sich auch Schütz – ein Schüler von Mises' – auf die Seite der nationalökonomischen Modellbildung. Wie Weber, versuchte aber auch Schütz, das berechtigte Anliegen der Historischen Schule zu retten: Die theoretischen Begriffe der Nationalökonomie sind Idealtypen und stimmen mit der sozialen Wirklichkeit nie völlig überein. Weber hat das naturalistische Selbstmissverständnis der theoretischen Nationalökonomie vehement kritisiert und hervorgehoben, dass ihre Modellbildungen idealtypischen Charakter haben, d.h. dass sie lediglich Interpretationsschemata für die Deutung der Vorgänge in der empirischen Realität seien und keine Gesetzmässigkeiten darstellen, die etwa physikalischen Gesetzen analog wären. (vgl. Abschn. II 2.2.3.3.)

¹⁰ Einen Schritt in diese Richtung unternimmt Meier (1982).

"Jene idealtypischen Konstruktionen sozialen Handelns, welche z.B. die Wirtschaftstheorie vornimmt, sind also in dem Sinn 'wirklichkeitsfremd', als sie – in diesem Fall – durchweg fragen: wie *würde* im Fall idealer und dabei rein wirtschaftlich orientierter Zweckrationalität gehandelt *werden* um so das reale, durch Traditionshemmungen, Affekte, Irrtümer, Hineinspielen nicht wirtschaftlicher Zwecke oder Rücksichtnahmen mindestens mitbestimmte Handeln 1. *insoweit* verstehen zu können, als es tatsächlich ökonomisch zweckrational im konkreten Falle mitbestimmt war, oder – bei Durchschnittsbetrachtung – zu sein pflegt, 2. aber auch: gerade durch den *Abstand* seines realen Verlaufes vom idealtypischen die Erkenntnis seiner *wirklichen* Motive zu erleichtern." (Weber, 1972: 10)

"Z.B. wird bei einer Erklärung einer 'Börsenpanik' zweckmässigerweise zunächst festgestellt: wie ohne Beeinflussung durch irrationale Affekte das Handeln abgelaufen wäre, und dann werden jene irrationalen Komponenten als 'Störungen' [319] eingetragen." (ibid.: 2)

"Ganz entsprechend würde eine idealtypische Konstruktion einer konsequenten, mystisch bedingten, akosmistischen Haltung zum Leben (z.B. zur Politik und Wirtschaft) zu verfahren haben." (ibid.: 10)

Die Vertreter der etablierten Nationalökonomie widersetzten sich hingegen dieser Charakterisierung Webers. Die österreichische Grenznutzenschule beispielsweise sowie die mathematische Schule der Nationalökonomie verstanden sich durchaus als "exakte Wissenschaft", deren Sätze allgemeingültig, d.h. zu jeder Zeit und an allen Orten, wo wirtschaftlich gehandelt wird, gültig sind. In einer Auseinandersetzung mit Weber anhand der Frage, ob die Begriffe der nationalökonomischen Theorie tatsächlich den Charakter des Idealtypus tragen, kommt von Mises (1929: 474) zum Schluss: "Diese Frage ist schlechthin mit nein zu beantworten." Von Mises macht seine Argumente an Webers Beschreibung, wie Idealtypen gebildet werden, fest:

"(Der Idealtypus) wird gewonnen durch einseitige *Steigerung eines* oder *einiger* Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie..." (Weber, 1922: 191)

Dies ist hingegen nach von Mises keineswegs die Weise, wie die nationalökonomischen Begriffe gebildet werden: "Sie werden vielmehr durch Abstraktion gewonnen, die darauf ausgeht, das in jeder der in Betracht gezogenen Einzelercheinungen Enthaltene herauszuheben." (von Mises, 1929: 474) Sie sind daher nicht Idealtypen, sondern Gattungsbegriffe, und die nationalökonomischen Sätze und Modelle sind daher nicht Interpretationsraster, mittels derer Abweichungen sichtbar gemacht und beschrieben werden können, sondern haben Allgemeingültigkeit wie die Aussagen der Naturwissenschaften:

"Max Webers fundamentaler Irrtum liegt in der Verkennung des Anspruches auf ausnahmslose Geltung, mit der der soziologische Satz auftritt. Das wirtschaftliche Prinzip, die Grundgesetze der Bildung der Austauschverhältnisse, das Ertragsgesetz, das Bevölkerungsgesetz und alle anderen Sätze gelten immer und überall, wo die von ihnen vorausgesetzten Bedingungen gegeben sind." (von Mises, 1929: 480)

Von Mises stützt seine Kritik auf jene Überlegungen Webers zum Idealtypus, die dieser im Rahmen der Geschichtstheorie anstellte und selbst als nur skizzenhaft bezeichnet. Webers Konzeption des Idealtypus wandelte sich aber, wie Walther (1926: 11) hervorhob, im Kontext soziologischer Methodik (worauf sich auch meine Darstellung in Abschn. I 2.1. bezog). In den Augen von Schütz "ist der Idealtypus in keiner Weise auf einen bestimmten Konstitutionsprozess oder auf ein bestimmtes genetisches Prinzip beschränkt." (Schütz, 1974: 343) Das "Wesen der idealtypischen Konstruktion" besteht vielmehr "in der Invariantsetzung bestimmter Motive innerhalb des Variationsbereiches der jeweiligen Selbstinterpretation, in der das Jetzt-hier-so handelnde Ich sein Handeln (Verhalten) auslegt." (ibid.) Dabei kann "das Invariant-Gesetzte ... in jeder Weise der Abstraktion, der Generalisierung oder Formalisierung gewonnen werden, wofern nur das Prinzip der Sinnadäquanz gewahrt bleibt." (ibid.: 344) Nach Schütz ist also die Art und Weise, wie der wissenschaftliche Begriff gebildet wird, absolut irrelevant für seinen Status. Wesentlich ist vielmehr, ob mit einem Typ etwas invariant gesetzt wird, was in Wirklichkeit variabel ist. Die Begriffe in der Soziologie brauchen tatsächlich nicht einen Wirklichkeitsaspekt in "reiner" Form zu repräsentieren, wie dies Weber für die Ordnung von geschichtlichem Material als geeignet betrachtete; soziologische Begriffe sind allein schon dadurch "Idealtypen", dass sie an der vielschichtigen Realität nur das Typische erfassen.

Handelt es sich bei den wirtschaftswissenschaftlichen Modellen nun um idealtypische oder um "nomothetische" Konstruktionen, wie von Mises behauptet? Da das Spektrum ökonomischer Modellbildungen recht breit und vielfältig ist, kann eine sorgfältige Antwort nur über Einzelanalysen erfolgen. Niemand bestreitet jedoch, dass der Grossteil ökonomischer Theorien lediglich Modellcharakter hat und den Kriterien einer empirisch-analytischen Wissenschaft nicht genügt. Die überwiegende Mehrheit theoretischer Publikationen operiert im Rahmen eines explizit dargelegten Sets von Annahmen; eine Anzahl Ökonomen hegt dabei die Hoffnung, durch systematische Steigerung der Modellkomplexität dem Ideal einer empirischen Wissenschaft näher zu kommen. Allgemein kann jedenfalls festgehalten werden, dass sämtliche mit einer "*ceteris paribus*"-Klausel versehenen Modelle grundsätzlich idealtypischen Charakter haben: das Modell befindet sich zur Wirklichkeit "auf Distanz". Von Mises überspielt diesen Aspekt durch den beiläufigen Nebensatz, die ökonomischen Sätze gälten immer und überall, "wo die von ihnen vorausgesetzten Bedingungen gegeben sind" (von Mises, 1929: 480 – [321] vgl. obiges Zitat) – die Frage ist jeweils nur, ob diese Bedingungen in der Wirklichkeit je angetroffen werden. Nun versucht von Mises, die *allgemeine* Gültigkeit wirtschaftswissenschaftlicher Aussagen insbesondere auch mit dem Argument nachzuweisen, dass ein (vom Konzept des Idealtypus vorausgesetztes) diesen Sätzen zuwiderlaufendes Handeln gar nicht gedacht werden kann: Ein dem "Grenznutzenprinzip" entgegengesetztes (vom Idealtypus her gesehen: "atypisches") Handeln ist schlichtweg unvorstellbar; ökonomische Sätze sind daher 'nicht ein Ausdruck dessen, was in der Regel einzutreten pflegt, sondern ein Ausdruck dessen, was notwendigerweise immer eintreten muss (von Mises, 1929: 484). Hier kommt nun aber eine der Stärken der *Schütz'schen Überlegungen zur Typisierung* zum Zug. Je mehr die mitweltliche Typisierung von einem konkreten alter ego über bestimmte Personentypen zum anonymen Jedermann fortschreitet, desto höher ist ihr Anonymitätsgrad und -korrelativ dazu – desto geringer ihre Inhaltsfülle. Sätze

über ein Jedermannshandeln scheinen deshalb allgemeingültig zu sein, weil ihr idealtypischer Charakter erst auf einer Ebene niedrigen Anonymitäts- und Abstraktionsgrades (also grösserer Inhaltsfülle) offenbar wird; sobald das als rein formales Vorzugshandeln definierte Grenznutzensgesetz in Form konkreter materialer Handlungsziele – Ziele, welche durch Verwendung von bestimmten wirtschaftlichen Gütern realisierbar sind – ausformuliert wird, kann Stets auch atypisches Handeln auftreten: atypisch in Bezug auf die als typisch angesetzten materialen Handlungsziele. (Schütz, 1974: 345) Konkretisiert man also beispielsweise eine Nutzenfunktion in einer Konsumfunktion – gibt man also an, wie ein nutzenmaximierendes Individuum sein Einkommen in Konsum- und Sparquote aufteilt –, so manifestiert sich gleichzeitig die Möglichkeit "abweichenden" (atypischen) Verhaltens; enthält die Konsumfunktion z.B. die Annahmen, dass das Individuum sein Arbeitskraftpotential kapitalisiert und sein permanentes Einkommen zur Grundlage seiner Konsumententscheidungen macht sowie dass seine Sparneigung mit wachsendem Zinsfuß steigt (wie die Hypothese Milton Friedmans besagt [Branson, 1979: 195 ff.]), so wäre die Chance gross, selbst wenn die Annahmen richtig wären (also das typische Konsumentenverhalten beschrieben), dass sich eine ganze Reihe Personen an andern Kriterien orientieren würden. Die anscheinend allgemeingültige Leerformel, dass jedermann seinen Nutzen zu maximieren sucht, mündet also auf einer Ebene grösserer Inhaltsfülle in eine Heterogenität von Motiven aus. Da die ökonomischen Modelle hingegen in der Regel stets nur einen (invariant gesetzten) Motivtyp (eine Konsum- oder Investitionsfunktion, die für alle Gültigkeit haben soll) enthalten, haben Weber und Schütz offensichtlich recht, dass diese Modelle, wo immer sie mit solchen Handlungsmaximen arbeiten, idealtypischen Charakters sind.

(2) Für Schütz ist die menschliche "Freiheit in der Sinngewelt" (Schütz, 1974: 267) für jede Sinnwelt konstitutiv. Wenn nun der Idealtypus sich nur auf typische Aspekte der Lebenswelt bezieht, atypische bzw. "typentranszendente" Phänomene dagegen nur als "Abweichung vom Idealtypus" erfasst werden, so kann unter "Adäquanz" offenbar nicht länger eine Entsprechung zur Erlebniswelt des Handelnden verstanden werden. Denn der Handelnde erlebt seine Alltagswelt in deren ganzer Mannigfaltigkeit, während der Wissenschaftler daraus nur bestimmte Elemente ausgrenzt. Welche Aspekte der Wissenschaftler berücksichtigt und auf welcher Allgemeinstufe er sie typisiert, richtet sich nach dem "Prinzip der Relevanz", d.h. hängt von der jeweiligen Problemstellung ab. Nun gibt die theoretische Nationalökonomie ein gutes Beispiel dafür ab, dass *wissenschaftliches Relevanzsystem und empirische Validität in einem deutlichen Spannungsverhältnis* stehen können – ein Umstand, mit dem sich jeder Ökonom konfrontiert sieht. Denn es ist ja keineswegs so – zumindest will man es hoffen –, dass die Ökonomen die Komplexität ihres Gegenstandsbereiches und jene sozialen Faktoren, die in ihren Modellen keinen Eingang finden, nicht sähen; vielmehr schränken sie ihre Fragestellung und ihre Annahmen derart stark ein, um mit der Fülle des Materials zu Rande zu kommen, und nicht-quantifizierbare soziale Faktoren werden oft deshalb ausgeblendet, weil sie den im Modell quantifizierbarer Variablen erreichten Präzisionsgrad verdürben. Gerade dieses Verfahren führt aber andererseits dazu, dass die Verwertung von Modellzusammenhängen für die Diagnose der Wirklichkeit erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Ob solche ökonomischen Modelle trotz ihrer *ungenügenden empirischen Validität als "adäquat" gelten*

dürfen, hängt offenbar von der Wahl des Kriteriums der Adäquanz ab. Dieses entscheidet darüber, wo die Balance zwischen wissenschaftlichem Relevanzsystem und empirischer Validität lokalisiert werden muss. Mit der Definition der Adäquanz nimmt Schütz also auch unmittelbar Stellung, ob er die Modellbildungen der theoretischen Nationalökonomie akzeptiert oder nicht. [323]

Gerade über diesen Punkt lässt er uns aber im Dunkeln, denn er definiert Adäquanz unterschiedlich und bleibt auch in seinen weiteren Umschreibungen widersprüchlich. Wesentlich für unseren Diskussionszusammenhang ist insbesondere, dass er zum einen so interpretiert werden kann, dass er auch empirieferne ökonomische Modelle als "adäquat" erachtet, zum andern aber auch so, dass er diese zurückweisen müsste. Hier geht es offensichtlich um ein methodologisches Kardinalproblem, das einer eingehenden Erörterung bedarf.

3.2. Das Problem sozialempirischer Validierung

3.2.1. Ambiguitäten in der Konzeptualisierung des Adäquanzpostulats

Im Folgenden gilt es die Ambiguitäten in Schütz' Konzeptualisierung des Adäquanzpostulats näher zu untersuchen. Während 1) die "Adäquanz" in den einen Formulierungen eine empirische Validierung miteinschliesst, also die Sinn- wie die Kausaladäquanz umfasst, gibt Schütz 2) vielerorts dem wissenschaftlichen Relevanzsystem den Vorzug gegenüber der empirischen Validität, entkoppelt also Sinn- und Kausaladäquanz. Besondere Probleme ergeben sich dabei 3) aus der bereits erwähnten immanenten Distanz zwischen Idealtyp und empirischem Phänomen – Probleme, für deren Überwindung 4) die Schütz'schen Vorschläge unzureichend sind.

(1) Das Postulat der Adäquanz soll als Korrelat zum Postulat der subjektiven Interpretation sicherstellen, dass die Sozialwissenschaftler sich mit der "wirklichen Sozialwelt" (Schütz, 1977b: 75) beschäftigen. Es verlangt, "dass die typische Konstruktion mit der Totalität sowohl unseres täglichen Lebens als auch unserer wissenschaftlichen Erfahrung übereinstimmen muss" (Schütz, 1972b: 49). Der gebildete Idealtypus soll mit dem entsprechenden Typ des Alltagsdenkens konsistent sein (Schütz, 1971Aa: 50), d.h. er soll mit unserer Erfahrung von Welt überhaupt, unserer Erfahrung vom Du überhaupt sowie vom besonderen untersuchten Du verträglich sein. (Schütz, 1974: 333) (vgl. Abschn. II 2.2.3.2.) Ausgangspunkt einer Konstruktion typischer Muster des Handlungsablaufs bilden beobachtete Ereignisse. (Schütz, 1971Aa: 46) Solchen Beobachtungen liegen dabei immer jene unmittelbaren Erfahrungen der Sozialwelt zugrunde, über welche der Sozialwissenschaftler [324] als Mensch unter Menschen verfügt:

"Auf deren Grundlage kann er Fragebogen verschicken, Augenzeugen hören, Tests konstruieren. Auf diese und andere Weise sammelt er seine Daten, die er später benutzen wird, wenn er sich in die Einsamkeit des Theoretikers zurückgezogen hat. Seine theoretische Arbeit beginnt aber mit dem Aufbau eines Begriffsschemas, in das seine Informationen von der Sozialwelt eingeordnet werden können." (Schütz, 1977b: 73)

Schütz bekennt sich hier also deutlich zum Prinzip, dass Modelle auf der Basis empirischen Datenmaterials konstruiert werden sollen. Wird umgekehrt ein fertig konstruierter Idealtyp auf einen konkreten Handlungsablauf angewandt, so verlangt er,

dass "die Zuordnung der konkreten Handlung zu einem Typus dieses Handelns zureichend und dabei widerspruchsfrei zu der vorgegebenen Erfahrung erklären müsse". (Schütz, 1974: 334 – im Original mit Hervorhebungen) Angesichts dieser Stellungnahme ist es nur logisch, dass Schütz auch explizit das Prinzip der Verifikation anerkennt – vorausgesetzt nur, man beschränkt Verifizierung nicht nur auf Sinneswahrnehmung (wie der Empirismus). (Schütz, 1971Ab: 59, 75; 1972a: 21) Sinnadäquanz und Kausaladäquanz – also die "objektive Chance", dass die typisierten Motive auch tatsächlich wirksam waren – fallen daher für Schütz zusammen. (Schütz, 1974: 334)

(2) Neben diesem *empiriefreundlichen Bild* kann man in der Schütz'schen Argumentation aber auch Positionen erkennen, die deutlich dem *wissenschaftlichen Relevanzsystem den Vorzug* geben. Subjektive Sinnzusammenhänge müssen nach Schütz stets nach einem Prinzip geordnet werden, das aufgrund des wissenschaftlichen Relevanzsystems definiert wird.

"Eine solche Grundhypothese ist z.B. in den klassischen Wirtschaftswissenschaften das Prinzip des grössten Nutzens, und in den modernen Wirtschaftswissenschaften das Grenznutzungsprinzip. Der Sinn dieses Postulates lautet folgendermassen: Bilde deine Idealtypen, wie wenn alle Handelnden ihren Lebensplan und deshalb alle ihre Tätigkeiten auf den Hauptzweck gerichtet hätten, den grössten Nutzen mit dem geringsten Aufwand zu erzielen; die menschliche Tätigkeit, die auf diese Weise orientiert ist (und nur diese Art der menschlichen Tätigkeit), ist der Gegenstand deiner Wissenschaft." (Schütz, 1972b: 48 f.)

Parsons (in: Schütz/Parsons, 1977: 104) kritisierte, dass die Grenznutzentheorie, "konsequent zu Ende gedacht, im Behaviorismus enden" müsse; in der Tat hat Homans (1974) daraus ein behavioristisches Verhaltensgesetz gemacht. Schütz interpretiert sie aber wissenssoziologisch: [325] Das Grenznutzengesetz ist ein "definitorisches Prinzip", das "den Invarianzbereich für alles 'Wirtschaften' genannte Handeln bestimmt und ein oberstes Deutungsschema darstellt, das die wissenschaftliche Einordnung der subjektiven Sinnzusammenhänge der einzelnen Wirtschaftsakte überhaupt erst ermöglicht". (Schütz, 1974: 346 f.) In der empirischen Analyse operiert man auf einer Ebene geringeren Abstraktionsgrades und grösserer Inhaltsfülle und beschäftigt sich mit den materialen typischen Ziel-Mittel-Relationen. Wie bereits aufgezeigt, arbeiten die Ökonomen aber im Nutzen/Kosten-Modell v.a. mit fiktiven Beispielen, weil es äusserst schwierig ist, die nötigen Werte empirisch zu messen. Darum hat sich Schütz aber nicht weiter gekümmert, obwohl er entschieden eine empirische Konzeption von Sozialwissenschaft vertritt und nicht etwa eine spieltheoretische.¹¹ Desgleichen hat er auch seinen methodologischen Vorschlag der Modellkonstruktion mit einem empiriefernen Beispiel aus der ökonomischen Theoriebil-

¹¹ Unter dem Einfluss von Morgenstern (1966) und Gäpfen (1974) sind verschiedene Ökonomen dazu übergegangen, die wirtschaftlichen Wahlakte entscheidungslogisch bzw. spieltheoretisch zu interpretieren, was Habermas (1970) dazu veranlasste, die ökonomische Theorie als "normativ-analytische" Konzeption zu begreifen und den "empirisch-analytischen" Wissenschaften gegenüberzustellen. Die Spieltheorie entwickelt eine Skala von Entscheidungsmaximen, auf welcher die klassischen Maximierungsannahmen lediglich Grenzfälle darstellen, und versteht sich als präskriptiv (im Sinne der Wirtschaftsberatung) (Gäpfen, 1966); sie arbeitet aber axiomatisch-deduktiv und eignet sich daher nicht für eine empirische Analyse.

dung illustriert, und zwar unter Berufung auf ein Werk seines Freundes Fritz Machlup (1952):

"Beschäftige ich mich zum Beispiel als Volkswirt mit der Theorie des Oligopols (Machlup, 1952: 4 ff.), so kann ich Modelle einer einzelnen Firma, eines Industriezweiges oder des gesamten ökonomischen Systems konstruieren. Beschränke ich mich auf die Theorie der Einzelfirma (sagen wir, auf die Wirkung einer Kartellvereinbarung auf die Produktion einer bestimmten Ware), so kann ich einerseits das Modell eines Produzenten unter den Bedingungen unbeschränkter Konkurrenz konstruieren, jedoch ein anderes Modell eines Produzenten unter denselben Kostenbedingungen, aber unter den ihm auferlegten Kartellvereinbarungen bilden, von denen er weiss, dass sie den anderen Produzenten der 'gleichen' Ware entsprechend auferlegt worden sind. Wir können dann die Leistung 'der' Firma in beiden Modellen vergleichen.

Diese Modelle sind Modelle rationalen Handelns, aber nicht Modelle vom Handeln lebendiger menschlicher Wesen in von ihnen definierten Situationen. Dieses Handeln soll von personalen Typen ausgeführt werden, die der Volkswirt in der [326] künstlichen Umwelt konstruiert, in welche er seine Homunculi hineingestellt hat." (Schütz, 1971Aa: 53; und fast identisch in 1971Ab: 74 f.)

Obwohl Schütz (1977b: 73) gegenüber Parsons versichert, dass es "das unschätzbare Verdienst" Marshalls, Paretos, Durkheims, insbesondere aber Webers gewesen sei, diese 'Technik der idealtypischen Modellkonstruktion "in ihrer Fülle und grossen Klarheit ausgebildet zu haben"', bedient er sich nicht eines Beispiels aus den empirischen Arbeiten Webers oder Durkheims, sondern eben der theoretischen Ökonomie. Dabei geht gerade das Modell der vollkommenen Konkurrenz, das auf recht unrealistischen Annahmen, wie grosse Zahl von Anbietern wie Nachfragern, homogene Güterart, vollkommene Markttransparenz usw., beruht, auch nach Ansicht der Ökonomen an der empirisch vorfindlichen Wirklichkeit vorbei. Warum nennt Schütz nun aber *dieses* Beispiel? Anerkennt er, dass theoretische Reflexionen auch an vereinfachten Modellen, die empirischen Kriterien nicht genügen können, sinnvoll sind?

Für eine solche Sichtweise sprechen zwei Argumente: 1) Schütz explizites Akzept der *ceteris-paribus*-Klausel und 2) seine Formulierung des Kriteriums der Adäquanz. Die *ceteris-paribus*-Klausel akzeptiert Schütz als taugliches Instrument im Rahmen der Modellbildung:

"(Der Sozialwissenschaftler) konstruiert ein Modell eines Sektors der Sozialwelt, in dem einzig die typisierten Ereignisse auftreten, die für das besondere, gerade untersuchte Problem des Wissenschaftlers relevant sind. Alles, was sonst noch in der Sozialwelt vorkommt, wird als irrelevant betrachtet, es sind zufällige 'Daten', die mit angemessenen methodologischen Hilfsmitteln von der Frage ausgeschlossen werden müssen, zum Beispiel durch die *ceteris-paribus*-Annahme." (Schütz, 1971Aa: 41)

Die *ceteris-paribus*-Klausel identifiziert Albert (1966) aber gerade als jenen methodologischen Kniff, mit dem sich die neoklassische Nationalökonomie gegen jede empirische Validierung immunisiert. Wenn die Sozialwelt nur ausschnittshaft rekonstruiert wird, und zwar nach Massgabe der wissenschaftlichen Fragestellung, wenn also m.a.W. nur ein Teil der empirisch relevanten Faktoren eines sozialen Handelns erfasst wird, dann setzt sich eine wissenschaftliche Modellkonstruktion ipso facto mit

der empirischen Realität auf Distanz. In dieses Bild passt vorzüglich auch die Art, wie Schütz das *Kriterium der Adäquanz* formuliert, und zwar übereinstimmend an verschiedenen Orten (Schütz, 1971Aa: 50; 1971Ab: 74; 1972a: 21 bzw. 1977b: 75; 1972b: 47): [327]

"Jeder Begriff in einem wissenschaftlichen Modell menschlichen Handelns muss so konstruiert sein, dass eine innerhalb der Lebenswelt durch ein Individuum ausgeführte Handlung, die mit der typischen Konstruktion übereinstimmt, für den Handelnden selbst ebenso verständlich wäre wie für seine Mitmenschen, und das im Rahmen des Alltagsdenkens." (Schütz, 1971Aa: 50 – Hervorhebung von mir)

Der Konjunktiv macht stutzig: Die Adäquanz ist also dann gegeben, wenn die im wissenschaftlichen Modell typisierte Handlung einem Handelnden, der diese Handlung in der Lebenswelt ausführen *würde*, ihm und seinen Mitmenschen im Rahmen des Alltagsdenkens verständlich wäre. Der Konjunktiv im zweiten Satzteil ist nur sinnvoll, wenn er den ganzen Satz, also auch die Ausführung der Handlung, betrifft. Nach diesem Kriterium sind nun aber die ökonomischen Modelle völlig adäquat, halten sich doch die Handlungskategorien durchwegs im Rahmen des Alltagsdenkens: Der einzelne kalkuliert seinen "Nutzen" und seine "Kosten"; er strebt als Konsument nach optimaler "Befriedigung seiner Bedürfnisse", als Produzent nach "Maximierung seines Gewinnes"; er trachtet danach, "den Ertrag möglichst hoch und die Kosten möglichst niedrig zu halten" usw. Wenn also ein lebensweltlich Handelnder sich als reiner homo oeconomicus verhielte, wäre sein Handeln für ihn wie für seine Mitmenschen "verständlich", selbst wenn er die Kosten/Nutzen-Rechnung in seinen Liebesaffären anwendet – "verständlich", nicht unbedingt "vernünftig". Die Adäquanz ist, so verstanden, bei sämtlichen mikroökonomischen Modellen gegeben, auch wenn diese auf die empirische Realität nicht oder nur beschränkt anwendbar sind.

Sinnadäquanz und Kausaladäquanz – die "objektive Chance ..., dass diese Motive tatsächlich wirksam waren" (Schütz, 1974: 334) – sind dann aber, entgegen dem früheren Postulat [1932], entkoppelt. Dieser Interpretation steht jedoch Schütz' wiederholtes Bekenntnis zum *Prinzip der empirischen Verifikation* entgegen: "Das System der Idealtypen darf nur wissenschaftlich verifizierbare Annahmen enthalten, die mit unserem ganzen wissenschaftlichen Wissen übereinstimmen müssen." (Schütz, 1972a: 21) Schütz lässt sich jedoch nie näher über Kriterien empirischer Verifikation aus. Er suggeriert zwar (Schütz, 1971Ab), dass er unter "Verifizierung" das gleiche versteht wie Nagel (1952) und Hempel (1952), *seine Beispiele* (wie das aus der Ökonomie) und *sein eigenes Vorgehen* lassen diesbezüglich jedoch Zweifel aufkommen. Überblicken wir jene "Studien zur soziologischen Theorie" (Schütz, 1972), [328] welche unter der Überschrift "Angewandte Theorie" erschienen sind, so fällt auf, dass er sich einerseits immer wieder auf Belege der philosophischen und mythologischen Überlieferung und der schönen Literatur abstützt, andererseits aber wesentlich auf seine eigene (reflektierte) Alltagserfahrung; systematische Daten, wie sie ein herkömmlicher Soziologe anstrebt, finden sich nirgends. Nun hängt dies sowohl mit seinem philosophischen Analyse-Interesse wie auch mit dem Anlass der einzelnen Essays zusammen. Arvid Brodersen, der Herausgeber des Bandes, streicht aber auch

die besondere Art Schütz', Soziologie zu treiben, heraus: "Angewandte Theorie" bei Schütz darf nicht so verstanden werden,

"...als würde [sie] Einsichten in die Struktur praktischer Ziele beinhalten. Diese Studien beschäftigen sich nicht mit 'Sozial-Technik' (social engineering) oder 'Wie löst man soziale Probleme?' Sie beschäftigen sich, wie der Autor in seinem ganzen Lebenswerk, mit der Anwendung der Theorie auf ein besseres Verständnis der Realität. Ihr Akzent liegt mehr auf dem Verstehen als auf der Anwendung." (Brodersen, 1972: VI)

Doch auch ein Verstehen ohne technisches Erkenntnisinteresse kann sich an empirischem Datenmaterial orientieren. Nun ist die Analyse der Situation des "Fremden" (Schütz, 1972c – vgl. Abschn. II 2.3.1.) – wie auch jene des "Heimkehrers" (Schütz, 1972d) – derart grundsätzlicher Art, dass es plausibel ist, die entsprechenden Charakterisierungen für alle Fremden (bzw. Heimkehrer) gelten zu lassen; trotzdem wäre dies einer genaueren Prüfung wert. Unumgänglich ist eine solche aber bei seiner Untersuchung über den "gut informierten Bürger" (Schütz, 1972e), wo er eine ganze Reihe empirischer Annahmen über diesen Bürger, den "Mann auf der Strasse" und den "Experten" macht, ohne sich mit der Auseinandersetzung mit konkretem Datenmaterial zu belasten. (vgl. Abschn. II. 2.3.2.) Schütz ist ein Schreibtischtäter, der in der Tradition jener "Verstehenden Soziologen" steht, welche die soziale Wirklichkeit "aus der Ferne" bzw. egozentrisch, nämlich von ihrem spezifischen Punkt im sozialen Koordinatensystem aus analysieren. Diese These wird deutlich durch das Faktum belegt, dass Schütz in seiner Argumentation gegen Nagel (1952) es als "den *wichtigsten* Punkt" bezeichnet, dass "das Postulat der sinnlichen Beobachtung offenkundigen Verhaltens ... einen besonderen und relativ schmalen Ausschnitt der Sozialwelt zum Modell" erhebt, nämlich die unmittelbare soziale Beziehung (face-to-face relationship) des Beobachters zum [329] handelnden Individuum. (Schütz, 1971Ab: 63 – vollständiges Zitat in Abschn. II 2.2.1.) Schütz streicht indessen die Relevanz des mitweltlichen Verstehens heraus: Wir verstehen den Prozess, der zwischen dem Briefeinwurf und dem Erhalten des brieflich bestellten Buches liegt, also die Handlungen der Postbeamten, der Angestellten der Verlagsfirma etc.; ebenso verstehen wir, dass Frankreich die Wiederbewaffnung Deutschlands fürchtet, "ohne den Verfasser und selbst ohne einen Franzosen oder einen Deutschen zu kennen, und erst recht, ohne ihr offenkundiges Verhalten zu beobachten" (ibid.). In diesem "wichtigsten Punkt", den Schütz gegen Nagel (1952) einwendet, übergeht er aber genau dessen (und Hempels [1952]) Anliegen, dass wissenschaftliche Aussagen empirisch verifiziert werden müssen; die Schützschen Beispiele demonstrieren lediglich Arten alltagsweltlichen Verstehens, doch kann sich eben der Wissenschaftler nur dann auf Daten verlassen, wenn sie auch empirisch überprüft worden sind. Dass sich der Wissenschaftler in seine isolierte Welt der theoretischen Einstellung zurückzieht, entbindet ihn nicht von der Pflicht, in lebensweltlicher Einstellung Datenmaterial zu sammeln, welches seinen idiosynkratischen Standort als Mensch unter Menschen überschreitet; von dieser Aufgabe kann nur der Philosoph Abstand nehmen, wenn er in phänomenologischer Einstellung intuitiv seine Bewusstseinsphänomene in ihrer Selbstgegebenheit analysiert.

(3) Genau besehen, läuft aber bereits *Schütz' Konzeption idealtypischer Modellkonstruktion dem Postulat empirischer Verifikation zuwider*. Denn die von Schütz gebildeten

bzw. von Weber übernommenen Idealtypen sind effektiv Typen der Art, wie sie von Mises (1929) an Weber kritisierte: fiktive, "reine" Typen, welche einseitig gesteigerte Aspekte repräsentieren und sich nie in reiner Form auf die Wirklichkeit anwenden lassen. Schütz geht es nicht nur ums Verhältnis zwischen invariant gesetzten Motiven und der empirischen Sinnvielfalt, wie er gegenüber von Mises beteuert; er hält auch durchwegs Webers eindimensionale Handlungstypen (zweckrationales, wertrationales, affektives und traditionales Handeln) aufrecht (Schütz, 1971Aa: 32, Fn. 1) und [330] schliesst sich selbst Webers Grundsatz an, den *zweckrationalen Handlungstypus* zum Prototyp wissenschaftlicher Beschreibung zu machen:

"Liegt irrationales Handeln vor, ... so wird von einem zweckrationalen Typus ausgegangen und dann durch Abänderung der als typisch gesetzten Um-zu-Motive, also durch Variation des als invariant zu Setzenden, ein Abweichungstypus gebildet, um so das irrationale Handeln zu erfassen." (Schütz, 1974: 338)

Nun kann man wohl die Phänomene der Sozialwelt als historisch-spezifische Mischung verschiedener Merkmalsausprägungen mittels mehrerer miteinander kombinierter Idealtypen beschreiben; problematisch wird dies aber dann, wenn mit den invariant gesetzten Idealtypen Theorien gebildet werden – dann entsteht nämlich, wie Weber immer wieder betonte, notwendigerweise eine Distanz zur empirischen Realität. Hier fragt sich denn, was für ein Spielraum toleriert wird. Der zweckrationale Handlungstypus beispielsweise wird von der Verstehenden Soziologie bevorzugt, obwohl er auch nach Ansicht Webers (1972: 3) in der Wirklichkeit keinesfalls vorherrscht; alles Nicht-Rationale wird als "Abweichung" begriffen. Wenn nun das *Grenznutzensgesetz* den "Invarianzbereich für alles 'Wirtschaften'" genannte Handeln bestimmt" (Schütz, 1974: 346), so stellt sich die Frage, wie viel Distanz zu den empirischen Verhältnissen man in Kauf nimmt, bis man diesen einmal gewählten Prototyp zugunsten alternativer Erklärungsmodelle aufgibt. Wie gewichtig diesbezüglich das persönliche Erwägen des Wissenschaftlers wird, zeigt sich etwa darin, dass Weber das Bild des nutzen- und kostenkalkulierenden homo oeconomicus auf das Verhalten des Kaufmanns einschränkt, Schütz dagegen die neoklassische These der Nationalökonomie akzeptiert, dass es sich auf das Konsumentenverhalten überhaupt erstrecke, während von Mises (und Homans) das Modell als auf jegliches Handeln überhaupt applizierbar betrachtet. Versteht man das Grenznutzensgesetz im positivistischen Sinn, so kann man versuchen – falls die Schwierigkeiten empirischer Messung in diesem Fall überwindbar wären – unangemessene ökonomistische Hegemonialansprüche am empirischen Test scheitern zu lassen. Versteht man dieses "Gesetz" hingegen als Deutungsmodell, so kann der empirische Bezug keine triftigen Gründe dafür liefern, das Modell nicht a tout prix aufrechtzuerhalten und die empirischen Erscheinungsmerkmale als "Abweichungen" dieses Modells zu beschreiben. Idealtypische Modellkonstruktionen, welche nicht am empirischen Material getestet werden können, entsprechen jedenfalls nicht den Kriterien empirischer Verifikation, wie sie Nagel (1952) oder Albert (1966) vertreten. [331]

Dass sich *Schütz punkto Idealtypen völlig in Webers Tradition* stellt, zeigt sich auch klar in seiner Typologie "Mann auf der Strasse", "gut informierter Bürger" und "Experte". (Schütz, 1972e – vgl. Abschn. II 2.3.2.) Die Bildung von Idealtypen ist ein nützliches Instrument, pointierte Aspekte der sozialen Wirklichkeit herauszuarbeiten;

insbesondere ist sie, wie Webers Werk eindrücklich belegt, geeignet, geschichtliches Material unter komparativen Gesichtspunkten zu ordnen. Die bloße Argumentation auf der Ebene von Idealtypen scheint mir aber wenig geeignet, empirische soziale Mechanismen in den Griff zu bekommen. Wie schon Parsons (1947: 28) an Weber kritisierte, können Idealtypen ad hoc für eine beliebige Zahl spezifischer Zwecke konstruiert werden. So bildet Schütz entsprechend der Vermittlungsfunktion sozial abgeleiteten Wissens die Typen des "Augenzeugen", des "Analytikers" und des "Kommentators" – vier "von vielen Idealtypen" der entsprechenden Funktion. Hier bemerkt Schütz – genau wie Weber – explizit: "Keiner dieser Typen kann rein vorgefunden werden. Jeder Historiker, Lehrer, Leitartikelschreiber oder Propagandist wird eine Mischung aus einigen dieser Idealtypen darstellen." (Schütz, 1972e: 99) Sprondel (1979) bemerkt zu Recht, dass man Typen wie "Laie", "Experte" und "gut informierter Bürger" als Typologie von Einstellungen verstehen kann, sagt doch Schütz selbst, dass im Alltagsleben jeder zu jedem Zeitpunkt zugleich Experte, gut informierter Bürger und Mann auf der Strasse sein kann, einfach bezüglich je eines anderen Wissensbereichs; Schütz versteht diese Typologie aber auch im Sinn personaler Typen, sonst würde er nicht die politische Rolle des "gut informierten Burgers" für die moderne Demokratie herausstreichen. Diese Art personaler Idealtypen mag ein nützliches heuristisches Mittel sein, um für die Komplexität eines Forschungsfeldes zu sensibilisieren. Solche Idealtypen bilden aber auch immer eine Welt für sich, die nicht mehr aufweisen kann, als mit den Typen schon mitgesetzt ist. Eine *empirische Analyse*, welche die Situation von Technokraten, Fachkräften, Propagandisten, Laien usw. in direktem Zugriff erforscht, ohne mit vorkonstruierten Idealtypen, die auf der nur impressionistischen Datenbasis der eigenen Alltagserfahrung beruhen, ans Material heranzutreten, scheint mir ein wesentlich ergiebigeres und erfolgsversprechenderes Forschungsprozedere zu sein. [332]

(4) Idealtypische Modellkonstruktionen, die an der empirischen Wirklichkeit nicht scheitern können, laufen Gefahr, ein Eigenleben anzunehmen. Schütz scheint dieses Problem zu wittern, wenn er fragt:

"Wenn die soziale Welt als Objekt unserer wissenschaftlichen Forschung nur eine typische Konstruktion ist, warum müssen wir uns dann überhaupt mit diesem intellektuellen Spiel beschäftigen? ... Wir wollen [doch] herausfinden, was in der wirklichen Welt passiert und nicht in den Phantasien einiger spitzfindiger Sonderlinge." (Schütz, 1972b: 49)

Er schliesst die Antwort gleich an:

"Es gibt einige Argumente, um einen solchen Einwand zu entkräften. Zu allererst ist die Konstruktion der wissenschaftlichen Welt kein willkürlicher Akt des Wissenschaftlers, den er nach Belieben ausführen kann:

1. Es gibt historische Grenzen des Bereiches seiner Wissenschaft, die jeder Wissenschaftler von seinen Vorfahren als einen Vorrat bewährter Sätze geerbt hat.

2. Das Postulat der Adäquanz verlangt, dass die typische Konstruktion mit der Totalität sowohl unseres täglichen Lebens als auch unserer wissenschaftlichen Erfahrung übereinstimmen muss." (Schütz, 1972b: 49)

Das *erste Argument* kann nicht überzeugen: Die überlieferten "bewährten Sätze" einer Wissenschaft bilden, wie eben gerade die Geschichte der Sozialwissenschaften, insbesondere der Ökonomie, zeigt, keinerlei Garantie, dass man es auch mit der "wirkli-

chen Welt" zu tun hat; zudem übergeht Schütz völlig die Vielfalt sozialwissenschaftlicher Schulen, welche durchaus nicht miteinander einig sind, welches "bewährte Sätze" und was die "historischen Grenzen" der jeweiligen Disziplin sind. Alles hängt damit am *zweiten Argument*, dem *Postulat der Adäquanz*. Und eben hier beisst sich die methodologische Argumentation in den Schwanz: Das Postulat der Adäquanz liefert nur dann einen zureichenden Realitätsbezug, wenn es empirische Validierung miteinschliesst; dies ist aber, wie ich nachgewiesen habe, bei Schütz – trotz einiger Bezeugungen – de facto nicht der Fall. Im Weiteren widerspricht Schütz' Formulierung seiner ganzen differenzierten Analyse, wenn die "typische Konstruktion" mit der "Totalität unseres täglichen Lebens" übereinstimmen soll: Die Totalität unserer Erlebniswelt umfasst ja erstens all jene Aspekte, welche vom jeweiligen wissenschaftlichen Relevanzsystem ausgeklammert werden, und zweitens auch alle jene typentranszendenten Sinnelemente, welche in der typischen Konstruktion gerade fehlen – "typische Konstruktion" und "Totalität unseres täglichen Lebens" können daher gerade nie übereinstimmen. Dass die "typische Konstruktion" ferner mit der "Totalität unserer wissenschaftlichen Erfahrung" [333] übereinstimmen soll, unterstellt eine Einheit von Erfahrung, die erstens wiederum die Schulenvielfalt innerhalb der einzelnen Sozialwissenschaften übergeht, zweitens aber auch all jene Sinnmodifikationen beim Übergang von einer Abstraktionsstufe zur nächsten sowie beim Wechsel des Bezugsschemas und insbesondere beim Übergang von der objektiven in die subjektive Perspektive ausblendet – auch "typische Konstruktion" und "Totalität unserer wissenschaftlichen Erfahrung" können daher *nie* übereinstimmen. Das Postulat der Adäquanz leistet, so wie es formuliert vorliegt, nicht das, was sich Schütz von ihm verspricht; insbesondere garantiert es nicht, dass wir uns mit der "wirklichen Welt" befassen.

3.2.2. Die Uneinlösbarkeit szientifischer Forschungsstandards

Nun gilt es den Spiess umzudrehen. Die Kritik an idealtypischen Modellkonstruktionen, insbesondere der Nationalökonomie, von Vertretern eines szientifischen Ansatzes¹² impliziert, dass empirische Theorien *verifiziert* werden können. Popper (1969) hat zwar das Verifikationspostulat des Wiener Kreises mit der Begründung verworfen, jede Verifikation könne stets nur vorläufig Geltung beanspruchen, da zu einem späteren Zeitpunkt möglicherweise Daten gefunden werden, welche die "verifizierte" Hypothese bzw. Theorie widerlegen; zentral sei daher das Prinzip der Falsifizierung: eine nomologisch-deduktive Theorie (die nur falsifizierbare Sätze enthalten darf) gilt solange, als sie noch nicht falsifiziert ist. Poppers Argument ist zweifellos richtig, für unsere Diskussion aber nicht weiter von Belang. Denn Poppers Falsifizierungsprinzip bezieht sich auf den langfristigen Prozess wissenschaftlicher Theoriebildung; der praktizierende Forscher dagegen bemüht sich, seine Hypothesen am empirischen Datenmaterial (wenigstens vorläufig) zu validieren. Die (vorläufige) Verifikation einer Theorie wie deren Falsifikation setzt jedenfalls voraus, dass es

¹² Während ich in Abschn. II 2.1. der Hermeneutik den "Positivismus" gegenübergestellt habe, ziehe ich im Folgenden – in Anlehnung an Habermas – den Begriff "Szientivismus" bzw. "Szientismus" vor, um kenntlich zu machen, dass hier nicht ein philosophisches System, sondern eine Konzeption wissenschaftlicher Forschungsstandards zur Diskussion steht.

stichhaltige Kriterien gibt, an denen der "Wahrheitsgehalt" wissenschaftlicher Aussagen überprüft werden kann. Das ernsthafte Bemühen um empirische Verifizierung [334] widerspiegelt sich in der reichhaltigen Palette entsprechender Verfahren, welche der seit den 20er Jahren zunehmend ausgebaute Apparat der empirischen Sozialforschung enthält. Das *Grundproblem empirischer Validierung* kann jedoch aufgewiesen werden, ohne dass in die Details der einzelnen Techniken eingedrungen werden muss. – Im Folgenden diskutiere ich 1) das sozialwissenschaftliche Messproblem, 2) das sich daraus ergebende Erklärungsproblem und 3) das Wertproblem, dem in den Sozialwissenschaften aufgrund des Messproblems ganz besondere Bedeutung zukommt; daraus folgt, dass 4) das empirische Begründungsdefizit sozialwissenschaftlicher Theorien grundsätzlicher Natur ist und die szientifischen Forschungsstandards uneinlösbar sind.

(1) Um wissenschaftliche Sätze empirisch überprüfen zu können, müssen die darin enthaltenen *Begriffe operationalisiert*, d.h. in einzelne Techniken bzw. Forschungsoperationen übersetzt werden. Dies ist dann am unproblematischsten, wenn der empirische Bezug des Begriffs direkt ist, d.h. wenn das von ihm bezeichnete Phänomen unmittelbar beobachtet werden kann (z.B. eine Person, eine Familie, die Grösse einer Gruppe oder Geschlecht und Alter eines Menschen). Komplizierter ist die Operationalisierung bei Begriffen, die einen indirekten empirischen Bezug haben – und dies ist in der Sozialforschung weitgehend der Fall –, d.h. nicht ein unmittelbar wahrnehmbares Phänomen bezeichnen (z.B. Persönlichkeitsmerkmale, Normen, Werte, Einstellungen, Gruppenintegration, soziale Klasse oder Herrschaftsstruktur eines sozialen Gebildes); für solche Phänomene müssen messbare Indikatoren gefunden werden. Die Validität einer operationellen (instrumentellen) Definition ist dann gegeben, "wenn man durch Vollzug der in der operationellen Definition angegebenen Messoperationen genau das erfasst, worauf der Begriff mit seinem Bedeutungsinhalt verweist". (Mayntz et al., 1971: 22) Die Gültigkeitsfrage stellt sich in Bezug auf jedes Forschungsinstrument auf spezifische Weise neu; wo es um nicht unmittelbar wahrnehmbare Phänomene geht, bezieht sie sich zusätzlich auf die Indikatoren: Zeigen diese auch tatsächlich den nicht direkt wahrnehmbaren Sachverhalt an? Gemäss dem Operationalismus des Physikers Percy Bridgmans ist ein Begriff stets bedeutungsgleich mit den ihm korrespondierenden Operationen. Mayntz et al. (1971: 22) halten eine vollständige Deckung von Begriff und operationeller Definition aber nur bei nominal definierten Begriffen für möglich; sie legen denn auch besonderen [335] Wert auf "die Feststellung, dass es in der Sozialwissenschaft *strikt* nominal definierte Begriffe, die als Definiendum tatsächlich keine eigene, vom Definiens unabhängige Bedeutung haben, nur verhältnismässig selten gibt. Am ehesten sind sie noch unter neu gebildeten Fachtermini zu finden." (ibid.: 17) Da die Sozialwissenschaftler jedoch meist Begriffe verwenden, die bereits eine Alltagsbedeutung haben, können sie sich von dieser nie ganz befreien; ihre Definitionen haben mithin stets auch Elemente einer "Realdefinition" (ibid.). *Theoretischer Begriff und operationelle Definition unterscheiden sich daher meist in ihrem Umfang oder Bedeutungsgehalt*. Häufig ist der Umfang der operationellen Definition enger als der Umfang des Begriffs, erstens infolge der selektiven Wahl von Indikatoren, zweitens infolge der Operationalisierung dieser Indikatoren (z.B. "Fehlen manifester Feindseligkeit" als Indikator für Gruppenintegration und Operationalisierung desselben als "Austeilen von Ohrfeigen"). Vielfach überschnei-

den sich theoretischer Begriff und operationelle Definition aber auch in ihrem Bedeutungsumfang, d.h. die operationelle Definition deckt den Begriff nur teilweise, geht aber zugleich an andern Stellen über ihn hinaus (z.B. Definition von Oberschicht als "alle Personen, die laut Angaben der Steuerbehörde ein Monatseinkommen von über Fr. 5000.- haben"). (Mayntz et al., 1971: 21) Das Problem verkompliziert sich beträchtlich, wenn ein Begriff mehrere Teildimensionen umfasst ("sozialer Status" z.B. materieller Besitz, Bildung, Einkommen, Verkehrskreis etc.), besonders falls – und dies ist der Regelfall – die für jede Teildimension gewählten Indikatoren nicht vollständig miteinander korrelieren. Die immanenten Schwierigkeiten werden schliesslich fast unüberwindbar, wenn man versucht, die Merkmalsausprägungen der verschiedenen Teildimensionen zu einem Index zusammenzufügen, den mehrdimensionalen Eigenschaftsraum also auf eine eindimensionale Skala zu reduzieren – erst dann aber wäre der empirische Bezug eines mehrdimensionalen theoretischen Begriffes vollständig gewährleistet.

Damit ist das *sozialwissenschaftliche Messproblem* schon klar herausgearbeitet. Die Wahl der Indikatoren und der Art der Operationalisierung derselben muss aufgrund theoretischer Überlegungen entschieden werden; für diese gibt es keine andern Kriterien als deren Plausibilität bzw. "Vernünftigkeit" – darüber können denn auch immer wieder Meinungsverschiedenheiten entstehen. Die einmal gewählten Indikatoren [336] und deren Operationalisierung bilden jedenfalls stets einen Kompromiss zwischen dem lebensweltlichen Vorverständnis eines Begriffs und der Messbarkeit von Sachverhalten. Dass dieser Kompromiss immer wieder anders geschlossen werden kann, zeigt die Vielfalt der sozialempirischen Forschungsproduktion, deren Resultate selbst in Bezug auf gleiche oder zumindest ähnlich gelagerte Fragestellungen untereinander unvergleichbar sind, weil die theoretischen Begriffe meist in unterschiedliche Teildimensionen aufgespalten, mit unterschiedlichen Indikatoren versehen und diese unterschiedlich operationalisiert werden. Ein methodologischer Purist müsste seine Argumentation – wie dies Bridgman gefordert hat – strikte an das Gemessene anknüpfen; die Gefahr ist jedoch gross, dass der Forscher seine Interpretationen und Schlussfolgerungen am Ende doch "auf der Ebene der Begriffe selber und nicht ihrer Operationalisierungen" (Mayntz et al., 1971: 22) vollzieht. Dieser Schritt wird durch den Umstand nahegelegt, dass *das effektiv Messbare meist sowohl nach Massgabe lebensweltlich-pragmatischer wie auch wissenschaftlich-theoretischer Relevanzsysteme äusserst dürftig ist*. Lebensweltlich-pragmatisch misst sich eine problembezogene Forschung daran, was daraus für Folgerungen für die Handlungsorientierung abgeleitet werden können; wird beispielsweise das Betriebsklima in den Dimensionen "Arbeitszufriedenheit" und "Lohnzufriedenheit" gemessen, so ist für die Handlungsorientierung bedeutsam, ob das Gemessene auch wirklich Ausdruck dessen ist, was im lebensweltlichen Kontext als "Betriebsklima" empfunden wird – sonst verfehlen allfällig getroffene Massnahmen ihr Ziel. Aber auch die Bedürfnisse wissenschaftlicher Theoriebildung erfordern eine Generalisierungsstufe, welche das effektiv Messbare überschreitet; die Deckungsungleichheit zwischen theoretischen Begriffen und operationellen Definitionen zeigt sich überall, wo bezüglich eines Problemkreises einem Komplex (intelligenter) theoretischer Reflexionen und Modellkonstruktionen reine Datenbeschreibungen (z.B. aus Interviews) gegenüberstehen, aus denen nur magere

Erkenntnisse und höchstens zweifelhafte Interpretationen über Kausalzusammenhänge zu ziehen sind.

Emil Walter-Busch (1977b: 230 ff.) hat die *Typologie von Grund-, Kern- und Faktenbegriffen* vorgeschlagen, welche mir als heuristisches Schema nützlich erscheint, das das Messproblem weiter zu verdeutlichen. Sozialwissenschaftliche "Faktenbegriffe" sind danach Begriffe, die [337] eindeutige Sachverhalte bezeichnen (z.B. Geschlecht, Alter, monatliches Nettoeinkommen usw.) und die präzise messbar sind, denen gegenüber also keine prinzipiellen Gültigkeitsvorbehalte erhoben werden können. "Kernbegriffe" (z.B. Volkseinkommen, Intelligenz, Schichtzugehörigkeit usw.) sind bereits komplexerer Natur, doch haben sich für sie gewisse Messverfahren durchgesetzt; inwieweit solche (bereits mehrdimensionale) Messverfahren gültige Daten produzieren, bleibt aber eine prinzipiell offene, nicht definitiv zu beantwortende Frage. Für sozialwissenschaftliche "Grundbegriffe" schliesslich (z.B. Nutzen, Wirtschaftlichkeit, Norm, Motiv) fällt es schwer, überhaupt gültige Verfahren zu ihrer Operationalisierung festzulegen; i.a. ist zwar klar, welche Sachverhalte sie ungefähr bezeichnen sollen – sie sind daher auch brauchbar und fruchtbar –, doch können sie nicht zugleich allgemeingültig und eindeutig definiert werden (im Gegensatz zu den Grundbegriffen der Naturwissenschaften und Mathematik). Da nicht die Faktenbegriffe, sondern vielmehr die Kern- und Grundbegriffe interessant und wissenschaftlich bedeutsam sind, gelangt Walter-Busch zur folgenden Diagnose:

"Am Rande sind die Begriffe der Sozialwissenschaften klar, eindeutig und leicht messbar, in ihrem wesentlichen Kern dagegen vieldeutig, schwer zu messen und dementsprechend nur durch relativ ungültige Messdaten darstellbar. Alle bedeutsamen Messverfahren der Sozialwissenschaften sind stets nur *notwendig provisorische Teiloperationalisierungen* von unvermeidlich *vieldeutigen annähernd unbeschränkt nuancierbaren* und zusammen mit der Gesellschaft sich *stetig ändernden Kern und Grundbegriffen*." (Walter-Busch 1977b: 232)

Walter-Buschs Überlegungen sind forschungspragmatisch motiviert; er zielt mit seiner Tatbestandsaufnahme sozialempirischer Begründungsverfahren – die durchaus konsensfähig ist, nur in ihren Konsequenzen von vielen nicht wahrgenommen werden will – auf die Revision szientifischer Forschungsstandards in den Sozialwissenschaften. Dass sich szientifische Forschungsverfahren aber für die naturwissenschaftliche Forschung als geeignet, für die sozialwissenschaftliche hingegen als ungeeignet erweisen, hat seine *Ursache in der unterschiedlichen Konstitution der beiden Untersuchungsgegenstände*. Dies aufzuweisen war aber gerade das *Ziel der Schütz'schen phänomenologischen Analyse der Lebenswelt*. Der naturwissenschaftliche Gegenstand ist nicht vom Gegenstand selbst vorinterpretiert – ein Löwenzahn hat keine Meinung davon, warum er als Same mit dem Wind genau hierhergefliegen ist, Würzelchen geschla- [338] gen und gerade Mitte April zu wachsen begonnen hat. Menschen dagegen haben stets eine Geschichte; sie werden nicht einfach von äusseren Kräften bewegt, sondern orientieren sich aktiv an Plänen, Ideen, Glaubensüberzeugungen usw. Während die Naturwissenschaften Gesetzhypothesen und Theorien stets induktiv aus messbaren Daten gewinnen, müssen die Sozialwissenschaften ihre Ursachen in der menschlichen Handlungsorientierung suchen, also in der *Alltagswelt der Handelnden*. Diese Lebenswelt besteht nun aber nicht in einer Fülle messbarer Objekte, sondern in einem *Universum von Bedeutungen*, das nicht nach wissenschaftlichen Kriterien, also nicht im

Sinne eines logisch-deduktiven Systems organisiert ist; lebensweltliche Begriffe sind stets indexikal, d.h. sie werden stets in Bezug auf den jeweiligen Kontext interpretiert und haben daher stets eine subjektive und eine okkasionelle Bedeutung. Am leichtesten intersubjektiv standardisieren lassen sich dabei die Bedeutungen von "Faktenbegriffen", also von Bezeichnungen unmittelbar wahrnehmbarer oder lebensweltlich klar standardisierter Dinge; je abstrakter ein Begriff aber ist, je mehr er also "hinter" unmittelbar wahrnehmbaren Sachverhalten steckt, desto grösser und bedeutungsvoller werden seine unbestimmten Sinnränder, desto stärker also die Kontextabhängigkeit seiner Bedeutung und desto gewichtiger der involvierte Akt der Interpretation. Die alltagsweltliche Handlungsorientierung ist nun aber gerade mit solchen Begriffen durchsetzt, deren Sinn erst in konkreten Situationszusammenhängen präzisiert wird. Das gilt insbesondere für die Allgemeinbegriffe: Da sie eine Vielfalt von situationspezifisch interpretierten Bedeutungen umfassen sollen, sind sie notwendig vage. Notwendig vage sind demnach auch die sozialwissenschaftlichen Allgemeinbegriffe, da sie sich im empirischen Bezug auf dieselbe alltagsweltliche Bedeutungsvielfalt beziehen müssen. In diesem Sinn ist denn auch die Rede von "Realdefinitionen" durch Mayntz et al. (1971) aufzufassen: Mit "real" kann hier nur Realität im Sinne der Alltagsrealität gemeint sein – real ist das, was die Leute für real halten. Falls die Handelnden sich an "Nutzen", "Motiven" oder "Normen" orientieren, so kommt der Sozialwissenschaftler nicht darum herum, auf ihr Alltagsverständnis zu rekurrieren. Zwar können solche Grundbegriffe, wie Schütz deutlich machte, auf einer hohen Abstraktionsebene klar und präzise definiert werden, doch verwehrt sich stets der deduktive Schluss auf empirische Phänomene – Grundbegriff und jeweiliges Alltagsverständnis können nur interpretativ vermittelt [339] werden. Über diese Tatsache helfen auch formale Definitionen nicht hinweg. Insoweit sich die Handelnden z.B. an Normen orientieren, so interpretieren sie diese Normen auf der Ebene konkreter Inhaltsfülle, und zwar entsprechend der jeweiligen Situation; Normanwendung und Normauslegung müssen immer wieder neu entschieden werden. Damit modifiziert sich nicht nur der Inhalt einer konkreten Norm, sondern nuanciert sich auch der Sinn des abstrakten Normbegriffs: Dieser bleibt nämlich völlig inhaltsleer ohne impliziten Sinnbezug auf konkrete Normen; was aber unter seinen operationalen Elementen (z.B. "Verhaltenserwartung", "Sanktion") verstanden werden kann, bestimmt sich wiederum nach dem Alltagsverständnis.

(2) Wenn nun die sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe notwendigerweise vage sind, so müssen es logischerweise auch die mit ihnen operierenden allgemeinen Aussagen sein. Walter-Busch (1977b: 232 ff.) nennt dies das *sozialwissenschaftliche Erklärungsproblem* und sieht darin neben dem Messproblem den zweiten Grund des "unreifen Entwicklungsniveaus der Humanwissenschaften". Verallgemeinerungen spielen zwar bereits auf der Ebene der Alltagsorientierung eine bedeutende Rolle (Rezeptwissen, Sprichwörter); sie besitzen jedoch, da nicht weiter operationalisiert, eine geringe Präzision und sind – z.B. durch Angabe von Gegenbeispielen – auch leicht relativierbar. Diese Relativierbarkeit nimmt mit zunehmendem Anspruch auf Allgemeingültigkeit ab und ist am geringsten bei Generalisierungen höchster Stufe. Da die Allgemeinbegriffe aber nicht in einer allgemein anerkannten Form operationalisiert werden können, bleiben die entsprechenden Generalisierungen inhaltsleer. Walter-

Busch hält daher die These Webers als für sämtliche humanwissenschaftlichen Erklärungsformen verallgemeinerungsfähig:

"Für die exakte Naturwissenschaft sind die 'Gesetze' um so wichtiger und wertvoller, je *allgemeingültiger* sie sind; für die Erkenntnis der historischen Erscheinungen in ihrer konkreten Voraussetzung sind die *allgemeinsten* Gesetze, weil die inhaltleersten, regelmässig auch die wertlosesten." (Weber, 1922b: 179 f.)

In Bezug auf die subjektive Handlungsorientierung ist dies aber genau Schütz' Position: Je abstrakter und anonymer eine Typisierung bzw. Aussage, desto inhaltsleerer; sie taugt daher nicht zur Deduktion von Sätzen grösserer Inhaltsfülle, sondern höchstens – wie das Grenznutzengesetz – als oberstes Deutungsschema zur Einordnung subjektiver [340] Sinnzusammenhänge. Für Walter-Busch gilt Webers These hingegen für alle humanwissenschaftlichen Erklärungsarten, auch für solche in der objektiven Perspektive:

"Das sozialwissenschaftliche Erklärungsproblem besteht darin, dass in den Sozialwissenschaften *weder* die Forschungsstrategie der [ökonomischen] *Modellpräzisierung* oder diejenige der Ableitung von *Allgemeinaussagen* aus fachspezifischen Theoriekernen, noch die empiristische Forschungsstrategie der Bildung und Überprüfung von *Generalisierungen mittlerer Reichweite* zu wirklich *erklärungskräftigen und zugleich allgemeingültigen* Gesetzeshypothesen geführt hat. Es gibt keine sozialwissenschaftlichen Generalisierungen höchster Stufe, sondern nur solche, die hochgradig relativierbar sind, und/oder solche, deren Realitätsnähe, d.h. deren Erklärungskraft sehr zweifelhaft ist." (Walter-Busch, 1977b: 238)

Da Generalisierungsstufe von Aussagen und Abstraktionsgrad von Begriffen miteinander Hand in Hand gehen, war Webers Scheu vor allzu abstrakten Begriffen also methodologisch wohl begründet. Zwar betonte er gegenüber der Historischen Schule die Notwendigkeit allgemeiner Konzepte, doch blieb er mit seinen Idealtypen stets nahe an der Realität. Parsons' These und Weber-Kritik, die Sozialwissenschaften müssten zum Zwecke systematischer Theoriebildung abstrakte analytische Begriffe bilden, bezeugt, dass sich Parsons des Problems der Operationalisierung und damit der Vermittlung von abstrakten Begriffen und empirischer Realität zu wenig bewusst war. Doch auch Mertons Strategie der Theoriebildung mittlerer Reichweite führt nicht über idealtypische Deutungen hinaus: Walter-Busch verweist auf "jene Blütenlese von rund 1000 Generalisierungen", welche Berelson & Steiner (1964) auf dem weiten Feld der "Behavioral Sciences" gesammelt haben, und findet dort "zwar zahlreiche aufschlussreiche Hinweise auf typische Forschungsergebnisse der empirisch orientierten Psychologie, Soziologie etc., hingegen kein einziges Beispiel für ein wirklich erklärungskräftiges Sozialgesetz im szientifischen Sinne." (Walter-Busch, 1977b: 237)

Je mehr sich wissenschaftliche Theorien von der Ebene der "Faktenbegriffe" und von Aussagen über "Fakten" entfernen, desto grösser wird der Korrespondenzmangel zwischen theoretischen Sätzen und sozialempirischen Daten, desto grösser ist m.a.W. der *Bedeutungsüberschuss der theoretischen Aussagen* bzw. das *Begründungsdefizit einer Theorie*. (Walter-Busch, 1977b, 216 f.) Walter-Busch (1977a) zeigt dieses Begründungsdefizit an reichhaltigem Material aus dem Gebiet der Arbeitszufriedenheitsforschung auf. Dabei sticht insbesondere die Kontroverse um Herzbergs

Zweifaktoretheorie der Arbeitsmotivation (Herzberg et al., 1959) heraus, welche rund hundertmal empirischen Tests unterzogen wurden – mit auffallend widersprüchlichen Ergebnissen. Diese empirischen Überprüfungen führten aber weder zum Konsens betreffend Annahme oder Ablehnung der Theorie noch zur Schlussfolgerung, die Theorie sei empirisch nicht eindeutig erhärtbar und müsse daher aufgegeben werden; vielmehr bildeten sich zwischen Befürwortern und Gegnern zwei Lager, die sich um die "richtige" Interpretation stritten.

"Irgendwelchen konkreten Datenkonstellationen, die sie [die theoretischen Aussagen – T.S.E.] zu beweisen bzw. zu falsifizieren scheinen, kann man die beanspruchte Beweiskraft stets mit dem Argument absprechen, dass sie das von der Theorie Gemeinte nicht adäquat erfassten. Bis heute haben sich denn auch sowohl Kritiker wie Freunde des Herzbergschen Ansatzes nicht von den empirischen Belegen der jeweiligen Gegenpartei überzeugen lassen." (Walter-Busch, 1977b: 210)

"Angesichts dessen, was Herzbergs Theorie eigentlich aussagen möchte, können ihre sozialempririschen Bestätigungs- bzw. Widerlegungsversuche höchstens den Status *symbolischer Bekräftigungen* bzw. *symbolischer Erschütterungen* für sich in Anspruch nehmen." (ibid.)

Die soziale Realität ist, wie Schütz emphatisch herausstrich, ein Sinnuniversum; je mehr man sich von klar standardisierten Bedeutungsgehalten entfernt und zu allgemeineren, abstrakteren Sinnzusammenhängen schreitet, desto zentraler wird die hermeneutische Aufgabe der Sinnvermittlung. Es ist gewissermassen paradox, dass der Szientismus nur empirisch überprüfbare (bzw. überprüfte) Sätze gelten lassen will, der *entscheidende Schritt empirischer humanwissenschaftlicher Forschung* aber gerade *hermeneutischer Natur* ist: die Wahl "zutreffender" Indikatoren theoretischer Begriffe und die "gültige" Operationalisierung dieser Indikatoren. So kann praktisch jeder sozial-empirischen Erhebung, welche in ihren Interpretationen über die unmittelbare Faktenebene hinausgeht (was sie tun muss, wenn sie nicht belanglos sein will), aufgrund einer scharfsinnigen *Methodenkritik* die Gültigkeit abgesprochen oder zumindest erhebliche Relativierungen aufgezwungen werden.

(3) Dieser Umstand hat besondere Bedeutung im Zusammenhang mit dem *sozialwissenschaftlichen Wertproblem*, das Walter-Busch (1977b: 238 ff.) als dritte "Ursache des unreifen Entwicklungsniveaus der Human- [342] wissenschaften" bezeichnet, das Schütz hingegen übergeht. Webers Wertfreiheitspostulat, das die Trennung von wissenschaftlichen Aussagen und politischen Stellungnahmen forderte, war gegen die Vertreter der Historischen Schule, insbesondere der Nationalökonomie, gerichtet, welche ihre wissenschaftlichen Analysen eng mit ihren nationalstaatlichen und konservativ-reformistischen politischen Ansichten durchmischten; es läuft im Wesentlichen auf die Forderung hinaus, sich als Wissenschaftler auf Sachaussagen zu beschränken und dabei ehrlich und selbstkritisch zu verfahren. In diesem Sinn hat es Schütz – und praktisch sämtliche nicht-marxistische Forscher nach Weber – auch übernommen und aufrechterhalten. Walter-Busch macht es im heutigen Kontext mit Myrdal (1932) und Beck (1974) in einem andern Sinne geltend:

"Primär besteht das sozialwissenschaftliche Wertfreiheitsproblem *nicht* darin, dass sich in die Wirklichkeitsurteile des Sozialforschers sei es legitimer-, sei es illegitimerweise Werturteile einschleichen. Das sozialwissenschaftliche

Wert- ist vielmehr als *Sachaussagenproblem* brisant." (Walter-Busch, 1977b: 242)

Denn die Humanwissenschaften haben nicht nur kognitiv, sondern auch normativ handlungsorientierende Funktionen, d.h. sie verstärken gewisse Menschenbilder bzw. Wertsyndrome auf Kosten anderer.

"... Sozialwissenschaftler üben ihre normativ handlungsorientierenden Funktionen in erster Linie keineswegs dadurch aus, dass sie sich zu bestimmten Werturteilen offen bekennen oder eben, falls sie dies für unwissenschaftlich halten, nicht bekennen. Viel wirksamer können sie das von ihnen vertretene weltanschauliche Anliegen mit Hilfe wertsyndromkonformer Begriffsdefinitionen, Variablenauswahlen, Messtechniken, mit Hilfe des Abbruchs der Erklärung an bestimmten Punkten, der Umgehung bzw. des Aufgreifens 'heisser Eisen' etc. verstärken." (Walter-Busch, 1977b: 242)

Die Relevanz des Wertproblems bemisst sich an der jeweiligen gesellschaftspolitischen Brisanz der in Angriff genommenen Fragestellung. Zwar hat bereits die bloße Feststellung von Fakten Wertimplikationen; in unserem Zusammenhang ist aber v.a. der *Verbund von Mess- (bzw. Erklärungs-) und Wertproblem* von Interesse: Denn je entfernter die theoretischen Begriffe und Aussagen von der "eindeutig" messbaren "Faktenebene" sind, desto grösser ist ihr empirisches Begründungsdefizit und desto mehr handelt es sich faktisch um eine Ideologienproduktion:

"Mit einer theoriekonformen, geschickten Messinstrumenten-, Erhebungsobjekt- und Variablenauswahl lässt sich beispielsweise sozial empirisch je gleich überzeugend 'beweisen', [343] dass ein partizipativer (autoritärer) Führungs- oder Kindererziehungsstil optimal wirkt; dass Begabung 'letztlich vor allem' milieubedingt (angeboren) ist..." (Walter-Busch, 1975: 62)

Schütz hat das Wertproblem nicht näher analysiert, doch sind seine Konzepte durchaus darauf angelegt, es sichtbar zu machen. Erstens hat seine Charakterisierung der einsamen Reflexionswelt des Wissenschaftlers in der theoretischen Einstellung viele übersehen lassen, dass für Schütz de facto auch die Wissenschaftsproduktion von lebensweltlichen Elementen durchsetzt ist, die im Einzelfall näher untersucht werden können. Zwar dürfte sein Bild des nach Wahrheit strebenden, feinsinnig überlegenden Wissenschaftlers als Idealtyp für die Beschreibung des theoretischen Aktes akzeptabel sein; doch erfolgt nicht nur die Datenerhebung in lebensweltlicher Einstellung, auch die Theorieproduktion steht meist in einem lebensweltlich-pragmatischen Kontext: Termindruck, Karrieregesichtspunkte, Profilierungsversuche, ja selbst das Austragen persönlicher Antipathien und Querelen in Form theoretischer Argumentation sind Beispiele, die jeder Insider der Wissenschaftspraxis kennt. Zweitens erhalten wissenschaftliche Theorien, sobald sie in das Relevanzgeflecht lebensweltlicher Praxis Eingang finden, als mit besonderem Wahrheitsanspruch auftretende Wissensbestände eine ganz besondere Relevanz, besonders wenn sie den Interessen der einen entgegenkommen und jenen anderer zuwiderlaufen. Dabei sind gerade die von Schütz unaufhörlich betonten Sinnmodifikationen, welche beim Übergang von Theoriestücken aus der Wissenschafts- in die Alltagswelt entstehen, von besonderer Bedeutung: Oft werden im Prozess der Popularisierung durch die Massenmedien wissenschaftliche Begriffe ihrer entsprechend dem Forschungsdesign eingeschränkten Bedeutung entledigt und die Ergebnisse von allenfalls beigefügten Relativierungen gereinigt.

(4) *So einleuchtend die Kritik der Szientisten am idealtypischen Modellplatonismus ist, so sehr versagt auch die szientifische Forschungsstrategie, gemessen am Ziel empirisch erhärtete erklärungs-kräftige sozialwissenschaftliche Theorien zu konstruieren.* Walter-Busch sieht in der Trinität von sozialwissenschaftlichem Mess-, Erklärungs- und Wertproblem den Grund für die Theoriesprachenvielfalt der Humanwissenschaften und für die Tatsache, dass humanwissenschaftliche Forschung sich offensichtlich nicht fortschreitend-kumulativ entwickelt. [344] Die Erkenntnis, dass diese Gründe systematischer, unabdingbarer Natur sind, verbindet er mit der Forderung, die szientifischen Forschungsstandards zu revidieren. Dies darf allerdings nicht dahingehend missdeutet werden, dass alle methodologischen Überlegungen, die in Zusammenhang mit der empirischen Sozialforschung getätigt wurden und die einzelnen Techniken immer weiterentwickelten und verfeinerten, belanglos wären; diese methodologischen Erörterungen helfen ja geradezu, die Grenzen jeweiliger Dateninterpretationen aufzuweisen. Da die gesellschaftlich brennenden Fragen aber nicht auf der reinen Faktenebene, sondern nur auf theoretischer Ebene angegangen werden können, bedeuten die szientifischen Wissenschaftlichkeitskriterien ein unangebracht enges Kleid, das zudem die Fiktion aufrechterhält, "als ob es sozialempirisch eindeutige Belege für oder gegen sozialwissenschaftliche Theorien gäbe bzw. geben könne" (Walter-Busch, 1977b: 211). Walter-Busch gelangt zu keinen erkenntnisdefätistischen Schlussfolgerungen, sondern fordert vielmehr, dass die *Sozialwissenschaften* zu einem *voraussetzungskritischen und pluralistischen Selbstverständnis* gelangen. Voraussetzungskritisch heisst dabei, dass sie sich nicht mit dem Objektivitätsideal einer "strengen" Wissenschaft überfordern: "Die Sozialwissenschaftler könnten ... mit Gewinn jenes distanzierte Verhältnis, das Geisteswissenschaftler zu Fragen der Objektivität und der empirischen Beweisbarkeit ihrer Modelle entwickelt haben, übernehmen" (Walter-Busch, 1977b: 251); pluralistisch heisst, auf voreilige Abgrenzungskriterien (wie sie etwa Popper [1976] gegenüber dem Marxismus und der Psychoanalyse anbrachte) zu verzichten, mehr Bescheidenheit und Toleranz zu üben und sich prinzipiell zu einem Wissenschaftspluralismus zu bekennen: "Denn letztlich befinden sich alle Humanwissenschaftler im gleichen Boot eines insgesamt durchaus unreifen Forschungszweigs." (ibid.: 252)

3.2.3. Idealtypik und Realtypik

Die Relativierung szientifischer Forschungsstandards lässt nun die idealtypische Modellbildung wieder in neuem Licht erscheinen. Das sozialwissenschaftliche Mess- bzw. Erklärungsproblem hat seine Ursache darin, dass die Sozialwelt sinnhaft organisiert ist und Sinn sich situativ immer wieder neu modifiziert; für sämtliche theoretischen Aussagen, die über die unmittelbare Faktenebene hinausgehen, lassen [345] sich daher keine eindeutigen und unbezweifelbaren Verifikations- bzw. Falsifikationsbelege finden. Wenn Jovan Brkic (1968) kritisiert, Schütz ignoriere das Problem der Verifikation, so kann nun umgekehrt vermutet werden, dass Schütz aufgrund seiner Sensibilisierung für die Sinnproblematik das sozialwissenschaftliche Messproblem – offenbar im Gegensatz zu Brkic – in seiner Tiefe erkannt hat; "Verifizierung" konnte dort, wo er diesen Begriff verwendete, wohl nichts anderes als eine hermeneutische Beurteilung der Adäquanz einer Konstruktion bedeuten. Heisst das nun, dass die Bildung idealtypischer Modellkonstruktionen, wie sie Schütz empfiehlt und

die Nationalökonomie betreibt, trotz der aufgewiesenen Schwierigkeiten der adäquaten Weg sozialwissenschaftlicher Theoriebildung ist? Fritz Machlup zieht jedenfalls diesen Schluss, für die Ökonomie wie für die Sozialwissenschaften allgemein. Machlup unterschied [1960] im Anschluss an die nationalökonomischen Dogmengeschichte zwischen "Idealtypen" und "Realtypen", gelangt aber aufgrund der Schütz'schen methodologischen Überlegungen zum Schluss [1978], dass die Sozialwissenschaften es ausschliesslich mit Idealtypen zu tun haben. Im Folgenden analysiere ich nach 1) einer kurzen Darlegung dieser Unterscheidung 2) die Gründe, welche den Verzicht auf den Begriff "Realtypus" nahelegen: erstens das sozialwissenschaftliche Messproblem und zweitens die historische und kulturelle Relativität von Realitätsdefinitionen; daran schliesse ich 3) einige Bemerkungen zum Bedeutungsgehalt des "Idealtypus" an.

(1) Für Machlup stellt die Technik der idealtypischen Modellkonstruktion die logische Konsequenz aus der spezifischen Konstitution des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs dar; die soziale Realität ist eine Bedeutungsrealität und kann weder abgebildet noch in einem Begriffssystem präzise eingefangen werden:

"There is no such thing as a picture of economic reality, since reality consists only of interrelations of meanings without anything visible and portrayable. The visible and observable artifacts of economic activity are such things as price lists, invoices, order forms, payroll sheets, ledgers, business reports, financial statements, etc. ... If someone maintains that his types 'portray' a 'town economy', a 'money system', or 'capitalism', he is talking nonsense and should not be taken seriously." (Machlup, 1978c: 254 f.)

Auch Preislisten, Rechnungen, Lohnformulare etc. sind natürlich nur insofern relevant, als sie über ihre Materialität hinaus auf ihren Sinn interpretiert werden; im Gegensatz zur Natur kann die soziale [346] Realität nur im Verstehenden Zugang erschlossen werden. Ähnlich wie Walter-Busch, unterschied aber auch Machlup [1960] zwischen Begriffen, die unmittelbar wahrnehmbare, und solchen, die nicht unmittelbar wahrnehmbare Sachverhalte bezeichnen; er nannte sie "*Realtypen*" bzw. "*Idealtypen*":

"In short, the real type is a category of observation, classification, description, and measurement, while the ideal type is a category of reflection and argumentation." (Machlup, 1978c: 258 – Hervorhebungen gestrichen)

"*The real in the real type* is, in my opinion, the set of phenomena visible, audible, or tangible to the observer, or the records, descriptions, estimates or measurements of any factual events or phenomena..." (ibid.: 259)

"*The ideal in the ideal type* lies in its belonging to the domain of ideas, of thought, its transcendence from the sensually perceptible." (ibid.: 260)

Machlup traf diese Unterscheidung, weil er für die Wissenschaft auch Begriffe ("Idealtypen") für wesentlich hält, die kein empirisches Pendant haben:

"*Every* real type has one or more ideal types as theoretical counterpart. *Many* an ideal type has one or more real types as empirical counterpart. However, many an ideal type has no empirical counterpart. Such an ideal type – without any 'relatives' in the empirical domain – may nevertheless be a necessary link in the thought process that is required for a meaningful explanation of the relationships among certain phenomena of the social world." (Machlup, 1978c: 259)

Doch wenn das Wesentliche an Preislisten, Rechnungen, Lohnformularen etc. nicht deren Materialität, sondern der damit repräsentierte Sinn ist, dann kann die Unterscheidung von "Realtypen" und "Idealtypen" nicht stringent getroffen werden. Die Erkenntnis, dass weder Weber noch Schütz je von "Realtypen" gesprochen haben, lässt Machlup seine Position schliesslich revidieren und an seine ursprünglichen Überlegungen folgendes Postscript [1978] anfügen:

"In the light of Schutzian thought, I would now be inclined to forget all the talk about the 'real type'; the empirical concepts used in the collection of empirical data do not need the fancy designation proposed by extreme empiricists in the social sciences. On the other hand, the elaboration and reformulation of the 'ideal type' remains a task worthy of the efforts of students of the methodology of the social sciences." (Machlup, 1978c: 264 f.)

Es lohnt sich, die Implikationen näher zu untersuchen. Denn erstens fragt sich, mit welcher Begründung Machlup die Unterscheidung von empirischen Begriffen und Reflexionsbegriffen, welche des empirischen [347] Gegenstücks oft ermangeln, aufgibt; zweitens scheint die vorliegende Auffassung von "Idealtyp" über Webers engere Definition hinauszugehen.

(2) Machlup gibt die Rede vom "Realtyp" auf, weil ökonomische Fakten stets Theorie implizieren; da sich diese Fakten verändern, wenn die Theorie modifiziert wird, bleibt zweifelhaft, was mit "real" noch gemeint sein soll. Machlup (1978a: 113 ff.) demonstriert das *Messproblem* am Beispiel einer einfachen und gängigen ökonomischen Aussage – darin erweisen sich sogar die numerischen Grössen, wie Preis- oder Lohnrate, als sehr schwierig zu messen. Die Genauigkeit von Statistiken ist fiktiv: Ändert man die Erhebungsmethode, so verändert sich das Resultat, und zwar nicht nur geringfügig, sondern oft grundsätzlich.¹³ Es wird aber oft übersehen, dass sich der Sinn der verwendeten Konzepte und die erhebungsmethodischen Entscheidungen stets – wie Schütz betonte – nach der wissenschaftlichen Fragestellung richten:

"The relativity of the relevance of concepts, and hence of statistical data, is often overlooked; especially when statistics are regularly published, the temptation is great to mistake the data for accurately measured facts." (Machlup, 1978a: 129)

Das Problem der Faktenkonstitution durch die Wahl der Erhebungsmethode relativiert die Genauigkeit von Statistiken. Dies wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass viele der relevanten Daten wegen verschiedenster Gründe (Privatsphäre der Haushalte, Geschäftsgeheimnisse etc.) nicht erhoben werden können.

"Most of the phenomena that are significant for problems of competition and monopoly are *conceivably* measurable, but measurements are practically impossible. Measurements of propensities, preferences and anticipations are surely not feasible on a sufficiently large scale to be helpful in the solution of our problems. But even the most essential magnitudes – prices, costs, sales, profits – cannot be measured with any degree of accuracy." (Machlup, 1978a: 128)

¹³ "For a veritable chamber of horrors in this class of 'statistical findings'" verweist Machlup (1978a: 129) auf Morgenstern (1950: 50 ff.).

"Even apart from differences in basic definitions and classifications, the discrepancies in the results of repeated or simultaneous measurements of the same so-called economic facts are embarrassingly large." (ibid.: 129)

Auch für Machlup ist das sozialwissenschaftliche Messproblem grundsätzlicher Art. Die Vorteile des Messens werden dabei keineswegs be- [348] stritten – man soll auch durchaus messen, was man messen kann: diskrete Einheiten zählen, quantitative Beziehungen formalisieren und Größenordnungsvergleiche in numerischen Begriffen fassen. Die verbreitete szientifische Gleichsetzung von "Messen" und "Wissenschaft" hat aber auch durchaus negative und unerwünschte Konsequenzen:

"...in an attempt to be 'more scientific', people have tried to measure where there was nothing to measure, have slighted important studies where numerical relationships were not of the essence, and have promoted an excessive allocation of intellectual resources to 'measurement at all cost' at the expense of other kinds of research and analysis." (Machlup, 1978a: 127)

Mit dem Aufweis des Messproblems betont Machlup einerseits die qualitative Basis quantitativer Daten und damit deren Relativität und zweitens die Notwendigkeit wissenschaftlicher Analysen auch jenseits des unmittelbar Messbaren. Auf diesem Hintergrund wird nun Schütz' Bemerkung verständlich, der Wissenschaftler dürfe sich nicht einfach auf die in Umfragen erhobenen Meinungen der Leute verlassen, sondern müsse sein Verstehen auf einer höheren Ebene leisten. (vgl. Abschn. III 2.3.2.4.)

Bei Machlups Beispielen "ökonomischer Fakten" handelt es sich, in Walter-Buschs Terminologie, durchwegs um "Kernbegriffe". Dies belegt, dass auch in der Ökonomie der Bereich der wissenschaftlich relevanten empirischen Daten v.a. dieser Ebene zugehört. Auch Machlup stimmt voll überein, dass die Validität solcher Messdaten "eine prinzipiell nicht definitiv zu beantwortende, offene Frage" (Walter-Busch. 1977: 231) bleibt. Machlup ist zuzustimmen, dass es wunderlich wäre (a fancy designation), auf dieser Ebene von "*Realbegriffen*" zu sprechen. Doch wäre es nicht angebracht, wenigstens das als "Realbegriffe" zu benennen, was Walter-Busch mit "Faktenbegriffen" meint – also Begriffen, die eindeutig messbar sind und daher offenbar "reale" Phänomene bezeichnen, die niemand bezweifelt? Betrachten wir den einfachen und offensichtlichen Fall *menschlicher Geschlechtszugehörigkeit*. Offenbar gibt es zwei Geschlechter, und die Zugehörigkeit wird aufgrund des "kleinen Unterschieds" (Schwarzer, 1981), also eines biologischen Kriteriums, entschieden. Doch die "Realität" zeigt sich auch hier in vielschichtigem Gewande. Das Messverfahren zur Geschlechtsbestimmung ist gegenüber dem Messen von Preisen und Löhnen einfacher, unkomplizierter und direkter: In kleiderlosen Kulturen kann jeder [349] zu jeder Zeit vom "kleinen Unterschied" Augenschein nehmen, in den hochindustrialisierten unter den bekleideten Kulturen wird er in einem bürokratischen Verfahren bei Geburt bestimmt und in Akten und Personalausweis dokumentiert. Das Geschlecht ist aber dennoch nicht eine biologische, sondern eine soziale Kategorie: Was als Geschlechtsform anerkannt wird, bestimmt nicht die Natur, sondern die Kultur. So gibt es biologische Zwitter (in den USA etwa 4% der Bevölkerung), in vielen Kulturen dafür aber keine entsprechende Kategorie. Die abendländischen Kulturen beispielsweise sind binär organisiert, und Hermaphroditen sind gezwungen, sich für die bürokratische Archivierung wie auch im Alltag auf eine der beiden Geschlechtskategorien festzulegen; den Hermaphroditen werden damit nicht nur Identitätsprobleme

auferlegt, sondern auch der Zwang, ihr Stigma – ihre biologische "Unvollkommenheit" – vor andern dauernd zu verbergen. Die Täuschung kann in den modernen Gesellschaften deshalb gelingen, weil die Geschlechtszugehörigkeit in der Alltagsroutine ohnehin auf der Basis der konventionellen Rollenattribute (Kleider, Haartracht, Schmuck etc.) und des Verhaltens (Mimik, Gestik, Körperhaltung und Bewegungsform usw.) erfolgt und nicht aufgrund der (verdeckten) Geschlechtsmerkmale – ein Umstand, den sich auch die Transvestiten zunutze machen. Wie gross die Macht der bürokratischen Zuschreibung jedoch ist, manifestiert sich deutlich, wenn die Behörden selbst Transsexuellen, welche durch operativen Eingriff ihre Geschlechtsmerkmale verändern liessen, den Wechsel zur andern Geschlechtskategorie offiziell verweigern.¹⁴ Demgegenüber gibt es durchaus Kulturen, welche mehr als zwei Geschlechtskategorien aufweisen. Gewisse nordamerikanische Indianerstämme (z.B. die Navajo) akzeptieren nicht nur den Transvestismus, sondern hielten auch für Hermaphroditen eine eigene Geschlechtskategorie bereit (die übrigens keineswegs pejorativ gemeint war, sondern oft mit besonderen Privilegien verbunden wurde) – Kulturelemente, welche die christlichen Missionare schnellstens beseitigten. (Hill, 1935; Opler, 1960) Beschränkt man sich konsequent auf den biologischen Aspekt, so sind die beobachtbaren (biologischen) Gleichförmigkeiten unter "Männern" [350] bzw. unter "Frauen" unbestreitbar, und unter statistischen Gesichtspunkten kann man Hermaphroditen mit guten Gründen als marginal einstufen.¹⁵ An ihrem Beispiel zeigt sich jedoch, dass selbst Kategorien, welche in biologische Kriterien gebunden sind und scheinbar interkulturelle Universalien darstellen, unterschiedlich organisiert sein können: Während die eine Kultur den Hermaphroditen biologische und kulturelle Eigenständigkeit zugesteht, begreift sie die andere zwar unter medizinisch-biologischen Gesichtspunkten als "besonders" (bzw. "abnormal"), zwingt sie gesellschaftlich aber zum Bekenntnis zu einer kulturellen Geschlechtskategorie, der sie nie ganz entsprechen können. Bereits hier keimen die kulturspezifischen Elemente von Realitätsdefinitionen deutlich auf – und werden natürlich umso dominanter, je mehr mit den Geschlechtskategorien nicht eigentlich auf den biologischen Unterschied, sondern auf die an diesen geknüpften Rolleninhalte Bezug genommen wird.

Wenn nun bereits die gesellschaftliche Organisation der Geschlechtskategorien kulturspezifische Modifikationen erkennen lässt, so werden diese umso beträchtlicher, je mehr nicht dauerhafte biologische Anzeichen, sondern – und dies ist der Regelfall – *soziale* Kennzeichen die Identifikationskriterien für "Faktenbegriffe" stellen. Unter forschungspragmatischen Gesichtspunkten lässt sich indessen die Zahl der "Schüler", "Ärzte", "Steuerzahler" oder "Autofahrer" relativ eindeutig messen, auch wenn diese Kategorien durchwegs kulturrelativ sind. Der "Faktenbegriff" ist daher vom Begriff "*Realität*" zu trennen. Denn wo immer die Lebenswelt durch institutiona-

¹⁴ So berichtet die Neue Zürcher Zeitung (Nr. 36, 12./13.2.83: 7): "In einem dieser Tage veröffentlichten Urteil kam das Londoner Appellationsgericht zum Schluss, der *gesunde Menschenverstand* lehne die Sichtweise ab", dass eine angeklagte Person durch operativen Eingriff vom Mann zur Frau geworden sei.

¹⁵ Damit wird allerdings die persönliche Tragik, welche die gesellschaftliche Organisation der Geschlechtskategorien für Hermaphroditen hat – und sie beziffern sich z.B. in den Vereinigten Staaten auf immerhin rund 10 Millionen – einfach überblendet.

lisierte Praktiken präzierte Bedeutungen aufweist, lassen sich Kriterien für konsensual relativ eindeutige Messungen gewinnen. Fügt man sozial empirisch verifizierten Sachverhalten das Prädikat "real" bei, so ist damit stets nur das im jeweiligen lebensweltlichen Konsens für real Gehaltene angesprochen. Fasst man hingegen die verschiedenen Realitätsdefinitionen im interkulturellen Vergleich ins Auge, so relativiert sich notgedrungen auch der Begriff "Realität". Es ist daher richtig, wenn Schütz dem Reden von "der" Realität ausweicht, seine [351] und James' These der mannigfaltigen Wirklichkeiten unterstreicht und bekennt:

"Dem aber, der ... nach der Realität verlangt, möchte ich sagen, dass ich leider nicht genau weiss, was Realität ist, und dass meine einzige Tröstung in dieser unangenehmen Situation die ist, dass ich mein Nicht-Wissen mit den¹⁶ grössten Philosophen aller Zeiten teile." (Schütz, 1972b: 49)

Die historische und kulturelle Relativität von Sinngehalten relativiert auch den Begriff der Realität. Realitätsbezug heisst für die Sozialwissenschaften Bezug auf die Lebenswelt, und genau darum führten Weber und Schütz das Kriterium der Sinnadäquanz ein. *Neben dem Messproblem empfiehlt daher auch die historisch-kulturelle Relativität von Bedeutungen den Terminus "Realbegriff" selbst auf der Ebene der Faktenbegriffe fallenzulassen.* Machlup (1978b: 138) ist zuzustimmen, wenn er vorschlägt, die Begriffe "Realität" und "Wahrheit" aus dem Vokabular der Wissenschaft zu streichen, aber nicht, um sie – wie die Empiristen – zu vergessen, sondern um ihrer philosophischen Problematik Anerkennung zu zollen und wissenschaftliche Ergebnisse stets in einen erkenntnistheoretischen Kontext stellen zu können.

(3) Heisst das nun, dass sämtliche sozialwissenschaftlichen Begriffe als "Idealtypen" bezeichnet werden sollen? Schütz und Machlup legen dies nahe. Es darf nun aber nicht übersehen werden, dass mit dem *Konzept des Idealtypus* in verschiedenen Problemzusammenhängen jeweils Verschiedenes gemeint wird. 1) Nach einem herkömmlichen und auch in den Naturwissenschaften verbreiteten Verständnis ist die Bildung von Idealtypen eine Begriffsstrategie, welche jener der Bildung von Klassenbegriffen (Gattungsbegriffen) gegenübergestellt werden kann; so arbeitete z.B. die Zoologie durch Klassenbildungen anhand einfacher Kriterien eine Taxonomie der Tierarten heraus, welche eine Einordnung sämtlicher empirisch vorfindlicher Tiere gewährleistet, während die Medizin idealtypische Krankheitsbilder formulierte, welche die Diagnose empirisch vorfindlicher Krankheiten ermöglicht, selbst wenn diese atypische Züge aufweisen. 2) Webers Verständnis steht dem eben erwähnten sehr nahe, doch spricht er weniger von Klassenbegriffen, [352] sondern – als Gegenstück zum Idealtypus – vom Durchschnittstypus und betont das damit gekoppelte Kriterium der Sinnadäquanz. (Weber, 1972: 10) 3) Machlup demgegenüber betrachtet die Transzendenz vom sinnlich Wahrnehmbaren, die Zugehörigkeit zum Reich der Ideen und Gedanken als das Wesentliche am Idealtypus. 4) Berger & Kellner wiederum – beides Schüler von Schütz – meinen damit die Eingebundenheit soziologischer Begriffe ins lebensweltliche Vorverständnis; alle soziologischen Begriffe sind Idealtypen, denn sie bedürfen der Übersetzung von Alltagstypen in einen wissenschaftlichen Bezugsrahmen. (Berger & Kellner, 1981: 41) 5) Schütz seinerseits betont v.a.

¹⁶ In der deutschen Fassung heisst es "dem grössten Philosophen" (was Suggestiert, es sei wohl Husserl gemeint), in der englischen Originalfassung steht dagegen "the greatest philosophers" – es schien mir angebracht, mich an die ursprüngliche Formulierung zu halten.

den Umstand, dass infolge der dauernden situativen Sinnmodifikationen und des historischen Bedeutungswandels sozialwissenschaftliche Begriffe stets etwas invariant setzen, was in Wirklichkeit variabel und daher typentranszendent ist. 6) Hempel (1952) schliesslich unterstreicht, dass Idealtypen stets eine gewisse Aussage implizieren. Zu guter Letzt muss noch zwischen verschiedenen Arten, z.B. zwischen individuellen und allgemeinen Idealtypen unterschieden werden. – Oft sind mehrere der aufgelisteten Bedeutungen gleichzeitig angesprochen. So habe ich aufgezeigt, dass Schütz einerseits in seiner theoretischen Fassung des Idealtypus zumindest vom "historischen Weber" abgewichen ist, andererseits aber in seinen eigenen Arbeiten Webers traditionelles Verständnis weiterpflegt. Die einzelnen Bedeutungen sind denn auch weitgehend kompatibel – allerdings nicht durchwegs. Berger & Kellners (an Schütz anschliessende) Version beispielsweise scheint selbst Gattungsbegriffe als Idealtypen zu bezeichnen, leisten diese doch auch in den Sozialwissenschaften nützliche Dienste (z.B. "Konsumenten", "Produzenten", "Steuerzahler", "Autofahrer" usw.). Man kann zwar versuchen, dies weiter aufzuklären: Sozialwissenschaftliche Gattungsbegriffe unterscheiden sich offenbar von naturwissenschaftlichen, indem auch sie – im Gegensatz zu jenen – ans lebensweltliche Vorverständnis anschliessen müssen; die Gesellschaft hat bereits ein – und oft mittels bürokratischer Kriterien definiertes – Vorverständnis davon, wer z.B. als "Autofahrer" gilt. Bei solchen Gattungsbegriffen dürfte es sich daher i.d.R. um reine Faktenbegriffe handeln, die direkt aus dem Alltagsverständnis übernommen werden, also keine i.e.S. sozialwissenschaftliche Kategorien – zumindest nicht Konstruktionen zweiter Ordnung – darstellen. Trotzdem befriedigt dieser Deutungsversuch nicht ganz. Machlups (1978c: 265) These, es wäre für Methodologen ein lohnendes Unterfangen, den Bedeutungsgehalt [353] des unglücklichen Terminus nochmals zu überdenken und ihn zu reformulieren, ist mithin voll zu unterstützen. *Im vorliegenden Argumentationszusammenhang* soll mit dem Begriff des Idealtypus primär der Bezug zu lebensweltlich vorinterpretierten Sinngehalten sowie die Distanz zu denselben, welche durch die Invariantsetzung empirisch varianter Bedeutungen entsteht, angesprochen sein.

3.2.4. Die Relevanz der Forderung nach empirischer Validierung

(1) Das Messproblem ist auch für Machlup das Hauptargument, warum sich die in den Naturwissenschaften bewährten szientifischen Forschungsstandards nicht auf die Sozialwissenschaften übertragen lassen; und auch Machlup (1978a: 121 ff.) anerkennt, dass in den Sozialwissenschaften Wertimplikationen unumgebar sind. "Unfortunately, what makes the social sciences soft makes them also hard in a different sense: hard to master, hard to advance, and hard to apply." (Machlup, 1978: 305) Die Frage ist nur, was man daraus für *forschungspragmatische Konsequenzen* zieht. Aufgrund seiner Überlegungen zum Thema "Are the social sciences inferior?" kommt Machlup (1978e,f,g) zum Schluss: "Common sense suggests that we take due notice and go on with our work." (Machlup, 1978: 307) Für Machlup hat Schütz mit seinem Vorschlag idealtypischer Modellbildung den gangbaren und adäquaten Weg gewiesen, wie sozialwissenschaftliche Theorien gebildet werden sollen, und die theoretische Ökonomie hat ihn seit langem erfolgreich beschritten. Machlup gesteht freimütig zu, dass dabei nicht auf der Grundlage empirischer Daten, sondern der vom Wissenschaftler gesetzten Annahmen argumentiert wird: "The 'scenes' of people making these decisions

are not observed but only imagined. The ideal type relevant for these imagined scenes is *homo oeconomicus*." (Machlup 1978d: 281 – ebenso Schütz, 1971Aa: 53; 1971Ab: 74 f.) Das gleiche Verfahren empfiehlt sich s.E. auch für die übrigen Sozialwissenschaften – der *homo oeconomicus* hat verschiedenste "Klassenkameraden" (class mates): *homo cholericus*, *caritativus*, *alcoholicus*, *amorusus*, *traditionalis*, *politicus*, *oligopolisticus* etc. (ibid.: 287 ff.) Machlup (1978d: 267) hat sicher recht, dass das Konzept und die Funktion solcher Personaltypen oft missverstanden worden ist; die entscheidende Frage aber bleibt trotzdem, wie erklärungskräftig solche Modellkonstruktionen sind. [354]

Interessant und höchst aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Replik, welche Machlup (1978h) auf Paul Samuelsons Forderung nach *Wirklichkeitsnähe ökonomischer Modelle* verfasste. Samuelson ist ein modelltheoretisch orientierter Ökonom, der aber einen stark entwickelten Sinn für die empirische Wirtschaftsrealität und Interesse an wirtschaftspolitischen Fragen hat. So postulierte er auf einem wissenschaftlichen Kongress: "If the abstract models contain empirical falsities, we must jettison the models, not gloss over their inadequacies" (Samuelson, 1963: 236) – eigentlich, möchte man meinen, eine Selbstverständlichkeit. Merkwürdigerweise weist Machlup diese These jedoch zurück. Er bezieht sich auf eine andere Aussage Samuelsons, wo dieser sagt: "strong simple cases often point the way to an element of truth present in a complex situation" (Samuelson, 1949: 181), und fährt fort:

"... I submit, this is what the bulk of economic theory does. It is based on counterfactual assumptions, contains only theoretical constructs and no operational concepts, and yields results which, we hope, point to elements of truth present in complex situations." (Machlup, 1978h: 43)

"I conclude that Samuelson, one of the most brilliant theorists in presentday economics, produces his best work when he deduces from unrealistic assumptions general theoretical propositions which help us interpret some of the empirical observations of the complex situations with which economic life confronts us." (ibid.)

Dass der Grossteil der Ökonomen tatsächlich auf diese Weise verfährt, ist unbestritten. Trotz der immensen Schwierigkeiten, welche das sozialwissenschaftliche Messproblem stellt, ist jedoch *nicht einzusehen, warum die Ökonomie ihre Erkenntnisse gerade anhand explizit unrealistischer und kontrafaktischer Annahmen gewinnen soll*; eine völlige Immunisierung theoretischer Modelle vor jeder empirischen Validierung scheint mir jedenfalls kaum geeignet, erklärungskräftige Einsichten in lebensweltliche Zusammenhänge zu gewinnen. Zumindest drängt sich die Frage auf, ob andere ökonomische Ansätze mit direkterem empirischem Bezug, wie etwa die an Thorstein B. Veblen, John R. Commons und Wesley C. Mitchell anschliessende institutionalistische Schule oder gewisse marxistische Ansätze, nicht relevantere Erkenntnisse zutage fördern können als modellplatonistische Überlegungen – eine Frage, die zu entscheiden ich den Ökonomen überlassen muss. [355]

(2) Was jedoch die *Theorie sozialen Handelns* anbelangt, bin ich überzeugt, dass die Verstehende Soziologie aus den Studierstuben herausgeholt und vermehrt ins Feld verlegt werden muss. Denn wie in der Ökonomie, ist auch in der Soziologie die Tendenz gross, sich primär mit den theoretischen Problemen der akademischen Elfenbeinturm-Tradition zu befassen und nicht mit gesellschaftlichen Phänomenen – viele Soziologen wissen erstaunlich wenig von der Gesellschaft. Dazu hat auch der

Soziologen wissen erstaunlich wenig von der Gesellschaft. Dazu hat auch der esoterische Begriffsapparat der konventionellen Soziologie beigetragen, mit dem nicht nur Brücken zum "gewöhnlichen" Alltagshandelnden, sondern auch zu den Sachverständigen unter ihnen weitgehend abgebrochen wurden. Gerade *Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive*, welches er gegenüber Parsons bis zur letzten Konsequenz geltend macht, müsste doch den unmittelbaren Kontakt zu den in Frage stehenden Alltagshandelnden eigentlich als unabdingbar implizieren. Schütz vertraut demgegenüber darauf, dass die phänomenologische Lebensweltanalyse die der subjektiven Perspektive sinnadäquaten Kategorien expliziere, und *immunisiert die Theorie gegenüber empirischen Daten, indem er auf der Ebene der idealtypischen Modellbildung subjektive und objektive Perspektive künstlich miteinander verschmelzt*. Damit wird gleichsam ein Präjudiz für die Beschäftigung mit Problemen der idealtypischen Welt geschaffen, wie Schütz' Bildung von Typen sozial abgeleiteten Wissens antönt. (Schütz, 1972e) Ich habe zugestanden, dass solche Analysen für die Subtilitäten eines Problembereiches sensibilisieren können; ob sie hingegen für eine erklärungskräftige Diagnose empirischer Sachverhalte taugen, zeigt sich erst in ihrer *Anwendung auf konkretes Datenmaterial*. Man wundert sich denn, was solche idealtypischen Modelle in der subjektiven Perspektive von jenen "blossen Interpretationsschemata" unterscheidet, als welche Schütz gegenüber Parsons die Theorien in der objektiven Perspektive bezeichnet; offenbar sind auch Modelle subjektiver Handlungsorientierung bloss Schemen zur Auslegung der sozialen Realität. Was hingegen die subjektive Perspektive der Handelnden realiter ausmacht, erschliesst sich erst, wenn auch jene konstitutive Distanz zwischen idealtypischem Modell und empirischem Sachverhalt hermeneutisch überwunden wird.¹⁷ Um die empirisch-analytische [356] Kraft sozialwissenschaftlicher Begriffe sicherzustellen, scheint mir daher die Vorgehensweise des *Symbolischen Interaktionismus* fruchtbarer zu sein, die Wirklichkeitskonstruktion der Alltagshandelnden in unmittelbarem Kontakt mit ihnen zu erfassen und die Typen im Laufe dieser Auseinandersetzung zu bilden; ja, erst dann erhalten die Schütz'schen methodologischen Postulate ihre eigentliche Durchschlagskraft.

"Symbolischer Interaktionismus" heisst jene eigenständige amerikanische Tradition einer Verstehenden Soziologie, welche auf William James, Charles H. Cooley, W. I. Thomas, George Herbert Mead und John Dewey zurückgeht und von Parsons fast konsequent übergangen und wissenschaftsgeschichtlich ins Abseits gedrängt worden ist. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich diese Richtung jedoch zu einem einflussreichen Paradigma gemausert, das aufgrund der gegenüber früher breiteren methodologischen und thematischen Spannweite manchmal "Neosymbolischer Interaktionismus" geheissen wird. Die *Grundprämissen* sind, 1) dass Menschen "Dingen" gegenüber auf der Grundlage von Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen, 2) dass diese Bedeutungen in der sozialen Interaktion konstituiert werden und 3) in einem interpretativen Prozess gehandhabt und abgeändert werden. (Blumer, 1973: 81; vgl. a. 1969) Gesellschaft wird daher als prozesshaft und als in Handlungen und Interaktionen konstituiert begriffen, und soziales Handeln kann nur über die

¹⁷ Schütz' Einwand gegenüber Parsons richtet sich nun gegen ihn Selbst: Auch gegenüber *seiner* Art Theorie sozialen Handelns gilt unverändert, dass nur der Handelnde selbst das "wahre" Ziel seiner Handlung (und damit die Akteinheit) kennt.

jeweiligen Situationsdefinitionen und Strategien der Situationsbewältigung erklärt werden. (Falk & Steinert, 1973) In diesen Grundzügen deckt sich diese Position also völlig mit jener von Schütz. Der Symbolische Interaktionismus versteht sich aber strikt empirisch, wenn auch nicht im szientifischen Sinne; *Forschung in der subjektiven Perspektive* heisst für ihn, dass sich der Sozialforscher in die Lage der Handelnden hineinversetzt (role-taking), die ein bestimmtes soziales Phänomen konstituieren. Da der Sinn eines solchen Phänomens ändert, wenn es aus dem Kontext herausgelöst wird, verbietet sich die behavioristische Strategie experimenteller Laboratoriumsversuche – Gegenstand der Untersuchung bilden *natürlich vorkommende Alltagssituationen*. (Blumer, 1978) Blumer (1975: 122 ff.) versucht, das Prozedere einer "direkten naturalistischen Prüfung der empirischen sozialen Welt" anhand der beiden Forschungsphasen "Exploration" und "Inspektion" zu beschreiben. *Exploration* heisst jene flexible Vorgehensweise, welche auf die Erstellung umfassender und vertrauter Darstellungen des [357] sozialen Geschehens gerichtet ist:

"Einerseits ist sie der Weg, über den ein Forscher eine enge und umfassende Bekanntschaft mit einem Bereich des sozialen Lebens herstellen kann, der ihm nicht vertraut und daher unbekannt war. Andererseits ist sie das Mittel, um seine Untersuchung zu entwerfen und zu verbessern, so dass seine Probleme, seine Untersuchungsausrichtung, seine Daten, seine analytischen Beziehungen und seine Interpretationen aus dem zu untersuchenden empirischen Leben hervorgehen und in ihm begründet bleiben. Exploration ist per Definition eine flexible Vorgehensweise, in der der Wissenschaftler von einer zu einer anderen Untersuchungsmethode wechselt, im Verlauf seiner Studie neue Beobachtungspositionen einnimmt, in der er sich in neue Richtungen bewegt, an die er früher nicht dachte, und in der er seine Meinung darüber, was wichtige Daten sind, ändert, wenn er mehr Informationen und ein besseres Verständnis erworben hat. In dieser Hinsicht steht die explorative Forschung im Gegensatz zu der vorgeschriebenen und begrenzten Verfahrensweise, die von dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Programm gefordert wird." (Blumer 1975: 122)

Dient die Exploration einer adäquaten Beschreibung, so meint die *Introspektion* die Analyse dieser Daten:

"Der Forscher, der eine direkte Prüfung vornimmt, sollte darauf hinzielen, sein Problem in eine theoretische Form zu giessen, die allgemeinen Beziehungen aufzudecken, die situationsspezifischen Bezüge seiner Konzepte zu schärfen und theoretische Entwürfe zu formulieren. Solch eine Analyse ist das eigentliche Ziel der empirischen Wissenschaft..." (Blumer, 1975: 125)

"Mit 'Introspektion' meine ich eine intensive, konzentrierte Prüfung des empirischen Gehalts aller beliebigen analytischen Elemente, die zum Zwecke der Analyse benutzt werden, wie auch eine entsprechende Prüfung der empirischen Beschaffenheit der Beziehungen zwischen solchen Elementen." (ibid.: 126)

Streng genommen sind Blumers Ausführungen methodologisch ungenügend reflektiert. Wissenschaftshistorisch sind sie aber deswegen bedeutend, weil sie dem fast schon als festen Kanon verkauften Apparat sozialempirischer Forschungstechniken ein betont offenes, Kreativität, Flexibilität und Fingerspitzengefühl erheischendes Forschungsleitbild entgegengesetzt und damit innerhalb der Soziologie massgeblich zu einer methodologischen Reorientierung beigetragen haben. Der Symbolische Interaktionismus hat eine stark *phänomenologische Komponente*: Der Sozialwissenschaftler

soll nicht mit einem vorgefassten Kategorienapparat an ein Phänomen herantreten (wie Parsons postulierte), sondern möglichst unbefangen versuchen, dessen Bedeutung von innen her zu erschliessen, m.a.W. das Phänomen "so zu nehmen, wie es ist", d.h. so [358] wie es durch die lebensweltlichen Handlungen der Beteiligten konstituiert wird. Als forschungstechnisches Mittel ist v.a. die "teilnehmende Beobachtung" empfohlen worden, dessen methodologische Implikationen Severyn T. Bruyn (1966; 1967) sorgfältig herausgearbeitet hat. Die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976) hat ausserdem versucht – insbesondere unter Rückgriff auf Verfahren der "ethnoscience" – , auch andere Forschungsmethoden kommunikativer Sozialforschung aufzuarbeiten; dabei ist im deutschen Sprachraum insbesondere die Technik des "narrativen Interviews" (Schütz, 1976; 1977) bekannt geworden. All diesen Forschungstechniken ist gemeinsam, dass sie die alltagsweltlichen Ausschnitte in ihrer phänomenalen Eigenständigkeit erforschen wollen und dabei so stark wie möglich die subjektiven Relevanzsysteme der das soziale Phänomen konstituierenden Handelnden zum Zug kommen lassen. Alle betonen auch den qualitativen Aspekt: Blumer (1975: 123) argumentiert, dass ein einziger scharf beobachtender und gut informierter Teilnehmer hundert unaufmerksame andere wert ist; *qualitative Forschungsmethoden* liefern daher wertvollere Einsichten in einen Gegenstandsbereich als oberflächlich-quantitative – was nützt eine den Bedürfnissen der Statistik und damit mathematisch fundierten Verallgemeinerungsansprüchen Rechnung tragende Untersuchung, deren Daten, deren qualitative Basis also höchst fragwürdig sind?¹⁸

Auch die *Qualität des Verstehens* erfährt – ceteris paribus – eine enorme Verbesserung, je weniger anonym bzw. je intimer die soziale Beziehung ist. Wenn Schütz (1971 Ab: 63) die Angst der Franzosen vor Deutschlands Wiederbewaffnung verstehen will, so gelingt ihm dies umso besser, je mehr er in persönlichem Kontakt mit Franzosen steht und je mehr er an ihrem Alltagsleben und an ihrer Geschichte selber teilgenommen hat. Schirmt sich der Sozialwissenschaftler nun nicht durch technische Vorkehrungen ab, wie einseitig durchsichtige Glaswände, versteckte Filmkameras oder Abhörgeräte, sondern sammelt er seine Daten in Interaktion mit den Untersuchten, so wird die Reflexion auf seinen eigenen Anteil an der Datenkonstitution [359] unumgänglich. Waldenfels (1979: 9 f.) schlägt daher vor, Schütz' Konzept des "desinteressierten wissenschaftlichen Beobachters" durch die Konzeption einer "beteiligten Beobachtung" zu ersetzen, in welcher der Wissenschaftler ein "reflektierter Mitspieler" ist. Nochmals sei betont, dass Schütz mit dem "uninteressierten Beobachter" ausschliesslich den theoretischen Reflexionsakt meinte und damit das unterschiedliche Relevanzsystem des Wissenschaftlers gegenüber den Interessen der Alltagshandelnden betonte. In der Tat stehen auch beim teilnehmend beobachtenden Wissenschaftler nicht die pragmatischen Gruppenziele im Vordergrund (zumindest sollten sie es nicht), sondern die Erkenntnis der ablaufenden Prozesse; dass diese Beteiligung jedoch lebensweltlichen Charakter hat, beschrieb auch Schütz. Waldenfels ist jedoch zuzugestehen, dass der *Reflexion auf dieses in der Datenerhebung involvierte lebensweltliche Element* – mit allen darin enthaltenen pragmatischen Zielsetzungen, Ent-

¹⁸ Wieviele standardisierte Interviews gehen doch am Kern der (jeweiligen) Sache vorbei, und wieviele konstruieren doch "Einstellungen" und "Motive" der Befragten, wo gar keine solchen vorhanden sind – aufgrund von Antworten, die situativ auf Fragen gegeben wurden, über welche die Interviewten zuvor noch nie nachgedacht hatten.

scheidungen und Handlungen – für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess, zumal für die Erörterung von Validitätsfragen, eine vornehmliche Bedeutung zukommt; Schütz hat die Problematik übergangen, weil er sein Heil nicht in der Feldforschung suchte.

(3) Was hat nun das Prinzip, wissenschaftliche Erklärungsversuche sozialen Handelns konsequent an empirisches Datenmaterial zu binden, für *Konsequenzen für das Postulat der Adäquanz*? Offenbar ist man gehalten, jene Formulierung Schütz' vorzuziehen, wo er unter Adäquanz die Übereinstimmung mit der lebensweltlichen Erfahrung versteht. Das Postulat der Adäquanz verlangt dann erstens, dass die Bildung des Idealtypus nach Massgabe des Alltagsverstandes zu erfolgen hat, d.h. dass er mit den alltäglichen Konstruktionen konsistent ist und in seiner Typik erfahrungsgemäss tatsächlich vorkommt; zweitens verlangt die Adäquanz aber auch, dass der geformte Idealtyp auch richtig appliziert wird, d.h. die empirischen Sachverhalte auch zutreffend beschreibt und erklärt. Wie schon kurz erwähnt, hat der Idealtyp bei Schütz mehrere Gesichter; in diesem Zusammenhang fällt insbesondere auf, dass Schütz praktisch nie zwischen der Bildung eines *Begriffs* (concept formation) und seiner Verwendung in einer wissenschaftlichen *Aussage* unterscheidet. Wenn er von "idealtypischer Konstruktion" spricht, meint er einmal "Begriffe" ("terms" und "concepts"), dann "Modelle", ferner "Theorien", "Gesetze" oder "theoretische Systeme"; "Adäquanz" bezieht sich dann immer auf Begriffe und Aussagen. Nun ist [360] die Schützsche Terminologie nur vordergründig unsorgfältig: Hempel (1952) hat klar gemacht – und Schütz (1971 Ab: 70) hat seine Ausführungen explizit akzeptiert –, dass idealtypische Konstrukte im Gegensatz zu Gattungsbegriffen nicht eine blosser Klassifizierungsfunktion haben, sondern stets eine oder mehrere gesetzte Aussagen implizieren und daher *theoretische* Konstrukte sind. Trotzdem bleiben aber bei Schütz – mit Ausnahme der in Abschn. II 2.2.3.2. wiedergegebenen Passage – zwei Aspekte miteinander vermischt, die logisch auseinander gehalten werden müssen: die *Bildung einer idealtypischen Konstruktion* und ihre *Anwendung auf empirische Sachverhalte*. Das Modell eines nutzen- und kostenkalkulierenden Menschen beispielsweise kann durchaus als (sinn)adäquat gelten, insofern ein entsprechendes Handeln den Leuten verständlich ist und gemäss ihrer Alltagserfahrung auch tatsächlich vorkommen kann; ob nun aber ein Kaufmann, ein Konsument oder ein Liebender (bzw. mehrere derselben) im einzelnen Fall tatsächlich sich Kosten und Nutzen ausrechnet, bleibt eine empirische Frage. (Wie wir gesehen haben, wurde dieses Modell zwar zunächst für wirtschaftliches Handeln entwickelt, durch von Mises dagegen auf sämtliches menschliches Handeln ausgedehnt.) Die Adäquanz von idealtypischen Konstruktionen im Sinne ihrer "Verständlichkeit" für die Alltagshandelnden – Schütz (1972b: 47) spricht in Bezug auf rationales Handeln auch von "Vernünftigkeit" – muss also unterschieden werden von der "Richtigkeit" der Anwendung dieser Konstruktion auf empirische Sachverhalte; beschränkt man die Bedeutung von "Adäquanz" auf die erste Relation, so muss man dieses Postulat also mit der Forderung nach empirischem Bezug koppeln. Schütz mag eine Abneigung gegen die Begriffe "empirisch" und "Empirie" gehegt haben, weil diese zu seiner Zeit allzu stark mit physikalistischen Implikationen und Vorstellungen einer Abbildfunktion wissenschaftlicher Theorie beladen waren. Zudem stellt ja, wie aufgezeigt, das sozialwissenschaftliche Messproblem beträchtliche Hürden für die empirische Validierung – viele wissenschaftlich sinnvolle Aussa-

gen lassen sich nach Machlup schon aus technischen Gründen nicht empirisch überprüfen. Die Tendenz jedoch, dass das wissenschaftliche Relevanzsystem gegenüber der empirischen Validität den Vorrang genießt, wie in vielen ökonomischen Modellen, bedarf eines Gegengewichtes. Die *Forderung nach empirischer Validierung* verlangt erstens, dass wissenschaftliche Aussagen wo immer möglich anhand empirischen Datenmaterials entwickelt werden; dabei liegt auf der Hand, dass die technischen Schwierigkeiten [361] der Datenerhebung bei einer Theorie der Gesamtgesellschaft viel komplexer (bzw. unlösbar) sind als bei einer Theorie des sozialen Handelns – hier geht es primär um letztere. Zweitens zeigt der Begriff empirischer "Validierung" (statt "Verifikation") aber auch an, dass die sozialempirische Theoriebildung nicht mit uneinlösbaren szientifischen Forschungsstandards überlastet und eingeengt werden darf. Von zentraler methodologischer Bedeutung sind stets jene interpretativen Akte, welche zwischen wissenschaftlichen Konzepten und lebensweltlichen Sinngehalten vermitteln, und diese sind nicht durch Angabe von Regeln kanonisierbar; vielmehr erfordern sie vom Sozialwissenschaftler eine beträchtliche Sensibilität für Sinnmodifikationen und Bedeutungsschattierungen, die nicht über Lehrbücher erworben werden kann.

Schütz mag wegen des Abstandscharakters von Idealtypen gegenüber empirischen Phänomenen den Ausdruck "Adäquanz" jenem der "empirischen Validierung" vorziehen; das kann solange akzeptiert werden, als *die Adäquanz im Sinn der Konsistenz wissenschaftlicher und alltäglicher Konstruktionen* und *Adäquanz im Sinne der Richtigkeit empirisch gehaltvoller Aussagen* unterschieden werden. Nur in der zweiten Bedeutung fallen Sinnadäquanz und Kausaladäquanz zusammen: Erfasst man zutreffend die tatsächliche Handlungsorientierung bestimmter Personen, so erkennt man damit auch den ursächlichen Zusammenhang.¹⁹ (Schütz, 1974: 325 ff. – vgl. Abschn. II 2.2.3.2.) Diese Schützsche Gleichsetzung von Sinnadäquanz und Kausaladäquanz basiert freilich auf der Prämisse, dass entweder die Um-zu-Motive die entscheidenden Gründe menschlicher Handlungen darstellen oder dass die Ursache in jenen Weil-Motiven zu suchen sind, welche die Handelnden in ihrem subjektiven Blickwinkel haben. Dies bedarf nun allerdings der weiteren Untersuchung.

3.3. Das Postulat der subjektiven Perspektive und die Sinnadäquanz wissenschaftlicher Konstruktionen

Nachdem die Auseinandersetzung mit empirischem Datenmaterial als wesentliche Voraussetzung der "Adäquanz" einer Theorie des sozialen Handelns gekennzeichnet worden ist, gilt es nun auf die Frage zurückzukommen, wie weit menschliches Handeln tatsächlich aus der Perspektive des Handelnden heraus erklärt werden muss und inwieweit die wissenschaftlichen Kategorien semantisch an die lebensweltlichen Typen anschließen müssen. Damit kommen wir auf einen wesentlichen Streitpunkt der Schütz-Parsons-Debatte zurück, nämlich auf die kontroversen Ansichten darüber, *wie radikal das Postulat der subjektiven Perspektive gefasst werden soll*. Nach Parsons' Dafürhalten genügt es, dass eine Handlungstheorie auf die subjektiven Bewusstseinszustände *Bezug* nimmt, während Schütz mit dem Adäquanzpostulat aus-

¹⁹ Ich übergehe hier die Problematik von kausalen respektive teleologischen Erklärungen. Vgl. von Wright (1974: 83 ff.)

drücklich die Konsistenz zwischen wissenschaftlichen und alltäglichen Konstruktionen fordert. Im Folgenden werde ich zunächst Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive unter die Lupe nehmen und dabei verschiedene Ambiguitäten aufdecken; darauf konfrontiere ich es mit Konzeptionen in objektiver Perspektive, um auf dieser Grundlage seine Tragfähigkeit zu evaluieren.

3.3.1. Ambiguitäten im Konzept der subjektiven Perspektive

Die Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Perspektive geht auf Max Weber zurück; sie bringt die prinzipielle Sinn-Ambivalenz aller sozialen Phänomene zum Ausdruck, welche sich aus der Intentionalität jeder Sinnerfassung ergibt. Schütz (1972k: 204) erachtet die Terminologie als unglücklich, da der Sinn der Phänomene sich auch in der objektiven Perspektive modifiziert, je nachdem, ob der Beobachter ein Interaktionspartner, ein aussenstehender Dritter, ein Wissenschaftler usw. ist.²⁰ Trotzdem hat Schütz sich bis zuletzt an Webers Begrifflichkeit gehalten. Die analytische Zweckmässigkeit der Unterscheidung offenbart sich anschaulich in Schütz' schöner Analyse der sozialen Gleichheit (Schütz, 1972k). In seinen methodologischen Arbeiten blieb das Konzept der subjektiven Perspektive aber ambiguo, und zwar in verschiedener Hinsicht: 1) Schütz bezieht das Postulat der subjektiven Perspektive einmal auf die phänomenologische Analyse der Lebenswelt, ein andermal auf die sozialwissenschaftliche Modellbildung; 2) unklar bleibt zuweilen auch – besonders in späteren Schriften –, ob mit subjektiver Perspektive die individuelle Sicht eines einzelnen oder die (im Rahmen der in-group intersubjektive) Teilnehmerperspektive gemeint ist; 3) schliesslich lesen sich verschiedene Äusserungen so, als seien mit "subjektiver Perspektive" die Um-zu-Motive des Handelns angesprochen, während der Status der Weil-Motive ambivalent bleibt.

(1) In seinem Kommentar zu Parsons' "Structure of Social Action" (Schütz, 1977b) bezieht sich Schütz – wie bereits kurz erwähnt – mit dem Postulat der subjektiven Perspektive zum einen auf die Notwendigkeit phänomenologischer Lebensweltanalysen, zum andern auf sozialwissenschaftliche Modellbildungen. Analysen in der subjektiven Perspektive sind von der Fragestellung geleitet, was die Sozialwelt für den beobachteten Handelnden bedeutet, welchen Sinn *er* mit seinem Handeln verbindet.

"Bei solchen Fragen nehmen wir die Sozialwelt mit ihren gebräuchlichen Idealisierungen und Formulierungen nicht länger naiv als abgeschlossenes und zweifelsfrei sinnvolles Etwas hin, sondern untersuchen den Idealisierungs- und Formalisierungsprozess als solchen, eben die Genese des Sinnes, den soziale Phänomene für uns so gut wie für die Handelnden haben, die Mechanismen der Handlungen, mit deren Hilfe Menschen sich und andere verstehen." (Schütz, 1977b: 64)

Damit ist offenbar präzise das Aufgabenfeld einer *phänomenologischen Analyse der Lebenswelt* umrissen. In der Tat stellt Schütz abschliessend fest: "Für mich gehört die detaillierte Analyse der typisierenden Methode zu den wichtigsten Aufgaben einer Theorie des Handelns." (ibid.: 75) Auf dieser Grundlage konkretisiert sich denn auch seine

²⁰ Aus diesem Grund hat Schütz die objektive Perspektive in Bezug auf den alltagsweltlichen bzw. den wissenschaftlichen Beobachter auch ausdifferenziert (S' bzw. S"). (Vgl. Abschn. I 5.3.4.)

These, Parsons' Handlungstheorie sei in der objektiven Perspektive konzipiert und bedürfe daher einer weiteren Radikalisierung. Auf der andern Seite bezieht sich Schütz aber auch auf *wissenschaftliche Modellbildungen*.

So untersucht die ökonomische Grenznutzentheorie, wie er wiederholt anführt, nicht einmal ansatzweise die Genese des Sinns sozialer Phänomene oder jene Handlungsmechanismen, mit deren Hilfe die Menschen sich und andere verstehen. Trotzdem bezeichnet er die Nationalökonomie als "geradezu ein Musterbeispiel für einen objektiven Sinnzusammenhang zwischen subjektiven Sinnzusammenhängen" (Schütz, 1974: 344 f.) und hält fest, dass ein wissenschaftliches Modell von personalen Idealtypen mit typischen Motiven "der postulierten subjektiven Perspektive völlig entspricht." (Schütz 1977b: 74; ebenso 1971Aa: 49 f.) Nun ist es offenbar [364] ein verschiedenes Unternehmen, ob man die Lebenswelt phänomenologisch auf ihre Grundstrukturen hin analysiert oder ob man Modelle von typisierten Handelnden mit typisierten Motiven bildet, welche mit den Konstruktionen des Alltagsdenkens möglichst übereinstimmen sollen. Denn bei der phänomenologischen Analyse geht es um das Herauskrystallisieren grundlegender formaler Elemente, die in den lebensweltlichen Intentionalitäten aufweisbar sind, während bei wissenschaftlichen Modellbildungen die inhaltlichen Rekonstruktionen eines Ausschnittes der Sozialwelt das Thema bildet. Nun kann man zwar einwenden, dass auch die phänomenologische Analyse in der subjektiven (nämlich egologischen) Perspektive verfährt und das Postulat der Adäquanz daher sowohl auf sie wie auf wissenschaftliche Modelle zutreffe. Doch ist sowohl das Wahrheitskriterium wie auch die Datenbasis (und damit der Empiriebegriff) verschieden: Phänomenologische Analysen implizieren einen subjektiven Wahrheitsbegriff – nämlich phänomenologische Evidenz –, wissenschaftliche Modellkonstruktionen dagegen einen intersubjektiven. So soll beispielsweise in phänomenologischer Anschauung ein für allemal – für alle Subjekte zutreffend also – entscheidbar sein, ob der Parsons'sche Normbegriff oder der wissenschaftliche Rationalitätsbegriff der subjektiven Perspektive adäquat sei; die Bestimmung der Grenzen einer konkreten Akteinheit dagegen – ein weiteres zentrales Argument Schütz' für das Postulat der subjektiven Perspektive – kann nur durch das empirische Handlungssubjekt erfolgen, also als historisches Datum vom Wissenschaftler nur in Kommunikation und nicht in intuitiver Anschauung gewonnen werden. Dass Schütz die beiden Analysearten im Postulat der subjektiven Perspektive miteinander vermengt, erklärt sich daraus, dass er die phänomenologische Lebensweltanalyse und die sozialwissenschaftliche Modellbildung als völlig komplementär ansieht: Sollen die Modellkonstruktionen der Sozialwelt "adäquat" sein, dann müssen sie auf den Resultaten der phänomenologischen Untersuchungen basieren. In der Tat umfasst das Postulat der Adäquanz beide Aspekte: Eine der subjektiven Perspektive adäquate Grundbegrifflichkeit (wie sie in der phänomenologischen Analyse eruiert wird) bildet die unabdingbare Voraussetzung dafür, dass die wissenschaftlichen Konstruktionen auch inhaltlich mit jenen des Alltagsdenkens konsistent sein können.

Aufgrund der *Differenzen in Zielsetzung, Verfahren, Datenbasis und Wahrheitskriterium* ist hingegen eine *klare Unterscheidung zwischen [365] den beiden Analysearten unumgänglich*. Die Adäquanz der Grundbegriffe (wie subjektiver Wissensvorrat, Typik, Relevanzsystem, die Unterscheidung von Handeln und Verhalten, Handeln und Handlung,

Um-zu- und Weil-Motiven usw.) soll durch die phänomenologische Methode gewährleistet werden, die Adäquanz der materialen Konstruktionen (wie konkrete Akteinheiten oder Motive) ist demgegenüber eine empirisch zu entscheidende Frage. Wie ich herausgearbeitet habe (vgl. Abschn. III 2.3.2.4.), zieht Schütz denn faktisch auch verschiedenerlei Konsequenzen: In Bezug auf die Grundbegriffe (wie den Norm- und den Rationalitätsbegriff) unterstreicht und illustriert er die Relevanz phänomenologischer Analysen, in Bezug auf die empirische Füllung der Begriffe (die Grenzen der Akteinheit oder die Grenzziehung zwischen "Mitteln" und "Bedingungen" [die allein der Handelnde bestimmen könne]) macht er dagegen den (zwangsläufig) idealtypischen Status jeder sozialwissenschaftlichen Theorie geltend. Ich habe bereits auf den *Widerspruch* hingewiesen (ibid.), der sich in seiner verschlungenen Argumentation daraus ergibt: Wenn Schütz das Postulat der subjektiven Perspektive einerseits zum Prinzip wissenschaftlicher Modellkonstruktionen macht und dieses – wie in der theoretischen Nationalökonomie – selbst dann für erfüllt betrachtet, wenn sich die idealtypische Konstruktion nicht mit der "wahren" subjektiven Perspektive des (der) empirischen Handelnden deckt, darf er andererseits nicht Modelle mit einem "wissenschaftlichen" Rationalitätsbegriff befürworten, die Analyse der Alltagsrationalität aber der phänomenologischen Analyse überantworten. Hätte Schütz klar unterschieden zwischen jenem Bereich der subjektiven Perspektive, welcher durch eine phänomenologische Lebensweltanalyse zu untersuchen ist, und jenem, der mittels idealtypischer Modellkonstruktionen in den Griff bekommen werden soll, dann wäre seine methodologische Argumentation wesentlich klarer und die Diskussion mit Parsons entsprechend fruchtbarer ausgefallen. Aus seinem Lebenswerk – der Herausarbeitung der Strukturen der Lebenswelt – zu schliessen, ging es ihm mit dem Postulat der Adäquanz wissenschaftlicher Modelle v.a. um die adäquate Grundbegrifflichkeit einer Theorie des sozialen Handelns. Mit dem Postulat der subjektiven Perspektive machte er aber überdies geltend, dass der Sinn jedes dieser Begriffe (also einer konkreten Handlung, eines konkreten Motivs usw.) radikal anders ausfällt, je nachdem, ob er in der (subjektiven) Handlungsperspektive oder der (objektiven) konzipiert – Beobachtungsperspektive wird; diese These erhält dagegen, wie ich aufgezeigt habe [366] (vgl. Abschn. III 3.2.A.) ihre methodologische Durchschlagskraft erst in Verbindung mit der Forderung nach empirischer Validierung, was nicht durch eine künstliche Verschmelzung der beiden Perspektiven auf der Modellebene verdunkelt werden darf.

(2) Eine *zweite Ambiguität* liegt darin, dass Schütz gegenüber Parsons das Konzept der subjektiven Perspektive stets auf den individuellen Handelnden bezieht, in seinen späteren Schriften dagegen zuweilen auch auf die "in-group". Zweifellos besteht eine auffallende Analogie zwischen dem Perspektivengegensatz von ego und alter und jenem von in- und out-group. Mehrheitlich bleibt Schütz zwar der individuellen Fassung treu; insoweit eine Person jedoch Elemente ihrer Perspektive mit andern Mitgliedern einer Gruppe teilt, unterscheidet sich die Sichtweise der in-group von jener der out-group analog (z.B. die Kriegsverbrecherschuld der Nazi-Führer, beurteilt von Nazis bzw. von alliierten Richtern). (vgl. Schütz, 1972k; 1972L) Nun wäre diese Ambiguität exegetisch unbedeutend, hätte sie nicht derart gravierende methodologische Konsequenzen: Gerade die *individualistische Radikalisierung der subjektiven Perspektive* bildet ja den Stein des Anstosses. Jeder herkömmliche Soziologe wird

dagegen akzeptieren, dass soziale Gruppen Subkulturen darstellen, welche sich mehr oder weniger – von der managerialen Arbeitsgruppe über Jasscliquen und jugendliche Strassenbanden bis zur revolutionären Terroristenbrigade – von den Subkulturen anderer Gruppen wie auch von den zentralen Kulturkonstituenten einer Gesellschaft (sofern solche anzunehmen als zulässig erachtet wird) unterscheiden. Auch für Parsons ist eine Gruppe ein soziales System, dessen kulturelles Subsystem recht spezifische (Sprach-)Symbole und unterschiedliche Werte enthalten kann, welche sich in entsprechenden Normen und Rollen konkretisieren; gleichermassen spezifisch prägt sich denn unter den sozialisierenden Wirkungen des Gruppenlebens auch das Persönlichkeitssystem aus. Zentral für die empirische Forschung ist dabei, dass die Gruppennormen intersubjektiver Anerkennung bedürfen und dass daher die wesentlichen Komponenten einer Subkultur mit geeigneten Mitteln der empirischen Sozialforschung erhoben werden können; auch die Akteinheiten bemessen sich dann nach – Schütz' Terminologie – "objektiven" Kriterien, nämlich nach der gruppenspezifischen Definition. [367]

Geht denn Schütz mit der Behauptung, nur der Handelnde selbst kenne die Spannweite seiner Handlung, nicht an der Tatsache vorbei, dass ein Grossteil alltäglicher Handlungen standardisiert und nach Massgabe intersubjektiven Konsenses definiert wird? Ist seine Konzeption nicht viel zu individualistisch und subjektivistisch? Legt die Phänomenologie mit ihrer Betonung der konstitutiven Leistung des Subjekts nicht viel zu starkes Gewicht auf die Kreativität des Handelnden und vernachlässigt die sozial ritualisierte Routine? Liegen z.B. die sprachzentrierten Ansätze nicht besser, wenn sie Handlungen als intersubjektiv typisiert verstehen? Es ist tatsächlich kein Zufall, dass Schütz als Phänomenologe an die *klassische humanistische Position* anschliesst und mit dem Postulat der subjektiven Perspektive das *menschliche Rasonieren* in den Mittelpunkt stellt. Keinesfalls aber übersieht Schütz, dass viele Handlungen kulturell standardisiert sind und Routinecharakter haben. Was die *Intersubjektivität* betrifft, streicht auch Schütz die Sozialisation des Alltagswissens und die soziale Verteilung dieses Wissens heraus und spricht ebenfalls von "Kultur- und Zivilisationsmustern" (Schütz, 1972c). So gesteht er den strukturfunktionalistischen Theorien menschlichen Verhaltens umso mehr Brauchbarkeit zu, "je stärker diese miteinander verschränkten Verhaltensmuster standardisiert und institutionalisiert sind" (Schütz, 1971Ab: 71); selbstverständlich unterstreicht er gleichzeitig, dass solche Theorien aufgrund der interpretativen Konstitution der Sozialwelt lediglich "als interpretatives Schema" verstanden werden dürfen (ibid.). In Bezug auf den *Routinecharakter* hebt er sodann hervor, dass erstens auch standardisiertes Handeln stets auf seine Entworfenheit zurückverweist und zweitens Routinehandlungen i.d.R. keine selbständigen Sinnzusammenhänge, sondern Mittel zur Erreichung übergeordneter subjektiver Zielsetzungen bilden.

Routine-Handeln "ist ein Handeln, das durch einen bestimmten Habitus, Fähigkeiten oder Rezepte geleitet wird. Dabei handelt es sich noch immer um entworfenene Handlungen, obwohl der Entwurf dem Vollzug des konkreten Aktes nicht unmittelbar vorausliegt. Aber es gab früher eine Reihe bewusst entworfenener Akte, die vollzogen wurden, um den Habitus zu formen, die Fähigkeit zu erwerben oder das Rezept zu erfinden. Deren Grundmotiv lag

in der Einsicht des Handelnden, dass er bestimmten Problemen konfrontiert ist, die insofern 'konstante' Probleme genannt werden können, als sie im Rahmen konsistenter Pläne gelöst werden müssen." (Schütz, 1977b: 55) [368]

"...die Funktion allen Routinewirkens (ist) eine Standardisierung und Mechanisierung der Mittel-Zweck-Relationen als solcher, indem man die standardisierten Mittel auf standardisierte Zielklassen bezieht." (Schütz, 1972b: 35)

Und bezogen auf den Handelnden: "In solchen Situationen lässt sein Handeln alle Anzeichen von Habitualität, Automatismus und Halbbewusstsein erkennen." (Schütz, 1972c: 65)²¹

Auch wenn Routine-Handlungen in dumpfer Halbbewusstheit quasi "automatisch" ausgeführt werden, so erfolgt ihre Durchführung doch nicht "automatisiert". Sie behalten ihre Entworfenheit bei, und der Handelnde kann in problematischen Situationen jederzeit die Routine ändern. Aus diesem Grund ist auch die behavioristische Konzeption falsch, Routinehandlungen im gleichen Sinn wie natürliche Phänomene zu behandeln und sie in analoger Weise dem Kausalschema einzuordnen. Der Soziologe darf sich nach Schütz aber auch nicht darauf beschränken, nur den Routineaspekt von Handlungen zu untersuchen, denn: "Vermutlich ist alles Routinewirken ein Werkzeug, um Ziele zu erreichen, die Jenseits des Routinewirkens liegen und die diese bestimmen." (Schütz, 1972b: 36) Zweifellos: Nicht immer, wenn ich in dumpfer automatischer Gewohnheit eine Zwiebel zerschneide, koche ich einen Gemüsegarten – dieselbe Routinehandlung kann der Erreichung ganz verschiedener Ziele dienen. Trotz all seiner routinisierten Elemente erhält doch das Alltagsleben seine Farbigekeit gerade durch die Wechselhaftigkeit menschlicher Ziele – noch sind wir nicht völlig programmiert, noch gibt es "interessante Menschen". Gesamthaft gesehen ist wohl ein grosser Teil menschlichen Handelns routinisiert und damit auch aus der (objektiven) Beobachterperspektive zuverlässig typisier- und verstehbar. Mit dem Postulat der subjektiven Perspektive akzentuiert Schütz aber den variablen, kreativen Aspekt des Soziallebens. Damit stellt er sich pointiert in Gegensatz zur Mehrheit der Soziologen, welche traditionellerweise das Gemeinsame und Regelmässige menschlichen Zusammenlebens betonen²²; umso mehr steht er allerdings in Einklang mit [369] der Sichtweise der Alltagshandelnden, welche ebenfalls das Nicht-Routinisierte in den Brennpunkt ihrer Aufmerksamkeit stellen (wie langweilig wäre es doch, über die Alltagsroutinen zu reden). Nun muss Schütz aber entgegengehalten werden, dass es doch eine stattliche Anzahl habitueller Handlungen gibt, welche an einer ebenso standardisierten Zielsetzung ausgerichtet sind – z.B. Zähneputzen –, bei denen das übergeordnete Ziel zeitweilig gar völlig aus dem Blickfeld verschwindet und die Handlung quasi – als Alltagsritual – zum Selbstzweck wird; sie kann dann im Bedarfsfall auch mit unterschiedlichen Argumenten (Ziel- und Zwecksetzungen) legiti-

²¹ Schütz hat sich nur beiläufig zur Frage der Handlungs routinisierung geäussert – die vorliegenden Zitate sind aus verschiedenen Aufsätzen zusammengesucht; erst Luckmann geht das Thema systematischer an. (Schütz & Luckmann, 1983)

²² Dabei muss natürlich im Auge behalten werden, dass es Schütz hier lediglich um methodologische Gesichtspunkte geht (primär den idealtypischen Status sozialwissenschaftlicher Theorie) – auch er empfiehlt wissenschaftliche Modelle von "typischen Handlungen" und "typischen Motiven".

miert werden. Dass dabei die Grenzen der Begründungsfähigkeit von Alltagshandlungen zum Teil recht bald erreicht sind, erleben all jene Erwachsenen, welche von einem Kind im Alter des hartnäckigen Warum? – Fragens zur Verzweiflung getrieben werden und schliesslich zu einem autoritativen "Es ist nun einmal so" Zuflucht nehmen müssen. Wieweit Routinehandlungen tatsächlich in übergeordnete subjektive Sinnzusammenhänge eingebettet sind und inwieweit sie zum ritualisierten Selbstzweck gereichen bzw. in einem diffusen, inexplizierbaren Gesamtzusammenhang eingespielten Alltagslebens gründen, ist eine Frage, die empirischer Prüfung harrt und nicht auf der theoretischen Ebene vorentschieden werden darf. Jedenfalls finden wir in der Alltagswelt beide Aspekte, und welcher für eine sozialwissenschaftliche Untersuchung der ausschlaggebende ist, richtet sich nach der jeweiligen Fragestellung.

(3) Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive steht in engem Zusammenhang mit seiner Prämisse, dass die "Freiheit der Sinngebung" (Schütz, 1974: 267) und das "wollende fiat" (Schütz, 1971Ac: 78, 80) für die Alltagswelt, so wie sie der Handelnde erlebt, konstitutiv sei; aus diesem Blickwinkel erhalten selbst Routinehandlungen ihren besonderen Sinn erst durch ihre Bezogenheit auf das vom Handelnden gesetzte Ziel, und die Akteinheit kennt nur der Handelnde selbst, Gewohnheitsmässiges (traditionales) Handeln, obwohl Schütz (1972b: 39) es als "Gegenteil" des rationalen Handelns bezeichnet, bildet als Subhandlung also i.d.R. ein "rationales" Mittel zur Erreichung eines übergeordneten Handlungsziels (im Sinne Weberscher Zweckrationalität). Doch wie autonom ist jene subjektive Sinngebung und jenes "wollende fiat" menschlicher Handlung? Hat nicht Freud die Prämissen des klassischen Humanismus und der individualistischen Handlungstheorien mit [370] der These zerschlagen, der Mensch sei nicht Herr seiner selbst, sondern gesteuert durch die dunklen Mächte seines Unbewussten? Haben nicht die Soziologen plausibel aufgezeigt, dass die soziokulturelle Persönlichkeit über die Prozesse der Sozialisation und Enkulturation nachhaltig durch sozialstrukturelle Bedingungen geprägt ist?

Mit diesem Thema ist ein grundlegendes Credo sozialwissenschaftlicher Theorien angesprochen. Es springt ins Auge, dass Schütz im Rahmen seiner Ausführungen vornehmlich im Hinblick auf die *Um-zu-Motive* menschlicher Handlungen argumentiert; so spricht er auch von einer Theorie sozialen "Handelns" (und nicht sozialer "Handlung"). Demgegenüber hat der überwiegende Teil der konventionellen Soziologie wie auch der Psychologie (inkl. der Psychoanalyse) die Kausalzusammenhänge in den *Weil-Motiven* gesucht. In diesem Zusammenhang stossen wir nun auf eine *dritte Ambiguität in Schütz' Konzept der "subjektiven Perspektive"*: Einerseits legt er dar, dass sowohl Um-zu- wie Weil-Motive in subjektiver wie objektiver Perspektive gedeutet werden können; andererseits bezeichnet er das Weil-Motiv als eine "objektive Kategorie", welche auch dem aussenstehenden Beobachter zugänglich sei. (Schütz, 1971Ac: 81 f.) Wird das Postulat der "subjektiven Perspektive" auf beide Motivtypen erstreckt, so gesteht man dem Handelnden auch in seiner Reflexion auf die Weil-Motive seiner Handlungen und seines Verhaltens einen privilegierten Status zu. Dem steht nun allerdings die zweite Formulierung entgegen, dass die Weil-Motive auch dem Beobachter zugänglich seien; daraus folgt denn, dass sich die Weil-Motive in subjektiver und objektiver Sicht entweder decken müssen (was eine unver-

nünftige Annahme wäre) oder dass der Handelnde gegenüber dem Beobachter eben *keinen* bevorzugten Zugang zu seinen Weil-Motiven hat. Wenn nun aber Schütz mit dem Postulat der subjektiven Perspektive fordert, eine Theorie sozialen Handelns habe sich primär mit den Um-zu-Motiven zu beschäftigen, so bezieht er offenbar Stellung in der alten Streitfrage, ob Handeln kausal (über die Weil-Motive) oder teleologisch (über die Um-zu-Motive) zu erklären sei. Das wiederum kann er hingegen nicht gemeint haben, denn seine begriffliche Unterscheidung der beiden Motivtypen hat ja gerade die Funktion, das Mitwirken *beider* Komponenten hervorzuheben. Erklärt er aber das Weil-Motiv als dem Beobachter gleichermassen zugänglich, so entsteht unvermittelt das Problem, wie dieser Beobachter denn ein Weil-Motiv einer Handlung [371] eruieren kann, deren Spannweite nur in der subjektiven Perspektive erfassbar ist. Diesem vertrackten Problemkreis²³ gilt es im Folgenden weiter nachzugehen. Denn hier wird sich die Relevanz des Postulats der subjektiven Perspektive entscheiden lassen: Entweder kann Schütz geltend machen, dass die Um-zu-Motive der bestimmende Faktor des sozialen Geschehens sind, oder er muss nachweisen können, dass die entscheidenden (kausalen) Weil-Motive menschlichen Handelns nur in der subjektiven Perspektive adäquat erfasst werden können. Darin kehrt denn die Schütz-Parsons-Kontroverse darüber wieder, ob die (objektive) Bezugnahme auf die subjektiven Bewusstseinszustände des Handelnden für eine adäquate Handlungstheorie genüge oder ob diese (bzw. eine Theorie sozialen "Handelns"?) tatsächlich auf die subjektive Sichtweite des Handelnden zurückgreifen müsse.

3.3.2. Die Analyse der Weil-Motive sozialen Handelns

Die Analyse sozialen Handelns wird nach Schütz entscheidend vertieft durch seine "Theorie der Motivation", welche mit der subjektiven Perspektive "wirklich ernst" macht. (Schütz, 1977b: 48) Die Um-zu- wie die Weil-Motive sind zu Ketten zusammengeschlossen und in umfassenden subjektiven Systemen organisiert: die Um-zu-Motive zu subjektiven Plansystemen, die Weil-Motive "zu Systemen, die in der amerikanischen Literatur zutreffend unter dem Begriff der 'sozialen Persönlichkeit' bearbeitet werden". (ibid.: 50) In der subjektiven Perspektive können also alle Handlungen "entweder als Systeme von Weil-Motiven, die ihre Basis bilden, interpretiert werden..., oder als Systeme von Um-zu-Motiven, die ihre Ziele integrieren." (ibid.: 142, Fn. 60) Dabei stellt die Entstehung konsistenter Systeme von Um-zu- und Weil-Motiven in der Sozialwelt "eine der dringendsten Aufgaben der Sozialwissenschaften" dar (ibid.: 142, Fn. 63) und muss auch in Bezug auf ihre intersubjektive Verflechtung analysiert werden (Grathoff, 1977). Diese Motivtheorie enthält nach Schütz "keinerlei objektive Elemente", sondern beschreibt subjektive Tatsachen "in ausschliesslich subjektiven Termen" (ibid.: 50); [372] sie ersetzt daher die in objektiver Perspektive konzipierten analytischen Elemente des Parsons'schen "unit acts" (Ziel, Mittel, Bedingungen, Norm). – Schütz argumentiert hier also – um auf die aufgewiesenen Ambiguitäten Bezug zu nehmen – erstens auf der Ebene phänomenologischer Lebensweltanalyse: Die "Motivtheorie" ist kein wissenschaftliches Modell,

²³ Die Problematik der subjektiven bzw. objektiven Perspektive in Bezug auf die Um-zu- und Weil-Motive wurde von den meisten Autoren übergangen. Vgl. z.B. Giordano (1979), der die beiden Motivtypen dazu verwendet, Parsons' "socialized actor" und den interaktionistischen "social identity approach" als komplementär zu erklären.

sondern ein Set phänomenologisch eruiert Grundbegriffe, welche der subjektiven Perspektive des Handelnden adäquat sind; sie enthält denn auch "keinerlei Aussagen über ein konkretes Substrat der Um-zu- bzw. der Weil-Motive" (Schütz, 1977b: 51). Zweitens plädiert Schütz hier unmissverständlich dafür, dass sowohl die Um-zu- wie die Weil-Motive in der subjektiven Perspektive erfasst werden müssen. Die phänomenologische Analyse stellt danach also die der subjektiven Perspektive adäquaten Begriffe bereit; da diese aber erst die Unterscheidung nach Zielen und Ursachen (i-bid.: 49) umreißen, muss das Postulat der Adäquanz sich offensichtlich auch auf die materielle Struktur der Motive beziehen. Im Folgenden soll das Adäquanzpostulat zunächst in Bezug auf die Weil-Motive diskutiert werden, im nächsten Abschnitt (3.3.3.) sodann bezüglich der Um-zu-Motive.

Jede Sozialtheorie, welche beobachtbare Handlungsabläufe mit beobachtbaren äusseren Bedingungen in Beziehung setzt, die vermittelnden subjektiven Mechanismen aber übergeht, ist bei einem theoretischen Erklärungsversuch auf reine Spekulation angewiesen. Parsons hat – im Anschluss an Weber – die Notwendigkeit sozialwissenschaftlichen Motivverstehens klar erkannt; er teilt hingegen keineswegs Schütz' radikale Konzeption des Postulats der subjektiven Perspektive, denn die Psychoanalyse hat s.E. doch in beeindruckender Weise gezeigt, dass subjektive psychische Mechanismen mit Gewinn in der objektiven Perspektive analysiert werden können. Insoweit Schütz sich mit den Theoretikern der ökonomischen Grenznutzenlehre identifiziert und sich auf die Welt subjektiver Um-zu-Motive konzentriert, hat Parsons doch einmal auf derselben Bühne gestanden; die Theorien Freuds haben ihn aber gerade "darüber hinaus" gebracht, indem er einerseits auf die Möglichkeit rationalen Verstehens selbst nicht-rationalen (oder gar irrationalen) Verhaltens und andererseits auf die Verinnerlichung von Objektbeziehungen während des Sozialisationsprozesses aufmerksam wurde. Zerbricht nun Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive nicht just an Freuds Nachweis, dass subjektive Bewusstseinsinhalte mit Hilfe eines objektiven [373] Deutungs- und Erklärungsschemas angegangen werden müssen? Hat nicht die Psychoanalyse gezeigt, dass ein aufmerksamer und ausgebildeter (wissenschaftlicher) Beobachter eben fähig ist, mittels objektiver theoretischer Modelle eine *bessere*, adäquatere Diagnose und Erklärung subjektiver Phänomene und Mechanismen zu geben, als eine Analyse mittels rein subjektiver Kategorien und Interpretationsmittel zu leisten imstande wäre?

Die *Psychoanalyse* (womit die gesamte Schulenvielfalt angesprochen sein soll) ist jene (Sozial-)Wissenschaft, die sich am eingehendsten mit der Untersuchung subjektiver Phänomene befasst und zudem in ihrer klassischen Version explizit die "objektive" Perspektive hochhält; sie bildet somit das Paradepferd in der Herausforderung des Schützschen Postulats. Auf soziologischer Ebene mündet diese Diskussion in die Schütz-Parsons-Debatte um die subjektive Perspektive und gipfelt in Parsons' Vorwurf, Schütz übergehe mit seinem radikalen Postulat den Tatbestand der Internalisierung.

3.3.2.1. Die tiefenhermeneutische Erfassung menschlicher Weil-Motive

Im folgenden soll 1) kurz die Beziehung zwischen Phänomenologie und Psychoanalyse beleuchtet und die Frage gestellt werden, inwieweit sich Schütz dem Geltungsanspruch der Psychoanalyse stellen muss; darauf soll 2) ein Blick auf die psy-

choanalytische Forschungs- und Erklärungsweise geworfen und 3) erörtert werden, wie Schütz die Erfassung der Weil-Motive durch die Psychoanalyse einschätzt.

(1) *Vergleicht man die Psychoanalyse mit der Phänomenologie* so sticht ihr unterschiedliches Vorgehen, aber auch ihre andersgeartete Fragestellung ins Auge. Für den Phänomenologen ist alles Verhaltensrelevante nur übers Bewusstsein verhaltensrelevant: "Die Redewendung von einem 'unbewussten Erlebnis' ist offenbar widersinnig, wenn damit gemeint ist, dass es Erlebnisse gibt, welche das Bewusstsein überhaupt nicht affizieren." (Schütz, 1974: 83) Aber auch Schütz unterscheidet verschiedene Schichten oder Grade von Bewusstheit: Ein Erlebnis spontaner Aktivität ist an sich (i.e.S.) nicht "bewusst", sondern wird dies erst im Akt reflektiver Erfassung; und diese Reflexion kann in unterschiedlichen Evidenzgraden, von der Verworrenheit bis [374] zur optimalen Explizitheit, vorkommen. (ibid.: 83 ff.) Feste Überzeugung der Phänomenologen ist aber, dass die i.e.S. "unbewussten" Schichten des Bewusstseins – die "intentionalen Akte der Tiefenschichten" – in systematischer phänomenologischer Analyse aufgedeckt werden können. Husserl setzt sich denn auch deutlich von der Methode der Psychoanalyse ab. Zwar gesteht er zu, dass bei genauerer Analyse "unbewusste" Intentionalitäten nachzuweisen sind, wie "die von der neueren 'Tiefenpsychologie' ... erschlossenen verdrängten Affekte der Liebe, der Demütigung, der 'resentiments' und die davon unbewusst motivierten Verhaltensweisen". (Husserl, 1954: 240) Doch auch diese haben "ihre Geltungsmodi (Seinsgewissheiten, Wertgewissheiten, voluntären Gewissheiten und deren modale Abwandlungen)" (ibid.) und sind daher zurückzuweisen. – Aufgabe der Psychologie ist ja nach Husserl vielmehr, durch die phänomenologische Reduktion sämtliche Geltungsmodi einzuklammern. Der phänomenologische Psychologe darf niemals "die wie immer verschiedenartigen Geltungen der sein Thema bildenden Personen mitgelingen lassen" (ibid.), ob er nun Intentionalitäten untersucht, die den Personen selbst bewusst oder unbewusst sind.

Nun geht die Phänomenologie von der Frage nach dem Wie der intentionalen Akte aus, während sich die Psychoanalyse mit deren Warum befasst. Schütz kann sich solange an die Prinzipien der Phänomenologie halten, als er seine "handlungstheoretischen Untersuchungen in der subjektiven Perspektive" im Rahmen einer *phänomenologischen Lebensweltanalyse* vornimmt. Seine entsprechende "Theorie" der Handlungsmotivation beschränkt sich dann auf den Aufweis der "eidetischen" Strukturen innerer Zeitigung sowie der beiden Motivtypen. Sobald er sich hingegen auf die *Konstruktion wissenschaftlicher Modelle* von materialen Motiv- und Ablauftypen bezieht, betritt er zwangsläufig die Ebene der Seinsgeltungen; auf phänomenologischen Prinzipien beruhende sozialwissenschaftliche Modelle der Handlungsmotivation müssen sich daher auch dem Geltungsanspruch psychoanalytischen Erklärungsmodelle stellen.

(2) Freud hat im Laufe langjähriger psychoanalytischer Forschung versucht, *Struktur und Funktionen des "Seelenapparates"* herauszuarbeiten, um ein Deutungs- und Erklärungsschema zu gewinnen, das erlauben soll, die Vorgänge des psychischen Innenlebens in den Griff zu bekommen. (vgl. Abschn. III 2.3.1.2.) Der "eigentliche" Sinn der psychoanalytischen Daten entpuppt sich erst auf der Basis dieses Interpretationsschemas. [375] Dabei kann das *Datenmaterial* auf unterschiedliche Weise gewonnen werden: einerseits durch Beobachtung des äußerlich zugänglichen Verhaltens

des Patienten, andererseits durch systematische Verarbeitung der Angaben, mit denen der "Patient" seine subjektive Welt schildert. Äusserlich beobachtbar (selbstverständlich nur auf der emischen Ebene) sind sämtliche Aspekte des manifesten Verhaltens (Körperausdruck wie Sprachausdruck); ein allbekanntes Beispiel eines objektiv beobachteten und psychoanalytisch gedeuteten Faktums bildet etwa der "Freud-sche Versprecher" (Freud, 1941). Von zentralem Stellenwert für die Psychoanalyse sind dagegen die Informationen, die der "Patient" über seine subjektive Welt liefert; zwei prominente Verfahren derartiger Datenerhebung und -deutung sind 1) die Methode der freien Assoziation und 2) die Traumdeutung. (Freud, 1972) Beiden Methoden liegt die Annahme zugrunde, dass der "Patient" nur Zugang zur Oberfläche, nicht aber zu den Tiefen seiner Seele hat – diese zu ergründen ist Aufgabe des professionellen Experten. Bei der ersten Verfahrensart assoziiert der "Patient" in ungezwungener Form verschiedenste Erlebniserinnerungen, die ihm einfallen; der Analytiker versucht dann, die scheinbar unzusammenhängenden bis chaotischen Erlebnisberichte zu Mustern zu gruppieren, was ihm den Zugang zu den dahinter liegenden seelischen Tiefenstrukturen eröffnet. Genau das gleiche Prinzip gilt für die Traumanalyse. Träume vollziehen sich im Vorbewussten; das Vorbewusste ist Teil des Ichs und unterscheidet sich vom Unbewussten dadurch, dass es erinnert werden kann. Das Unbewusste dagegen, das Es, ist dem Ich unzugänglich; im Traum hingegen übermittelt es dem Ich verschlüsselte Botschaften: Hinter den "manifesten Traumgehalten" (des Vorbewussten) steht der "latente Traumgedanken" (des Es). Die "Traumarbeit", welche latente in manifeste Inhalte transformiert, gehorcht dabei den "Gesetzen des Unbewussten": "Die Traumarbeit ist ... im Wesentlichen ein Fall von unbewusster Bearbeitung vorbewusster Gedankengänge." (Freud, 1972: 26) Die Vorgänge im Es, im Unbewussten, gehorchen den Gesetzen des Unbewussten und heissen "Primärvorgang"; die Abläufe im Ich, im Vorbewussten, stellen den "Sekundärvorgang" dar. Aufgabe des Analytikers ist es nun, mittels der Traumdeutung den Vorgang der Traumarbeit entschlüsseln und den latenten Traumgedanken – die Botschaft des Unbewussten – offenzulegen. Der Psychoanalytiker hat aufgrund seiner Erfahrung und seines beruflichen Fachwissens eine gegenüber dem Patienten überlegene Kompetenz hinter die vordergründigen Oberflächeninhalte von Träumen und andern Erlebnissen zu blicken und [376] Psychosen wie deren verursachenden Schlüsselerlebnisse (meistens) der Frühkindheit zu erkennen; die aufgewiesene Erkenntnis und evtl. ein nochmaliges Durchleben des ursächlichen Erlebnisses sollen die Heilung der Psychose ermöglichen.

(3) Parsons konvertierte von der ökonomischen Theorie rationalen Handelns zur Konzeption der Psychoanalyse, weil diese 1) ein rationales Verstehen non-rationalen (und irrationalen) Verhaltens ermögliche und 2) die Internalisierung kultureller Objektbeziehungen, m.a.W. die soziale Genese von Weil-Motiven aufweise; damit schien ein Weg gefunden, die subjektiven psychischen Mechanismen auf objektive Weise zu untersuchen. Schütz konzentriert sich demgegenüber mit seinem Postulat der subjektiven Perspektive aufs Rasonieren des Handlungssubjektes. Dies steht in engem Zusammenhang mit der These, dass die Verstehende Soziologie nach Schütz (und Weber) aus Evidenzgründen rationale Handlungstypen bevorzugen soll – *irrationaler oder affektiver Verhaltensweisen* werden als Abweichung vom rationalen Handlungstypus erfasst. Nun ist zweckrationales Handeln gerade durch rasonieren-

des Entwerfen und Entscheiden charakterisiert, irrationales bzw. affektuelles Handeln dagegen durch deren Absenz. Daraus ergibt sich das konzeptuelle Problem, ob man überhaupt von irrationalen "Handeln" sprechen kann oder ob es nur irrationales "Verhalten" gibt. Schütz bleibt diesbezüglich widersprüchlich: Einerseits hält er an Webers Begriff des "affektuellen Handelns" fest (Schütz, 1971Aa: 32, Fn.1), andererseits definiert er "Handeln" durch sein Um-zu-Motiv, also seine Entworfenheit. Da ein Handeln umso mehr rationale Elemente aufweist, je expliziter es entworfen ist, muss Irrationalität demnach vornehmlich auf "Verhalten" bezogen werden; Verhalten kann aber nicht durch ein Modell typischer Um-zu-Motive, sondern lediglich über seine Weil-Motive erklärt werden. Diese Schlussfolgerung wird bestärkt durch Schütz' beiläufige Bemerkung, dass die Wissenschaft "rationale Modelle irrationalen Verhaltens" zu konstruieren vermöge, wie ein Blick in jedes beliebige Lehrbuch der Psychiatrie zeige. (Schütz, 1971Aa: 50) Mit diesem Verweis legt er aber gleichzeitig nahe, dass das Postulat der subjektiven Perspektive nicht auf irrationales Verhalten bezogen werden kann.

Nun darf aber auch in Bezug auf menschliche "Handlungen" analog argumentiert werden, dass wohl das involvierte Rasonieren des Handlungssubjekts, also die Um-zu-Motive, in subjektiver Perspektive erfasst werden müssen – warum aber die Erfassung der Weil-Motive sich an [377] die Konstruktionen des – innehaltend reflektierenden – Handelnden anschliessen sollen, will nicht einleuchten. In seinen *Erörterungen* des Um-zu- und des Weil-Motivs legt tatsächlich – in Abweichung von anderslautenden Formulierungen – auch Schütz nahe, die Um-zu-Motive der subjektiven Perspektive und die Weil-Motive der objektiven Perspektive zu überantworten:

"Subjektiv verweist [das Motiv] auf die Erfahrung des in seinem ablaufenden Handlungsprozess lebenden Handelnden. Für ihn bedeutet Motiv das, was er tatsächlich sinngebend in seinem ablaufenden Handeln im Blick hat, und das ist immer ein Um-zu-Motiv, also die Absicht, einen entworfenen Zustand hervorzubringen, ein vorentworfenes Ziel zu erreichen. Solange der Handelnde in seinem Handlungsablauf lebt, hat er dessen Weil-Motive nicht im Auge. Nur wenn das Handeln ausgeführt worden ist, oder in unserer Terminologie, wenn es zur Handlung geworden ist, kann der Handelnde als Beobachter seiner selbst auf sein vergangenes Handeln zurückblicken und untersuchen, welche Umstände ihn bestimmten, so zu handeln, wie er gehandelt hat." (Schütz, 1971Ac: 81)

Das Um-zu-Motiv eines Raubmörders ist beispielsweise, rasch zu viel Geld zu kommen; das Weil-Motiv sind die Umstände, die ihn zu dieser Tat motivierten. Der Handelnde, solange er in seinem Entwerfen und Handeln lebt, hat lediglich das Um-zu-Motiv im Auge und fühlt sich allein durch das angestrebte Handlungsziel motiviert. Erst wenn er in seinem Handeln innehält und zum Beobachter seiner abgelaufenen Handlungen wird, gelingt es ihm, die Weil-Motive seines Handelns zu erfassen. Das Um-zu-Motiv ist daher eine subjektive, das Weil-Motiv eine objektive Kategorie. Nach Schütz ist nun das Um-zu-Motiv dem Beobachter nur zugänglich, wenn er nach dem Sinn fragt, den der Handelnde seinem Handeln gibt; das Weil-Motiv kann der Beobachter jedoch von der abgelaufenen Handlung her rekonstruieren, "das heisst, von dem Zustand her, der durch das Handeln des Handelnden in der äusseren Welt geschaffen wurde" (Schütz, 1971Ac: 82). Hier tritt die bereits erwähnte (dritte) Ambiguität im Reden von der subjektiven Perspektive zutage: Sowohl das Um-zu-

wie das Weil-Motiv kann offenbar durch den Handelnden, also in der subjektiven Perspektive, gedeutet werden; im Gegensatz zum Um-zu-Motiv ist aber das Weil-Motiv auch dem Beobachter zugänglich. Im Gegensatz zum Um-zu-Motiv, muss der Beobachter infolgedessen beim Weil-Motiv nicht auf den Sinn zurückfragen, den dieses für den Handelnden hat. Wenn nun Schütz so viel Nachdruck auf die strenge Scheidung von subjektiver und objektiver Perspektive legt und postuliert, dass eine Handlungstheorie der subjektiven Perspektive [378] des Handelnden adäquat sein müsse, so kann nur gefolgert werden, dass er mit 'subjektiver Perspektive' lediglich die Um-zu-Motive des Handelns meint.

Die *Psychoanalyse* befasst sich indessen mit den *Weil-Motiven* des Handelns; sie findet z.B. bestimmte frühkindliche Erlebnisse, welche den Raubmörder zu seiner Tat verleitet haben. Bezüglich des Verhältnisses von Um-zu- und Weil-Motiven sieht Schütz, dass hier auf wissenschaftlicher Ebene die uralte metaphysische Streitfrage wiederkehrt, "die zwischen Deterministen und Indeterministen über das Problem der Willensfreiheit und des 'librum arbitrium' entstanden war" (Schütz, 1971Ac: 83) – er lässt sich aber nicht weiter drauf ein. Sie kann allerdings dem Richter Kopfzerbrechen bereiten, wenn er abwägen muss, ob er den Täter entsprechend dem Um-zu-Motiv voll verantwortlich halten oder ob und inwieweit er Weil-Motive, wie z.B. unglückliche Sozialisationsbedingungen, für seine Urteilsbildung mitberücksichtigen soll. Methodologisch brisant ist nun die *Frage wie Weil-Motive und Um-zu-Motive zueinander in Beziehung gesetzt* werden; kann der Alltagshandelnde oder der Richter pragmatisch motivierte ad hoc-Entscheide fällen, so bedarf die wissenschaftliche Kausalitätszuschreibung einer methodologisch reflektierten Grundlage. Diese zu schaffen, ist ja gerade das Ziel der phänomenologischen "Motivtheorie", welche ex definitione der Ebene der Seinsgeltungen enthoben ist – die Kausalitätszumessung dagegen ist ein lebensweltliches Geschäft, das dem Konstrukteur materialer wissenschaftlicher Motivationsmodelle obliegt.²⁴ Was nun diese methodologische Grundlage betrifft, so mutet Schütz' Darlegung merkwürdig an, die Rekonstruktion der Weil-Motive sei einem Beobachter aufgrund der beobachteten abgelaufenen Handlung möglich. Hat jemand einen Raubmord begangen, so sollen demnach die Weil-Motive von dieser Handlung her rekonstruiert werden können. Doch wenn Schütz so emphatisch betont, dass die Abgrenzung der Akteinheit nur dem Handelnden selbst bekannt sei und man also auf seine Intention zurückfragen müsse, so ist es nur konsequent, dies auch für die abgelaufene Handlung [379] geltend zu machen. Wenn wir also nach den Weil-Motiven fragen, so müssen wir zuerst das entscheidende Um-zu-Motiv adäquat eruieren; die Handlung kann beispielsweise in einem übergeordneten Sinnzusammenhang gestanden haben, also nur Teil eines übergreifenden Planes gewesen sein – jede Erklärung der Weil-Motive scheint zu kurz zu greifen, wenn sie diese umfassenderen Ziele nicht in Rechnung stellt. Ebenso wichtig ist es zu wissen, ob die in Frage stehende Handlung ihrerseits in vollem Umfange projektiert war; so ist in der Rechtsprechung z.B. entscheidend, ob ein Tötungsdelikt "fahrlässig" oder "vorsätzlich" (also geplant) begangen wurde, ob es sich also um "Totschlag" oder um "Mord"

²⁴ Dies wurde von vielen Kritikern Schütz' missverstanden. Bernstein (1978: 161 ff.) beispielsweise wendet es zu einem Hauptargument gegen Schütz, dass er keine Kriterien dafür liefere, zwischen "genuinen" und "pseudo"-Motiven zu unterscheiden. Die Phänomenologie überlässt dies aber gerade dem Sozialwissenschaftler.

handelt. Auch die objektiven Weil-Motive müssen daher auf subjektive Um-zu-Motive bezogen werden. Dies gilt lediglich dort nicht, wo – wie bereits dargelegt – die beobachtbaren Handlungen nicht in übergreifende subjektive Zielzusammenhänge eingestellt oder diese für die verfolgte Fragestellung irrelevant sind.

In der Psychoanalyse ist die Relevanz subjektiver Um-zu-Zusammenhänge unumstritten – sie bilden auch einen wesentlichen Bestandteil der Schilderungen des "Patienten". Die Psychoanalyse versucht, die subjektive Welt einer Person in unmittelbarer Kommunikation mit ihr zu erschliessen – sie ist daher eine explizit hermeneutische Wissenschaft. Andererseits nimmt sie die subjektiven Sinnzusammenhänge nicht zu ihrem Nennwert, sondern analysiert sie aufgrund eines Deutungsschemas auf den "dahinter" liegenden "eentlichen" Sinn – daher wird sie oft auch eine *"tieferhermeneutische" Wissenschaft* genannt. Dabei operiert sie mit einer eigentümlichen Diskrepanz: Einerseits spricht sie dem "Patienten" die Kompetenz zu, seine subjektive Erlebniswelt retrospektiv zu verbalisieren und adäquat wiederzugeben; andererseits spricht sie ihm aber die Kompetenz ab, den "wahren" Sinnzusammenhang dieser Erlebniswelt, insbesondere die bedingenden Weil-Motive adäquat zu erkennen. Eine methodologische Kernfrage ist daher, nach welchen Kriterien der Überlegenheitsanspruch psychoanalytischer Deutungen gegenüber der Selbstdeutung des Handelnden begründet werden kann, wonach sich m.a.W. ihre Objektivität bemisst. [380]

3.3.2.2. Der Objektivitätsanspruch psychoanalytischer Deutungen

Freud hat sich nur marginal mit wissenschaftstheoretischen Fragen befasst. Zwar war er sich des verstehenden Zugangs zu seinem Objektbereich bewusst, doch nicht in allen seinen methodologischen Konsequenzen. Er verstand – als Arzt – Psychoanalyse als einen 'erklärenden' Ansatz im naturwissenschaftlichen Sinne: Psychische Störungen werden erklärt als Wirkung eines ursächlichen Erlebnisses, welches sich in der Kindheit ereignet hat, ins Unbewusste abgeglitten ist und von dort aus ins Bewusstsein wirkt. (Diemer, 1977: 96) Das Datenmaterial besteht zwar vorwiegend aus Angaben des "Patienten", seine Verarbeitung erfolgt aber mittels einer der objektiven Perspektive verpflichteten Begrifflichkeit, und Diagnosen werden über den Kopf des Patienten hinweg vollzogen. Freud versucht denn auch, selbst pathologische Anzeichen anhand objektiv-gültiger Kriterien festzustellen; so sind neurotisch verzerrte Lebensäußerungen folgendermassen gekennzeichnet: 1) auf der Ebene sprachlicher Symbole durch die Anwendung von Regeln, die vom Regelsystem der öffentlichen Sprache abweichen; 2) auf der Ebene des Verhaltens durch Rigidität und Wiederholungszwang (stereotype Verhaltensmuster und Inflexibilität); 3) auf der Ebene der Kommunikation durch die Diskrepanz zwischen sprachlicher Symbolik, Handlungen und begleitenden Expressionen. (Habermas, 1971b: 135) Das Besondere an tieferhermeneutischen Deutungen ist dabei, dass sie erstens auf einem Pathologiebegriff beruhen, der stets an den gesellschaftlichen Konsens gebunden bleibt, und dass sie – und damit auch das dahinter stehende theoretische Modell – zweitens nur indirekt validiert werden können, nämlich aufgrund beobachtbarer, insbesondere aber auch geschilderter Änderungen der Verhaltens- und Erlebnisweise des "Patienten". Indem die Übernahme der "objektiven" Deutung des Psychoanalytikers durch den "Patienten" die Voraussetzung des Heilungserfolges bildet, kann man nun aber auch argumentieren, die Psychoanalyse sei eine "säkulare Konversion" (Burke, 1954),

vergleichbar etwa der religiösen Konversion der "born-again Christians" im heutigen Amerika. – *Im Folgenden* soll 1) zunächst die Relevanz der mit dem, psychoanalytischen Objektivitätsanspruch verbundenen wissenschaftstheoretischen Implikationen aufgezeigt werden, was zu einem kurzen Exkurs zur Gadamer-Habermas-Debatte einlädt; darauf gilt es 2) zu prüfen, ob sich Kriterien finden lassen, anhand derer der Geltungsanspruch [381] psychoanalytischer Deutungen beurteilt werden kann; da dies nur bedingt möglich ist, muss 3) die objektive Perspektive durch eine Restitution des Subjekts (bzw. der Subjektivität) korrigiert werden.

(1) Wie tiefgreifend die mit dem psychoanalytischen Objektivitätsanspruch verbundenen wissenschaftstheoretischen Implikationen sind, veranschaulicht die *Debatte zwischen Gadamer und Habermas über den Universalitätsanspruch der Hermeneutik*. Beide sind sich einig, dass jedes szientifische Theoriesystem hermeneutisch auf seine lebensweltlichen Grundlagen reflektiert werden kann und muss. (Gadamer, 1971; Habermas, 1971a+b) Gadamer ontologisiert dabei die philosophische Hermeneutik und leitet aus der Vorurteilsstruktur des Verstehens eine Rehabilitierung des Vorurteils und damit von Tradition und Autorität ab. Habermas pocht demgegenüber unter Rückgriff auf die theoretischen Annahmen der Psychoanalyse auf die Kraft der Vernunft und damit der Kritik. Dazu benützt er Alfred Lorenzers (1970) sprachanalytische Konzeption von Psychoanalyse als Grundparadigma. Lorenzer begreift die Bildung pathologischer Symptome als Vorgang der Desymbolisierung, welcher in der Abwehr eines unerträglichen Konfliktes stattfindet, den das Kind erleidet. Durch die Rekonstruktion der Originalszene – die im Akt der Selbstreflexion des Klienten beglaubigt werden muss –, soll der unverständliche Sinn symptomatischer Äusserungen aufgeklärt und durch Resymbolisierung wieder in die intersubjektive Kommunikation eingebracht werden. Dieses "szenische Verstehen", wie es Lorenzer nennt, unterscheidet sich vom einfachen hermeneutischen Sinnverstehen durch seine explanatorische Kraft: Das Was lässt sich nicht verstehen, wenn nicht gleichzeitig sein Warum erklärt werden kann. Szenisches Verstehen setzt also eine Theorie der Entstehung von Ich-, Es und Über-Ich-Strukturen voraus. Habermas zufolge entspricht dies nun auf soziologischer Ebene einer Theorie des Erwerbs von Grundqualifikationen des Rollenshandelns, welche in analoger Weise Deformationen umgangssprachlicher Kommunikation auf gesellschaftlicher Ebene erklärt. Beide Theorien sind Teile einer *Metahermeneutik* und können in einer *Theorie der kommunikativen Kompetenz* verbunden werden. Wie der Psychologe durch *Psychoanalyse* desymbolisierte neurotische Symptome diagnostiziert, zeigt der Soziologe durch *Ideologiekritik* kommunikationsverzerrende repressive Gewaltverhältnisse auf; beide verfolgen ein emanzipatorisches Interesse und bieten theoretische Hilfe [382] zur praktischen Selbsthilfe an (verwirklichen also den Verbund von Theorie und Praxis). (Habermas, 1971b) Eine solche Theorie der kommunikativen Kompetenz soll schliesslich gar ermöglichen, die Bedingungen zu klären, unter denen Normen im rationalen Diskurs begründet werden können. (Habermas, 1971c) Damit ist denn Gadamers Rekurs auf das Vorurteil sprachlicher Überlieferung die Kraft der Vernunft – und damit das Erbe der Aufklärung – entgegengestellt. (Habermas, 1971a)

Eine Theorie kommunikativer Kompetenz, welche auf psychischer wie auf sozialer Ebene das Auge für Pathologien öffnen soll, ist unabwendbar mit lebensweltli-

chen Wertsyndromen konfrontiert. Gadamer (1971: 81 f.) ist daher zuzustimmen, dass die emanzipatorische Kraft solcher Reflexion stets am gesellschaftlichen Bewusstsein ihre Grenze findet. Zudem bleibt Habermas' Analogieschluss von der psychologischen auf die soziologische Ebene fragwürdig. In seiner Konzeption setzt die Diagnose und Erklärung sowohl von Psycho- wie von Sozialpathologien einen Vorbegriff unverzerrter umgangssprachlicher Kommunikation voraus; die Analogie zwischen Persönlichkeitsstrukturen und Grundqualifikationen des Rollenhandelns ist aber schwerlich stimmig. Kriterien zu finden, anhand derer *Sozialpathologien* zuverlässig aufgewiesen werden können, ist jedenfalls schwierig; wenn Habermas die Auflösung allen Herrschaftszwangs als Argumentationsfolie benutzt, steht dem beispielsweise Dahrendorfs (1967: Kap. 1-3) keineswegs nur ideologische These gegenüber, dass soziale Ordnung nur durch sanktionierte Normen möglich sei, was stets (eine Art von) Herrschaft impliziere. Freuds Kriterien für *Psychopathologien* sind demgegenüber fassbarer. Gadamer bindet jedoch auch diese an den sozialen Kontext: Wenn der Psychoanalytiker "dieselbe Reflexion dort ausübt, wo er nicht als Arzt dazu legitimiert ist, sondern wo er selber sozialer Spielpartner ist, fällt er aus seiner sozialen Rolle. Wer seine Spielpartner auf etwas jenseits ihrer Liegendes hin 'durchschaut', d.h. das nicht ernst nimmt, was sie spielen, ist ein Spielverderber, dem man aus dem Wege geht." (Gadamer, 1971: 81) Hier scheint die enge Verquickung von Deutungen bzw. Erklärungen und Erkenntnisinteresse auf: Nur jenem ist eine psychoanalytische Deutung willkommen, der auch nach Selbsterkenntnis und -verwirklichung strebt; jeder andere fühlt sich durch ein solches Ansinnen – besonders wegen des pathologischen Beigeschmacks – vor den Kopf gestossen. Nun sind zwar Akzept oder Negation durch die [383] betroffenen gesellschaftlichen Handlungssubjekte wohl politisch relevant, sagen aber noch nichts aus über die *Gültigkeit* einer Deutung; wenn objektive Kriterien für die Messung pathologischer Lebensäußerungen und ihrer Veränderung angegeben werden können, darf eine Deutung auch über die Köpfe der Betroffenen hinweg Geltung beanspruchen.

(2) Freuds *Kriterien* neurotisch verzerrter Lebensäußerungen implizieren einen Pathologiebegriff, der nicht anders als kulturspezifisch definiert werden kann. Bezüglich schwerwiegender pathologischer Fälle mag zwar i.d.R. ein kultureller Konsens zustande kommen; bei geringfügigeren Diskrepanzen zum gesellschaftlichen "Normalfall" dagegen werden diese Kriterien – besonders die Bestimmung abweichender Sprachregeln und die Beurteilung von Rigidität und Inflexibilität im Verhalten – zunehmend diffus und bestreitbar. In neuerer Zeit zeigen sich aber vehement expandierende Ansätze zur Entwicklung besser verobjektivierbarer Indizien, welche selbst subtil-pathologische Erscheinungen – also solche jenseits des gesellschaftlich sanktionierten Pathologiebegriffs – erkennen lassen. Sie interessieren hier nicht nur, weil sie neu und vielversprechend sind, sondern weil sie sich auch auf jene Dimension menschlicher Existenz beziehen, die Schütz vernachlässigt hat: die *Leiblichkeit*²⁵. Es

²⁵ Zwar hat gerade Husserl die Cartesianische Trennung von Seele und Leib im Konzept der psycho-physischen Einheit des Menschen überwunden; sie bleibt implizite Grundlage auch der Schützischen Analysen. Schütz – wie auf weite Strecken auch Husserl – konzentriert sich dagegen lediglich auf den *Bewusstseinsaspekt* menschlicher Wahrnehmung und Kognition; Sinnlichkeit ist aber eine somatische Erfahrung und darf nicht auf eine gleichsam rational konzipierte Sinnhaftigkeit reduziert werden. (Vgl. Abschn. III 1.2.2.)

seien hier v.a. drei solcher Kriterien genannt: 1) chronische Muskelspannungen, 2) Inkohärenz von Sprachausdruck und Körperausdruck und 3) psychosomatische Symptome.

Während in verschiedensten Praktiken und Redewendungen des Alltagslebens Körper und Seele bzw. Körper und Geist als Einheit wahrgenommen werden, hat die Cartesianische Trennung von Körper und Bewusstsein die Arbeitsteilung der Wissenschaften nachhaltig bestimmt; so gibt es Disziplinen, welche den physischen Aspekt untersuchen (Biologie, Anthropologie) und solche, welche den psychischen bzw. geistigen [384] Aspekt zum Gegenstand machen (Psychologie, Geisteswissenschaften) – eine Aufspaltung, die bis heute andauert hat. Auch die Psychoanalyse machte diese Arbeitsteilung mit: Der *Zusammenhang von Psyche und Körper* musste erst wiederentdeckt werden. Es war Wilhelm Reich, der dies mit dem nachhaltigsten Einfluss getan hat.²⁶ Reich (1975) beobachtete, dass traumatische Erlebnisse ihre Spuren im Körper hinterlassen. Die resultierenden chronischen Muskelspannungen bilden einen "*Muskelpanzer*", welcher dazu dient, ihn vor schmerzlichen und bedrohlichen emotionalen Erlebnissen zu schützen; dabei schirmt er sie sowohl vor gefährlichen Impulsen der eigenen Persönlichkeit wie auch vor Angriffen von aussen ab. Chronische Muskelspannungen nun können objektiv festgestellt werden und bilden ein geeignetes Kriterium, Gefühlsblockaden des alter ego von aussen zu erkennen. Selbstverständlich kann von aussen nur das Dass, nicht aber das Was beobachtet werden; wenn also auch jede psychische Verspannung eine körperliche Verkrampfung mit sich zieht, bietet letztere keinen Schlüssel zum besonderen Inhalt des psychischen Erlebniszusammenhangs. Trotzdem kann anhand dieses Kriteriums ein "Patient" auf psychische Bereiche aufmerksam gemacht werden, die er konsequent aus seinem Bewusstsein verdrängte; die Verbindung von Körper und psychischen Gehalten wird für ihn evident, sobald er sich auf die Arbeit mit seinen körperlichen Spannungen einlässt. Bereits Reich hat Techniken in Form von Körperübungen entwickelt, welche an den chronischen Körperverspannungen ansetzen und damit erlauben, mit traumatischen Erlebnissen verbundene Gefühlsblöcke aufzuschliessen und zu lösen – eine therapeutische Kunst, die Alexander Lowen (1975) zur "Bioenergetik" ausgebaut hat. Auch die Praktiker psychologisch sensibilisierter Massagen bzw. "Körperbehandlungen" (body work) sind durchaus in der Lage, das Erscheinungsbild eines Körpers zu lesen und daraus, vertieft durch die praktische Arbeit an den einzelnen Körperzonen, die wesentlichen Grundkonstituenten einer Persönlichkeit zu erkennen.²⁷ Beobachtungen werden selbst- [385] verständlich erheblich vertieft durch feedbacks des Klienten, denn nur in der subjektiven Perspektive ist der mit den körperlich manifestierten Gefühlsblockaden verbundene Erlebniszusammenhang erfassbar. Trotzdem ist es aber dem geschulten Auge möglich, über die Beobachtung körperlicher Verspannungen die *Existenz* emotionaler Blöcke zu erkennen, die der Beobachtete möglicherweise selbst nicht wahrnimmt (bzw. nicht wahrhaben will).

²⁶ Ruth Cohn (1978: 11 ff.) unterstreicht auch die Bedeutung Elsa Gindlers u.a., die sich nie publizistisch an die Öffentlichkeit wandten.

²⁷ Beispiele solcher Körperbehandlungstechniken sind die "Träger Body Work" von Milton Träger (Honolulu, Hawaii; Träger Institute in Mill Valley, California), die "Deep Tissue Massage" des Esalen Institutes (Big Sur, California) und die Technik der "Lomi School (Mill Valley, California).

Ein zweites Kriterium ist die *Kohärenz bzw. Inkohärenz von Sprachausdruck und Körperausdruck*. Während die Sprache restlos aus Symbolen besteht, hat der Ausdruck des Körpers teils Zeichen- (z.B. Grussgesten), teils Anzeichencharakter (z.B. Erröten). Obwohl körperliche Anzeichen nicht kodiert sind, interpretieren wir sie im Alltag mit relativ grosser Treffsicherheit: Wir erkennen am Körperausdruck, wenn jemand zornig oder verlegen, stolz oder niedergeschlagen ist. Auf körperliche Anzeichen rekurrieren wir, um den Wahrheitsgehalt sprachlicher Aussagen zu überprüfen; denn was man sagt, kriegt man – obwohl auch hier zuweilen Ausrutscher (Versprecher) passieren – leichter unter Kontrolle als was der eigene Körper kundgibt. Versichert uns jemand, er sei glücklich, sagt dies aber mit matter Stimme, eingefallenen Schultern und gerunzelter Stirn, so folgern wir wohl, dass da etwas krumm ist. Lügt er? Warum? Verschweigt er ein stilles Leiden? Weshalb? Solche Interpretationen gelingen uns umso genauer, je spezifischer unser Vorwissen von der betreffenden Person ist. Wollen wir umgekehrt ändern etwas vorspielen – im Stil von Goffmans (1959) "impression management" – so muss eine möglichst grosse Kohärenz von Sprach- und Körperausdruck bewerkstelligt werden, damit uns die körperlichen Anzeichen nicht entlarven. Goffmans Vorschlag, das Alltagsleben als Theater zu verstehen und für die soziologische Analyse einen dramaturgischen Ansatz zu wählen, ist zwar etwas pointiert, aber nicht absurd. Berufsschauspieler lernen im Rahmen ihrer Ausbildung sehr eingehend körperliches und sprachliches Verhalten bewusst aufeinander abzustimmen; denn obwohl der Durchschnittszuschauer diese Zusammenhänge i.d.R. nicht explizieren kann, würde er unbewusst allfällige Inkohärenzen aufgrund seiner im Alltag entwickelten Kommunikationskompetenz wahrnehmen – "irgendetwas" stimmt dann einfach nicht. Wie dem Alltagshandelnden, gibt nun der Kohärenzgrad von Sprach- und Körperausdruck auch dem Psychotherapeuten wertvollen Aufschluss auf [386] hinter dem Gesagten Liegendes; Psychotherapeuten dürften dabei wie Schauspieler etwas besser sensibilisiert sein – man will es jedenfalls hoffen – und dieses Kriterium bewusster in Rechnung stellen.

Ein drittes Kriterium sind *psychosomatische Krankheitssymptome*; darauf will ich nicht mehr näher eintreten. – Bezeichnend für sämtliche drei Kriterien ist, dass sie alle im Alltagsleben angewendet werden, wissenschaftlich aber noch höchst dürftig erforscht sind. Wir wissen aus leiblicher Erfahrung, dass man zuweilen "den Ärger runterschluckt", einem etwas "auf dem Magen liegt", "das Blut zum Kochen bringt", "die Galle hochkommt", man mit "unterdrückter", "stotternder" oder "zitternder Stimme" spricht, die "Zähne zusammenbeisst", "den Blick zu Boden senkt", "erleichtert aufatmet", mit "stolz erhobenem Haupt" und "herausgestellter Brust" davonschreitet, "in Liebe erblüht". In all diesen Redewendungen drückt sich die Erkenntnis aus, dass Körper und Psyche eine Einheit bilden; psychische Gemütszustände können daher, auch wenn sie nicht in einem symbolischen Kommunikationsmedium ausgedrückt werden, an den Anzeichen des Körpers abgelesen werden. Dass die Wissenschaft diesen Problemkreis bis anhin derart vernachlässigt hat, hängt mit der beschriebenen Arbeitsteilung zusammen, welche auf dem Cartesianischen Dualismus Körper-Seele fusst. So hat sich die etablierte Medizin entschlossen, lediglich den physischen Aspekt von Krankheiten zu untersuchen; die Psychologie andererseits hat sich auf die Untersuchung der Psyche eingeschränkt. Soweit die psychotherapeutischen Theorien sich mit der *Beziehung Körper-Psyche* befassen, geschah dies meist un-

ter pragmatischen, anwendungsorientierten und weniger unter theoretisch-systematischen Gesichtspunkten – die Psychosomatik bleibt daher ein nach wie vor offenes, wenn zweifellos auch schwieriges Forschungsfeld. Ferner sei festgehalten, dass sich die Arbeitsteilung in Bezug auf Körper und Psyche nicht nur auf Medizin/Biologie und Psychologie erstreckt, sondern auch die andern Sozialwissenschaften betrifft: So haben auch sozialpsychologische und soziologische Kommunikationstheorien den *sinnlich-ästhetischen Aspekt zwischenmenschlicher Kommunikation* bis in jüngster Zeit übergangen; soweit sie extraverbale Aspekte überhaupt berücksichtigten, handelte es sich i.d.R. um den völlig gegenstands inadäquaten Versuch, Mimik, Gestik, Körperhaltung usw. in kontextunabhängige Zeichen aufzuteilen [387] begreifen. (Argyle, 1969: Kap.3)²⁸ Auch hier liegt noch ein weites Forschungsfeld offen.

Was leisten nun diese "objektiven" leiblichen Kriterien? Sie ermöglichen einerseits sicher, und zwar mit steigender Erforschung in zunehmendem Masse, eine Diagnose des emotionalen Gesamtbildes einer Person in objektiver Perspektive; sie erlauben damit, Persönlichkeitsaspekte einer Person zu erfassen, welche dieser möglicherweise unbewusst sind und die einen geeigneten Leitfaden darstellen, im Verborgenen wirkende Weil-Motive zu eruieren. Andererseits gestatten die körperlichen Kriterien keine unmittelbare Identifikation dieser Weil-Motive, sondern lassen nur allgemeine Grundzüge erkennen – die Bestimmung der spezifischen Inhalte bedarf der kommunikativen Datenerhebung mit dem betreffenden Subjekt. Können nun aber solche körperlichen Kriterien einen Objektivitätsanspruch der Psychoanalyse begründen, oder handelt es sich bei der Psychoanalyse nicht einfach um eine "säkulare Konversion", wie Burke (1954) behauptet? Wirft man einen prüfenden Blick auf psychotherapeutische Gruppen oder Kurszentren, so kann man nicht übersehen, dass diese eigene Subkulturen mit eigenen Werten und einer eigenen Sprache bilden²⁹; darin sind sie religiösen Sekten durchaus vergleichbar. Es gilt nun aber zu unterscheiden zwischen der therapeutischen Praxis und den theoretischen Grundlagen. Die psychotherapeutische Praxis verfolgt (in Habermas' Terminologie) ein "emanzipatorisches Interesse" und zielt auf das persönliche Wachstum des "Patienten", verstanden als Befreiung von inneren (neurotischen) Zwängen. Gadamer ist zuzustimmen, dass sich dieses emanzipatorische Interesse wie auch alle übrigen damit zusammenhängenden subkulturellen Elemente nicht problemlos auf andere Lebensbereiche transferieren lassen; die Bekehrung einer Person zum Ziel persönlichen Wachstums über eine psychotherapeutische Katharsis mag man also wohl als "säkulare Konversion" bezeichnen. Die Erkenntnis dagegen, dass ein direkter Zusammenhang zwischen bestimmten körperlichen Symptomen und bestimmten psychischen Erscheinungen besteht, hat nichts mit einer solchen Konversion [388] zu tun, sondern ist in praktischer Erfahrung erhärtetes Wissen, das losgelöst von der therapeutischen Subkultur und ihren Wertprämissen festgestellt (und weiter entwickelt) werden kann. Der Zusammenhang zwischen Körper und Psyche kann in vielen Bereichen bereits derart stichhaltig nachgewiesen werden, dass ihn selbst Militärs anerkennen müssen; trotzdem mögen sie der Ansicht sein, die heutige "Verweichlichung" der jungen Menschen fördere den Untergang des

²⁸ Vgl. dazu den situativen Ansatz der Ethnomethodologie bzw. der Conversation Analysis (Abschn. IV 2.)

²⁹ Für eine auflockernde Schilderung der Atmosphäre am Esalen-Institut (Big Sur, California) siehe Hohler (1982).

schen fördere den Untergang des Abendlandes, denn es gelte im Leben "Verantwortung" zu tragen, auf die Zähne zu beißen und gegen Widerstände anzukämpfen – gewisse psychische Verkrampfungen seien daher notwendig ("heilsam"). Akzeptiert man hingegen eine therapeutische Zielsetzung, so liefert die Kenntnis des Zusammenhangs zwischen Körper und Psyche Kriterien, den "Heilerfolg" einigermaßen zu messen und damit die therapeutischen Methoden und die zugrundeliegenden theoretischen Vorstellungen indirekt zu validieren. Leibliche Kriterien liefern damit auch einen Vergleichsmaßstab, ob nun das Christentum oder der Buddhismus oder bestimmte Psychotherapien mehr (körperlich manifeste) psychische Verkrampfungen zu lösen vermögen; sie können aber nicht das Ziel begründen, es gelte im Leben solche psychischen Verkrampfungen zu lösen, erlauben also keineswegs, die verschiedenen Lebenswege weltanschaulich zu werten.³⁰

(3) Die Psychoanalyse gewinnt ihre Daten einerseits in der objektiven Perspektive, andererseits in der subjektiven Perspektive. Objektive Daten, wie die angeführten körperlichen Symptome, können durchaus die subjektive Perspektive der analysierten Person übersteigen und Aufschluss über verborgene Sachverhalte erlauben, die ihr selbst nicht bewusst sind. Logischerweise dürfen denn auch die entsprechenden wissenschaftlichen Konzepte in der objektiven Perspektive gefasst werden. Andererseits bleibt trotz allem die subjektive Information des "Patienten" die entscheidende Datenquelle jeder Analyse. Entgegen Schütz' Devise, dass diese in der subjektiven Perspektive, also mittels subjektiven Begriffen analysiert werden müssen, transponiert die Psychoanalyse subjektive Daten in die objektive Perspektive; wenn Schütz aber [389] recht hat, dass sich Bedeutungen beim Übergang von der subjektiven zur objektiven Perspektive (et vice versa) radikal verändern, stellt sich die Frage, wie sich das *Verhältnis von subjektiver und objektiver Perspektive in der Psychoanalyse* gestaltet.

Betrachtet man die Geschichte der Psychoanalyse, so zeigt sich die Tendenz, die Phänomenalität psychischen Innenlebens zunehmend ihrer Eigenständigkeit zu berauben, indem das Auslegungs- und Erklärungsschema völlig dominant und die gedeuteten Phänomene immer mehr zu interpretativ einverleibten Bestätigungsfällen der Theorie wurden. Erinnert sei beispielsweise an Bronislaw Malinowskis (1962) unbedachte psychoanalytische Interpretation archaischer Kulturen oder etwa an die vulgärfreudianischen Auswüchse der späten 60er Jahre, wo alle vom ideologischen Idealzustand abweichenden Gefühle, Verhaltensweisen und Ansichten als Folge psychischer Komplexe kausal erklärbar (und denunzierbar) gemacht wurden. Die Problematik solcher Tendenzen wurde dadurch verschärft, dass der Überlegenheitsanspruch des Psychoanalytikers bereits als eine Selbstverständlichkeit institutionalisiert war: Dem Untersuchten fehlt prinzipiell die Kompetenz, seine Psyche adäquat zu begreifen – er ist primär Untersuchungsobjekt. Die Vergegenständlichung des Untersuchten findet zudem seine Parallele in der Vergegenständlichung der Bewusstseinsphänomene; so mangelt es nicht an Versuchen, z.B. Traumsymbole wie auch andere psychische Erscheinungen zu kodifizieren und zu semiotisieren. (Die Psychoanalyse

³⁰ Trotzdem sind die Parallelen zwischen asiatischen Philosophien und modernen Psychotherapien bemerkenswert. Vgl. die gängige Rezeption des Zen-Buddhismus oder den Verbund verschiedenster psychotherapeutischer Praktiken mit hinduistischen und buddhistischen Lehren um Bhagwan Shree Rajneesh.

hat sich denn auch mit dem Strukturalismus verbunden – vgl. Lacan [1966].) Führt man sich aber die enorme Sinnvarietät bzw. die Partikularität psychischer Phänomene im intra- wie interpersonellen Vergleich vor Augen, so wird deutlich, dass auch die Psychoanalyse eine *idealtypische Theorie* (in Schütz' Sinne) darstellt, deren Aussagen sich in jedem konkreten Anwendungsfall spezifizieren und relativieren. Denn wie die einzelnen Geltungen von Normen, kann man auch subjektive Erlebnisse nicht nach klar angebbaren Kriterien in Klassen gruppieren und miteinander in Beziehung setzen – das wissenschaftliche Konzept kann mit dem empirischen Phänomen nur hermeneutisch vermittelt werden.

Der idealtypische Charakter psychoanalytischer Theorie erweist nicht nur den Szientismus Freuds als unhaltbar, sondern macht auch die inhärente Distanz zwischen theoretischer Aussage und dem einzelnen [390] empirischen Sachverhalt bewusst. Besonders einsichtig wird diese Distanz dort, wo sich die Psychoanalyse als Sozialwissenschaft versteht und zur Gesellschaftsanalyse schreitet: Spricht man beispielsweise von "Triebstruktur und Gesellschaft" (Marcuse, 1969), der "Vaterlosen Gesellschaft" (Mitscherlich, 1963) oder der "Unfähigkeit (der Deutschen) zu trauern" (Mitscherlich, 1968), so verwehrt sich der deduktive Schluss auf den Einzelfall – Theorie und Phänomen bedürfen der interpretativen Vermittlung im Hier und Jetzt; je allgemeiner dabei die Begriffe und Aussagen, desto anonym und inhaltsleerer sind sie, desto grösser daher die Distanz zum konkreten Sachverhalt und desto zentraler der Stellenwert des vermittelnden Interpretationsaktes. Wissenschaftssoziologisch spiegelt sich dieses Problem in der Spaltung (und zuweilen Spannung) im Kollegium der Psychoanalytiker zwischen denen, die das Erklären, und jenen, die das Verstehen betonen, beziehungsweise – und das deckt sich oft mit den ersten beiden Lagern – zwischen denen, die primär an Generalisierung und Theoriebildung interessiert sind, und jenen, welche sich primär an den Bedürfnissen praktischer Arbeit orientieren. Behält man die Partikularität subjektiver Phänomene und das damit implizierte hermeneutische Problem ihrer adäquaten Erfassung im Auge, so bleibt man sich auch der Grenzen der objektiven Perspektive bewusst; jede vorschnelle Deutung aufgrund einer vorgefassten, an den Gegenstand herangetragenen Konzeption verzerrt offenbar den Sinn des vorliegenden Phänomens – adäquaten Zugang hat letztlich doch nur das Subjekt selbst. Wissenschaftshistorisch überrascht es daher keineswegs, dass innerhalb der psychotherapeutischen Theorien während der letzten beiden Jahrzehnte das Pendel von einem hegemonistischen Objektivitätsanspruch auf die andere Seite geschlagen und, unter massgeblichem Einfluss der Phänomenologie, eine starke Gegenbewegung zugunsten einer *Restitution des Subjekts* eingesetzt hat: Der "Patient" wurde zum "Klienten", und die Konzeption der psychoanalytischen Subjekt-Objekt-Relation wich jener einer sozialen Beziehung zwischen zwei selbständigen Menschen (Rogers, 1965); Träume werden nicht als unbewusste Verkleidungen schwieriger Lebenserfahrungen, sondern als kreativer Ausdruck des Selbst begriffen (Polster & Polster, 1973); die Deutungsvorschläge des Therapeuten werden lediglich als tentativ erachtet – für die Beurteilung ihrer Adäquanz ist der Klient zuständig (Perls, 1969); und schliesslich erscheint auch der Schizophrene nicht mehr einfach als Kranker, sondern als [391] einer, der – im Sinne von Schütz' mannigfaltigen Realitäten – den Therapeuten (wie auch andere "Normale") etwas lehren kann über

menschlich erfahrbare Wirklichkeiten, die andern Menschen aufgrund der eingespielten Alltagsroutinen unzugänglich (geworden) sind (Laing, 1969).

Diese grobe Skizzierung überblendet die enorme Ausdifferenzierung verschiedenster Richtungen und Ausgestaltungen psychotherapeutischer Theorien, innerhalb der psychoanalytischen Bewegung wie innerhalb der Absetzungs- und Gegenbewegungen. Als Orientierungshilfe für den vorliegenden Diskussionszusammenhang ist es jedoch nützlich, die Schulenvielfalt zwischen die *Pole der subjektiven und der objektiven Perspektive* zu stellen. In diesem Kontinuum kann jeder Ansatz als spezifische Mischung von subjektiver und objektiver Perspektive lokalisiert werden. Die Zahl der Repräsentanten der Extremwerte dürfte dabei niedrig ausfallen, und zwar auf beiden Seiten. Die objektive Perspektive findet ihre Grenze darin, dass das Datenmaterial vornehmlich subjektiver Natur ist, die Selbstinterpretation des "Klienten" daher nicht übersprungen werden kann.³¹ Die subjektive Perspektive andererseits weist immanente Beschränkungen auf, welche es nicht ratsam erscheinen lassen, sich ausschliesslich auf sie zu verpflichten: Erstens sind dem aussenstehenden Beobachter verschiedene Dinge zugänglich, die das in Frage stehende Subjekt selber nicht im Blick hat bzw. haben kann; Beobachtungen in der objektiven Perspektive können daher auch für den "Klienten" neue Horizonte erschliessen. Zweitens haben sich in der psychotherapeutischen Praxis trotz der notwendigen Perspektivenkorrektur eine ganze Reihe "objektiver" Konzepte, wie "Verdrängung", "Widerstand", "Projektion", "Introjektion" usw., bewährt und erfüllen auch in der subjektiven Perspektive³² eine namhafte Erkenntnisfunktion.³³ Obwohl sie nicht dem Alltag, sondern einer wissenschaftlichen Theorie entstammen, sind sie dem Alltagsverständnis zugänglich; ein Subjekt kann daher die Weil-Motive seiner psychischen Phänomene und Verhaltensweisen zwar mit objektiven Kategorien, aber doch in subjektiver Perspektive einsehen. Eine Mischung von subjektiver und objektiver Perspektive zur Erfassung der Weil-Motive scheint daher angebracht; dabei ist Schütz' These zu beachten, dass mit dem Übergang von der subjektiven zur objektiven Perspektive Sinnmodifikationen verbunden sind.

3.3.2.3. Die soziologische Erklärung sozialen Handelns über dessen Weil-Motive

(1) Das Besondere der psychoanalytischen Forschung nach Weil-Motiven ist, dass sie diese erstens in kommunikativer Auseinandersetzung mit dem Einzelindi-

³¹ Viele Psychoanalytiker – v.a. die eng mit der Praxis verbundenen – haben sich sorgfältig vor einer Hypostasierung ihres Untersuchungsgegenstands verwahrt. Freud selbst hat lange mit Verallgemeinerungen und Schematisierungen zurückgehalten; erst im Alter ist er davon abgekommen und hat sich dabei u.a. zu einigen wüsten Spekulationen verleiten lassen. – Auch C. G. Jung warnte vor der Konstruktion einer integrierten analytischen Theorie, da er die Gefahr theoretischer Reifikationen deutlich erkannte; erst seine Schüler systematisierten (trotzdem) seine Überlegungen. (Jacobi, 1972)

³² Wofern Schütz mit "subjektiver Perspektive" nur die Um-zu-Motive ansprechen sollte, unterscheidet sich der vorliegende Gebrauch: Hier ist die Sichtweise des Handelnden überhaupt gemeint.

³³ Ruth Cohn (1978: 70 ff.) streicht z.B. zu Recht heraus, dass auch Fritz Perls, erklärter Nicht-Freudianer und Begründer der (stark phänomenologisch orientierten) Gestalttherapie, seine analytische Geschicklichkeit einem psychoanalytischen Training Freudscher Provenienz – also in der *objektiven* Perspektive – verdankt.

duum und zweitens in der Gestalt persönlicher Erlebnisse insbesondere der Frühkindheit sucht, und drittens, dass sie sich an einem Pathologiebegriff orientiert. Die Soziologie setzt dagegen i.a. anders an: Sie beschäftigt sich mit sozialen Phänomenen, welche transindividuellen Charakter haben, und operiert – mit Ausnahme der marxistischen Ansätze und der Kritischen Theorie – nicht mit einem Pathologiebegriff; kennzeichnend schliesslich ist das weithin aufrechterhaltene Diktum Durkheims (1895), Soziales aus Sozialem zu erklären und nicht auf individuelle und psychische Ursachen zurückzuführen. Nach Durkheim ist die Gesellschaft eine Realität sui generis und kann nicht als Summe individueller Handelnder begriffen werden; soziale Tatsachen (*les faits sociaux*) haben einen gegenüber dem individuellen Bewusstsein exterioren Status und müssen daher "wie Dinge" (*comme des choses*) betrachtet werden. Der Soziologe sucht daher beobachtete soziale Phänomene aus andern sozialen Phänomenen herzuleiten. Die Weil-Motive sozialen Handelns werden nicht in subjektiven Erlebnissen gesucht, sondern in sozialstrukturellen Bedingungen, aus welchen jene Erlebnisse wiederum resultieren. Nun haben wir bereits beim Behaviorismus [393] gesehen, dass beobachtbare Handlungen nicht linear auf soziale Handlungsbedingungen zurückgeführt, die kognitiven Orientierungen der Handelnden also nicht übersprungen werden können. Dies belegt auch Durkheims (1897) grossangelegte empirische Untersuchung, in der er versucht, die Veränderungen der gesellschaftlichen Selbstmordrate mit sozialstrukturellen Bedingungen kausal zu verknüpfen. Dabei sieht er sich gezwungen, deutlich über seine "Regeln der soziologischen Methode" hinauszugehen – "weiter, als es Parsons wahrhaben will" (König, 1961: 28) – denn er kommt zu einem nicht umhin, Typen der Handlungsorientierung zu unterscheiden (nämlich "egoistischen", "altruistischen" und "anomischen" Selbstmord); und über weite Strecken, besonders in seinen familiensoziologischen Analysen, betreibt er tatkräftig Sozialpsychologie. Wie die Psychoanalyse, können auch soziologische Untersuchungen die Handlungssubjekte und ihre kognitive Orientierung nicht übergehen; sozialstrukturelle Bedingungen werden erst wirksam, wenn sie von handelnden Menschen auch zum Tragen gebracht werden. Sucht der Soziologe nicht nur nach korrelativen Beziehungen zwischen sozialen Phänomenen, sondern nach den vermittelnden Mechanismen, so muss er stets auf die Mikroprozesse des sozialen Geschehens rekurren.

Parsons hat die Schwierigkeiten in Durkheims Ansatz erkannt und daher versucht, dessen Holismus mit Webers handlungstheoretischem Ansatz zu verbinden und emergente soziale Merkmale an das Konzept eines Handlungssystems zu knüpfen. Die entscheidende Brücke zwischen Persönlichkeitssystem und sozialem System bildet die Sozialisation – bezogen auf das kulturelle System: die Enkulturation –, und hierbei stellt Freuds Psychoanalyse ein ideales theoretisches Verbindungsstück dar. Noch in seinem "Rückblick" [1977] kritisiert Parsons, Schütz habe der "*Internalisierung von Objekten in der Lebensgeschichte des Individuums*" nicht Rechnung getragen (in: Schütz/Parsons, 1977: 132 ff.); Parsons verwirft denn Schütz' radikales Postulat der subjektiven Perspektive auch mit dem Einwand, dass man angesichts der Sozialisation eines Menschen sich "kaum vorstellen [kann], dass seine subjektive Erfahrung analytisch von der Objektwelt völlig unabhängig sein soll" (ibid.: 133). Es ist nun müssig, darzulegen, dass diese Kritik falsch Plaziert ist, hat doch Schütz explizit ausgeführt, dass der "subjektive Wissensvorrat" hauptsächlich im sozialen Austausch

gebildet wird, [394] eine Menge "sozial abgeleiteten Wissens" enthält und in seiner Struktur durch gesellschaftliche (Sprach-)Typen und auferlegte Relevanzsysteme (mit)geprägt ist. Aus Schütz' *methodologischem* Individualismus darf also – wie gegenüber Weber oft geschehen – kein substantielles Argument gedreht werden – auch Schütz (1971Aa: 15) spricht vom "sozialen Ursprung des Wissens". Seine Konzeption greift aber zudem über Parsons' "Normeninternalisierung" hinaus, indem sie den Handelnden nicht zum blossen Rollenspieler degradiert, sondern neben dem Vorrat sozial geteilten Rezeptwissens (inkl. dessen normativer Aspekte) auch die biographie-spezifischen Wissensbestände sowie die (stets involvierten) applikationsbezogenen Interpretationsakte zum Thema macht. Der Mensch ist zwar ein sozialisiertes, trotzdem aber stets auch ein rasonierendes Wesen. Stellvertretend für Schütz kann man daher Parsons entgegnen, dass die subjektive Erfahrung zwar zugegebenermassen analytisch nicht völlig von der Objektwelt unabhängig ist, dass sie aber umgekehrt nie in dieser Objektwelt aufgeht; zudem erhält auch die Objektwelt erst Bedeutung, wenn ihr von den Handelnden Sinn zugemessen wird.

(2) Parsons' Kritik kann hingegen fruchtbar entfaltet werden, wenn wir sie auf die Komponente der Körperlichkeit lenken. Indem Parsons den Internalisierungsprozess nicht nur auf das Ich (woraus sich das Über-Ich ergibt), sondern auch auf das Es bezieht, erfasst er zugleich die *affektuelle Seite der Sozialisation*: Die Sozialisationsträger vermitteln dem Sozialisanden nicht nur Wissensinhalte, sondern prägen auch seine Emotionen und Bedürfnisse. Schütz behandelt demgegenüber die Körperlichkeit des Menschen und damit seine Sinnlichkeit und Emotionalität recht stiefmütterlich (vgl. Abschn. III 1.2. 3.); er befasst sich nur mit dem kognitiven Aspekt menschlichen Wissens und lässt ausser acht, dass etliche Wissens Elemente affektiv verwurzelt sind. Die affektive Komponente erlebt jeder, der "weiss", dass und wie er sich ändern sollte (bzw. will), dann aber doch nicht "aus seiner Haut kann": Es ist in der Praxis schwieriger, eingespielte persönliche Routinen aufzugeben, als dies eine rein kognitive Wissenstheorie begründen könnte; Schütz' Ansatz muss daher ergänzt und erweitert werden. [395]

Sogleich schliesst sich die Frage an, wie denn menschliche Affektivität³⁴ konzeptualisiert werden soll und ob deren Untersuchung in der objektiven oder in der subjektiven Perspektive erfolgen muss. – Was die *Konzeptualisierung menschlicher Affektivität* betrifft, würden detailliertere Überlegungen den Rahmen dieser Abhandlung sprengen; es sei jedoch angemerkt, dass Schütz' Vorschläge völlig unzureichend anmuten. Während Parsons' analytische Begriffe sich für den konkreten Fall zusammenbauen lassen, läuft Schütz' idealtypisches Verfahren (insoweit es sich an Weber anschliesst) Gefahr, Begriffe in unrealistischen Gegensatzpaaren anzuordnen.³⁵ Parsons kann Ziel-Mittel-Beziehungen thematisieren, die *gleichzeitig* durch affektiv verwurzelte Normen geregelt sind; Schütz dagegen stellt in Anlehnung an Weber das "affektive Handeln" dem "rationalen Handeln" polar gegenüber – der Handelnde agiert *entweder* affektgeleitet *oder* rational-rasonierend. Dabei betrachtet Schütz Affekte als Weil-

³⁴ Im Folgenden behandle ich (in Anlehnung an Max Weber) "Affektivität" und "Emotionalität" (bzw. "Affekte" und "Emotionen") grosso modo als synonym.

³⁵ Wie das Beispiel der "pattern variables" zeigt, blieb auch Parsons nicht vor diesem Vorgehen gefeit.

Motive (Schütz, 1977b: 50) und operiert mit ihnen entsprechend: Der "Mann auf der Strasse" beispielsweise – in Abgrenzung zum "gut informierten Bürger" und zum "Experten" (vgl. Abschn. II. 2.3.2.) – hat ein Rezeptwissen, das "in aller Vagheit ... immer noch *genügend* präzise für den praktischen und vorhandenen Zweck [ist]. In allen Angelegenheiten, die nicht mit solchen praktischen Zwecken von unmittelbarer Bedeutung verbunden sind, lässt sich der Mann auf der Strasse *von seinen Gefühlen und Leidenschaften leiten*." (Schütz, 1972e: 87 f. – zweite Hervorhebung von mir) Parsons' Kritik an Weber trifft auch Schütz unvermindert: Die Konzeption, Irrationalität als Abweichung von Rationalität zu fassen, läuft Gefahr "to create a false, theoretically unwarranted antithesis. (...) Irrationality ... is much more complex than that." (Parsons, 1947: 16 f.) Zwar betont Schütz wie Weber, dass die reinen Idealtypen praktisch nirgends in der Wirklichkeit vorkommen. Führt man sich aber vor Augen, dass Affektivität und Rationalität sich oft überlagern, also selbst Handlungen, welche in Bezug auf eine vorliegende Zielsetzung als rational gelten können, gleichzeitig eine affektive (Begleit-)Komponente aufweisen, so muss ihre begriffliche Entgegensetzung als inadäquat gewertet werden; [396] Affektivität und Rationalität sind vielmehr auf verschiedenen Ebenen zu verorten.

Soll nun *menschliche Affektivität in der subjektiven oder in der objektiven Perspektive konzipiert* werden? Diese Frage ist für die Soziologie gleich zu beantworten wie für die Psychoanalyse (i.w.S.). Die Beschäftigung mit der menschlichen Gefühlswelt lohnt sich m.E. nur in Form einer Mikroanalyse; jede Makrotheorie entfernt sich – wie bezüglich der psychoanalytischen Gesellschaftsanalysen schon festgehalten – zu weit von ihrem empirischen Gegenstand. Zwar manifestieren sich in den erwähnten "objektiven" körperlichen Symptomen gerade Affekte und Emotionen; wie dargelegt, offenbaren sich diese jedoch nur in ihren allgemeinen Grundzügen. Wir mögen also aufgrund äusserlich beobachtbarer Anzeichen zwar relativ deutlich gewisse Gefühlszustände, wie Aufregung, Wut, Trauer, Niedergeschlagenheit usw., erkennen, selbst wenn sie der Betreffende vor den Augen des Publikums zu verbergen sucht; der spezifische Sinn einer beobachteten Traurigkeit (z.B.) wird hingegen erst eigentlich konkret aus deren intentionaler Bezogenheit. Diese kann zwar aufgrund des situativen Kontextes oft errahnt werden, ist in ihrer Partikularität aber prinzipiell nur dem Subjekt zugänglich. Das Wesentliche an Gefühlen ist aber gerade deren Partikularität, denn der gleiche Gefühlstyp (z.B. Liebe) kann in unendlich vielen Arten und Abschattungen erlebt werden; adäquate Vergleiche (bzw. Gleichsetzungen) sind nur dem Fühlenden selbst möglich. Daraus resultieren verschiedenerlei Konsequenzen: Erstens greifen sämtliche Ansätze, die ausschliesslich anhand der äusserlich beobachtbaren typisierten Anzeichen operieren (wie der Behaviorismus), viel zu kurz; sie bleiben notwendig an der Oberfläche gegenüber Ansätzen, welche den Gehalt von Gefühlen in Kommunikation mit dem Fühlenden zu ergründen suchen (allerdings unter der Voraussetzung eines Vertrauensverhältnisses). Zweitens wird in Bezug auf menschliche Emotionen der hypothetische und fragmentarische Charakter (welcher nach Weber [1972: 7] Merkmal der Verstehenden Sozialwissenschaft überhaupt ist) jedes Fremdverstehens besonders evident; dies hängt eng mit dem Problem ihrer Kommunizierbarkeit zusammen. Die enge Koppelung der Affektivitätsvielfalt an die Varietät intentionaler Bezogenheiten ermutigt zwar zur These, dass Sinnlichkeit erst durch Sinnhaftigkeit sich ausdifferenziert – die verschiedenen Schattierungen einer

Emotion [397] ergeben sich erst aus den partikulären Sinnkontexten unseres Wirkens und Seins. Die sprachliche Typisierung dieser Sinnhaftigkeit wirft hingegen gravierende Probleme auf: Jeder weiss und weiss doch nicht, was "Liebe" ist – jedenfalls gibt es davon tausend verschiedene Arten.³⁶ Hier zeigt sich denn nochmals in aller Deutlichkeit die Relevanz meiner Warnung, Sinn (wie Gadamer oder Habermas) mit Sprache gleichzusetzen (vgl. Abschn. III 1.2.2.); denn obwohl sich unsere Sinnlichkeit nach der Reichhaltigkeit unserer (sozialen) Erfahrung entwickelt und differenziert, erleben wir immer wieder, dass es uns i.d.R. nicht gelingt, Gefühle adäquat in Worten wiederzugeben.³⁷ Das Streben nach Adäquanz solchen Gefühlstypisierungen ist in der (alltäglichen psychotherapeutischen) Interaktion daher stets mit dem Zwiespalt verbunden, dass egos Verbalisierungsbeihilfen für das alter ego stets auch suggestiv wirken können. – Diese Einsicht in die letztlich unreduzierbare Bedeutungsvielfalt subjektiven Erlebens liegt drittens der Relativierung der objektivistischen Deutungs- und Erklärungsansprüche der klassischen Psychoanalyse zugrunde; die Restitution des Subjekts beruht auf der Erkenntnis, dass das eigentliche Substrat der subjektiven Emotionen und Erlebnisse nur in der subjektiven Perspektive adäquat erfassbar ist. Sie kann allerdings insoweit durch Beobachtungen und Konzepte der objektiven Perspektive ergänzt werden, als dem Beobachter gewisse Anzeichen zugänglich sind, welche nicht im subjektiven Blickwinkel liegen, und als bestimmte dem Alltagsverständnis zugängliche Konzepte die Selbstanalyse in subjektiver Perspektive wesentlich befruchten können.

(3) Parsons' Vorwurf an Schütz, die Internalisierungsproblematik übergangen zu haben, ist also unzutreffend in Bezug auf die Sozialisation des subjektiven Wissensvorrates, kann aber positiv in Bezug auf die affektive Komponente dieses Wissensvorrates entfaltet werden; Schütz hat die menschliche Sinnlichkeit im wesentlichen übergangen und dort, wo er sie erwähnte, eine inadäquate Konzeptualisierung vorgeschlagen. Doch auch wenn selbst rationale Handlungen eine affektive [398] (Begleit-)Komponente haben, ist damit noch nichts über die *kausale Relevanz der Affektivität* gesagt. Parsons' Internalisierungsthese suggeriert wohl eine übermässige affektive Verwurzelung sozialer Normen; was "verinnerlicht" ist, scheint mit Identifikation belegt zu sein und nicht mehr Gegenstand kritischer Reflexion zu werden. Schütz' Konzeption dagegen verbindet den subjektiven Wissensvorrat mit situativen Kognitionsleistungen – danach stellt ein Subjekt Normen als Handlungsbedingungen kognitiv in Rechnung und entscheidet je nach Situation, ob er die drohenden Sanktionen in Kauf nehmen will. Gegen Schütz ist einzuwenden, dass er die affektive Verwurzelung einer ganzen Reihe von Normen und Wissenselementen übergeht; in der Phantasie können zwar allerlei Abweichungen von der Norm vorgestellt werden, ihre Umsetzung in praktische Handlung dagegen kann z.B. durch unüberwindliche Scham- oder Ekelgefühle verhindert werden. Parsons wiederum ist entgegenzuhalten, dass viele Normen tatsächlich kognitiv einkalkuliert oder höchstens gewohnheitsmässig befolgt werden, keinesfalls aber affektiv tief verwurzelt sind; die Ethnomethodologen (insbesondere Harold Garfinkel [1967]) haben in empirischen Experimenten aufge-

³⁶ Für einen Versuch, sie zu typisieren, vgl. Fromm (1980).

³⁷ Dieser recht komplexe Zusammenhang zwischen Sinnlichkeit und Sinnhaftigkeit ist noch äusserst schlecht erforscht und wird meistens einseitig abgehandelt; er lädt daher zu einer gründlichen phänomenologischen Analyse ein.

zeigt, dass die Leute zentralen institutionalisierten Normen ohne nennenswerte emotionelle Wallungen zuwiderhandeln können. (vgl. Abschn. IV 2.1.) Wissenschaftshistorisch bietet Schütz' kognitive Konzeption daher gewissermassen ein balancierendes Gegengewicht zu Parsons' Internalisierungstheorie.³⁸ Welche Wissensbestände aber affektiv verwurzelt sind und in welchem Grade, ist jedenfalls eine empirische Forschungsaufgabe und darf nicht durch theoretische Vorentscheidungen bestimmt werden.

3.3.3. Die Analyse der Um-zu-Motive sozialen Handelns

(1) Das Um-zu-Motiv, das Ziel einer Handlung also, bestimmt nach Schütz den Handlungssinn. Im Gegensatz zum Weil-Motiv, das der Handelnde selbst erst in den Blick bekommt, wenn er in seinem Handeln inne- [399] hält und in der Retrospektive auf eine abgelaufene Handlung zurückblickt, repräsentiert das Um-zu-Motiv jene Handlungsabsicht, die der Handelnde im Blick hat; das Um-zu-Motiv bildet also den Kern der subjektiven Handlungsorientierung. Lassen wir nochmals Schütz selbst sprechen:

"Subjektiv verweist [das Motiv] auf die Erfahrung des in seinem ablaufenden Handlungsprozess lebenden Handelnden. Für ihn bedeutet Motiv das, was er tatsächlich sinngebend in seinem ablaufenden Handeln im Blick hat, und das ist immer ein Um-zu-Motiv, also die Absicht, einen entworfenen Zustand hervorzubringen, ein vorentworfenen Ziel zu erreichen. Solange der Handelnde in seinem Handlungsablauf lebt, hat er dessen Weil-Motive nicht im Auge." (Schütz, 1971Ac: 81)

Nun birgt die empirische Erfassung subjektiver Um-zu-Motive beträchtliche Schwierigkeiten, *lassen sich Handlungen doch stets rationalisieren*. Der einer geplanten Handlung übergeordnete Sinnzusammenhang mag einem Handelnden recht diffus sein; will er aber seine Kollegen zur Kooperation überreden, fallen ihm eine ganze Menge Vorteile und "Gründe" ein, die alle für dieses Handlungsprojekt sprechen, die er aber vorher gar nicht im Blick hatte. Ebenso erscheint eine abgelaufene Handlung in einem ganz andern Licht als die geplante; der Um-zu-Zusammenhang kann dann vom Handlungsergebnis her neu bestimmt werden und wird dadurch einsichtig und "logisch". So kann beispielsweise in einem Interview eine Handlung plötzlich eine ganz andere Struktur gewinnen, indem der Befragte eine von ihm diffus belassene abgelaufene Handlung anhand des "gesellschaftlichen Vokabulars an (zulässigen) Motiven" (Mills, 1940) retrospektiv in einen rationalen Sinnzusammenhang einstellt. – Diese Schwierigkeit lässt sich nicht beheben, muss aber methodisch bewusst in Rechnung gestellt werden. Schütz nimmt sie zum Anlass der Skepsis gegenüber Befragungen von Handlungssubjekten; sein Vorschlag empirieabstinenter idealtypischer Modelle ist dagegen – wie aufgezeigt – keine Alternative. Fremdverstehen erfasst Sinn stets nur approximativ; in Kommunikation allerdings umso besser, je solider das Vertrauensverhältnis zwischen den Interaktionspartnern ist.

³⁸ Ganz in die gleiche Richtung stösst Dahrendorfs (1958; 1967) Kritik an Parsons. Seine eigene Theorie (die Gesellschaft als Zwang [statt Identifikation] mit Konflikten [statt Harmonie]) gerät aber zur polemischen Gegenposition und ist Schütz' Verbund von Wissenssozialisation und kognitiver (evtl. kritischer) Applikation an Spannweite unterlegen.

(2) Um-zu-Motive bilden den Kern der kognitiven Handlungsorientierung. Will man diese adäquat in den Griff bekommen, so steht wohl kein anderer Weg offen, als auf jene subjektiven Konstruktionen zu rekurrieren in denen der Handelnde selbst rätsoniert; in Bezug auf die kognitiv Handlungsorientierung wird das Postulat der subjektiven [400] Perspektive dabei wohl von niemandem bestritten.³⁹ Nun bilden aber auch gewisse Weil-Motive Bestandteile der kognitiven Handlungsorientierung; wir müssen uns daher diesem Motivtyp nochmals kurz zuwenden. Den Grund für die dritte Ambiguität im Reden von der subjektiven Perspektive (vgl. Abschn. III 3.3.1.) sehe ich nämlich darin, dass Schütz zwischen verschiedenen Kategorien von Weil-Motiven keine Unterscheidung trifft: Erstens unterscheidet er nicht zwischen den *Weil-Motiven, die der Handelnde im bewussten Blickstrahl, hat und jenen, die ihm unbewusst bleiben*; zweitens trennt er – und das deckt sich teilweise – nicht jene Weil-Motive, die Bestandteile der aktuellen Handlungssituation bilden, von solchen, welche dem vorvergangenen lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhang angehören. – Wenn Schütz erstens "Prinzipien", "Maximen", "Haltungen", "Geschmacksrichtungen" und "Affekte" als Beispiele von Weil-Motiven nennt (Schütz, 1977b: 50), so wirft er damit recht heterogene Dinge zusammen. Maximen beispielsweise sind Handlungsgrundsätze, an denen sich der Handelnde ex definitione bewusst orientiert. Deutlich zum Ausdruck bringt dies Machlups Beispiel eines "homo traditionalis", welcher auf eine Darlehensofferte entgegnet:

"Sir, Halo and Son, will not borrow. The First National has been trying to talk us into taking a million-dollar loan at 3 1/2 per cent. No, we shall remain true to the traditions of our firm as they have been observed by my father, my grandfather, and my great-grandfather, Mr. Polonius Halo. We are neither borrowers nor lenders, and this, sir, is final." (Machlup, 1978d: 279)

Mr. Halos Geschäftsgrundsatz ist ein Weil-Motiv ganz anderer Art als z.B. Affekte. Handlungsmaximen können nur in der subjektiven Perspektive erfasst werden; Affekte dagegen werden vom Handelnden oft aus seinem Wahrnehmungsfeld verdrängt und können, wie dargelegt, anhand körperlicher Symptome oft besser in der objektiven Perspektive festgestellt werden.

Zweitens muss auch unterschieden werden zwischen Weil-Motiven, welche Bestandteil der aktuellen Handlungssituation sind, und solchen, welche dem vorvergangenen lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhang angehören. Schütz illustriert die Unterscheidung von Um-zu- und Weil-Motiven am Beispiel: "Weil es regnet, spanne ich meinen Schirm auf". [401] (Schütz, 1974: 123 ff.) Das Weil-Motiv bildet die Wahrnehmung "es regnet", was sofort mit Elementen des subjektiven Wissensvorrates in Verbindung gebracht wird: "Regen macht die Kleider nass, und das bereitet Unlustgefühle", und: "durch Aufspannen eines Schirmes kann ich mich vor dem Regen trocken halten". Auf dieser Grundlage entwirft der Handelnde das Um-zu-Motiv, sich durch Aufspannen seines Schirmes vor der Unlust erregenden Nässe zu schützen. Ein komplexer polythetischer Kognitionsprozess lässt sich dann monothetisch in den Blick fassen als "Weil es regnet, spanne ich meinen Schirm auf". Diesem Beispiel analog analysiert Schütz auch die Verflechtung von Um-zu- und Weil-

³⁹ Die meisten haben die kognitive Handlungsorientierung überhaupt übergangen (wie z.B. Parsons).

Motiven in der sozialen Interaktion; in einer Untersuchung des Fragens und Antwortens führt er aus,

"...dass die Frage das Weil-Motiv für die Antwort, die Antwort das Um-zu-Motiv der Frage sei. Wesentlich ist, dass der in der Wirkensbeziehung auf ein Du zu Handelnde die Um-zu-Motive seines eigenen Handelns als echte Weil-Motive des erwarteten Verhaltens des Partners antizipiert und umgekehrt auf die Um-zu-Motive des Partners als echte Weil-Motive seines je eigenen Verhaltens hinzusehen fähig ist." (Schütz, 1974: 22b – Hervorhebungen weggelassen)

Diese Arten von Weil-Motiven bilden offenbar Elemente der kognitiven Handlungsorientierung: Spanne ich den Schirm auf, dann habe ich den Regen klar im Blick; möglicherweise erfahre ich ihn leiblich "hautnah", bis der Schirm endlich offen ist. Ebenso orientiert sich auch der Antwortende, selbst noch während seines Antwortens, an der gestellten Frage (zugegebenermaßen i.d.R. nur mehr oder weniger genau). In beiden Fällen darf man füglich bezweifeln, ob Schütz' polare Scheidung von prospektiver und retrospektiver Zeitperspektive, und damit verbunden die Unterscheidung von Um-zu- und Weil-Motiven, sich stichhaltig aufrechterhalten lässt. Jedenfalls liegt auf der Hand, dass sich solcherlei Weil-Motive klar abheben von jenen frühkindlichen Erlebnissen, denen z.B. die Psychoanalyse kausale Relevanz beimisst. Die (dritte) Ambiguität in Schütz' Ausführungen kann daher mit der Vermutung aufgelöst werden, dass er wohl jene weit zurückliegenden und nur der angestrengten Reflexion zugänglichen Weil-Motive der Analyse in der objektiven Perspektive überantworten möchte, jene, die dagegen Bestandteil der unmittelbaren Handlungssituation sind, aber der Erforschung in der subjektiven Perspektive vorbehalten. So interpretiert, bezieht Schütz das Postulat der subjektiven Perspektive auf die kognitive Handlungsorientierung. [402]

(3) Wir haben festgestellt, dass der subjektiven Perspektive auch für die Erfassung weit zurückliegender, in der Frühkindheit gebildeter Weil-Motive eine vornehmliche Bedeutung zukommt; allerdings kann sie durch Beobachtungen und Konzepte aus der objektiven Perspektive befruchtet werden. Nun gilt es zu prüfen, ob die Analysen und Beobachtungen in der objektiven Perspektive nicht auch die Untersuchung der subjektiven Handlungsorientierung bzw. (i.e.S.:) der subjektiven Um-zu-Motive analog bereichern könnte. Besinnt man sich auf die *Leiblichkeit des Menschen* und seine Affektivität, so wird man zu einer positiven Antwort ermutigt. Bereits habe ich festgehalten, dass auch rationale Handlungen oft eine affektive (Begleit-)Komponente aufweisen; zur näheren Verdeutlichung dieses Zusammenhangs sei nochmals ein kurzer Rückgriff auf Forschungen der Psychologie erlaubt: auf Eric Bernes Transaktionsanalyse und Paul Watzlawicks Kommunikationstheorie. – Die Transaktionsanalyse typisiert kommunikative Äusserungen als Ausdruck einer von drei psychischen Instanzen: dem Erwachsenen-Ich, dem Kindheits-Ich oder dem Eltern-Ich. Wenn ich z.B. meine Lebenspartnerin frage: "Hast du meinen Schlips gesehen?", so kann sie auf drei grundsätzlich verschiedene Arten antworten: "Nein, ich habe ihn nirgends gesehen" (Erwachsenen-Ich); "Immer soll ich wissen, wo du deine Sachen verlegst" (Kindheits-Ich); oder "Bist ganz selber schuld, wenn du nicht

besser Ordnung hältst" (Eltern-Ich).⁴⁰ Es lassen sich nach diesem einfachen Modell nicht nur typische Reaktionsweisen bestimmter Personen, sondern auch typische Kommunikationsmuster bestimmter sozialer Beziehungen beobachten. Ziel der Transaktionsanalyse ist nun nicht das Auffinden der Ursachen solcher Verhaltensmuster in der vergangenen Lebensgeschichte, sondern primär deren Diagnose; aufgrund der Bewusstwerdung wird es dem (den) Handelnden dann möglich, typische situationsinadäquate und daher konfliktträchtige Äußerungen des Kindheits- oder des Eltern-Ichs durch solche des Erwachsenen-Ichs ersetzen zu lernen. (Berne, 1961; T. Harris, 1973) Es scheint mir nun nicht abwegig, den in einer Aussage enthaltenen spezifischen Aspekt von Kindheits- bzw. Eltern-Ich *als versteckte Botschaft und damit als weiteres (unbewusstes) Um-zu-Motiv* zu verstehen. Besonders deutlich wird solche Doppelbödigkeit in Gregory Batesons – und durch Watzlawicks Kommunikationstheorie [403] popularisierten – Konzept des "double-bind":⁴¹ Nicht nur, was wir sagen, sondern auch, wie wir es sagen, ist eine Botschaft. Ich kann allein durch die Form (Intonation, Akzentuierung, usw.), in der ich etwas sage (z.B. "Die Milch kocht über"), eine weitere Botschaft an den Inhalt der Aussage knüpfen (z.B. den Vorwurf: "Kannst du nicht besser aufpassen"). Wie Schütz un- und halbbewusste Routinehandlungen als intentionale begreift, kann man nun auch double-binds als weitere Intentionalität des Bewusstseins deuten, auch wenn die zweite Mitteilung nicht sprachlich, sondern nur untergründig (und meist unbewusst) ausgedrückt wird.⁴² Schütz hingegen fasst die Intentionalität des Bewusstseins eindimensional: Eine Handlung ändert ihren Sinn zwar nach Ort und Zeitpunkt der Deutung, im selben Hier und Jetzt dagegen höchstens nach der ins Auge gefassten Spannweite der Handlung; Doppelbödigkeit kennt Schütz keine. Die Verwobenheit rationaler und affektiver Komponenten sozialer Handlungen impliziert jedoch, dass die Sinnzusammenhänge der Um-zu-Motive mehrschichtig organisiert sind; es liegt daher nahe, auch ein *mehrschichtiges Intentionalitätskonzept* zu entwickeln. Es wäre eine lohnende Aufgabe, in einem ersten Schritt zu untersuchen, ob eine phänomenologische Analyse unbewusste Intentionalitäten überhaupt in den Griff bekommen kann.⁴³

Soll eine Theorie des Handelns die Wirklichkeit so erfassen, wie sie der Handelnde tatsächlich erlebt, so muss – im Gegensatz zu Schütz' Konzeption – auch sein leibliches Erleben miteinbezogen werden. Akzeptiert man den Vorschlag, die Sinnzusammenhänge der Um-zu-Motive als mehrschichtig organisiert zu begreifen, so darf man den Schluss ziehen, dass auch in bezug auf die Um-zu-Motive die Analyse in der subjektiven Perspektive durch Beobachtungen und Konzepte aus der objektiven Perspektive fruchtbar ergänzt werden kann. [404]

⁴⁰ Dieses Beispiel erschöpft keineswegs die Möglichkeiten der verschiedenen Ebenen, auf weitere Differenzierungen muss ich hier jedoch verzichten. Für einen Überblick vgl. Rogoll (1978).

⁴¹ Die "double bind theory" wurde von Gregory Bateson et al. (1956) im Rahmen der Schizophrenie-Forschung entwickelt, dann aber von Paul Watzlawick für eine allgemeine Kommunikationstheorie fruchtbar gemacht. (Watzlawick, 1963; Watzlawick et al., 1967)

⁴² "Bewusstsein" ist hier im phänomenologischen Sinn verstanden: es umfasst das "Unbewusste".

⁴³ Merleau-Ponty hat versucht, Phänomenologie und Psychoanalyse miteinander zu integrieren. Vgl. die Arbeit von Elias Baumgarten (1975).

3.3.4. Die Relevanz des Postulats der Sinnadäquanz

Schütz will mit dem Postulat der Adäquanz die Konsistenz der wissenschaftlichen mit den alltäglichen Konstruktionen sicherstellen. (Schütz, 1971Aa: 50) Eine solche ist allerdings nur angebracht, insoweit der Sozialwissenschaftler die subjektive Handlungsorientierung erforscht; dass sich auch die wissenschaftlichen Konstruktionen in der objektiven Perspektive an die vorgegebene Begrifflichkeit der Alltagswelt halten müssten, liesse sich nicht vernünftig begründen. Das Postulat der Adäquanz ist daher unabdingbar mit dem Postulat der subjektiven Perspektive verbunden. Insoweit sich nun die objektive Perspektive auch in Bezug auf die Handlungstheorie bewährt, indem in ihr Phänomene sichtbar werden, welche ausserhalb der subjektiven Sichtweise des Handelnden liegen, muss auch das Adäquanzpostulat entsprechend relativiert werden. Nun haben wir allerdings festgestellt, dass der subjektiven Perspektive in jedem Fall die vornehmliche Bedeutung zukommt, denn auch die objektiv beobachtbaren (leiblichen) Phänomene erhalten ihren tieferen Sinn erst im Licht der subjektiven Perspektive des Betroffenen. Um daher in Zusammenhang mit der Handlungstheorie die objektive Perspektive fruchtbar einbringen zu können, lohnt es sich, die entsprechenden Konzepte dem Alltagsverständnis des (der) Handelnden zugänglich zu halten.

Was soll nun "Adäquanz" im Rahmen wissenschaftlicher Konstruktionen in der subjektiven Perspektive heissen? Schütz hat das Postulat in Form der *Sinnadäquanz* formuliert. Wir haben gesehen, dass diese nicht automatisch auch die Kausaladäquanz umfasst, die Sinnadäquanz also mit der Forderung nach empirischer Validierung gekoppelt werden muss. (vgl. Abschn. III 3.2.) Wonach bemisst sich nun die Sinnadäquanz? Schütz erläutert nicht näher, was unter der "Konsistenz" der Konstruktionen verstanden werden soll und was für Kriterien für deren Beurteilung herangezogen werden können; indem er das Postulat auf die wissenschaftliche Konstruktion idealtypischer Modelle bezieht, kalkuliert er offenbar eine gewisse Distanz zwischen wissenschaftlichem Idealtyp und empirischer alltäglicher Konstruktion ein. Prononcierter äussert sich Schütz dagegen in der Diskussion mit Parsons, wo er als "subjektiv im strikten Wortsinn" die "tatsächliche(n) Kategorien im Bewusstsein des Handelnden" bezeichnet – demgegenüber seien [405] alle anderen "lediglich geeignete Interpretationsschemata des Beobachters und daher objektiv" (Schütz, 1977b: 45) Genau besehen, decken sich die beiden Formulierungen nicht: Wenn Schütz von der "Konsistenz der Konstruktionen" spricht, so argumentiert er im Rahmen seiner These, dass wissenschaftliche Konstruktionen solche zweiter Ordnung seien und an die Begrifflichkeit des Alltags, also an die Konstruktionen erster Ordnung anschliessen müssten; bezeichnet er hingegen lediglich die Alltagskonstruktionen als "strikt subjektiv", so dürfte eine Wissenschaft, welche mit der subjektiven Perspektive ernst macht, eigentlich nur lebensweltliche Kategorien verwenden. Sinnadäquanz im ersten Sinne gewährt dem Wissenschaftler solange Freiheit in der Bildung seiner Begriffe, als diese mit dem Alltagsverständnis kompatibel bleiben; Sinnadäquanz im zweiten Sinne verlangt unerbittliche Treue zur Begrifflichkeit der aktuellen Handlungsorientierung. Beide Varianten finden sich in analoger Form auch in einem andern Artikel, wo Schütz "Adäquanz" einmal so definiert, dass die idealtypische Konstruktion "sowohl für den Handelnden als auch für seine Mitmenschen vernünftig und verstehbar" sein müsse (Schütz, 1972b: 47), gleich darauf aber verlangt, dass sie "mit der

Totalität ... unseres täglichen Lebens ... *übereinstimmen* muss" (ibid.: 49 – Hervorhebung von mir). – Nun wäre es wohl widersinnig, die wissenschaftlichen Konstruktionen buchstäblich an die Alltagstypen zu binden; es genügt, wenn sie semantisch adäquat sind. Wenn z.B. Weber (1972: 126 f.) von "Bürokratie" spricht, schliesst er sowohl mit diesem Begriff wie mit dem Definiens direkt ans Alltagsverständnis an. (Berger & Berger & Kellner [1975] haben daher keinerlei Mühe, "Bürokratie" als Bestandteil der subjektiven Erlebniswelt darzustellen.) Webers "innenweltliche Askese" dagegen, die er den protestantischen Unternehmern des Frühkapitalismus zuschreibt, hat sich kaum in deren lebensweltlichem Vokabular befunden – trotzdem haben sich diese (falls Webers These stimmt) an Calvins Prädestinationslehre orientiert und ihr diesseitiges Leben asketisch gestaltet (Weber, 1969); auch diesen Begriff wird man daher als sinnadäquat gelten lassen können, da die betreffenden Unternehmer ihre Handlungsorientierung wohl darin wiedererkannt hätten, wäre ihnen erklärt worden, was Weber damit meinte. Ein empirisch handhabbares Kriterium der Sinnadäquananz ist daher, ob sich die Handelnden in der wissenschaftlichen Konstruktion wiedererkennen können. [406]

Nun gilt es aber *klar zu unterscheiden zwischen der Adäquananz inhaltlicher und der Adäquananz formaler Konstruktionen*. Wenn Schütz einmal die Konsistenz mit alltäglichen Konstruktionen fordert, ein andermal aber direkt die "tatsächlichen Kategorien im Bewusstsein des Handelnden" anspricht, so drückt sich darin die bereits aufgewiesene "erste" Ambiguität im Postulat der subjektiven Perspektive aus (vgl. Abschn. III 3.3.1.): Die Adäquananz inhaltlicher Konstruktionen (wie "Bürokratie" oder "innerweltliche Askese") bemisst sich an der semantischen Konsistenz und wird in einem lebensweltlichen, historisch und kulturell spezifischen hermeneutischen ad hoc-Entscheid beurteilt; die Adäquananz formaler Konstruktionen dagegen ist grundsätzlich-universaler Art und bemisst sich am Kriterium, ob es sich um "tatsächliche Kategorien im Bewusstsein des Handelnden" handelt, was durch eine phänomenologische Analyse der Lebenswelt sichergestellt wird. *Im Folgenden* will ich mich der *Adäquananz der formalen Konzepte* zuwenden. Da diese die Grundbegrifflichkeit konstituieren, sind sie für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung von ausschlaggebender Bedeutung; sie bildeten denn auch einen zentralen Diskussionsgegenstand in der Schütz-Parsons-Debatte. Um die Adäquananzproblematik an einem Beispiel abhandeln zu können, komme ich 1) nochmals auf den Begriff der sozialen Norm und 2) der sozialen Rolle zurück.

(1) Schütz hat Parsons entgegengehalten, der Begriff der sozialen Norm gehöre der objektiven Perspektive an und sei daher aus der Terminologie einer Theorie sozialen Handelns zu streichen. Kehren wir nochmals zu seinem Argument zurück: In der subjektiven Perspektive gibt es danach

"...keine Norm, die nicht in 'Bedingungen' oder 'Mittel' zerlegt werden könnte. Denn jede Norm fordert die Unterwerfung des Normadressaten und impliziert irgendeine Form der Strafe für Nicht-Unterwerfung. Wer willens ist, die faktischen, rechtlichen oder moralischen Sanktionen auf sich zu nehmen, die in dieser oder einer anderen Welt der Ungehorsam nach sich zieht, der ist frei, eine Norm zu missachten. Das aber wäre genau die Situation, in der ein Handelnder sich einem teleologischen Dilemma gegenüber sieht." (Schütz, 1977b: 47)

Dieses Zitat zeigt deutlich, wie rational-teleologisch Schütz denkt und wie er die Möglichkeit, dass Normen affektiv verwurzelt sein könnten, völlig übergeht. Für Parsons sind dagegen auch jene Handlungen normativ geregelt, welche Weber "affektiv" und "traditional" [407] nennt. (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 95) Schütz meint hierzu, dass in diesem Fall erstens "kein irrationaler Akt denkbar [ist], der nicht zumindest 'wertrational' und daher vernünftig wäre", und dass zweitens unklar wird, "welcher Unterschied generell noch zwischen normativen Werten und Motiven besteht". (Schütz, 1977b: 48) Schütz hat hier offenbar zuwenig erkannt, dass Normen (nach Parsons) oft negativ definiert sind und eher Grenzen eines Spielraumes individueller Handlungsfreiheit markieren als spezifische Handlungsweisen bzw. -motive konstituieren; im Kontext beobachtbarer Handlungen gehören Normen daher oft zum unthematisierten Horizont. Die Grenzen, welche der normative Rahmen setzt, lassen sich jedenfalls leicht aufzeigen, indem sich Dutzende von Handlungsbeispielen nennen lassen, die jedermann sofort als "unerlaubt", d.h. normativ sanktioniert erkennt; ebenso leicht lassen sich Beispiele von Handlungen aufzählen, die unverbrüchlich mit tiefverwurzelten Affekten verknüpft sind und bei denen die Orientierung an persönlichen Emotionen unvergleichlich vordringlicher ist als die Orientierung an den effektiv zu erwartenden – oft vergleichsweise geringfügigen – Sanktionen.⁴⁴ Nun gibt es umgekehrt zweifellos auch eine ganze Menge von Fällen, wo Normen tatsächlich als Handlungsbedingungen bewusst einkalkuliert werden, den Handelnden also vor ein teleologisches Dilemma stellen; in Bezug auf den unthematisierten Horizont und in Bezug auf die affektive Verwurzelung von Normen bzw. von Handlungsweisen greift das rational-teleologische Modell jedoch zu kurz.

Interessant ist nun aber, dass Parsons in Bezug auf die *Erlebnisweise des Handelnden* Schütz z.T. sogar recht gibt, den Begriff der Norm aber *aus konstruktionslogischen Gründen* einführt. So gesteht er Schütz zu, dass institutionalisierte Normen für den Handelnden einen ähnlichen Status gewinnen können wie andere aussermenschliche Bedingungen und es somit "in bestimmten Grenzen" zutreffen mag, dass der Akteur in seinen Handlungsentscheidungen Normen und Situationsfaktoren [408] auf ähnliche oder gar identische Weise in Rechnung stellt (Parsons, in: Schütz/Parsons, 1977: 94 f.) – für die Zwecke wissenschaftlicher Theoriebildung müssen sie s.E. dagegen analytisch strikte auseinandergehalten werden:

"Es war genau diese Konfusion, ... nämlich faktische Situationsbedingungen mit normativen Mustern zu vermengen, auf die die prinzipiellen Schwierigkeiten in Durkheims frühem Begriffsschema zurückgehen und die das Problem des 'Gruppenbewusstseins' haben entstehen lassen." (Parsons, i-bid.: 94)

Sonnenklar herausgestellt wird die Relevanz der Unterscheidung zwischen Situationsbedingungen und Normen von Habermas (1981a: 114-151), indem dieser die unterschiedlichen zugehörigen Typen von Geltungsansprüchen nennt. Dabei geht er

⁴⁴ Hemmungen, vor einem grösseren Publikum frei zu sprechen, übersteigen beispielsweise oft die Sanktionen, welche dieses Publikum im Fall missratener Rede effektiv ergreifen könnte (bzw. würde). Illustrative Beispiele liefert auch die Kulturbegegnung: Manch einen Europäer oder Nordamerikaner kostet es enorme Überwindung, in Indien die Notdurft in aller Öffentlichkeit zu verrichten und statt Toilettenpapier Wasser und die blosse Hand zu benutzen – obwohl keinerlei soziale Sanktionen drohen, da dies dort Brauch ist.

unter Anlehnung an Goffman noch einen Schritt weiter und unterscheidet drei Akteur-Weltbezüge, denen er je einen Handlungstyp und je einen Typ von Geltungsanspruch zuordnet:

formale Weltbezüge	Handlungstyp	Geltungsanspruch
objektive Welt (= Gesamtheit aller Entitäten, über die wahre Aussagen möglich sind)	teleologisches Handeln	Wahrheit für Aussagen oder Existenzpräsuppositionen
soziale Welt (= Gesamtheit aller legitim geregelten interpersonalen Beziehungen)	normenreguliertes Handeln	Richtigkeit für legitim geregelte Handlungen und deren normativen Kontext
subjektive Welt (= Gesamtheit der privilegiert zugänglichen Erlebnisse des Sprechers)	dramaturgisches Handeln	Wahrhaftigkeit für die Kundgabe subjektiver Erlebnisse

Habermas entwickelt seine Überlegungen anhand der Handlungstypen; die Akteur-Weltbeziehungen bilden die jeweiligen ontologischen Voraussetzungen derselben – der Handelnde bezieht sich entweder auf etwas Objektives, Soziales oder Subjektives. Besonders relevant scheinen mir die drei verschiedenen Typen von *Geltungsansprüchen* zu sein, die sich analytisch [409] klar auseinanderhalten lassen und sich offensichtlich auch an unterschiedlichen Kriterien bemessen. Im konkreten Akt treten die drei Arten von Weltbezügen, Handlungen und Geltungsansprüchen zwar miteinander verbunden auf – analytisch lassen sie sich jedoch auseinanderhalten. Entgegen Schütz, behauptet Habermas (1981b: 183), dass sich die angeführten drei pragmatischen Beziehungen anhand der Modi der Sprachverwendung aufzeigen liessen – eine These, die ich grundsätzlich für plausibel halte. Dem von Schütz (sowie Gadamer und Wittgenstein) herausgestellten interpretativen Charakter der Lebenswelt trägt er damit voll Rechnung, denn diese Annahme erlaubt, die drei Akteur-Weltbezüge und ihre Korrelate nicht als vom Sozialwissenschaftler unterstellt zu verstehen, sondern sie der "Perspektive der Sprecher und Hörer selber" zuzuschreiben; Sprecher und Hörer integrieren demzufolge die drei formalen Weltkonzepte zu einem Interpretationsrahmen, in welchem die drei "reinen" Handlungstypen als Grenzfälle kommunikativen Handelns figurieren. (Habermas, 1981a: 148 ff.)

Die Überzeugung, dass die Kategorie der Norm in der Begrifflichkeit von Bedingungen und Mitteln aufgehe, lässt Schütz verkennen, dass Parsons konzeptuell einen wesentlichen Schritt über das teleologische Modell der Grenznutzentheoretiker

hinausgelangt ist. Sicherlich wurde sein Urteil durch die Tatsache bestärkt, dass auch Weber nirgends mit dem Begriff der sozialen Norm operiert.⁴⁵ Entscheidend ist aber insbesondere, dass Schütz' *phänomenologische Lebensweltanalyse* den Normbegriff nicht als ein wesentliches Element der kognitiven Handlungsorientierung ausweist, ist doch die phänomenologische Lebensweltanalyse jene Instanz, welche die der subjektiven Perspektive adäquaten formalen Kategorien sicherstellt. Nach Schütz ersetzt denn das Begriffspaar der Um-zu- und Weil-Motive auch sämtliche analytischen Termini des Parsons'schen "unit act": nicht nur die "Norm", sondern auch "Ziel", "Mittel" und "Bedingungen". Schütz ist jedoch entgegenzuhalten, dass seine Untersuchung der Lebenswelt erstens die verschiedenen Typen von Geltungsansprüchen nicht erkannt hat, und [410] zweitens, dass der Begriff der Norm in verschiedenen Situationen durchaus Teil der kognitiven Handlungsorientierung ist. – Überblickt man die Habermas'sche Typologie, so nimmt sie sich aus wie eine "*Phänomenologie der Geltungsansprüche*". Nun kann eine transzendentalphänomenologische Analyse, welche die Seinsgeltungen gerade in Klammern setzt, diese gewiss nicht in den Blick bekommen; dass sie aber auch einer mundanen phänomenologischen Untersuchung entgehen, welche sich als "Sinn- und Geltungsexplikation" versteht, ist merkwürdig. Diesbezüglich bedürfen die Schütz'schen Analysen gewiss der Ergänzung. Damit soll allerdings noch keine Stellung bezogen sein in Bezug auf die Adäquanz der Habermas'schen Weltbezüge und Handlungstypen oder des Normbegriffs im Besonderen. Dass die Alltagshandelnden sich aber an den verschiedenen Geltungstypen orientieren, scheint mir zutiefst plausibel: Ich kann mich auf ganz andere Weise über einen Geltungsanspruch hinwegsetzen, je nachdem, ob es um subjektive Erlebnisse einer andern Person, um Normen einer intersubjektiven Gemeinschaft oder um natürliche Tatsachen geht – dies empirisch zu untersuchen, wäre jedenfalls eine interessante Aufgabe für die Ethnomethodologie (nach Habermas für die Sprechakttheorie). Dabei gilt es im Auge zu behalten, dass diese Typologie von Geltungsansprüchen nicht unbedingt universaler Natur ist (wie Habermas suggeriert), sondern sich vermutlich je nach Kultur spezifiziert – in einer animistischen Kultur mag die Natur auf die gleiche Weise "lügen" wie ein menschliches Gegenüber. – Was nun den *Begriff der Norm* anbelangt, so zeigen meine Beispiele in Abschn. III 2.3.2.3., dass sich die kognitive Orientierung des Handelnden in verschiedenen Situationen explizit auf "Normen" bezieht; überdies wird er in *gewissen* Kontexten selbst von einem derart für soziale Subtilitäten sensibilisierten Soziologen wie Erving Goffman (1961; 1974) fruchtbar verwendet. Schütz hat später zumindest in Bezug auf gesetzliche Bestimmungen ebenfalls von "Norm" gesprochen (Schütz, 1972L: 258); dabei unterscheidet er zwischen objektiver und subjektiver Perspektive, also zwischen der Bedeutung der Norm für den Normgeber bzw. den Normadressaten. Daraus folgen einerseits die methodologischen Konsequenzen für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung, wie ich sie in Abschn. III. 2.3.2.3. entfaltet habe. Andererseits erkennt Schütz hier selbst die "Norm" (wenigstens die Gesetzesnorm) als eine der subjektiven Perspektive adäquate Kategorie an – sonst wäre die Rede von der "Sichtweise des Normadressaten" sinnlos. [411]

⁴⁵ Wenn Durkheim vor der Unterscheidung von Normen und Situationsfaktoren in konzeptuelle Schwierigkeiten geriet, lässt sich sinngemäss fragen, ob sich von Weber das gleiche sagen lässt – Parsons hat dies nicht angegangen.

(2) Wenn nun Normen in gewissen Kontexten sowohl in subjektiver wie objektiver Perspektive betrachtet werden können - gilt dann logischerweise nicht genau dasselbe für die soziale Rolle? Eine Rolle ist ein Bündel normativer Erwartungen, welche sich an den Inhaber einer sozialen Position richten; dementsprechend gilt es offenbar zu unterscheiden zwischen der Rollendefinition der Bezugsgruppe und der Rolleninterpretation des Rollenspielers. Zieht man die gebührenden methodologischen Konsequenzen aus dem interpretativen Charakter der Wirklichkeit, dann kann man offenbar das Rollenmodell als idealtypische Konstruktion verstehen, welche normative Erwartungen als invariant setzt, obwohl sie in Wirklichkeit dauernd neu interpretiert und sozial ausgehandelt werden. In der Tat hat Dahrendorf (1958) in diese Richtung argumentiert (allerdings ohne das Interpretationsproblem zu erkennen). Schütz bleibt dagegen bis zuletzt [1956] von seiner gegenüber Parsons eingenommenen Position [1941] überzeugt: *Die Kategorie der Rolle gehört der objektiven Perspektive an*. Unter Bezugnahme auf die Arbeiten von Parsons & Shils (1951) unterbreitet er die typischen mikrosoziologischen Termini der objektiven Perspektive:

"Eine Gruppe ist *im objektiven Sinn* ein struktural-funktionales System, das sich aus einem Gewebe von miteinander verknüpften Interaktionsprozessen, sozialen Rollen, Positionen und Statusbestimmungen bildet. Nicht das konkrete Individuum oder die konkrete Position, sondern die Rolle ist die Begriffseinheit für das soziale System. Jede Rolle führt mit sich einen besonderen Komplex von Rollenerwartungen, die jeder Rollenträger erfüllen muss." (Schütz, 1972k: 250 – Hervorhebung von mir)

Dies trifft aber nach Schütz keineswegs die Erlebnisweise des Handelnden selbst:

"*Vom subjektiven Standpunkt aus* betrachtet sich jedoch das Individuum nicht als ein ... sozialer Rollenträger, sondern als Mensch, der in vielfältige soziale Beziehungen und Gruppenmitgliedschaften verwickelt ist, an denen allen er jeweils mit einem Stück seiner Persönlichkeit teilnimmt." (Schütz, 1972k: 254 – Hervorhebung von mir)

Dies heisst nicht, dass der Mensch sich im Alltag nicht auch an normativen Erwartungen orientieren würde, doch eben *nicht nur* an diesen und häufig nur in relativ geringem Ausmass. Dies ist natürlich von Rolle zu Rolle verschieden. Am ausgeprägtesten nimmt wohl derjenige sich als Rollenspieler wahr, dem eine völlig fremdbestimmte Rolle aufgezwungen wird; Goffman (1961) hat allerdings aufgezeigt, dass selbst Angehörige einer "totalen Institution" (Gefängnis, Spital, [412] Kloster, Armee u.ä.) Strategien entwickeln, um trotz der heteronomen Zwangsstruktur ihre persönliche Identität zu retten. Je mehr wir nun von solchen Extremfällen wegrücken, desto relevanter wird Schütz' These, wie schon ein flüchtiger Blick auf die eigene alltägliche Erlebniswelt zeigt. Vergewegenwärtigen wir uns die normativen Erwartungen, welche z.B. an die Position des Vaters gerichtet werden, so offenbart sich deutlich, wie dürftig sich das Konzept der Vater-Rolle gegenüber der Erlebnisfülle sowohl des Vaters wie der mit ihm Interagierenden ausnimmt. Zum einen bringt die Rollentheorie nur den Sollens- nicht aber auch den Seins-Aspekt zur Sprache, und zum andern fasst sie nur das ins Auge, was auch allgemein verbindlich ist. Es ist hingegen für die soziologische Analyse höchst brisant, dass die Menschen einander in concreto gegenübertreten, einander in der sozialen Interaktion primär nicht als Rollenträger, sondern als individuelle Menschen behandeln, dabei je nach persönlichem Relevanzsystem verschiedenste (insbesondere auch nicht-normative) Aspekte typisieren und auf dieser

Grundlage kommunizieren und handeln. Mein Vater spielt nicht nur eine abstrakte Vater-Rolle, sondern weist als konkreter Mensch einzigartige Persönlichkeitszüge und Gewohnheiten auf, die in meiner Interaktion mit ihm nicht von der Vater-Rolle getrennt werden können; all diese Gewohnheiten und Persönlichkeitszüge konstituieren ein Vaterbild, das reichhaltig und farbig ist und auch in dieser Reichhaltigkeit und Farbigkeit erwartet und in der Interaktion unterstellt wird, das aber die normativen Erwartungen *bei weitem* überschreitet.

Wenn die soziale Rolle als der Schnittpunkt von Individuum und Gesellschaft und damit als die Elementarkategorie der Soziologie betrachtet wird (Dahrendorf, 1958), so verwundert es nicht, dass die entsprechenden mikrosoziologischen Analysen kaum das Interesse der Alltagshandelnden zu wecken vermögen. Am Beispiel der Rollentheorie lässt sich daher die Relevanz des Postulats der subjektiven Perspektive auch gut illustrieren. Erinnern wir uns an Parsons: Aufgrund der erkenntnistheoretischen Einsicht Whiteheads, dass keine Erkenntnis ohne Begriffe möglich sei, versuchte er in einer metatheoretischen Erörterung die analytischen Grundkategorien einer Handlungstheorie zu eruieren. Ein konventioneller Soziologe tritt also bereits mit vorgefertigten Konzepten, wie "Rolle", "Norm", "Position" oder "Sanktion", an die soziale Wirklichkeit heran. Dieses Vorgehen hat den [413] Vorteil, dass die Wirklichkeit nach analytisch einheitlichen Gesichtspunkten strukturiert wird, andererseits aber auch den Nachteil, dass nur jene Aspekte ins Blickfeld rücken, welche das konzeptuelle Raster a priori selektiert. Wichtig ist dabei, dass sich diese formalen "analytisch-realistischen" (Parsons) Kategorien nur anhand der Alltagstypisierungen konkretisieren lassen: Es ist möglich, von der Rolle des "Vaters", des "Sohnes" und der "Bankdirektorin" zu sprechen, nicht aber von der Rolle der "Heuschrecke", der "Blütenknospe" und des "Segeltuchs". Da die soziale Wirklichkeit schon vor der wissenschaftlichen Kategorisierung durch die Alltagshandelnden vorinterpretiert ist, kann man aber offenbar auch umgekehrt ansetzen, nämlich bei diesen Alltagsinterpretationen. Statt mit den selektiven Kategorien der Rollentheorie nur die "normativen Erwartungen" (welche empirisch meist diffus bleiben) und die damit verbundenen "Sanktionen" (welche konkret erst bei Abweichlern sichtbar werden) zu thematisieren, scheint es angebrachter, bei den Typisierungen der Alltagshandelnden zu beginnen und danach zu fragen, was die Handelnden in bestimmten Situationskontexten damit verbinden. Wenn die Orientierung an normativen Erwartungen und damit verbundenen Sanktionen nur einen (kleinen) Teil der empirischen Handlungsorientierung der Leute ausmacht, muss sich offenbar auch die wissenschaftliche Forschungsperspektive auf die *ganze* Breite dieser Handlungsorientierung erstrecken: nicht nur auf die normativen Elemente der Vater-Rolle, sondern überdies auf alles, was die Handelnden in einer sozialen Situation mit "Vater" verbinden. Hiermit wird *Schütz'* Diktum, eine Theorie des sozialen Handelns müsse die Alltagswelt so konzeptualisieren und erforschen, wie sie der Alltagshandelnde erlebt, recht plastisch: Will man die soziale Realität adäquat in den Griff bekommen, muss man offenbar *alles* zu erfassen suchen, was für sein soziales Handeln relevant ist; insbesondere darf seine Erlebniswelt nicht durch von aussen herangetragene Konzepte derart selektiv reduziert werden, dass seine effektive Handlungsorientierung entweder stark verzerrt wird oder gänzlich aus dem Blickfeld verschwindet – es sei denn, man beschäftigt sich bewusst mit einer wissenschaftlichen Konstruktion in der objektiven Perspektive.

An den handlungstheoretischen Grundbegriffen der konventionellen Soziologie zeigt sich denn der Vorteil des erkenntnistheoretischen Ansatzes der Phänomenologie: Indem Schütz mit der phänomenologischen [414] Analyse der Lebenswelt unmittelbar an der menschlichen Sinnsetzung und -deutung überhaupt ansetzte, gelangte er zu Kategorien, die auch jene subtilen Aspekte der sozialen Wirklichkeit zu erfassen vermögen, welche bei weitem durch das Raster einer Rollentheorie hindurchfallen; die Schützschen Kategorien – wie der subjektive Wissensvorrat, die Typisierungen, das subjektive Relevanzsystem, die räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtungen der Lebenswelt, die biographische Situation, die mannigfaltigen Wirklichkeiten, die verschiedenen Idealisierungen etc. – sind derart grundsätzlicher Natur, dass sie Handhabe bieten, die soziale Mikrowelt bis ins feinste Detail zu analysieren (z.B. sprachlich typisierte Identitäts- und Motivzuschreibungen oder etwa im Gespräch unartikulierte, durch appräsentative Verweisungszusammenhänge aber mitgesetzt und daher "gegenwärtige" Unterstellungen usw.). Andererseits erlauben sie aber auch, die Referenten der "objektiven" mikrosoziologischen Begriffe zu thematisieren:

"In unserer Terminologie sind Rollenerwartungen nichts anderes als Typisierungen von Interaktionsmustern, die sozial gebilligte Methoden zur Lösung von typischen Problemen darstellen und häufig institutionalisiert sind. Entsprechend gliedern sie sich in Relevanzbereiche, die wiederum eine besondere Hierarchie bilden, die aus der relativ natürlichen Weltanschauung der Gruppe, aus ihren Volksweisen, Gebräuchen, Sitten usw. entsteht." (Schütz, 1972k: 250 – Hervorhebung von mir)

Heisst das nun, dass sich eine Handlungstheorie auch mit den Schützschen Kategorien zu *begnügen* hat? Ich habe verschiedene Punkte genannt, an denen eine Ergänzung erforderlich ist: in Bezug auf den Aspekt der Leiblichkeit, die Differenzierung unterschiedlicher Arten von Weil-Motiven sowie das Auseinanderhalten verschiedener Typen von Geltungsansprüchen. Ein eigenes Thema bildet nun jedoch die Frage, ob die Kategorien, welche die *Symbolischen Interaktionisten* entwickelt haben, als der subjektiven Perspektive zugehörig gelten dürfen. Auch die Symbolischen Interaktionisten bekennen sich zu einem Verstehenden Ansatz und damit zum Postulat der subjektiven Perspektive (wenn auch oft eher im Sinn der "Teilnehmerperspektive" als im radikalsubjektivistischen Sinn – vgl. Abschn. III 3.2.4.); sie waren es denn auch, welche die Rollentheorie der konventionellen Soziologie erheblich revidiert und mit Begriffen wie "Rollendistanz", "persönliche" und "soziale Identität", "stigmatisierte Identität" und "Schein-Normalität" (phantom normalcy), "Situationsdefinition", "Strategie der Situationsbewältigung" [415] oder "Selbstdarstellungstechniken" (impression management) geeignete Instrumente geschaffen haben, um die Mikrowelt analytisch in den Griff zu bekommen (vgl. Abschn. III 2.3.2.2.). Zweifellos haben diese Konzepte erheblich dazu beigetragen, die Mikroanalyse zu verfeinern; ob sie der Erlebniswelt des Handelnden hingegen voll gerecht werden, kann nur aufgrund einer eingehenden Untersuchung entschieden werden. Es sei hier aber zweierlei festgehalten: Erstens hat Schütz verschiedene Begriffe der Interaktionisten in sein Vokabular aufgenommen – eine ganze Reihe derselben erwies sich also als kongruent mit den Kategorien aus der phänomenologischen Lebensweltanalyse. Zweitens stehen jedoch viele der symbolisch-interaktionistischen Begriffsinstrumente gleichsam in der Luft, wenn sie nicht durch die phänomenologischen Konzepte untermauert werden. Garfinkel (1967: 165 ff.) hat z.B. überzeugend aufgewiesen, dass Goffmans "techni-

ques of impression management" notgedrungen ein Set von als selbstverständlich vorausgesetzten Hintergrundannahmen (background expectancies) zur Grundlage haben müssen, welche die Interaktionspartner einander gegenseitig unterstellen; ebenso hat er Goffman – diesmal informell – auf den (Schützchen) Basisbegriff der "Biographie" aufmerksam gemacht (was ihm Goffman [1963: 78] verdankt). Im Sinn einer allgemeinen Richtlinie lassen sich also die Schützchen Konzepte als die Grundbegriffe der Handlungsorientierung (die es noch zu ergänzen gilt) und die Kategorien der Symbolischen Interaktionisten als Spezifikationen einzelner Aspekte subjektiver Erlebens- und Handlungsweise verstehen; dabei gilt es sorgfältig auf die Schwelle zu achten, wo der Wechsel zur objektiven Perspektive erfolgt.

(3) Der Szientismus vertritt die These, Theorie sei der Empirie stets vorgeordnet, d.h. es sei unmöglich, völlig "vorurteilslos", also ohne jegliche theoretische Konzepte an die empirischen Phänomene heranzutreten. Da die Vorinterpretiertheit der Sozialwelt und ihre entscheidende methodologische Bedeutung übersehen wurde, verleitete diese erkenntnistheoretisch an und für sich richtige Prämisse zur Politik, mit vorgefertigten Konzepten an die soziale Wirklichkeit heranzutreten und sie damit aufgrund theoretischer Vorentscheidungen aufzuordnen. Die sozialen Phänomene sind aber durch die Kognitionsleistungen der Handelnden bereits strukturiert, so dass der Sozialwissenschaftler auch [416] nach dieser bereits konstituierten Struktur fragen kann. Die Relevanz des Postulats der Sinnadäquanz liegt daher v.a. im emphatischen Verweis auf die Konstitution der empirischen Handlungsorientierung. Kriterien für die "Konsistenz" wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Konstruktionen sind hingegen schwierig zu formulieren. Offenbar sind wir – wie bezüglich der inhaltlichen – auch bezüglich der formalen sozialwissenschaftlichen Konstruktionen auf situative ad hoc-Entscheide angewiesen, die ihrerseits methodisch unkontrolliert sind, hat sich doch gezeigt, dass erstens die phänomenologische Methode nicht als unfehlbarer Garant sinnadäquater Kategorien fungieren kann und dass zweitens auch nicht-phänomenologische Auseinandersetzungen mit empirischem Datenmaterial aus Mikrosettings zu fruchtbaren Konzepten geführt haben.

Zusammenfassung

Husserls Ansatz wird, konsequent zu Ende gedacht, in verschiedener Hinsicht problematisch, und zwar bezüglich der eidetischen wie der transzendentalen Reduktion. Schütz' Werk bleibt davon unbeschadet, da er materiale eidetische Untersuchungen durch formale Konstitutionsanalysen ersetzt und an der transzendentalphänomenologischen Fragestellung nicht weiter interessiert ist. Seine mundanen Analysen weisen dann allerdings einen methodologischen Bruch auf, indem er sich einerseits an die egologische Perspektive hält, andererseits die Lebenswelt als intersubjektiv gemeinsame unterstellt. Die Versuche, solche Inkonsistenzen zu bereinigen, fielen nicht allzu überzeugend aus: Auch die Gadamerische Reduktion von Sinn auf Sprache oder der kommunikationstheoretische Ansatz Habermas', der die egologische durch die Teilnehmerperspektive ersetzt, stossen wiederum an Grenzen. Fruchtbarer als systematische Verdrängungsversuche jeweiliger Antipoden scheint mir eine erkenntnispluralistische Haltung zu sein, die jeden Ansatz nach seinen faktischen Erkenntnisleistungen beurteilt. In Bezug auf noetische wie noematische Aspekte bleiben phänomenologische Analysen für die Wissenschaften von namhafter Bedeutung. Einen archimedischen Punkt der Erkenntnis hat aber auch die Phänomenologie – trotz ihres Selbstbegründungsanspruches – nicht gefunden, obwohl sie sich in der Tat als prämissenarm ausweisen kann; der Zwang, Einsichten der phänomenologischen Anschauung in kultursprachliche Formen zu giessen, verleiht jedoch auch diesen ein konstruktives Moment. Schütz' Lebensweltanalysen wie seine methodologischen Postulate müssen sich daher der kritischen Diskussion stellen. [417]

Schütz hat mit dem Nachweis, dass aus der Vorinterpretiertheit des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs besondere methodologische Konsequenzen in Bezug auf Begriffsbildung wie Basissatzstruktur erwachsen, das berechtigte Erbe der hermeneutischen Tradition mittels neu formulierter Konzepte aktualisiert. Tatsächlich müssen sich rein etische Analysen, die mit radikal-behavioristischen Prämissen und einer physikalistischen Sprache operieren, nicht nur mit äusserst ärmlichen Ergebnissen bescheiden, ihre Position stützt sich auch stets auf nicht-reflektierte lebensweltliche Implikationen. Diese erkenntnistheoretische Problemkonstellation zeitigte forschungspragmatische Konsequenzen, welche einige Vertreter eines "modernen Behaviorismus" von der Relevanz der kognitiven Dimension und der Rolle intersubjektiven Verstehens überzeugte. Allerdings erkannten sie das sozialwissenschaftliche Interpretationsproblem nicht in jener Tiefe, in der es Schütz aufgewiesen hat: Sinn wird nach wie vor nach Massgabe des wissenschaftlichen Relevanzsystems in fixen Sinneinheiten festgefroren und kognitives Rasonieren auf subjektive "Dispositionen" reduziert, Verstehen demgemäss als mechanischer Prozess begriffen und konstruierte Modellzusammenhänge als den Naturgesetzen analog verstanden. Aus dieser Reduktion des grundsätzlichen auf ein technisches Problem folgt ein gegenstands inadäquates Selbstverständnis – nach Husserl die Ursache der Krise der Wissenschaften.

Das Interpretationsproblem erweist sich als methodologisches Kardinalproblem der Sozialwissenschaften auch bei emischen Analysen. Schwierigkeiten treten beispielsweise beim strukturalistischen Ansatz auf, wenn er von sprachwissenschaftlichen zu sozialwissenschaftlichen Untersuchungen schreitet, denn semantische Ge-

halte sind – im Gegensatz zu den syntaktischen Elementen – inhärent variabel. Der Strukturalismus stabilisiert jedoch die Bedeutungen, indem er Sinn und Praxis, obwohl der Sache nach untrennbar, entkoppelt und den Subjektbegriff auf einer grundsätzlichen stets intersubjektiven Ebene verortet; die pragmatische [418] und die individuell-subjektive Dimension werden damit schon vom Ansatz her eliminiert. Die Untersuchungen des anthropologischen Strukturalismus Lévi-Strauss' beschränken sich denn auch auf kulturell vergegenständlichte Objekte; obwohl dieser in seinen konkreten Analysen eine auffallende Sensibilität für die Sinnkomplexität von Kulturwelten zeigt, stellt sich immer wieder der Verdacht ein, die aufgewiesenen Strukturen seien z.T. eher unterschoben als den Phänomenen immanent. – Differenzen markiert Schütz aber selbst zu Parsons, der sowohl auf emischer Ebene verfährt wie auf die individuellen Handlungssubjekte rekurriert, Parsons missachtet aber den Unterschied von Konzeptionen in der subjektiven und solchen in der objektiven Perspektive und insbesondere die unterschiedlichen Sichtweisen des Alltagshandelnden und des Wissenschaftlers. Statt die soziologische Handlungstheorie in subjektiver Perspektive zu konzipieren, d.h. auf die kognitive Orientierung der Alltagshandelnden zurückzugreifen, reduziert Parsons das rasonierende Handlungssubjekt auf einen normengeleiteten Rollenspieler, schreibt ihm die Spannweite seiner Akteinheiten von aussen zu und misst seine Handlungen an einem wissenschaftlichen (statt alltagsweltlichen) Rationalitätsbegriff. Auch Parsons – und mit ihm der Grossteil der Sozialwissenschaftler – unterschätzt die Problematik des Verstehens.

Da sich die Phänomene ändern, wenn sich ihr Sinn ändert, zeigen Phänomenologen eine ausserordentliche Sensibilität für Sinnmodifikationen und -abschattungen und damit eine inhärente Neigung, der Verdinglichung der Phänomene einen Riegel zu schieben. Das erinnert an Adorno, der bereits in der begrifflichen Typisierung eines (materiell verstandenen) Gegenstandes eine Vergewaltigung desselben, eine Vernichtung seiner Individualität und Partikularität erblickte. (Adorno, 1970: 137 ff.) Im Gegensatz zu Adorno jedoch, der die Einzigartigkeit des Phänomens nur durch eine negative Dialektik retten zu können glaubte (welche er denn auch konsequent bis in ihre Aporien vorantrieb), entwickelte Schütz mit seiner (bereits in Husserl angelegten) Theorie der Typisierung eine "positive" Konzeption, welche sich zum Bemühen, die Phänomene auf den Begriff zu bringen, affirmativ stellt, gleichzeitig aber die Bindung der jeweiligen Typisierung ans vorliegende Relevanzsystem, ihre Verwurzelung in einem gegebenen kultur- und biographiespezifischen Wissensvorrat sowie ihre Ausgestaltung in unterschiedlichen Abstraktions- und Anonymitätsgraden bewusst hält. Sozialwelt ist nur als sinnhafte, [419] als verstandene und damit als typisierte (wobei Typisierung das Korsett der Sprache sprengt), und der Aufweis der Sinntransformationen scheint daher der beste Weg, die Einzigartigkeit des Phänomenalen zu bewahren. Schütz' emphatische Betonung der "radikalen" Sinnverschiebungen von einer Perspektive oder Ebene zur nächsten sowie des idealtypischen Charakters sozialwissenschaftlicher Theoriekonstruktionen und – infolge Ausschlusses typentranszendenter Sinngehalte – Begriffsbildungen darf somit als erkenntnistheoretische Grundlegung gewertet werden, welche sozialwissenschaftlichen Reifika-

tionen (wie z.B. die Parsons'schen "handelnden Kollektive") endgültig auf den Leib rückt.¹

So wertvoll die erkenntnistheoretischen Erörterungen der Beziehung zwischen dem empirischen Phänomen und seiner wissenschaftlichen Konzeptualisierung auch sind – es ist schwierig, daraus forschungspragmatische Konsequenzen abzuleiten, die über die (allerdings nicht zu unterschätzende) Sensibilisierung für Sinntransformationen hinausgehen. Auf dem Prüfstand erweisen sich Schütz' methodologische Postulate als vage und oft ambiguos. Dies gilt vorab für das Postulat der subjektiven Perspektive sowie – spezifischer – jenem der Adäquanz. Indem Schütz das Adäquanzpostulat in Form der Sinnadäquanz formuliert und mit dem Konzept des Idealtypus die Distanz zwischen wissenschaftlicher Konstruktion und empirischem Phänomen quasi institutionalisiert, gleitet Webers Kausaladäquanz unter den Tisch. Bei Schütz bleibt dies vorerst unauffällig, obwohl er sich sowohl in seinen angewandten Arbeiten wie mit gewissen methodologischen Argumenten in die Tradition "fernverstehender" Schreibtischtäter stellt. Wie problematisch dies werden kann, illustriert anschaulich die Nationalökonomie, deren Modelle sich z.T. recht wenig um die empirische Realität kümmern und teils explizit mit kontrafaktischen Annahmen operieren. Obwohl angesichts des sozialwissenschaftlichen Messproblems keine dem wissenschaftlichen Wissenschaftsideal genügenden Verifikations- und Falsifikationskriterien dienstbar gemacht werden können, bleibt daher die Forderung nach empirischer Validierung unvermindert aktuell.

Sobald man allerdings die künstliche Verschmelzung von subjektiver [420] und objektiver Perspektive auf der Ebene idealtypischer Modellkonstruktionen auflöst und auf die empirische Forschung reflektiert, werden die Schütz'schen Postulate eher unhandlich. Zum einen liessen sich verschiedene Ambiguitäten herausarbeiten, welche unterschiedliche Interpretationen und Folgerungen zulassen. Zum andern wird in der empirischen Forschungssituation die Dialektik zwischen subjektiven resp. objektiven Daten und Konzeptualisierung in subjektiver resp. objektiver Perspektive besonders deutlich. Am Beispiel der Psychoanalyse – einem wesentlichen Grundpfeiler des Parsons'schen Strukturfunktionalismus – und weiterer psychotherapeutischer Theorien zeigte sich, dass eine Handlungstheorie sowohl in Bezug auf die Weil- wie auf die Um-zu-Motive im Verbund von subjektiver und objektiver Perspektive besser fährt als in subjektiver Perspektive allein. Dass die phänomenologische Methode selbst bezüglich formaler Kategorien keine ausreichenden Garantien der Sinnadäquanz zu bieten vermag, demonstriert nachhaltig die kognitive Schlagseite des Schütz'schen Ansatzes: Obwohl er die Husserlsche Konzeption der psychophysischen Einheit des Menschen nie bezweifelt hat, gibt es bei Schütz keinerlei Ansätze, die – für eine Handlungstheorie wohl sehr entscheidende – menschliche Sinnlichkeit auch nur halbwegs adäquat zu fassen. Das Postulat der Sinnadäquanz, die nicht mittels fester Kriterien definiert, sondern in situativen ad-hoc-Entscheiden beurteilt werden muss und die nun auch gegen Schütz gewendet werden kann, verdichtet sich dann zur Forschungsdevise, nicht mit vorgefertigten Konzepten an den empirischen Gegenstand heranzutreten, sondern die subjektive Handlungsorientie-

¹ Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt Burke Thomason (1982); sein Buch konnte für die vorliegende Arbeit nicht mehr verwertet werden.

rung so zu erfassen versuchen, wie sie der einzelne – bewusst und unbewusst, kognitiv und sinnlich – (er)lebt. [421]

Teil IV. DIE RELEVANZ DER PHÄNOMENOLOGIE FÜR DIE SOZIALWISSENSCHAFTEN

Merleau-Ponty begann sein Buch "Die Phänomenologie der Wahrnehmung" (Merleau-Ponty, 1966) mit der Frage: "Was ist Phänomenologie?". Heute, rund 70 Jahre nach Husserls "Ideen", hat diese Frage nichts an Bedeutung eingebüsst; es gilt sie immer wieder neu zu stellen. (Natanson, 1973) Husserl selbst hat sich in jeder seiner Schriften stets aufs neue mit ihr auseinandergesetzt und im Laufe seiner Entwicklung seine Antwortskizzen immer wieder mit neuen Ideen und Akzenten versehen.¹ Die vorliegende Arbeit hat sich mit jenen Aspekten aus seiner Philosophie beschäftigt, die für die Sozialwissenschaften unmittelbar relevant geworden sind; grundsätzlich bleibt aber die Möglichkeit für eine "neue Rückbesinnung auf Husserl" immer offen. Ebenso bietet sich die Chance, auch die Konzepte anderer, von Husserl und Schütz abweichender Phänomenologen, wie z.B. Merleau-Ponty oder Aron Gurwitsch, für die Sozialwissenschaften fruchtbar zu machen.² Die phänomenologische Bewegung ist, in Herbert Spiegelbergs Metapher, eine Pflanze, die im Wachstum und damit in Veränderung begriffen ist, die dauernd neue Blätter und zusätzliche Ableger ansetzt. Betrachtet man ihren Einfluss auf die Sozialwissenschaften, so sieht man sich genötigt, beizufügen, dass sie z.T. auch arg gewuchert und sich einiges an Unkraut angesammelt hat. Überblickt man die Flut der in den letzten 20 Jahren publizierten sozialwissenschaftlichen Aufsätze und Dissertationen, die sich als "phänomenologisch" deklarieren, so fragt man sich in vielen Fällen ernstlich erstaunt, was um Himmels willen daran phänomenologisch sei.³ Im Einzelnen bietet sich ein Bild von Arbeit, die ihre common-sense-Deskriptionen "phänomenologisch" oder "eidetisch" nennen und sich teils mit diesen begnügen oder sie als Grundlage für quantitative Auswertungen nehmen: von solchen, welche auf irgendeine Weise auf die "subjektive Sicht" der untersuchten Handlungssubjekte Bezug nehmen; von solchen, welche sich mit der formalen Analyse von Interaktionsprozessen (im Gegensatz zu Makrophänomenen) befassen; von solchen, die mit diesem oder jenem Konzept aus einem phänomenologisch-philosophischen Werk operieren, oder auch solchen, welche sich über ihr methodisches Vorgehen keine weitere Rechenschaft ablegen wollen. Vergleicht man solche Publikationen mit den strengen, systematischen und methodologisch äusserst reflektierten Analysen von Husserl, Schütz oder andern grossen Phänomenologen, so muss man die Inflation und destruktive Ver-

¹ Es wird erzählt, Husserl sei derart mit seinen je gegenwärtigen Neuentwicklungen beschäftigt gewesen, dass er sich jeweils von seinem Assistenten berichten liess, was er in seinen früheren Werken geschrieben hatte.

² Einen entsprechenden – allerdings nicht sehr geglückten – Versuch in Bezug auf Merleau-Ponty unternimmt Spurling (1977).

³ Ich habe Dutzende von publizierten Beispielen gesammelt, die mit einem fragwürdigen Phänomenologie-Begriff operieren, um sie in kritischer Absicht aufzulisten, bin davon aber wieder abgekommen: Erstens ist es kontraproduktiv, mein Literaturverzeichnis mit einem Berg von Schriften zu belasten, deren Lektüre nicht zu empfehlen ist; zweitens kann eine solche Liste auch nie erschöpfend sein und wirkt daher selektiv. Für eine Kritik an einigen bekannteren "phänomenologischen Soziologen", welche phänomenologische Konzepte verwenden, sie aber falsch verstanden haben, vgl. Heap & Roth (1973).

wässerung des Terminus "Phänomenologie" bedauern; denn entsprechend unqualifiziert – als wissenschaftssoziologische Konsequenz – fiel auch die Opposition zur Phänomenologie bzw. "phänomenologischen Soziologie" aus.⁴

Der Hauptbeitrag der Phänomenologie an die Sozialwissenschaften besteht nach Maurice Natanson in ihrer erkenntnistheoretischen Reflexion auf deren Verwurzelung in der Lebenswelt (Natanson, 1973e) und die (Wieder-)Einführung der "subjektiven Perspektive" (Natanson, 1963a). Dies umschreibt auch genau die Leistung von Alfred Schütz. Indem Schütz die "subjektive Perspektive" nicht auf das transzendente, sondern auf das mundane ego bezog, erfuhr sie allerdings eine Bedeutungsmodifikation: Wenn Husserl die subjektive Basis alles Objektiven herausstellt, spricht er die bewusstseinsmässige Gegebenheit objektiver Faktizitäten an; da jeder ein transzendentes ego hat, wird die eidetische Struktur der Phänomene aber von allen Menschen geteilt. Demgegenüber gibt Schütz der subjektiven Perspektive in seinen methodologischen Postulaten eine subjektivistische Wendung, indem er damit die private [423] Bewusstseinssphäre eines mundanen egos mit einem spezifischen Wissensvorrat und Relevanzsystem anspricht – eine Bewusstseinssphäre, die nur diesem Subjekt vollumfänglich, dem aussenstehenden Beobachter aber nur fragmentarisch, in Auffassungsperspektiven und über appräsentative Verweisungen zugänglich ist. Joseph J. Kockelmans (1979) führt daher die Unterscheidung zwischen "deskriptiver" und "interpretierender Phänomenologie" ein und bezeichnet Schütz, der die Phänomenologie innerhalb des Weberschen Bezugsrahmens fruchtbar machte, als "hermeneutischen Phänomenologen". Für die Sozialwissenschaften bilden die Schützischen Lebenswelt-Analysen und methodologischen Postulate – obwohl, wie meine Analyse zeigte, auch sie von Ambiguitäten nicht unbelastet sind und z.T. der Modifikation und Korrektur bedürfen – den bedeutendsten unmittelbaren Beitrag der Phänomenologie; an ihm hat sich folgerichtig die vorliegende Arbeit primär orientiert. Innerhalb des wirren Spektrums "phänomenologisch" orientierter sozialwissenschaftlicher Veröffentlichungen bilden denn auch jene Impulse die bisher vielversprechendsten, die von Schütz ausgegangen sind. Es sind dies – neben der Fortsetzung sozialphänomenologischer Analysen durch Maurice Natanson und Richard M. Zaner – insbesondere zwei Stränge: 1) Phänomenologie als Proto-Soziologie und 2) Phänomenologie als Soziologie, oder prägnanter: Ethnomethodologie. Diese verdienen es, etwas genauer unter die Lupe genommen zu werden.

1. Phänomenologie als Protozoziologie

1.1. Die wissenschaftstheoretische Renaissance der Konzeption einer Verstehenden Sozialwissenschaft

Husserls Vorschlag, die Krise der Wissenschaften durch die Reflexion auf ihre Verwurzelung in der Lebenswelt zu beheben, hat nichts an Aktualität eingebüsst: Wirft man einen Blick auf die modernen Kosmologien (vgl. Stegmüller, 1976), so haben sich die abendländischen Naturwissenschaften offenbar auf einen Entwicklungsstand gebracht, wo man viel einzelnes weiss, letztlich aber alles fragwürdig bleibt, wo m.a.W. die Fülle der Einzeltheorien kaum mehr integrierbar ist. Die ver-

⁴ Für eine reichhaltige Palette von rund 50 Kritiken an der Phänomenologie, die samt und sonders auf persistenten Missverständnissen beruhen, vgl. Armstrong (1979).

zweifelte philosophische Anstrengung, ein konsistentes und stimmiges Ganzes zu konstruieren übergeht zumindest die Tatsache, dass unser Alltagsleben davon unbeschadet weiterläuft; die wissenschaftliche Forschung findet nicht nur in lebensweltlichen Phänomenen ihre Evidenz, sondern [424] auch ihren Seinsgrund und die wissenschaftlichen Resultate ihren Sinn – die Wissenschaften stellen stets Idealisierungen und Formalisierungen einzelner Aspekte der Lebenswelt dar, die Lebenswelt als Ganzes bleibt ihr nicht-hintergebar Boden. Husserl ging es bei dieser Argumentation, wie dargelegt (vgl. Abschn. II 1.), nicht um eine Kritik an der Methode der Wissenschaften, sondern um ihr erkenntnistheoretisches Selbstverständnis: das Galileische Weltbild musste revidiert werden. Erfahrung und Urteil, vorprädikative und prädikative Ebene sind eng miteinander verwoben.

Die Kritik an einem falschen erkenntnistheoretischen Selbstverständnis erhält in den Sozialwissenschaften eine zusätzliche Dimension: Im Gegensatz zum naturwissenschaftlichen ist der sozialwissenschaftliche Erkenntnisgegenstand durch die Alltagshandelnden vorinterpretiert. Da sich die Alltagshandelnden an ihrer subjektiven Welt orientieren, so wie sie diese kognitiv erleben, müssen die Sozialwissenschaften auf diese Vorinterpretation rekurren; Schütz hat dies in den Postulaten der subjektiven Interpretation und der Adäquanz (insbesondere Sinnadäquanz) ausgedrückt. Mit der Übernahme des kosmologischen Paradigmas der Galileischen Wissenschaft blieben die Sozialwissenschaften und ihre Wissenschaftslehre nämlich in einer doppelten Naivität befangen: Erstens übersahen sie wie die Naturwissenschaften die genetische Verwurzelung der theoretischen Aktivitäten von Idealisierung und Mathematisierung in der Praxis des Alltagslebens und beanspruchten eine ungerechtfertigte epistemologische Autonomie des wissenschaftlichen Wissens; und zweitens zeigten sie sich blind gegenüber der spezifischen Struktur ihres Untersuchungsgegenstandes, indem sie dessen Reflexivität metaphysisch eliminierten. (Luckmann, 1973: 152) Für die Sozialwissenschaften bildet die Alltagswelt nicht nur den impliziten Untergrund theoretischer Reflexion, sondern zugleich ihren Gegenstandsbereich, dessen Sinnhaftigkeit vom Wissenschaftler bereits vorverstanden wird. Es ist das Verdienst von Schütz, diese Beziehung von wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Sinnkonstitution bewusst gemacht zu haben; damit trug er erheblich dazu bei, dass die *Verstehende Methode in der Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften eine Renaissance* erlebt hat.⁵ [425]

Wissenschafts- oder philosophiegeschichtlich konvergiert sein Einfluss mit jenem des späten Wittgenstein, den insbesondere Peter Winch (1974) in die Wege geleitet hat; das Ausmass dieses respektiven Einflusses im Einzelnen abzuschätzen ist natürlich schwierig, einer näheren Untersuchung aber wohl nicht wert. Wie die Phänomenologen, betonten auch die Wittgensteinianer die Notwendigkeit des verstehenden Zugangs zu menschlichen Sinnwelten, wobei sie statt der subjektiven die okkasionelle Komponente der Bedeutungshaftigkeit betonten. (vgl. Abschn. III 1.2.2.)

⁵ Auffallend ist diese Renaissance v.a. auf wissenschaftstheoretischer Ebene. In den etablierten Fachdisziplinen waren die Auswirkung allerdings unterschiedlich; während der Verstehende Ansatz in den "weicheren" Sozialwissenschaften, wie Psychologie und Soziologie, zu methodologischen Diskussionen und theoretischen Reinterpretationen Anlass gab, blieb der Forschungsbetrieb der Nationalökonomie davon praktisch unberührt.

Winch beispielsweise benützt Wittgensteins Regelbegriff, um die spezifische Konstitution des sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches aufzuweisen: Die sozialen Lebensformen sind Sprachspiele, welche durch Regeln organisiert sind; Regelbefolgung geschieht nicht mechanisch, sondern beruht auf Verständnis. Gerade hier liegt nach Winch der Unterschied vom Mensch zum Tier: Der Mensch kann in wahrgenommenen Sachverhalten Regeln erkennen, er kann sie situativ in Rechnung stellen und sie hier befolgen, dort aber von ihnen abweichen. Grundsätzlich – wenn auch in besonderer Ausgestaltung – nimmt also auch Winch die kognitive Handlungsorientierung zur Grundlage, um eine Verstehende Konzeption von Sozialwissenschaft zu propagieren; Winch bekennt sich aber zu einer radikal hermeneutischen Position und stellt sich explizit in Opposition zu den Ansätzen John Stuart Mills oder Vilfredo Pareto. Schütz demgegenüber ist weit davon entfernt, die Beiträge dieser (u.a.) bedeutenden Sozialwissenschaftler zu kritisieren oder geringzuschätzen; sie beruhen allenfalls auf einem erkenntnistheoretischen Selbstmissverständnis, doch kann dieses korrigiert werden, ohne ihre wissenschaftlichen Modelle und Ergebnisse substantiell zu ändern. Denn selbst dort, wo diese die subjektive Perspektive des Handelnden übergehen, können sie als Theorien in objektiver Perspektive nützliche Interpretationshilfen zum Verständnis der sozialen Realität bilden. Schütz leitet also aus der besonderen Konstitution des sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes keinerlei Denkverbote ab und stellt sich somit auch nicht in die Reihe jener methodologisch [426] interessierten Philosophen, welche den Wissenschaftlern vorschreiben wollen, wie diese zu forschen haben. Überdies stellt Schütz – in pointiertem Gegensatz zu Schmoller – auch klar heraus, dass die Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften auf der Ebene der Erfahrung und nicht der Logik der wissenschaftlichen Theoriebildung liegen (was bei Winch diffus dahingestellt bleibt).⁶

Wie der logische Positivismus, formierte sich auch dessen Gegenbewegung im Fachbereich der Philosophie; dass sie aber (neuerdings) in der Methodologie der Sozialwissenschaften zum Tragen kam, hängt mit besonderen wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen zusammen: der "Krise der westlichen Soziologie" (Gouldner, 1970). Alvin Gouldner identifiziert diese Krise insbesondere mit der Krise der "mainstream sociology", nämlich der strukturfunktionalistischen Theorie Parsons'scher Provenienz. Zwar gab es stets Weberianer, Symbolische Interaktionisten und Marxisten, doch konnten sich diese – zumal im amerikanischen Raum – auf breiter Basis erst entfalten, als der Bann der Dominanz, den der Strukturfunktionalismus ausübte, gebrochen war. Alle drei gingen mit der Phänomenologie fruchtbare Verbindungen ein: Weber, der dem amerikanischen Publikum v.a. in der spezifischen Interpretation von Parsons bekannt war, wurde neu entdeckt und mit Hilfe der Schützschen Erörterungen reinterpretiert (z.B. Berger & Kellner, 1981), und der Marxismus fand v.a. über den mit der Phänomenologie geteilten Konstitutionsbegriff interessante Berührungspunkte.⁷ Am auffälligsten ist aber die Verbindung von (Schützscher) Phänomenologie und Symbolischem Interaktionismus. Diese begann bereits mit der Rezeption Meads, Deweys, Thomas' und Cooleys durch Schütz, un-

⁶ Diese Grenzziehung war bereits bei Weber angelegt, obwohl ihm Parsons (1968: 715), wie angemerkt, vorwirft, einen Unterschied auf *logischer* Ebene konstruiert zu haben.

⁷ Zum Verhältnis von Phänomenologie und Marxismus vgl. die Reihe von Waldenfels et al. (1977-1979) sowie Dallmayr (1973).

mittelbar nach seiner Immigration in die Vereinigten Staaten; wesentlich zu einer Synthese beigetragen hat aber auch Schütz' Schüler Maurice Natanson (1956). Während Zuordnungen zu solchen "Schulen" oder "Bewegungen" immer problematisch sind⁸, ist [427] im Sinne einer allgemeinen Tendenz Matthes & Schütze (1973) zuzustimmen, dass dem (Neo-)Symbolischen Interaktionismus erst durch die Phänomenologie eine zureichende erkenntnistheoretische und methodologische Grundlage gegeben wird. Andererseits sind es gerade die konkreten symbolisch-interaktionistischen Forschungen, welche ein verstehendqualitatives Vorgehen als tragfähigen Weg sozioempirischer Wissenschaft ausweisen. Ein guter Teil soziologischer Untersuchungen, welche sich als "phänomenologische Soziologie" verstehen, sind qualitative Studien, welche oft mit einem Gemisch interaktionistischer und Schützscher Konzepte arbeiten.

Der phänomenologische Ansatz (wie auch der sprachanalytische des späten Wittgenstein oder der hermeneutische Gadamer) hat mit dem Nachweis, dass sozialwissenschaftliche Daten nur hermeneutisch erschlossen werden können, die Sonderstellung der Sozialwissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften aufgewiesen – eine Diskussion, die nach Habermas (1981a: 160) heute, "trotz einiger Nachzügler", als abgeschlossen betrachtet werden kann. Solcher Konsens bleibt jedoch oberflächlich, solange keine Einigung darüber besteht, was für methodologische Konsequenzen daraus zu ziehen sind. Nach wie vor klingen die Nachwirkungen des folgenreichen Aufsatzes von Theodore Abel (1948) an, der die "Methode des Verstehens" als quasi-mystisches Sich-Hineinversetzen in die Bewusstseinslagen anderer Menschen charakterisierte und sie den herkömmlichen empirischen Verfahren konträr gegenüberstellte. In der gegenwärtig modischen Antithese von "qualitativer vs. quantitativer Sozialforschung" wurde denn der Begriff der "Phänomenologischen Soziologie" oft zum Etikett eines "qualitativen" Forschungsansatzes, der – entsprechend dem Plädoyer Blumers (vgl. Abschn. III 3.2.4.) – lieber mit wenigen guten als mit vielen schlechten Daten (wie sie z.B. die modernen Meinungsumfragen produzieren) arbeitet. Auf weite Strecken wurde "phänomenologische Soziologie" damit – unabhängig vom Gebrauch phänomenologischer Konzepte – zum Synonym eines nicht-szientifischen und nicht-quantitativen Vorgehens; dazu haben verschiedene phänomenologisch orientierte Sozialwissenschaftler auch selbst beigetragen, indem sie mit dem Konzept eines "phänomenologischen Ansatzes" primär die Verstehensproblematik ansprachen (z.B. Natanson, 1963b; Goldstein, 1963; Sowie die Diskussion zwischen Lavine, 1963a+b, und Nagel, 1963). Mit Vorliebe nennen sich auch, im Anschluss an das phänomenologische [428] Postulat der subjektiven Perspektive, all jene "phänomenologisch", welche in irgendeiner Weise auf die subjektive Sicht handelnder Menschen Bezug nehmen. Mit einer derartigen Begriffsverwässerung ist allerdings niemandem gedient. Die Phänomenologen betonen zwar die subjektive Konstitution der Erlebniswelt und die intersubjektive Sinndeutung über Verstehensleistungen, doch lassen sie es keineswegs dabei bewenden: Die phänomenologische Analyse der Lebenswelt soll vielmehr die wesentliche Struktur dieser Prozesse aufklä-

⁸ Die Standortbestimmung Blumers beispielsweise weicht in wesentlichen Punkten von jener der "klassischen" Interaktionisten ab; ein prominenter Streitfall ist insbesondere, ob Goffman dazuzuzählen ist oder nicht.

ren, um den Sozialwissenschaften eine tragfähige Grundlage zu geben – Schütz' Ziel war die Schaffung einer Protosoziologie.

1.2. Die phänomenologische Lebenswelt-Analyse als *mathesis universalis*

(1) Überblickt man die Schütz'schen Lebenswelt-Analysen, so weisen sie auf weite Strecken grosse Ähnlichkeit mit formalsoziologischen Konzepten und Untersuchungen anderer Soziologen, wie Simmels, von Wieses oder Meads, auf; es erstaunt, daher wenig, dass sie auf weiter Flur als "Soziologie" aufgefasst wurden – mit der entsprechenden, völlig inadäquaten Kritik, sie übersähen die Makroaspekte der Gesellschaft. Historisch erklärt sich diese Interpretation daraus, dass die Stossrichtung der Schütz'schen Analysen, nämlich die Methode des Verstehens zu klären, am klarsten im "Sinnhaften Aufbau" (Schütz, 1974 [1932]) zum Ausdruck kommt, dieses Buch aber erst relativ spät [1967], *nach* der Veröffentlichung seiner gesammelten Werke, ins Amerikanische übersetzt wurde. Es waren v.a. Maurice Natanson (1966, 1968, 1970, 1973b) und Thomas Luckmann (1973, 1979), welche gegen die Missverständnisse angetreten sind und die methodologische Ausrichtung von Schütz' Untersuchungen klargestellt haben.⁹ Luckmann (1979: 196 f.) unterscheidet dabei pointiert zwischen Phänomenologie und Soziologie: Phänomenologie hat eine egologische Perspektive und verfährt reflexiv, Soziologie dagegen hat eine kosmologische Perspektive und verfährt induktiv; Perspektive wie Methode machen die Phänomenologie somit zu einer philosophischen, nicht zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung. Das Konzept einer "phänomenologischen Soziologie" ist daher immanent [429] widersprüchlich; die Bedeutung der Phänomenologie liegt vielmehr in der Schaffung einer *Proto-Soziologie*.

Fragt man nach den forschungspragmatischen Konsequenzen von Schütz' Aufklärung des Fremdverstehens, so steht fest, dass sie dem Sozialwissenschaftler nicht dazu verhelfen, seine Untersuchungsobjekte besser zu verstehen; Verstehen ist eine Kunst, die nur durch Praxis erlernt werden kann. Wie die Erörterungen der Hermeneutik, tragen die Schütz'schen Analysen aber dazu bei, den Prozess der Sinndeutung erkenntnistheoretisch zu klären, was zur Einschätzung der Leistung praktischer Verstehensakte erheblich ist. Während Schütz' Theorie der Typisierung recht flexibel ausgestaltet ist, hat er mit seinen phänomenologisch eruierten Grundkategorien Fixpunkte geschaffen. Inspiriert von Aaron Cicourel (1964), geht Luckmann (1973) nun einen Schritt weiter und erblickt in diesen Elemente einer "Messtheorie", einer Matrix für die Erfassung kulturell und historisch spezifischer Daten:

"Eine Wissenschaft, die die sozialen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit beschreibt und erklärt, muss in der Lage sein, ein Programm der Formalisierung (sowie eine 'Theorie der Messung') zu entwickeln, das den konstitutiven Strukturen des Alltagslebens angemessen ist." (Luckmann, 1973: 153)

Ausgangspunkt der Luckmann'schen Überlegungen ist derselbe wie jener Husserls: die Krise der Wissenschaften, spezifischer: der Sozialwissenschaften. Die Lösung dieser Krise könnte nach Luckmann gefunden werden, wenn man die Suche nach einer *mathesis universalis* der sozialen Welt wieder aufnähme:

⁹ Natanson übernahm dieselbe Funktion auch in Bezug auf Husserl – vgl. Natanson, 1964, 1973a.

"Das Programm einer *mathesis universalis* der sozialen Wirklichkeit ist ein Vorschlag in Richtung einer Phänomenologie der Grundstrukturen des Alltagslebens. Innerhalb der Sozialwissenschaft hat er den methodologischen Zweck, eine Matrix für die innerhalb der Einzelwissenschaften geleisteten empirischen Analysen zu schaffen, die sich mit der Erfassung und 'Erklärung' der konkreten historischen Strukturen des Alltagslebens beschäftigen. Die Matrix ist nicht 'Theorie', d.h. sie hat keine *direkte* Verbindung zur 'Logik' der Erklärung. Sie stellt aber nicht bloss eine Taxonomie dar, die auf klassifikatorischen Entscheiden beruht. Sie basiert vielmehr auf einer strengen Methode zur Aufdeckung und Erhellung invarianter Strukturen jener bewussten Aktivitäten, aus denen sich menschliches Handeln konstituiert." (Luckmann, 1973: 60)

Die Krise der Sozialwissenschaften kann nur gelöst werden, wenn die Sozialwissenschaften die Galileische Kosmologie aufgeben und der epistemologischen Reflexivität ihres Gegenstandsbereiches gerecht werden; [430] eine *mathesis universalis* müsste denn insbesondere auch eine Lösung des sozialwissenschaftlichen Messproblems¹⁰ ermöglichen:

"Eine methodologisch ausgewiesene Entscheidung über die Frage, was denn nun eigentlich "gezählt" werden soll, wird in sozialwissenschaftlicher Forschung zumeist vermieden. Mit anderen Worten: Diese Entscheidungen werden unbewusst – von bestimmten individuellen oder bürokratischen *common sense* Taxonomien übernommen. Genaugenommen führen diese Entscheidungen nicht zu Daten, deren Vergleichbarkeit garantiert wäre. Allzu schnell wird das Problem übertüncht durch technische *post hoc* "Validierung" und verschwindet in numerisch-mathematischen Operationen, deren Grössen auf bestimmte 'Kodierungsentscheidungen' zurückgehen. Die Tatsache, dass wir alle so vorgehen, bietet keinen Schutz vor dem Vorwurf methodologischer Naivität." (Luckmann, 1973: 162)

Die Funktion der deskriptiven Phänomenologie der invarianten alltagsweltlichen Strukturen ist denn für Luckmann:

"... eine generelle, auf die Ebene menschlichen Handelns zugeschnittene Matrix für Aussagen über menschliches Verhalten zu erstellen, die in historisch jeweils konkreten Umgangssprachen formuliert sind. Eine solche Matrix verspricht eine befriedigende Lösung für ein Fundamentalproblem der Sozialwissenschaft: das Problem der Vergleichbarkeit historischer 'Daten'. Und selbstverständlich sind alle 'Daten' der Sozialwissenschaften historischen Charakters." (Luckmann, 1973: 164)

Die Universalstrukturen des Alltagslebens sollen also als Metasprache für die je historischen Sprachen dienen, in denen die sozialwissenschaftlichen Daten über menschliches Handeln vorinterpretiert vorliegen. Eine solche Matrix muss dabei zwei Anforderungen genügen. Erstens muss sie das Kriterium der subjektiven Adäquanz erfüllen: "Die 'Übersetzung' der Aussagen aus den jeweiligen historischen Sprachen

¹⁰ Nach Luckmann (1973: 162) ist das Messproblem besonders akut in Disziplinen mit generellen Erklärungsabsichten, wie der Soziologie oder Sozialanthropologie; am wenigsten akut sei es bei Disziplinen mit genau definiertem Erklärungsinteresse, wie der Wirtschaftswissenschaft. Nach den Überlegungen in Abschn. III 3. muss dies hingegen zurückgewiesen werden: Die Messung in der Ökonomie ist nur so lange unproblematisch, als sie sich auf die "Faktenebene" beschränkt; die Kernprozesse des Wirtschaftsgeschehens betreffen aber die Handlungsmotivation der Wirtschaftssubjekte – mit den üblichen Messschwierigkeiten.

in die Metasprache – oder genauer: Protosprache – muss, wenn auch nicht in jedem Einzelfall¹¹, so doch prinzipiell plausibel sein für die Sprecher-Akteure, die die Aussagen gemacht haben." (Luckmann, 1973: 165) Zweitens [431] muss die Matrix "auf tatsächlich universalen Strukturen der Alltagswelt" (ibid.) beruhen; dies kann, nach Luckmann, nur die "strenge Methode" der phänomenologischen epoché garantieren.

Für Luckmann haben Husserl, Schütz und Gurwitsch den Weg zu einer *mathesis universalis* gewiesen. Dabei stellt er sich insbesondere hinter Schütz, indem er das Programm erstens nicht transzendentalphänomenologisch konzipiert und zweitens das Verhältnis von Wissenschaft und Lebenswelt nicht als allgemeines behandelt, sondern für die Sozialwissenschaften eine spezifische "Grundlagenwissenschaft" fordert. Bekannte Luckmann 1973 noch Unsicherheit – zwar nicht über die Diagnose der Krise, aber über ihre Kur – so scheinen sich seine Zweifel inzwischen gelegt zu haben; verstand er seine Ausführungen damals lediglich als Programm, so hat er mit der Herausgabe des Schütz'schen Abschlusswerkes "Die Strukturen der Lebenswelt" selbst erhebliche Beiträge zur weiteren Verfeinerung der Schütz'schen Analysen geleistet. Heute betrachtet er die phänomenologischen Lebenswelt-Analysen zwar nicht als abgeschlossen, von Schütz aber in ihrer Spannweite abgesteckt.

(2) Welches sind nun die *Realisierungschancen des Luckmannschen Programms*? Inwieweit kann die phänomenologische Lebenswelt-Analyse ihre Resultate legitimieren, und welchen Beitrag leisten diese für die Lösung des sozialwissenschaftlichen Messproblems? Zunächst fällt Luckmanns scharfe Trennung zwischen Phänomenologie und Soziologie auf. Die meisten Phänomenologen, zumindest jene philosophischer Herkunft, stimmen dieser Unterscheidung zu: Phänomenologie und Sozialwissenschaft sind komplementäre, nicht alternative Unternehmen. Dies darf aber nicht im institutionellen Kontext disziplinärer Arbeitsteilung interpretiert werden, also derart, dass die Tätigkeit reflexiver Explikation den Philosophen, sozialempirische Forschung aber den Sozialwissenschaftlern zukomme. Jeder Sozialwissenschaftler, der sich mit grundlagentheoretischen Fragen auseinandersetzt, muss – auf irgendeine Weise – die Konstitution seines Gegenstandsbereiches analysieren. Bemerkenswerterweise werden die metatheoretischen Untersuchungen von Parsons, der einen explizit a-philosophischen bis anti-philosophischen Standpunkt einnahm, durch Luckmanns Unterscheidung als philosophische ausgewiesen. Verstanden als Einstellungswechsel in Methode und Perspektive, bleiben demgemäss Philosophie und Sozialwissenschaften ein unzertrennliches [432] Gespann; Schütz' Werk bildet ein markantes Beispiel dafür, wie die Analyse methodologischer Probleme der Sozialwissenschaften durch systematisch-philosophische Reflexion auf eine – zumindest gegenüber Weber – grundsätzlichere Ebene vorangetrieben werden kann. Die Frage bleibt allerdings, wie konkrete Resultate sich als Beiträge zu einer *mathesis universalis* legitimieren können. Luckmann vertraut – wie Husserl und Schütz – auf die "strenge Methode phänomenologischer epoché". Demgegenüber bin ich zum Schluss gekommen, dass auch die Phänomenologie den Zirkel epistemologischer Reflexivität nicht zu durchbrechen vermag (vgl. Abschn. III 1.): Die Explikation auch der in letzter Evidenz gegebenen Phänomene bleibt stets an Sprache gebunden; ihren Ergeb-

¹¹ Angesichts der aufgewiesenen Probleme in Abschn. III 3. ist diese Einschränkung bemerkenswert.

nissen haftet daher unabdingbar ein konstruktives Element an, und sie können prinzipiell stets auch anders konzeptualisiert werden (was durch die Forschungsergebnisse der verschiedenen Phänomenologen deutlich belegt wird). Phänomenologie wird daher besser durch ihre Zielsetzung reflexiver Explikation als durch ihre Methode charakterisiert. Damit ist zugleich der Weg geebnet, sie auf der Basis ihrer Forschungsergebnisse und nicht ihres mit apodiktischen Geltungsansprüchen verbundenen Vorgehens zu beurteilen. Nur dadurch kann der restriktive Bann der heutigen phänomenologischen Philosophie durchbrochen werden, sich primär auf exegetische Turnübungen und selbstbestätigende Proklamationen zu beschränken; wie Husserl noch in seinem letzten Werk, beschäftigen sich nämlich auch die Phänomenologen der Gegenwart mehr mit der Frage, wie phänomenologisch geforscht werden kann, als dass sie sich selbst auf konkrete phänomenologische Forschung mit ihrer vielgerühmten Methode einliessen. Phänomenologische Ergebnisse jedenfalls müssen sich stets auch der kritischen Diskussion mit nicht-phänomenologischen Reflexionen auf Gegenstandsbereich und Methodologie der Sozialwissenschaften stellen.

Wenn nun Schütz die Spannweite der phänomenologischen Lebensweltanalyse tatsächlich abgesteckt hat, darf man unmittelbar fragen, inwieweit die vorhandenen Resultate wenigstens teilweise die Funktion einer *mathesis universalis* übernehmen können. Schütz ist es gelungen, verschiedene Äquivokationen in Webers Grundbegriffen zu beseitigen; bei näherer Untersuchung zeigen sich jedoch auch in seinen methodologischen Postulaten wie auch in einigen seiner Kategorien (z.B. den Um- und Weil-Motiven) Ambiguitäten und Unzulänglichkeiten. Solange sich diese [433] auf der Ebene der Begriffe durch zusätzliche Sub-Differenzierungen beseitigen lassen, wie Helmut R. Wagner (1969) vorschlägt und wie sie Luckmann tatsächlich vorgenommen hat (Schütz & Luckmann, 1975, 1984), melden sich keine prinzipiellen Bedenken. Wir haben hingegen festgestellt, dass sich aus der kognitiven Schlagseite und der Überblendung der Leiblichkeit systematische Defizite ergeben. Doch auch wenn wir das Problem der Angemessenheit der Schützschen Untersuchungsergebnisse beiseite legen, stellt sich die grundsätzliche Frage, ob mit formalen Kategorien entsprechender Art eine *tragfähige sozialwissenschaftliche Messtheorie* begründet werden kann, ob m.a.W. die Schützschen Grundbegriffe tatsächlich eine Matrix schaffen (helfen), welche das Problem der Vergleichbarkeit historischer Daten löst. Jede Proto-Sprache, ob phänomenologischer oder Parsons'scher Provenienz, ordnet das Datenmaterial nach einheitlichen Gesichtspunkten und bildet damit die Basis eines Vergleichs. Das Interpretationsproblem wird damit allerdings nicht gelöst: Jede Erhebung von Daten und ihre Vermittlung mit theoretischen Begriffen impliziert hermeneutische ad hoc-Akte, deren Adäquanz nur situativ im jeweiligen pragmatischen Kontext beurteilt werden kann. Für jeden konkreten Fall müsste, wie Schütz klar herausgestellt hat, eine Transformationsgleichung angegeben werden können; dies zu bewerkstelligen, dafür liefert auch eine "Theorie des Verstehens" keine Kriterien. Es sind diese methodologisch unkontrollierten Verstehensakte, welche den Kern des sozialwissenschaftlichen Messproblems darstellen und die szientifischen Forschungsstandards als unhaltbar ausweisen. (vgl. Abschn. III 3.2.2.) In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass ausgerechnet W. V. Quine (1960), der gegenwärtig prominenteste wissenschaftstheoretische Apologet eines Skinnerschen Humanbehaviorismus, zum Schluss kommt, das Übersetzungsproblem von einer Sprache in eine

andere sei unlösbar; logisch folgt daraus, dass auch das sozialwissenschaftliche Messproblem unlösbar ist. Luckmann begegnet diesen Schwierigkeiten wie Schütz mit dem situativ zu realisierenden Postulat der Adäquanz. Es bleibt jedoch rätselhaft, was er sich von einer "Übersetzung" der Aussagen aus den jeweiligen historischen Sprachen in die Metasprache" (Luckmann, 1973: 165) erhofft. Transformiert man konkrete historische, umgangssprachlich formulierte Aussagen in die formale Sprache der Schützschen Begriffe (wie räumliche, zeitliche und soziale Distanz, biographische Situation, Element des subjektiven Wissensvorrates, subjektives Relevanzsystem Idealisierung der Reziprozität der Perspektiven und der [434] Kongruenz der Relevanzsysteme usw.), so werden sie gerade ihres spezifischen Inhaltes beraubt; mehr als eine Strukturierung der Datenkonstitution nach einheitlichen Gesichtspunkten können daher auch die phänomenologisch eruierten Kategorien von Schütz nicht leisten. Ob sie, seinem Anspruch gemäss, für eine Theorie des Handelns "adäquater" sind als jene einer anderen (z.B. der Parsons'schen) Metatheorie, müsste für jeden Begriff im Einzelnen geprüft werden; derartige Evaluationen bleiben aber mit jenen hartnäckigen Problemen konfrontiert, die wir in Abschn. III 3.3.4. angetroffen haben. Die Phänomenologie hat gewiss dazu beigetragen, das sozialwissenschaftliche Messproblem sichtbar zu machen; sich von ihr aber auch eine Lösung desselben zu erhoffen, scheint mir auf dem gegenwärtigen Stand phänomenologischer Forschungsergebnisse reichlich optimistisch.¹²

1.3. Die Neukonzeption einer Wissenssoziologie

Fruchtbarer als programmatische Erörterungen, Proklamationen bestimmter Erkenntnismethoden und Spekulationen um eine *mathesis universalis* scheint mir die Frage nach den Leistungen der in der phänomenologischen Lebenswelt-Analyse gewonnenen Kategorien zu sein. Schütz hat eine Reihe von Konzepten geschaffen, welche sein Postulat der subjektiven Perspektive zu realisieren gestatten, indem sie die Mittel bereitstellen, um subjektive Erlebniswelten zu beschreiben. Carlos Castañeda hat daraus für seine anthropologischen Forschungen über die Yaqui-indianische Alltagswelt (Castañeda, 1976) wie für die Schilderung psychedelischer Wirklichkeiten (Castañeda, 1973, 1975) erheblich Nutzen gezogen. Konsequenter als Schütz orientiert sich, im Sinn einer angewandten phänomenologischen Untersuchung, Thomas Meisenhelder (1979) für seine Analyse der von ihm persönlich erlebten Situation, Opfer eines Raubüberfalls zu sein. Dabei zeigt sich nicht nur die Kraft der Schützschen Begriffe, sondern auch deren Grenze: Sie bieten keine Handhabe, die durchdringende Todesangst zu fassen. Hat Schütz wesentlich dazu beigetragen, die subjektive Perspektive in den modernen Sozialwissenschaften wieder zum Tragen zu bringen, so sind die Konzepte anderer [435] Phänomenologen, insbesondere der Existentialisten, zumindest ebenso geeignet, subjektive Erlebnisse begrifflich fassbar zu machen; so gesellte sich denn zur (von Schütz initiierten) "phenomenological sociology" auch bald die "existential sociology" (Douglas & Johnson, 1977).

Die Relevanz subjektiver Erfahrung sozialer Situationen einzusehen, bildete einen bedeutenden Entwicklungsschritt der modernen Soziologie, dessen Potential

¹² Man darf gespannt sein, ob die Ergebnisse des gegenwärtig laufenden Forschungsprojekts von Luckmann & Gross (1977) diesen Optimismus eher bestärken oder ihm den Boden entziehen werden.

noch bei weitem nicht ausgeschöpft ist. Sie stellt auch die Basis der *Neukonzeption der Wissenssoziologie* dar, welche von Schütz vorgeschlagen (vgl. Abschn. II 2.3.2.) und durch Berger & Luckmann (1970) weiterentwickelt wurde.¹³ Neu daran ist gegenüber der "klassischen" Wissenssoziologie Karl Mannheims oder Max Schelers das Selbstverständnis, eine empirisch-soziologische Disziplin zu sein, die einerseits auf erkenntnistheoretische Erörterungen verzichtet und sich andererseits nicht auf geisteswissenschaftliche Fragen beschränkt; neu in Bezug auf die moderne soziologische Theorie ist die Einführung der subjektiven Perspektive in eine überwiegend objektivistisch konzipierte Wissenschaft und die Wiedereinbringung des "Menschen", der hinter den reifizierenden strukturfunktionalistischen Konstruktionen verloren ging. Die Wissenssoziologie ist daher eine "humanistische" Soziologie und hat sich mit allem zu beschäftigen, was in der Gesellschaft als "Wissen" gilt. Berger & Luckmanns grundsätzliche Konstruktionsentscheidung ist dabei, die Gesellschaft sowohl als "subjektive" wie auch als "objektive" Wirklichkeit zu begreifen. Die Grundfrage lautet demzufolge: "Wie ist es möglich, dass subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird?" (Berger & Luckmann, 1970: 20) Eine erste Aufgabe der Wissenssoziologie ist daher, spezifische Bewusstseinsinhalte systematisch zu beschreiben; dazu liefert die phänomenologische Lebenswelt-Analyse von Schütz "nützliche Werkzeuge". (Berger & Luckmann & Kellner, 1975: 18) Als weitere Aufgabe gilt es sodann, den Zusammenhang zwischen den Bewusstseinsstrukturen und einzelnen Institutionen sowie institutionellen Prozessen herzustellen. Denn die Institutionen figurieren als Träger, als gesellschaftliche Basis bestimmter [436] Wissensstrukturen; sie verleihen diesen Plausibilität. Mit dem Einbezug des objektiven *und* des subjektiven Aspekts sozialer Wirklichkeit werden die verschiedenen soziologischen Marschbefehle Durkheims, Webers wie Meads integrierbar; Berger & Luckmanns Beitrag besteht denn auch deutlich in einer Reinterpretation der soziologischen Theorie.¹⁴

Interessant ist hierbei das *methodologische Problem, wie der subjektive und objektive Aspekt gesellschaftlicher Wirklichkeit miteinander in Bezug gesetzt* werden können. Nimmt man das Postulat der subjektiven Interpretation ernst, so müsste man die Gesellschaft als sich über Interaktionen gegenseitig abstimmende subjektive Erlebniswelten begreifen; mit besagter Entgegensetzung stellen sich Berger & Luckmann in die Tradition jener klassischen Dichotomie von Individuum und Gesellschaft, welche für die soziologische Theorie eher verzerrend als fruchtbar war.¹⁵ Sie stellen denn die beiden Perspektiven auch einfach nebeneinander und berufen sich dabei schwungvoll auf Marx' Konzeption dialektischer Vermittlung.¹⁶ Damit ist das Problem allerdings nicht beseitigt. Zu einer Lösung bietet aber auch Schütz keinerlei Anhaltspunkte. Seines Erachtens soll eine Handlungstheorie in subjektiver Perspektive konzipiert werden;

¹³ Fast zur gleichen Zeit publizierte Burkart Holzner (1972) eine verwandte Konzeption die aber von Anfang an im Schatten von Berger & Luckmann (1970) stand. In der Ökonomie entwickelte Fritz Machlup (1962, 1980) einen wissenszentrierten Ansatz.

¹⁴ Vgl. die Analogie zu Parsons' "Structure of Social Action" (1968).

¹⁵ Zur Kritik und für einen Versuch eines alternativen Ansatzes vgl. Elias (1977: VII-LXX)

¹⁶ Dabei muss man die Unterschiede zwischen Luckmann und Berger im Auge behalten: Luckmann ist phänomenologisch orientiert, Berger dagegen ist Weberianer; Berger stellt denn auch die methodologischen Erörterungen von Schütz immer wieder in den Kontext jener von Weber (vgl. a. Berger & Kellner, 1981).

Modelle in objektiver Perspektive dagegen sind, je nach wissenschaftlichem Relevanzsystem, durchaus zulässig. Habermas (1981b: 210) liegt falsch, wenn er behauptet, dass die Phänomenologie (Husserls wie Schütz') der Gesellschaftstheorie ein kulturalistisch verkürztes Lebensweltkonzept zugrunde lege und daher konsequenterweise in Wissenssoziologie aufgehe; auch nach Husserl und Schütz sind Idealisierungen und Formalisierungen in "objektiver" Perspektive, wie sie Habermas mit dem Systembegriff für den Bereich der materiellen Reproduktion vorschlägt, zweckmässig. Indem er versucht, System- und Lebensweltbegriff aufeinander zu beziehen, geht Habermas allerdings einen Schritt über Schütz hinaus, der es im Wesentlichen dabei bewenden [437] liess, subjektive und objektive Perspektive streng zu trennen und auf Sinnmodifikationen beim Übergang von der einen zur andern Sichtweise aufmerksam zu machen; Konstruktionen aus verschiedenen Perspektiven miteinander zu kombinieren, scheint für ihn eher methodologisch problematisch als erhellend zu sein.

Wie inspirierend die Schützschen Analysen sein können und was sich daraus, gepaart mit ein paar originellen und humorvollen Einfällen machen lässt, illustrieren die Schriften Peter L. Bergers et al. (Berger, 1963; Berger & Berger, 1972; Berger & Berger & Kellner, 1975; Berger & Luckmann, 1970; Berger & Kellner, 1981); die subjektive Perspektive bildet dabei auch ein geeignetes didaktisches Mittel, die soziologischen Lehrbücher durch Anschluss ans Alltagswissen zugänglicher zu gestalten. Zu diesem Zweck mag es auch vollauf genügen, wenn Berger mit fiktiven Beispielen und Witzen operiert; der wissenssoziologische Ansatz kommt hingegen erst dann richtig zum Tragen, wenn er auch in *empirische Forschung* mündet. Damit ist es bisher allerdings schlecht bestellt. Ein illustratives Beispiel dafür bildet der berühmte Aufsatz von Berger & Kellner (1970) über "the social construction of marriage". Als Gegenstück zu Durkheims Erforschung der Anomie soll diese Studie die *nomischen* Prozesse sozialen Lebens, also die soziale Konstruktion der Realität erforschen. Während der Wirklichkeitscharakter subjektiver Erlebnisse stets zweifelhaft bleibt, werden diese "objektiv" durch intersubjektive Anerkennung; das Problem der Realitätskonstruktion besteht mithin darin, wie subjektiv Erlebtes zu intersubjektiv Geteiltem wird. Die Ehe nun "occupies a privileged status among the significant validating relationships for adults in our society". (Berger & Kellner, 1970: 53) Auf der einen Seite validiert sie die individuellen Wesen als intersubjektiv wirklich, verleiht dem Individuum also Sicherheit *in* der Gesellschaft; auf der andern Seite bewahrt sie ihm aber auch eine Privatsphäre individueller Wahl und Autonomie, gewährt ihm also Sicherheit *vor* der Gesellschaft. Diese Prozesse gehen, nach Berger & Kellner, in der andauernden Konversation zwischen den Ehepartnern vor sich; in diesen Interaktionen werden denn die nomischen Strukturen aufgebaut. Nun haben weder Berger und Kellner noch m.W. irgendwer sonst die Fruchtbarkeit dieser analytischen Konzeption der Ehe als Konversation in empirischen Untersuchungen bekräftigt. Niemand wird zwar bezweifeln, dass in der Ehe nomische Strukturen aufgebaut werden; wir gelangen [438] jedoch nicht über solches common-sense-Wissen hinaus, wenn wir uns nicht darum bemühen, die Dynamik solcher ehelichen nomos-bildenden Prozesse anhand empirischen Konversationsmaterials näher zu spezifizieren. Erst die empirische Analyse kann Klarheit schaffen, was für Mechanismen spielen, auf welche Weise sie für die Ehe spezifisch sind oder inwieweit sie auch in andern Beziehungsar-

ten auftreten usw. Hier stellen sich aber gewaltige methodologische Probleme, welche die nähere Zukunft entscheidend bestimmen dürften: Wie können spezifizierte Wissensbestände adäquat erhoben werden und in welcher Beziehung stehen sie zum Handeln der betreffenden Subjekte. Diese Fragen müssen künftig an die Hand genommen werden, wenn die Neukonzeption der Wissenssoziologie das Stadium theoretischer Reinterpretationen überschreiten soll.

2. Die Ethnomethodologie

Die Interpretation der phänomenologischen Lebenswelt-Analyse als Proto-Soziologie und die Verwendung der entwickelten Konzepte zur Entwicklung eines wissenssoziologischen Ansatzes führt die Zielrichtung des Schütz'schen Werkes geradlinig weiter; eine revolutionäre Wendung erfährt dieses jedoch in der Ethnomethodologie, welche die Lebenswelt-Analyse als Soziologie versteht und sie nochmals neu ansetzt.

2.1. Die Begründung der Ethnomethodologie durch Harold Garfinkel

Begründet wurde die Ethnomethodologie von Harold Garfinkel, der bei Parsons studierte und promovierte. Noch während seines Studiums lernte er Schütz kennen und wurde von diesem nachhaltig beeinflusst; offenbar hatte er auch Zugang zu Schütz' unveröffentlichtem Manuskript über Parsons' "Structure of Social Action" (Schütz, 1977b), welches die Grundlage für die Schütz-Parsons-Debatte bildete. (vgl. Abschn. III 2.3.2.) In seiner Dissertation ("The perception of the other: a study in the problem of social order") unternahm Garfinkel (1952) eine detaillierte Studie über die unterschiedlichen handlungstheoretischen Konzeptionen von Parsons und Schütz und ihrem erkenntnistheoretischen (Kantianischen bzw. phänomenologischen) Hintergrund; aufgrund dieser vergleichenden Analyse kam er zum Schluss, dass der Ansatz von Schütz der empirisch vorfindlichen sozialen Wirklichkeit besser gerecht zu [439] werden vermag als jener von Parsons. Dabei verlieh Garfinkel der Schütz'schen Lebenswelt-Analyse einen revolutionären Dreh, indem er sie nicht als philosophischen Entwurf einer Proto-Soziologie interpretierte, welche dort endet, wo Parsons' Überlegungen beginnen (Schütz, in: Schütz/Parsons, 1977: 110), sondern *als alternativen soziologischen Ansatz zur Erklärung des Problems sozialer Ordnung*; Garfinkel übernahm also die Fragestellung von Parsons, die Antwort aber von Schütz.

Garfinkel (1967: ix) führt als seine intellektuellen Mentoren Talcott Parsons, Alfred Schütz, Aron Gurwitsch und Edmund Husserl an; besonderen Dank richtet er an Parsons.¹ Dieser wiederum verdankt Garfinkel – "it may surprise many" – dessen kompetente Mitarbeit an der weiteren Formalisierung und Elaboration der "pattern variables". (Parsons, 1979/80: 12) Trotzdem schuf Garfinkel mit der Ethnomethodologie einen Ansatz, der sich vom Parsons'schen deutlich absetzt und sich schliesslich als eine prominente Gegenbewegung zum Strukturfunktionalismus profilieren sollte. Andererseits interpretierte Garfinkel aber auch Schütz auf eine eigenwillige Weise, die – besonders im Kreis seiner Schüler – eine Quelle verschiedener Auslegungssirrtümer wurde und das Verhältnis zwischen Ethnomethodologie und Phänomenologie im Wesentlichen diffus liess. Im Folgenden will ich die zentralen Weichenstellungen aufweisen, deren Kenntnis die Ethnomethodologie wissenschaftsgeschichtlich und -systematisch verorten lässt.

(1) Schütz hat den Menschen als ein rasonierendes Wesen beschrieben, das Pläne schmiedet und Entscheidungen fällt, und Parsons daher entgegengehalten, eine Theorie sozialen Handelns müsse diesem Sachverhalt Rechnung tragen und in der

¹ "Parsons work, particularly, remains awesome for the penetrating depth and unfailing precision of its practical sociological reasoning on the constituent tasks of the problem of social order and its solution." (Garfinkel, 1967: ix)

subjektiven Perspektive konzipiert sein; Parsons hat demgegenüber das Problem des Verstehens übergangen, auf der Ebene wissenschaftlicher Erkenntnis wie auf jener alltagsweltlicher Verständigung, indem er die interpretativen Fähigkeiten des Menschen überblendete. Genau an diesem Punkt setzt Garfinkel ein: Der Blick auf die empirische Realität zeigt, dass den kognitiven Kompetenzen handelnder Menschen in ihrer Alltagswelt eine vornehmliche Bedeutung [440] zukommt; werden sie, wie im normativen Rollenmodell, eliminiert, so werden Kausalzusammenhänge zwischen Konstruktionen gesucht, welche keine empirische Entsprechung haben. Reduziert man den Alltagshandelnden auf einen urteilsunfähigen Homunculus, wird man denn auch über die Natur der sozialen Ordnung in die Irre geführt:

"Social science theorists – most particularly social psychiatrists, social psychologists, anthropologists, and sociologists – have used the fact of standardization to conceive the character and consequences of actions that comply with standardized expectancies. Generally they have acknowledged but otherwise neglected the fact that by these same actions persons discover, create, and sustain standardization. An important and prevalent consequence of this neglect is that of being misled about the nature and conditions of stable actions. This occurs by making out the member of the society to be a judgement dope of a cultural or psychological sort, or both, with the result that the *unpublished* results of any accomplished study of the relationship between actions and standardized expectations will invariably contain enough incongruous material to invite essential revision." (Garfinkel, 1967b: 66 f.)

"Hierarchies of need dispositions, and common culture as enforced rules of action, are favored devices for bringing the problem of necessary inference to terms, although at the cost of making out the person-in-society to be a judgmental dope." (ibid.: 68)

"The common feature in the use of these 'models of man' is the fact that courses of common sense rationalities of judgment which involve the person's use of common sense knowledge of social structures over the temporal 'succession' of here and now situations are treated as epiphenomenal." (ibid.)

Die Alltagsempirie liefert eine Fülle von Beispielen, wie abweichendes Verhalten oft "vernünftig", d.h. sachdienlich oder auch "humorvoll" sein kann; umgekehrt illustriert gerade die kabarettistisch überspitzte Darstellung des engstirnigen Bürokraten, wie stur normenkonformes Handeln zum funktionalen Zusammenbruch einer Organisation führen kann. Dieser Sachverhalt veranlasst nun seinerseits, nach jenen Techniken zu fragen, mit welchen der Sozialwissenschaftler aus dem Menschen einen "judgmental dope", einen kognitiven Trottel also, macht; offenbar werden seine Kompetenzen in jenem Teil sozialwissenschaftlicher Forschungen zum Verschwinden gebracht, welcher nicht in die Veröffentlichung der Ergebnisse eingeht. Garfinkel (1967h: 68 ff.) führt eine ganze Reihe solcher Verfahren an, welche die kognitiven Fähigkeiten der Handelnden ausschalten, und gibt Hinweise auf deren Konsequenzen; in unserem Zusammenhang interessieren v.a. zwei: das normative Rollenmodell und die apragmatische (d.h. vom Zeichen-Gebrauch abstrahierende) Semiotik. [441]

Garfinkel demonstriert mittels verschiedener Experimente, dass die Alltagshandelnden sich nicht einfach an Normen orientieren, sondern durchaus in der Lage sind, auch ungewohnte und problematische Situationen zu meistern. So stellt er bei-

spielsweise Parsons' Rollenspieler und seine Konzeption der institutionalisierten Regel des Standardpreises (institutionalized one price rule) als eines konstitutiven Elementes der Institution des (modernen) Kaufvertrages (Parsons, 1959) auf die Probe, indem er rund 70 Studenten beauftragt, um Güter mit Standardpreisen zu feilschen. (Garfinkel, 1967b: 68 ff.) Gemäss der Parsons'schen Internalisierungstheorie waren auf seiten der Studenten Angst vor dieser Aufgabe und Scham nach ihrer Ausführung zu erwarten, auf seiten der Verkaufspersonen neben Furcht auch Ärger. Garfinkel differenzierte die Versuchsanordnung nach Zeitetappen und verschiedenen Durchführungsvarianten. Ohne jedoch auf die Details der einzelnen Resultate näher einzutreten, kann in globo festgehalten werden, dass die Studenten i.d.R. nur beim ersten Versuch etwas Angst verspürten, schliesslich aber manche gar Freude an Preisverhandlungen kriegten und dies z.T. zu ihrer alltäglichen Handlungsmaxime machen wollten; umgekehrt zeigte auch das Verkaufspersonal nur vereinzelt Furcht oder Ärger. Garfinkel schliesst daraus u.a., dass "the standardization [of expectancies] could consist of an attributed standardization that is supported by the fact that persons avoid the very situations in which they might learn about them." (Garfinkel, 1967b: 70) Nun liegt die Schwäche dieses Beispiels darin, dass die Institution des Standardpreises eher eine an praktischen Erwägungen ausgerichtete Konvention als eine internalisierte Norm darstellt; jedenfalls liessen sich Normen anführen, die affektiv bei weitem tiefer verwurzelt sind und deren Bruch demzufolge radikalere Handlungsreaktionen evozieren dürften. (vgl. Abschn. III 3.3.4.) Dessen ungeachtet zeigt das Experiment, dass Parsons – und mit ihm die meisten konventionellen Soziologen – recht leichtfüssig mit Begriffen wie Norm, Rolle und Institution umgehen und dass die Alltagshandelnden auch problematische Situationen zu bewältigen vermögen. Wenn Interagierende Verhaltensabweichungen verkraften und auch jenseits institutionalisierter Normen einen situativen Konsens aushandeln können, ist die soziale Ordnung offenbar bedeutend subtiler organisiert, als das übliche soziologische Begriffsarsenal sichtbar zu machen erlaubt; das Problem der sozialen Ordnung muss daher in einer differenzierteren Perspektive nochmals neu angesetzt werden. [442]

Ein zweites Beispiel dafür, wie sich die Vernachlässigung der interpretativen Leistungen der Alltagshandelnden rächt, bildet die Semiotik, wenn sie die pragmatische Dimension der Zeicheninterpretation und -anwendung ausschliesst; zwar können damit verschiedene Eigenschaften von Zeichensystemen aufgezeigt werden, andere – und im Umgang mit Zeichen zentrale – Aspekte bleiben aber systematisch ausgeschlossen (vgl. Abschn. III 2.2.):

"Available theories have many important things to say about such sign functions as marks and indications, but they are silent on such overwhelmingly more common functions as glosses, synecdoche, documented representation, euphemism, irony, and double entendre." (Garfinkel, 1967b: 71)

Diese Phänomene können erst dann zureichend erklärt werden, wenn man auf die Alltagsorientierung der Zeichenbenutzer selbst zurückgreift:

"Any attempt to consider the related character of utterances, meanings, perspectives, and orders necessarily requires reference to common sense knowledge of ordinary affairs." (ibid.)

Zeichen haben nicht eine feste, "objektive" Bedeutung, sondern modifizieren sich semantisch je nach Kontext; nur eine Gebrauchstheorie der Bedeutung vermag diesem Sachverhalt gerecht zu werden. Garfinkel bezieht sich auf Wittgenstein, welcher den Zeichengebrauch als in Bezug auf das jeweilige Sprachspiel *rationalen* Gebrauch begreift; die pragmatische Frage nach der Zeichendeutung und -verwendung setzt danach stets die Kenntnis des vorliegenden Sprachspiels voraus. Wie Normen und Rollen, dürfen auch Zeichen nicht vergegenständlicht werden; erst die Interpretationsleistungen der Handelnden erschliessen ihren kontextspezifischen Sinn "in situ". (Garfinkel, 1967b: 70 f.; vgl. a. Zimmerman, 1974 u. Eglin, 1976)

(2) In diesen Interpretationsleistungen erblickt denn Garfinkel auch den Schlüssel zur sozialen Ordnung: Soziale Situationen sind geordnet, indem sie sinnhaft, d.h. rational organisiert sind. Sinn ist essentiell an Zeitlichkeit geknüpft und kann nur situativ erzeugt werden; entsprechend bildet auch die soziale Ordnung nicht eine Durkheimianisch-externalisierte, statische Sozialstruktur, sondern ist nur als andauernd konstituierte, als "Vollzugswirklichkeit" (Bergmann, 1974): "properties of social life which seem objective, factual, and transformational, are actually managed accomplishments or achievements of local processes". (Zimmerman, 1978a: 11) Untersucht werden müssen daher jene Methoden, mit [443] denen die Alltagshandelnden die Geordnetheit sozialer Situationen bewerkstelligen und für einander erkenntlich machen:

"Ethnomethodological studies analyze everyday activities as members' methods for making those same activities visibly-rational-and-reportable-for-all-practical-purposes, i.e. 'accountable', as organizations of commonplace everyday activities." (Garfinkel, 1967: vii)

Die reale Welt, die wir in der "epoché der natürlichen Einstellung" als fraglos gegeben hinnehmen, löst sich für den Ethnomethodologen auf in eine Welt fortwährender Sinnkonstitution, in welcher jene Merkmale, die dieser Welt ihren vertrauten Charakter verleihen, methodisch erzeugt werden. Sinn produzieren die Handelnden, indem sie einander die Geordnetheit und Rationalität ihrer Handlungen anzeigen. Alltagshandlungen sind insofern "reflexiv", als sie gleichzeitig die Methoden darstellen, mit denen sie als sinnhafte konstituiert werden; indem die Ethnomethodologie zwischen diesen Methoden und den Alltagshandlungen unterscheidet, macht sie deutlich, dass sie sich nur für deren interpretativen Aspekt interessiert. "Ethnomethodologie" bezeichnet dabei zugleich den Objektbereich, nämlich die "Methodologie", mittels derer die Angehörigen einer Kulturgemeinschaft ("ethno") ihre intersubjektiv geteilte Alltagswelt hervorbringen, wie auch den zu ihrer Untersuchung ansetzenden Forschungszweig.

Die Vielschichtigkeit der sozialen Ordnung wird erst dann adäquat erfasst, wenn der Mensch nicht als "judgmental dope" konzipiert, sondern deren konstitutive Merkmale im "common sense reasoning" lokalisiert werden. Denn die Alltagswelt erscheint nur deshalb als selbstverständlich gegebene und intersubjektiv geteilte, weil wir die Elemente der "natürlichen Einstellung des Alltagslebens" in Form von Hintergrundserwartungen in jeder Situation geltend machen. Indem die Soziologen die Stabilität von Handlungsmustern i.d.R. über Variablen zu erklären suchten, übersahen sie regelmässig jene Hintergrundserwartungen, an denen sich die Handelnden implizit orientieren: "the socially standardized and standardizing, 'seen but unnoti-

ced', expected, background features of everyday scenes." (Garfinkel, 1967b: 36) Schütz war der einzige, welcher ihre soziale Relevanz erkannt und in seiner konstitutiven Phänomenologie der Lebenswelt viele derselben beschrieben hat; damit ist für Garfinkel auch der Weg für die weitere Forschung gewiesen: [444]

"Schütz' fundamental work makes it possible to pursue further the tasks of clarifying their nature and operation, of relating them to the processes of concerted actions, and assigning them their place in an empirically imaginable society." (Garfinkel, 1967b: 37)

Wie Schütz, fragt auch Garfinkel nach dem Wie menschlicher Sinnkonstitution; unter Aspekten der sozialen Ordnung ist diese jedoch nur als intersubjektive relevant. Die Ethnomethodologie verlässt damit die egologisch-phänomenologische Anschauung und untersucht die "Strukturen der Lebenswelt" als sozial und situativ erzeugte; dadurch wird die philosophische Konstitutionsanalyse der Alltagswelt zu einem soziologischen Unternehmen. Entsprechend anders gestaltet sich die ethnomethodologische Forschung. Um die selbstverständliche, real gegebene Welt in ihrer situativen Produziertheit in den Blick zu bekommen, gilt es, sie zunächst einmal zu verfremden. Bereits in seiner Dissertation entwickelt Garfinkel jenes Verfahren, das ihn später so berühmt machen sollte: die "*incongruity experiments*". Diese sollen jene Hintergrundsannahmen aufdecken, welche alltäglichen Handlungssituationen ihren vertrauten, selbstverständlichen Charakter verleihen, und ihre systematische Beziehung zu den stabilen sozialen Strukturen alltäglicher Handlungen aufweisen:

"Procedurally it is my preference to start with familiar scenes and ask what can be done to make trouble. The operations that one would have to perform in order to multiply the senseless features of perceived environments; to produce and sustain bewilderment, consternation, and confusion; to produce the socially structured affects of anxiety, shame, guilt, and indignation; and to produce disorganized interaction should tell us something about how the structures of everyday activities are ordinarily and routinely produced and maintained." (Garfinkel, 1967b: 37 f.)

Die Explikation konstitutiver Merkmale der Alltagswelt anhand konkreten sozialem-pirischen Materials setzt das Schützsche Unternehmen nochmals neu an: Zum einen übernimmt Garfinkel nur jene Elemente aus der phänomenologischen Lebenswelt-Analyse, welche er in konkreten Daten wiederfindet; zum andern liegt seine Genialität gerade darin, die operierenden Konstituenten selbst zu entdecken. Aufgrund einer Studie von Konversationen findet er beispielsweise folgende Basisannahmen:

"The anticipation that persons will understand, the occasionality of expressions, the specific vagueness of references, the retrospective-prospective sense of a present occurrence, waiting for something later in order to see what was [445] meant before, are sanctioned properties of common discourse. They furnish a background of seen but unnoticed features of common discourse whereby actual utterances are recognized as events of common, reasonable, understandable, plain talk." (Garfinkel, 1967b: 41)

Diese Hintergrundsannahmen konstituieren also die soziale Ordnung von Konversationen. Um ihren sanktionierten Charakter zu demonstrieren, wies Garfinkel seine Studenten an, eine derselben zu brechen, z.B. darauf zu insistieren, dass der Interaktionspartner den Sinn seiner Äußerungen näher expliziere. Die evozierten Reaktionen fielen recht gefühlsbeladen aus – zum Beispiel:

"The subject was telling the experimenter, a member of the subject's car pool, about having had a flat tire while going to work the previous day.

(S) I had a flat tire.

(E) What do you mean, you had a flat tire?

She appeared momentarily stunned. Then she answered in a hostile way: "What do you mean, "What do you mean?" A fiat tire is a flat tire. That is what I meant. Nothing special. What a crazy question!" (Garfinkel, 1967b: 42)

oder:

"On Friday night my husband and I were watching television. My husband remarked that he was tired. I asked, "How are you tired? Physically, mentally, or just bored?"

(S) I don't know, I guess physically, mainly.

(E) You mean that your muscles ache or your bones?

(S) I guess so. Don't be so technical.

(After more watching)

(S) All these old movies have the same kind of old iron bedstead in them.

(E) What do you mean? Do you mean all old movies, or some of them, or just the ones you have seen?

(S) What's the matter with you? You know what I mean.

(E) I wish you would be more specific.

(S) You know what I mean! Drop dead!" (ibid.: 43)

Garfinkel entwickelt eine ganze Fülle solcher Experimente, welche jeweils eine spezifische konstitutive Erwartung ausser Kraft setzen. Die Ergebnisse zeigen, dass die Bedingungen der sozialen Ordnung in der Sinnhaftigkeit sozialer Situationen zu suchen sind: Die Ordnung kracht unausweichlich zusammen, wenn die Handelnden die vorliegende Situation kognitiv nicht mehr bewältigen können. Dazu reicht eine Verhaltensabweichung von normativen Regeln nicht aus, sondern dem Interaktionspartner muss gleichzeitig die Möglichkeit genommen werden, die Situation zu normalisieren, sie also z.B. als "Spiel", "Witz" oder "Theater", als "Täuschung" oder als "Experiment" zu begreifen. Erst in der akuten Sinnkrise offenbart sich der enge Zusammenhang, welcher zwischen den konstitutiven Merkmalen der natürlichen Einstellung, dem [446] zwischenmenschlichen Vertrauen und moralischen Gefühlen besteht: "'natural facts of life' ... are through and through moral facts of life." (Garfinkel, 1967b: 35) Angst, Ärger und Bestürzung entstehen, wenn die Regeln des "gesunden Menschenverstandes" verletzt werden, denn damit bricht die Sinnstruktur einer Situation, und damit ihre Geordnetheit und Rationalität, zusammen.

Die "Krisenexperimente" haben der Ethnomethodologie die Bezeichnung einer "Soziologie als Happening" und Garfinkel den Vorwurf des Sadismus eingebracht (Gouldner, 1970). Genau genommen handelt es sich dabei nicht um Experimente, sondern lediglich um Demonstrationen, "designed, in Herbert Spiegelberg's phrase, as 'aids to a sluggish imagination'. I have found that they produce reflections through which the strangeness of an obstinately familiar world can be detected." (Garfinkel, 1967b: 38) Obwohl Garfinkel noch heute derartige Übungen veranstaltet, bilden sie keineswegs das einzige ethnomethodologische Forschungsverfahren. Zum einen kann man auch auf die Erfahrungen von Leuten zurückgreifen, welche durch ihre

spezifische Lebenssituation auf die Organisation alltagsweltlicher Selbstverständlichkeiten aufmerksam geworden sind. Garfinkel (1967e,i) rekonstruierte beispielsweise aufgrund eingehender Interviews mit einer als Knabe erzogenen Person, welche eine weibliche Geschlechtsidentität entwickelte und schliesslich durch operativen Eingriff auch die physischen Geschlechtsmerkmale anpassen liess, wie die geschlechtliche Identität von Interagierenden situativ fortwährend methodisch sichtbar gemacht und erkannt wird. Agnes entwickelte denn vom Moment, wo sie zu den Rollenattributen einer Frau überwechselte (Kleider, Frisur, Manicure etc.), einen durch aufmerksame Beobachtung gewonnenen, ausgeprägten Sinn für die Methoden, mittels derer man sich als Frau darstellt (bzw. darzustellen hat, um als "Frau" angesehen und angenommen zu werden), wobei sie überdies spezielle Strategien zur Bewältigung problematischer Situationen entwickeln musste, in denen (vor der Operation) ihr Penis hätte entdeckt werden können (gemeinsames Baden am Strand, Petting mit dem Freund, vom Arbeitgeber angeordnete ärztliche Untersuchung u.ä.). Agnes erlebte denn Geschlechtsidentität – die wir im Alltag als "objektive Gegebenheit" hinnehmen und "auf einen Blick" erkennen – als eine durch systematische Praktiken situativ konstituierte und bildete daher für Garfinkel eine ausnehmend ergiebige Informationsquelle: Agnes war sich bewusst [447] geworden, was Frauen im Alltag routinemässig praktizieren. Auch wenn die Virtuosität geschlechtlicher Identitätsdarstellung i.d.R. unbewusst bleibt, ist damit die Relevanz der kognitiven Handlungsorientierung aufgewiesen:

"Agnes' case instructs us on how intimately tied are 'value stability', 'object constancy', 'impression management', 'commitments to compliance with legitimate expectancies', 'rationalization', to member's unavoidable work of coming terms with practical circumstances." (Garfinkel, 1967e: 185)²

Ist man einmal auf die Konstitutionsproblematik sensibilisiert, bleibt aber zum andern auch der "positive" Zugang zum empirischen Datenmaterial offen: Man stellt, detaillierte ethnographische Beobachtungen an, die man möglichst auf Bild- oder/und Tonträger festhält, und analysiert sie unter der Fragestellung, wie sie in konzentrierter Aktion erzeugt werden; dies ist mittlerweile zur gängigsten Form ethnomethodologischer Analyse geworden. Garfinkel (1974) illustriert seine Schilderung der Genese der Ethnomethodologie denn auch mit seiner Untersuchung von Geschworenen-Verhandlungen (Garfinkel, 1967d), welche er anhand heimlicher Tonbandaufzeichnungen Fred Strodtbecks durchführte. Sein Interesse galt dabei der Frage, was die Geschworenen zu Geschworenen machte, d.h. wie sie den zu verhandelnden Tatbestand "adäquat" feststellten, wie sie zum "richtigen" Urteil gelangten und wie sie dieses als "evident" begründeten. Garfinkel beobachtete, dass die Geschworenen während ihrer Interaktionen allerlei unthematisierte, selbstverständliche Wissensbestände, Verfahrens- und Begründungsstrategien anwandten, deren Kennt-

² Garfinkel erzielte mit dieser Arbeit einen entscheidenden Durchbruch in der modernen "gender research". (vgl. Cahill, 1982) Als erster arbeitete er die konstitutiven Hintergrundserwartungen heraus, welche die Alltagshandelnden gegenseitig in Rechnung stellen und welche jeder strategischen Handlung zugrundeliegen. Goffmans Untersuchungen (1959, 1963) betonen demgegenüber ausschliesslich diesen strategischen Aspekt des "impression management" und der Erreichung einer "phantom normalcy" bei beschädigter Identität, setzen also die Selbstverständlichkeiten der Alltagswelt als fraglos gegeben voraus und bleiben daher episodischer Natur. (vgl. Garfinkel, 1967e: 165 ff., 174, 184)

nis sie einander während ihrer Arbeit wechselseitig unterstellten, nie aber im Sinne eines "check-out".³ Er machte sich daher [448] zur Aufgabe, die konstitutiven Merkmale des Entscheidungsprozesses herauszukristallisieren; dabei arbeitete er einerseits die Alltagsregeln für Entscheidungshandeln heraus, an welchen sich die Geschworenen orientierten, andererseits auch jene weiteren Regeln, welche die "offizielle Linie" markieren und welche die Geschworenen ebenfalls respektierten, und untersuchte, in welcher Weise die zwei Regelsets jeweils aufeinander bezogen wurden. Um die situative und methodische Produziertheit sozialer Situationen am vorliegenden Beobachtungsmaterial sichtbar zu machen, empfiehlt sich die Harvey Sacks zugeschriebene Formel des "doing": Man betrachtet sämtliche Phänomene als ein "doing" der Situationsteilnehmer (doing waiting, doing asking, doing being female, doing deliberating etc.). Damit kann empirisches Datenmaterial intellektuell verfremdet werden, ohne dass man mit den Gefühlen anderer Menschen spielt oder auf Informanten selbsterlebter Extremsituationen angewiesen ist.

2.2. Die zentralen ethnomethodologischen Grundkonzepte

Leitfrage ethnomethodologischer Analysen ist, wie die Handelnden ihre Welt als sinnhafte, und das heisst stets: als geordnete erzeugen und erkennen; die Explikation der rationalen Eigenschaften jeder empirischen Situation setzt daher immer wieder neu an. Garfinkel gibt damit die Systematik der Ergebnisse der Schützischen Lebenswelt-Analyse preis: Er lässt sich nicht von einer immanenten Logik lebensweltlicher Strukturen leiten, sondern von der partikularen Konstellation konkreter Handlungskontexte. Ziel bleibt aber auch für ihn, die Partikularität empirischer Situationen zu unterschreiten und jene grundsätzlichen formalen Methoden zu eruieren, mittels derer die Handelnden beliebige spezifische Alltagswirklichkeiten erzeugen. Überblickt man die ethnomethodologische Forschungsliteratur, so sticht inhaltlich aber vorab die Partikularität der Untersuchungen ins Auge. Dies hängt damit zusammen, dass empirische Konstitutionsanalysen sozialer Situationen innigst mit detaillierten ethnographischen Beschreibungen verbunden sind; [449] richtet man den Blick primär auf diese inhaltlichen Aspekte und lässt das spezifische Untersuchungsziel, nämlich die formalen Konstitutionsprozesse zu eruieren, ausser acht, so kann man sie leicht mit den Forschungen der Symbolischen Interaktionisten verwechseln.⁴ Gegenüber jenen Phänomenologen wiederum, welche die Spannweite der Lebenswelt-Analysen als (durch Schütz) abgesteckt erachten, betont Garfinkel die Offenheit ethnomethodologischer Forschungsbemühungen für Kreativität und Neuerungen.⁵

³ Während ihrer Verhandlungen setzten die Geschworenen z.B. notwendigerweise ein wechselseitig unterstelltes Verständnis voraus, was "legal", "fair", eine "adäquate Tatbestandsaufnahme" oder das "korrekte Vorgehen der Urteilsfindung" sei. Wenn man sie hingegen danach fragte, was sie unter diesen Umschreibungen eigentlich verstehen, drückten sie sich regelmässig um eine Antwort: "Oh, well, I'm not a lawyer. I can't be really expected to know what's legal and tell you what's legal. You're a lawyer after all." (Garfinkel, 1974: 16)

⁴ Einer solchen Gleichsetzung machte sich Denzin (1970) schuldig; vgl. die Kritik von Zimmerman & Wieder (1970).

⁵ M. B. Morris (1977) bezeichnet sie daher als "creative sociology". Garfinkel schuf jedoch einige Grundkonzepte, welche für den ethnomethodologischen Ansatz konstitutiv sind und diesem aufgrund ihrer Novität nicht nur einen esoterischen, für Nicht-Eingeweihte unverständlichen Anstrich verliehen, sondern gleichzeitig den Unterschied zur Phänomenologie markierten.

Im Vorwort zu seiner Aufsatzsammlung – einem der schwerstverständlichen soziologischen Bücher überhaupt – bedauert er gar die "gewisse Einheit", welche seine recht unterschiedlichen Studien aufgrund der redaktionellen Überarbeitung (angeblich) aufweisen. (Garfinkel, 1967: ix)

(1) Grundlegend für die Ethnomethodologie ist die Erkenntnis der Kontextabhängigkeit menschlicher Äußerungen und Handlungen, was Garfinkel mit dem aus der Linguistik entlehnten Begriff der *Indexikalität* zum Ausdruck bringt; im Gegensatz zu den Linguisten, welche die "indexikalen" den "objektiven" Ausdrücken entgegengestellten (Bar-Hillel, 1954), begreift Garfinkel die Indexikalität als "unheilbar", als Eigenschaft *jeder* Äußerung also. Schon Schütz hat eingehend dargelegt, dass Sinn stets "indexiert" bleibt auf das jeweilige Hier und Jetzt und So. Für die Handlungsorientierung ist aber entscheidend, dass Situationen in ihrem transsituationalen Zusammenhang gesehen werden können; es ist gerade ein Merkmal psychopathologischer Erlebniswelten, in eine unzusammenhängende Folge fragmentierter Augenblicke zu zerfallen (Natanson, 1979). Im Prozess der Typisierung "entindexieren" denn die Alltagshandelnden Situationen, Handlungen und Ereignisse, d.h. sie unterdrücken deren jeweilige Indices mittels der Idealisierung des "Ich-kann-immer-wieder" und überführen damit die Partikularität konkreter Inhaltsfülle in einen Zustand mehr oder weniger ausgeprägter Anonymität. (Schütz, 1971Aa u.a.) Der anonyme Typ erhält aber seinen spezifischen [450] Sinn erst, wenn er mit einer konkreten Situation vermittelt wird, was eine analytische Interpretationsleistung der Handlungsteilnehmer erfordert. Mit dem Konzept der Indexikalität betont Garfinkel die Partikularität jedes sozialen Ereignissinns und damit die 'methodisch konstituierte' Natur jeder Handlungssituation. Dabei totalisiert er deren indexikalen Charakter, indem er die Husserlsche und von Schütz übernommene Scheidung von objektiven, subjektiven und okkasionalen Sinnkomponenten fallenlässt und Sinn konsequent als "okkasionalen" begreift.

(2) Dass Sinn kontextabhängig ist, wird heutzutage von vielen Sozialwissenschaftlern anerkannt und von jedem persönlich erlebt, der schon mit einem "aus dem Zusammenhang gerissenen" Zitat karikiert worden ist. Die besondere Entdeckung der Ethnomethodologie ist jedoch, dass auch der Kontext, auf den die Indexikalität verweist, nicht einfach vorgegeben ist und ein Fixum bildet, sondern seinerseits situativ konstituiert und indexikal an die thematisierten Situationselemente gebunden ist. Der spezifische Sinn eines Wortes ergibt sich beispielsweise erst aus dem Kontext der übrigen Wörter, mit welchen es eine Aussage formuliert, ist aber wiederum selbst ein Element des Kontextes für diese übrigen Wörter. Garfinkel nennt diese gegenseitige konstitutive Beziehung "Reflexivität" – ein Terminus, der in verschiedenen Zusammenhängen Verwendung findet und u.a. auch von Luckmann (1974) übernommen wurde (vgl. Abschn. IV 1.2.). Für Garfinkel ist die Reflexivität von "accounts", also von Darstellungen, Beschreibungen oder Erklärungen, eine "wesentliche" (eideitische): Ihr Sinn erhellt sich erst durch den Kontext et vice versa. Alltagshandelnde sind aber gerade an dieser Reflexivität nicht interessiert:

"their concerns are for what is decidable 'for practical purpose', 'in light of this situation', 'given the nature of actual circumstances', and the like. ... One matter, however, is excluded from their interests: practical actions and prac-

tical circumstances are not in themselves a topic, let alone a sole topic of their inquiries." (Garfinkel, 1967a: 7)

"For members to be 'interested' would consist of their undertaking to make the 'reflexive' character of practical activities observable; to examine the artful practices of rational inquiry as organizational phenomena without thought for correctives or irony." (ibid.: 9)

In einem kleinen Experiment, in welchem Garfinkel seine Studenten beauftragte, eine Alltagskonversation aufzuzeichnen und dem, was gesagt [451] wurde, das zuzuordnen, was jeweils gemeint war, zeigte sich, wie schwierig es war, den Sinn der Äusserungen durch Beschreibungen des Kontextes zu präzisieren. (Garfinkel, 1967a: 25 ff.; 1967b: 38 ff.) Denn jede Beschreibung ist notorisch unabschliessbar und stellt stets eine "essentiell" mit Vagheit behaftete *Umschreibung* (gloss) dar (Garfinkel & Sacks, 1970); sprechen wir beispielsweise von einer "Verkaufsverhandlung", so vermitteln wir dem Interaktionspartner einen "Sinn" des Vorgefallenen, der aber stets nur sehr diffus das "wirkliche" Geschehen widerspiegelt.

(3) Trotz der reflexiven Eingebundenheit von "accounts" in den jeweiligen Kontext, welche feste Bedeutungszuordnungen verunmöglicht, erleben die Alltagshandelnden soziale Situationen i.d.R. als sinntransparent; was dem Ethnomethodologen ein Rätsel, ist ihnen eine Selbstverständlichkeit. Offenbar besitzen sie Techniken, mit denen sie die Reflexivität routinemässig zu bewältigen vermögen – *Methoden*, welche sie in fragloser Manier beherrschen, die sie aber selbst nicht explizieren können. Dies zu leisten, ist Ziel der Ethnomethodologie:

"[Ethnomethodological studies] seek to treat practical activities, practical circumstances, and practical sociological reasoning as topics of empirical study, and by paying to the most commonplace activities of daily life the attention usually accorded extraordinary events, seek to learn about them as phenomena in their own right." (Garfinkel, 1967a: 1)

Die Ethnomethodologie will also jene Methoden untersuchen, mit welchen die Alltagshandelnden ihre gemeinsame soziale Welt erzeugen, die sie aber in fragloser und unanalysierter Weise verwenden.

Garfinkel operierte anfänglich mit dem Regelbegriff (vgl. die Geschworenen-Studie); dabei ging es ihm insbesondere darum, die konstitutiven "*Basis-Regeln*"⁶ von den Regeln strategischen Handelns zu scheiden – eine Unterscheidung, die eher in der Kantianischen als in der phänomenologischen Tradition liegt. Garfinkel (1963) illustriert den Unterschied am Beispiel des Schach-Spiels, wo die Spielregeln die Konstituenten jedes einzelnen Spiels bilden, aber Raum für verschiedenste Spielstrategien bieten (vgl. die Analogie zu de Saussure in Abschn. III 2.2.1.) Garfinkel wies bereits damals auf den Unterschied zwischen [452] Spiel- und Alltagssituation hin; schliesslich liess er den Begriff der Basis-Regel überhaupt fallen. Gerade seine Studie über Agnes wies ja darauf hin, dass auch konstitutive Regeln stets strategisch eingesetzt werden können, die Unterscheidung also bestensfalls heuristische Zwecke erfüllt. Indem Garfinkel die "Regeln" durch Methoden ersetzte, trug er dem dynamischen Charakter der Wirklichkeit besser Rechnung. Der Begriff der Basis-Regel wurde aber v.a. durch Aaron Cicourel (1970b) berühmt, der sie – in Übereinstimmung mit Garfinkel – als interpretative Regeln definiert, welche die Vermittlung von Begriffen wie

⁶ Der Begriff der "Basis-Regel" stammt von Kaufmann (1944).

Status, Rolle oder Norm mit konkreten, alltäglichen Handlungssituationen bestimmen. In der deutschen Rezeption der Ethnomethodologie, die massgeblich von der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973) beeinflusst wurde, ist das Konzept der Basis-Regel als fester Grundbegriff verbreitet worden, zu einer Zeit, da ihn – wiederum im Gefolge Garfinkels – auch Cicourel (1973a) bereits durch "interpretive procedures" ersetzt hatte.

Es bleibt dagegen anzumerken, dass auch das Konzept der "Methoden" relativ diffus bleibt. Bergmann (1974: 35 ff.) stellt zwar in einer seiner feinsinnigen Analysen heraus, dass der ethnomethodologische Methodenbegriff sowohl relational, final wie rational bestimmt werden kann. Garfinkels Konzepte waren hingegen bis Mitte der 60er Jahre nicht mehr als heuristische Instrumente; da auch ihr Sinn reflexiv auf den Applikationskontext bezogen bleibt, konnte er sich erst anhand konkreter Forschungsergebnisse präzisieren. So haben sich die Ethnomethodologen im Gespräch mit konventionellen Soziologen auch hartnäckig geweigert, hochgestochene Formulierungen über ihren Erkenntnisgegenstand, ihre Untersuchungsmethode, ihre Evidenzkriterien u.ä. zu liefern, und haben die entsprechenden Fragen stets mit Beispielen aus ihrer Forschungspraxis beantwortet (vgl. Hill & Crittenden, 1968); im Gegensatz zu ihren Kontrahenten waren sie sich bewusst, dass die entscheidende Frage lautet, mit welchen interpretativen Methoden solche Deklamationen mit dem aktuellen Handlungskontext vermittelt werden – Methoden, über die bei allen noch weitgehend Unklarheit herrscht. Während sich die Bedeutung von Begriffen wie "practical action", "practical circumstances", "accounting practices" etc. im Laufe der Zeit konkretisierte, blieb bis heute unklar, welcher Status den gesuchten bzw. aufgewiesenen Methoden zukommt. Während Cicourel (1964, 1973b) – inspiriert insbesondere durch Chomskys (1978) "generative Grammatik" – sie programmatisch als invariabel ant und für jegliche Sinnerzeugung konstitutiv erklärte, enthielt sich Garfinkel solcher Charakterisierungen; darin kommt zum einen sein Interesse für die Konstitution der Partikularität sozialer Situationen zum Ausdruck, zum andern aber auch seine Überzeugung, dass erst die weitere Forschung Aufschluss über die Generalität bzw. Spezifität der gefundenen Praktiken geben kann.

(4) Als weitere Grundkategorie figuriert das "*Mitglied*", mit welchem Garfinkel Schütz' Handelnden ersetzt; "Mitgliedschaft" ist dabei definiert "in strict accord" mit Parsons (1951). (Garfinkel, 1967b: 57) Mit diesem Konzept wird Bezug genommen auf den gemeinsamen Bestand an Alltagswissen (common sense knowledge) über die soziale Welt, welches die Handelnden einander dauernd als intersubjektiv geteilt unterstellen. Es geht aber insofern über den traditionellen soziologischen Kulturbegriff hinaus, als es nicht inhaltliche Wissensbestände vermeint, sondern die Kompetenz, "vernünftig" zu handeln. (Benimmt sich jemand inkompetent, so hat das stets seine "Gründe": Er ist ein Kind, ein Fremder, ein zerstreuter Professor oder ein psychopathologischer Fall.) Wenn nun die Ethno-Methoden stets "members' methods" sind, hat dies auch besondere wissenschaftstheoretische Konsequenzen für ihre Zugänglichkeit für den ethnomethodologischen Forscher. (vgl. Abschn. IV 2.4.)

(5) *Konkretisieren wir diese Konzepte anhand des soziologischen Normbegriffs.* Normen sind common-sense-Konzepte, welche als Handlungsmaximen (Wilson, 1973) verwendet werden, deren Sinn aber erst im interpretativen Bezug auf den jeweiligen

Handlungskontext deutlich wird; eine Norm ist ein "account", dessen Bedeutung erst in seiner reflexiven Beziehung zu den übrigen "indexical particulars" der Situation erschlossen werden kann. Es ist diese Reflexivität, welche den deduktiven Schluss von der Norm auf den zu regelnden Sachverhalt verbietet und daher die Verwirklichung eines positivistischen Wissenschaftsideals in den Sozialwissenschaften vereitelt. (vgl. Abschn. II 2.3.2.3.) Da sich der spezifische Sinn einer Norm in jedem Anwendungsfall modifiziert, verwenden die Ethnomethodologen den Normbegriff nicht als Mittel soziologischer Kausalerklärungen sondern suchen die Bedingungen der sozialen Ordnung in jenen konstitutiven Interpretationsleistungen, welche die Normanwendung "vernünftig" (reasonable) machen: Ihre Aufmerksamkeit [454] ist "darauf gerichtet wie Gesellschaftsmitglieder kollektiv und systematisch die Ordnung der Welt, in der sie leben, sehen, *beschreiben* und *erklären* einschliesslich des Gebrauchs von Normen als Rechtfertigungsmittel." (Zimmerman, 1978b: 87). Zimmerman (1966, 1969a) hat in einer Organisationsstudie aufgezeigt, dass Neueintretende so lange nur ein diffuses Verständnis der ihnen im Einschulungskurs gelehrt Verhaltens- und Entscheidungsnormen haben, bis sie lernen, diese in konkreten Handlungssituationen praktisch anzuwenden; Praxis ist durch nichts zu ersetzen – "Übung macht den Meister", weiss der Alltagsverstand –, denn dort eignet man sich die Handlungskompetenz an, die Methoden also, mit denen man Normen "richtig" anwendet. Zimmerman (1969b; 1970) zeigte des weiteren, dass Handelnde Normen nicht mechanisch befolgen, sondern räsonierend anwenden: Er beobachtete, dass die Sekretärinnen einen geordneten Arbeitsablauf erzeugten, indem sie die Leute aufgrund der Regel "first come first serve" bedienten, dass sie aber in jenen Situationen davon abwichen, in denen dieselbe Regelbefolgung zu einer Störung der Ordnung zu führen drohte; sie orientierten sich nicht an der Regel per se, sondern an deren Intention, einen geordneten Arbeitsablauf zu gewährleisten (sie wähten sich daher auch bei Abweichungen als "in Einklang" mit der Regel). Die Reflexivität von Normen und jeweiliger Anwendungssituation wird – in Alltag wie Wissenschaft – mittelst der "dokumentarischen Methode der Interpretation" bewältigt, ein Konzept, das Garfinkel (1967c) von Mannheim entlehnt, gleichzeitig aber generalisiert: Handelnde interpretieren die indexikalen Situationselemente als "Dokumente", als Indizien eines zugrundeliegenden Sinnmusters. Wie sich Handlungssinn und Normen gegenseitig konstituieren, zeigt Wieder (1970, 1974) in einer detaillierten Studie: Der spezifische Sinn der Handlungen von Heiminsassen wurde erst im Lichte des dort herrschenden "Ganovenkodex" (convict code) verständlich; umgekehrt erschlossen Neuankömmlinge, Personalangehörige und er selbst (als Wissenschaftler) diesen Verhaltenskodex, der nie explizit erläutert wurde, interpretativ auf der Basis der beobachteten Handlungen. Dieses Beispiel macht auch deutlich, dass nicht nur Alltagshandelnde, sondern auch Wissenschaftler die entsprechenden Methoden des common sense reasoning beherrschen müssen, um Normen auf Handlungen et vice versa beziehen zu können; die Ethno-Methoden ermöglichen "practical sociological reasoning" überhaupt, "lay and professional" (Garfinkel, 1967a). Garfinkel untersuchte die Reflexivitätsbewältigung [455] denn auch am Beispiel wissenschaftlicher Kodierarbeit; dabei zeigte sich, dass die Kodierer im Bemühen, den Instruktionen zu folgen, verschiedene ad-hoc-Praktiken anwandten, wie: "'et cetera', 'unless', 'let it pass', and 'factum valet' (*i.e.*, an action that is otherwise prohibited by a rule is counted correct once it is

done)." (Garfinkel, 1967a: 21) Diese Methoden sind nach Garfinkel "wesentliche" Merkmale von Kodierpraktiken; erst sie ermöglichen, den Regeln im konkreten Handlungskontext zu folgen sowie den "eigentlichen" Sinn dieser Regeln zu verstehen. (ibid.: 18 ff.) Wieweit dieselben Methoden auch in andern Situationen der Normapplikation verwendet werden, muss die empirische Forschung erweisen; dass Normen (wie auch Zeichen und alle übrigen "accounts") aufgrund ihrer Indexikalität nur durch solche Interpretationsleistungen realisiert werden können, ist damit aber zur Genüge aufgezeigt und weist die Analyse des "common sense reasoning" als ein zentrales Forschungsanliegen aus.

(6) Die Konzepte der "Indexikalität", "Reflexivität" und der "Methoden" der "Mitglieder" bilden die Grundlage jeder ethnomethodologischen Untersuchung. Seit Garfinkel anfangs der 60er Jahre an der University of California in Los Angeles einen währschaften Kreis von Schülern um sich versammelte, gingen die konkreten Forschungen in verschiedene Richtungen, und "Ethnomethodologie" wurde zu einem Schibboleth (Garfinkel, 1974: 18). Zu seinem engeren Kreis zählte Garfinkel (1967: viii) Mitte der 60er Jahre Egon Bittner, Aaron V. Cicourel, Lindsey Churchill, Craig MacAndrew, Michael Moerman, Edward Rose, Harvey Sacks, Emmanuel Schegloff, David Sudnow, O. Lawrence Wieder und Don H. Zimmerman; dazu stiessen weitere, als diese zu Professoren wurden und eigene Studenten heranzogen (besonders an der University of California in Santa Barbara und San Diego, was der Ethnomethodologie zum Beinamen des "west coast approach" verhalf). Im Einzelnen weisen die theoretischen und empirischen Untersuchungen der Ethnomethodologen eine Vielfalt auf, die hier nicht näher erörtert werden kann (vgl. die Sammelbände von Douglas [1970], Sudnow [1972] und Turner [1974], im deutschsprachigen Raum von der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen [1973] und von Weingarten et al. [1976]). Ich möchte mich hier damit begnügen, die nüchterne Frage zu stellen, *was für Ergebnisse die ethnomethodologische Forschung bis heute produziert* hat. Zunächst ist festzustellen, dass die Ethnomethodologen die konventionellen Sozialwissenschaften auf einen Aspekt der Wirklichkeit aufmerksam gemacht haben, den diese regelmässig übersahen: Die Wirklichkeit ist vielschichtiger, als vormalig zugestanden, und sie wird methodisch erzeugt. Zweitens führte die Ethnomethodologie subtile mikrosoziologische Analysen durch, die ihresgleichen wenig Vorläufer haben, und schuf eine ganze Reihe hochwertiger ethnographischer Beschreibungen verschiedener sozialer Settings. Fragt man hingegen nach dem Ertrag bezüglich der anvisierten formalen Ethnomethoden, mit denen die Gesellschaftsmitglieder ihre Alltagsangelegenheiten bewältigen, so war die Forschung bisher nicht sehr erfolgreich. Leiter (1980: 164 ff.) nennt als Grundmethoden Garfinkels "dokumentarische Methode der Interpretation" und Cicourels "Interpretationsprozeduren", welche da sind: 1) die Reziprozität der Perspektiven, 2) die Normalformen (d.h. die Annahme, die Äusserungen des andern seien auf der Grundlage des intersubjektiv geteilten Alltagswissens produziert und verständlich), 3) das et-cetera-Prinzip und 4) die Verwendung deskriptiver Vokabulare als indexikale Ausdrücke – Aspekte also, die sich samt und sonders bereits bei Schütz finden. Leiter betrachtet diese Interpretationsprozeduren und die dokumentarische Methode als die Grundprozesse, welche die Basis für die übrigen, mehr situierten Methoden bilden (ibid.); diese müssten nun in den einzelnen empirischen Arbeiten aufgesucht werden. Bis heute hat noch niemand den Versuch unternommen, das

gesamte Set bisher aufgewiesener Ethno-Methoden zu inventarisieren, um zu einem Vorbegriff menschlicher Handlungs- und Interpretationskompetenz zu gelangen. Allerdings: Falls die übrigen Methoden tatsächlich situations- oder zumindest setting-spezifisch sind, können sie offenbar nicht aus dem jeweiligen Kontext herausgelöst werden, mit dem sie reflexiv verbunden bleiben. Gemessen an Garfinkels Programm, jene Praktiken aufzufinden, welche die Merkmale "of an activity's sense, facticity, objectivity, accountability, communality" etc. (Garfinkel, 1967a: 33) konstituieren, sind die bisherigen Resultate nicht allzu beeindruckend. Dabei muss allerdings angemerkt werden, dass Garfinkel eine Menge wertvoller Analysen hortet, die dem Ausenstehenden schwer zugänglich sind; Garfinkel ist ein Genie, das dauernd denkt und kreiert, das selbst auf bekannte Fragen keine vorgefertigten Formulierungen bereithält, sondern immer wieder neu zu einer Antwort ansetzt; so hat er, wie Husserl, Tausende von Manuskriptseiten angehäuft, kann sich aber ob der Unfertigkeit seiner Untersuchungen nur auf äusseren Druck hin dazu entschliessen, zu publizieren [457] (ein Druck, der ihm angesichts seines Bekanntheitsgrades selbst an der U.C.L.A. heutzutage fehlt). In einem spezifischen Forschungsbereich hat sich das ethnomethodologische Programm hingegen als äusserst fruchtbar erwiesen: in der Analyse von Konversationen; hier waren die Erfolge derart einschlägig, dass der überwiegende Teil der Ethnomethodologen sich diesem Gebiet zugewendet hat.

2.3. Die Konversationsanalyse

Der Begriff der "Conversation Analysis" orientiert sich nicht nur am Objektbereich, bezieht sich also nicht nur, wie im deutschsprachigen Raum, auf irgendwelche Untersuchungen von Konversationen, sondern bezeichnet ausschliesslich die ethnomethodologische Analyse derselben. Die Konversationsanalyse wurde vom zweiten grossen Genie der Ethnomethodologie begründet: von Harvey Sacks. Sacks promovierte bei Goffman an der D.C. Berkeley, war aber erheblich mehr beeinflusst von Garfinkel, mit dem er schon während des Studiums in engem Kontakt stand. Seine Dissertation widmete er dem Problem, wie die Menschen ihre (Teil-)Identitäten selegieren; obwohl die Rollentheorie die verschiedenen Identitäten eines Menschen aufgewiesen hatte – ein Konzept, das auf Simmel zurückgeht –, liess sie das Selektionsproblem konsequent ausser acht. Sacks versuchte, anhand der Telefongespräche zwischen Beratern des Los Angeles Suicide Prevention Center und Hilfesuchenden herauszufinden: "How is it that a suicidal person can come to find that he has no one to turn to for help?" (Sacks, 1966: 1) Indem er diese Frage ausschliesslich anhand des auditiven Materials zu lösen versuchte, folgte er nicht nur dem Beispiel der "ethnoscience", Beobachtungen in *natürlichen* Settings anzustellen, sondern zugleich dem ethnomethodologischen Grundsatz, das zu untersuchen, was *innerhalb* des Settings sichtbar wird. Sacks war von der Ergiebigkeit dieses Vorgehens so begeistert, dass man ihm die folgenden Jahre kaum ohne Kopfhörer begegnete, während er in harter Arbeit, durch endlos wiederholtes Anhören der gleichen Gesprächspassagen, deren Struktur als durch interaktive Praktiken konstituierte untersuchte. Damit schuf er eine Forschungsrichtung, die auch nach seinem tödlichen Verkehrsunfall sich weiterentfaltete, wobei insbesondere sein Freund Emmanuel A. Schegloff und seine ehemalige Sekretärin Gail Jefferson zu den zentralen Figuren geworden sind. [458]

Wie die Ethnomethodologie, betrachtet auch die Konversationsanalyse den Menschen nicht als "judgmental dope", sondern als rasonierendes Geschöpf, und sucht nach jenen Methoden – "the cultural machinery" (West & Zimmerman, 1979: 11) –, mittels derer die Geordnetheit sozialer Phänomene konstituiert und für einander sichtbar gemacht wird. Im Unterschied zur Ethnomethodologie ist der Untersuchungsbereich aber strikt auf die "*Ordnung von Konversationen*" begrenzt. Methodisch hat dies den gewichtigen Vorteil, dass das Datenmaterial klar umrissen ist: Während die ethnographischen Beschreibungen der Ethnomethodologie denselben methodologischen Problemen jeder Ethnographie ausgesetzt sind – insbesondere der Tatsache, dass sich eine Situation bzw. ein Setting nicht erschöpfend beschreiben, sondern stets nur *umschreiben* (glossing) lässt –, lassen sich Konversationen auf Tonträger festhalten und abschliessend bestimmen: *Das* wurde gesprochen – mehr nicht.⁷ Die Suche nach den Praktiken, mit welchen die geordneten Elemente von Konversationen erzeugt werden, gestaltet sich daher bedeutend plastischer als Analysen ethnographischer Daten und war in der Tat auch von mehr Erfolg gekrönt. Dabei geht es auch hier um die *formale* Handlungsorientierung und -kompetenz der Leute, also nicht um das "knowing that", sondern das "knowing how" (Coulter, 1979b: 21 f.); die ethnomethodologische Konversationsanalyse untersucht also nicht Gesprächsinhalte oder strategische Techniken der Gesprächsmanipulation, sondern jene grundlegenden Methoden menschlicher Interaktionsfähigkeit, welche erlauben, überhaupt Gespräche führen zu können.

(1) Konkretisieren wir diesen Forschungsansatz anhand einiger empirischer Untersuchungen. Ein illustratives Beispiel für "members' methods" im Rahmen von Konversationen ist Schegloffs (1972) Studie der Beschreibung von Örtlichkeiten ("Notes on a conversational practice: formulating place"). Für den Ort, an dem Schegloff sein Essay schreibt, gibt es z.B. eine ganze Reihe "korrekter" Formulierungen: "right in front of me, next to the telephone, on the desk, in my office, in Room 213, in Lewisohn Hall, on campus, at school, at Columbia, in Morningside Heights, on the upper West Side, in Manhattan, in New York City, [459] in New York State, in the Northeast, on the Eastern Seaboard in the United States, etc.". (Schegloff, 1972: 81) Jede konkrete Formulierung bildet also eine Auswahl aus der Kollektion von möglicherweise richtigen Beschreibungen (wobei nicht impliziert wird, diese Kollektion sei abschliessend beschreibbar). Schegloff geht es nun nicht um die Frage, was für Beschreibungen in welchen Kontexten als korrekt gelten, sondern vielmehr, mit welchen Methoden die Gesprächspartner eine angemessene Ortsbeschreibung selektieren. Er findet deren drei:

- 1) "*Location analysis*": Während die Ko-Präsenz des Partners in faceto-face-Interaktionen auf der Hand liegt, muss sie in Telefongesprächen ermittelt werden. Schegloff demonstriert die Relevanz dieser Analyse anhand einer mühseligen telefonischen Interaktion zwischen einem Polizeibeamten und einer Hilfe anfordernden Frau: Sie nennt Strasse und Hausnummer, der

⁷ Für eine eingehendere Erörterung der Vorteile der Konversationsanalyse gegenüber ethnomethodologischen Analysen ethnographischen Datenmaterials vgl. Atkinson & Drew, 1979: 22 ff.

Beamte findet sie jedoch nicht auf dem Stadtplan; nach einem frustrierenden Hin und Her stellt sich schliesslich heraus, dass die Anrufende an einem andern Ort wohnt, während der Polizist Ortsansässigkeit unterstellt hat.

- 2) "*Membership analysis*": Die Angemessenheit einer Ortsbeschreibung kann aufgrund der wahrgenommenen Identität des andern beurteilt werden: Es ist sinnlos, einem "Fremden" den Weg zum Bahnhof mit Angaben zu schildern, denen nur ein "Einheimischer" zu folgen vermag. Ebenso beschreibe ich die Route meiner Amerika-Reise gegenüber einem Ortskundigen mit viel präziseren Ortsbezeichnungen als gegenüber jemandem, der noch nie dort war.
- 3) "*Topic or activity analysis*": Durch die Beschreibung von Personen, Objekten und Ereignissen konstituieren Konversierende erkennbare Gesprächsthemen; durch "Ko-selektion" von Beschreibungen, welche zusammenpassen, wird ein Thema durch einen konsistenten Brennpunkt erzeugt. Schegloff zeigt anhand einer längeren telefonischen Gesprächssequenz, wie eine Frau ein Ereignis "outside 'Shepherds' department store" schildert und in allen weiteren Ortsreferenzen ("across the street", "where the employees come out" etc.) sich auf "Shepherds" bezieht.

Schegloff zieht daraus die Schlussfolgerung, dass Ortsformulierungen die Partikularität einer Interaktion bewerkstelligen und erkennbar machen, und zwar durch eine allgemeine, formale Struktur. Denn die [460] Selektion einer angemessenen Bezeichnung aus einer Kollektion von Bezeichnungen stellt eine allgemeine, formale Prozedur dar. Sie bildet denn ein typisches Beispiel, worauf Konversationsanalyse abzielt. (Schegloff stellt auch verschiedene inhaltliche Beobachtungen an, grenzt sich aber deutlich von einer empirischen Ethnographie ab, welche zur Aufgabe hat, die historisch und kulturell spezifischen Kollektionen zu inventarisieren.)

(2) Ein weiteres, sehr prägnantes Untersuchungsobjekt der Konversationsanalyse ist die *sequentielle Organisation von Konversationen*. Schegloff untersuchte beispielsweise die ersten fünf Sekunden von rund 500 Telefonanrufen bei einer Polizeistation, um festzustellen, auf welche Weise die Parteien ihren Eintritt in das Gespräch koordinieren. (Schegloff, 1968) Zunächst schien es, dass die Verteilung der Redezüge (turns) nach der "distribution rule" "Answerer speaks first" erfolge, mit der "subsidiary rule" "Caller provides the first topic". Unter den 500 Fällen fand sich aber eine Ausnahme, wo der Anrufende zuerst sprach. Da die "konstitutiven" Regeln, mit denen sich die Ethnomethodologie beschäftigt, keine Abweichungen zulassen, reformulierte Schegloff die Sequenz der Teilhandlungen:

- 1) Summons (phone rings);
- 2) No answer (recipient says nothing);
- 3) Another summons (caller speaks, says "hello");
- 4) Answer (recipient answers, says "hello")

In den meisten Fällen erfolgte also die Antwort (Nr. 4) unmittelbar auf den ersten "Summons" (Nr. 1). Eine entscheidende Entdeckung ist nun, dass diese S-A-Sequenzen ein mächtiges Mittel der Gesprächsorganisation sind. Dabei fallen insbesondere zwei formale Merkmale ins Gewicht: Sie sind "on-terminal", d.h. eine

S-A-Sequenz ist in sich nicht abgeschlossen, sondern provoziert einen weiteren interaktiven Austausch; zweitens sind sie "conditionally relevant", d.h. der Summons bedingt eine Antwort, und zwar derart, dass deren Ausbleiben "noticeable" ist, also wahrgenommen wird. Nach Schegloff konstituiert die bloße Ko-Präsenz zweier Menschen noch keine Interaktion; es bedarf methodischer Mittel wie der S-A-Sequenz, um eine solche zu eröffnen.

Die Konversationsanalyse hat noch eine ganze Reihe solcher Sequenzierungsmittel aufgespürt, wie Frage/Antwort, Gruss/Erwiderungsgruss, oder solche mit alternativen Reaktionsweisen, wie Angebot/Annahme bzw. Ablehnung, Einladung/Zu- bzw. Absage etc. All diese Paare gehören zusammen, bilden eine Einheit und heißen daher "adjacency pairs". In allen Fällen ist der erste Teil konditional relevant bzw. "sequentially implicative" für den zweiten: Man kann mit Hilfe solcher Paar-Sequenzen das Gespräch steuern, indem der andere zu einer Reaktion angehalten wird; umgekehrt wird stets zur Kenntnis genommen, wenn jemand auf eine Frage, eine Einladung oder eine Bitte nicht eingeht.

(3) Ein wesentlich komplexeres Modell sequentieller Organisation ist das Modell des Redezug-Wechsels von Sacks, Schegloff & Jefferson (1974): das "*turn-taking-system*". Es ist eine allgemeine Beobachtung, dass in Konversationen i.d.R. 1) nicht mehrere gleichzeitig sprechen und 2) sich beim Sprechen ablösen. Sacks et al. haben sich daher zum Ziel gesetzt, den Mechanismus zu rekonstruieren, mit welchem die Interagierenden die Allokation der Redezüge (turns) bewerkstelligen. Dabei beschränken sie sich auf jene Konversationen, in welchen keine institutionellen Bestimmungen über die Reihenfolge der Sprechenden, die Länge ihrer Redezüge oder deren spezifischen Inhalt existieren. Das resultierende Modell lässt sich wie folgt zusammenfassen:

"The model proposed by Sacks, et al., for turn-taking can be formulated as a sequence of options available whenever the question of speaker change arises:

- (1) the current speaker may select another party as the next speaker;
- (2) if the current speaker does not select the next one, then another person may select him or herself as the next speaker;
- (3) if no other party selects him or herself as next speaker, then the current speaker may continue;
- (4) and finally, if the current speaker does not continue, the option to speak cycles back to (2) (1974: 703-706)."

"Turns" bilden eine Zeitperiode, während der eine Person das Recht und die Pflicht besitzt, zu sprechen. Sie werden durch den Sprecher aus "unit types" gebildet, die aus einzelnen Worten, Ausdrücken, Satzteilen oder Sätzen bestehen können. Jeder Sprecher hat zu Beginn seines "turns" das Recht, einen solchen "unit type" zu produzieren; an dessen Ende folgt ein "transition relevance place", an welchen die "turns" [462] korrekt gewechselt werden können, an dem m.a.W. die Optionen in der angeführten Reihenfolge wirksam werden können. Falls der Sprecher den "turn" nicht an seinen Partner weitergibt und dieser auch nicht selbst das Wort ergreift, darf er weitersprechen; es gibt aber auch Methoden, mit denen er sich von allem Anfang an einen mehrere "unit types" umfassenden Redezug sichern kann, z.B. um eine Geschichte zu erzählen (vgl. die Analysen von Sacks [1971] und Jefferson [1978]).

Das "turn-taking system" von Sacks et al. weist verschiedene typisch ethnomethodologische Eigenschaften auf: Konversationen werden auf einer "turn by turn"-Basis entwickelt, sind also "locally organized"; ferner werden sie von den jeweiligen Teilnehmern vollzogen, d.h. der Gebrauch des "turn-taking"-Mechanismus ist "party administered" und stets situiert; schliesslich muss jede Partei auf die aktuelle und potentielle Benützung der Optionen der andern achten, d.h. der Redezug-Wechsel ist "interactionally managed". Zentral ist der Anspruch, dieses Modell sei nicht einfach vom Wissenschaftler unterstellt, sondern die Sprechenden selbst würden sich daran orientieren. Der ethnomethodologische Begriff der Orientierung unterscheidet sich dabei allerdings vom Parsons'schen: Wie Garfinkels Geschworene unfähig waren, die Methoden ihrer Urteilsfindung zu explizieren, sind auch Konversierende nicht in der Lage, anzugeben, wie sie den Redezug-Wechsel bewerkstelligen; dass sie sich tatsächlich an dem aufgewiesenen Modell orientieren, muss daher am konkreten Datenmaterial evident gemacht werden. Das "turn-taking system" vermag zum einen eine Fülle von empirischen Beispielen adäquat zu erklären, während andere Modelle, z.B. die an Goffman (1955) anschliessenden Theorien des "signaling approach" von Duncan und seinen Mitarbeitern (z.B. Duncan, 1972; Duncan & Fiske, 1977), in verschiedener Hinsicht versagen. (West & Zimmerman, 1979: 20 ff.) Dabei zeigt sich, dass die Pausen zwischen den einzelnen "turns" meist extrem kurz sind (ca. 1/10 Sekunde), dass das Ende eines "unit types", der "transition relevance place" also, zu einem gewissen Grad voraussehbar (projectable) ist. Zum andern kann beobachtet werden, dass die Sprechenden, wenn der "turn-taking mechanism" versagt (z.B. mehrere gleichzeitig sprechen), in eine Situation geraten, die *sie selbst* als reparaturbedürftig erachten; dazu verfügen sie wiederum über methodische "repairmechanisms", welche gesondert untersucht werden müssen. (Jefferson, 1975; Sacks & Schegloff, 1979; Schegloff & Jefferson & Sacks, 1977) [463]

Sacks et al. nennen die vier genannten Optionen "rules" – Regeln, die ebenso gelernt werden müssen⁸, wie man von ihnen abweichen kann (s.o.). Doch inwieweit unterscheiden sie sich denn noch von Parsons Normen? Sind sie nicht in analoger Weise reflexiv zum Kontext ihrer Applikation? Der zentrale Unterschied liegt darin, dass die Normen der konventionellen Soziologie inhaltlich definiert sind und daher – mittels formaler Methoden – in Bezug auf jeden Anwendungskontext neu interpretiert werden müssen, während die Regeln des "turn-taking system" bereits auf dieser grundsätzlichen, formalen Ebene plazierte sind, ihrerseits also nicht nochmals einer Interpretation bedürfen; vielmehr machen sie die unmittelbare Handlungsorientierung (in Bezug auf den Redezug-Wechsel) selbst aus. Auch Abweichungen von der Regel haben daher einen andern Status: Es ist das Regelset, das Deviationen sichtbar (noticeable) macht; es wirkt daher auch bei Nicht-Beachtung handlungsleitend und ermöglicht dadurch die Einleitung von "Reparaturleistungen". Die Reflexivität, die unausweichlich auch die Beziehung zwischen diesen Konversationsregeln und dem je spezifischen Kontext zeichnet,

⁸ Kinder sprechen beispielsweise oft zur gleichen Zeit – "egozentrisch" – und haben Mühe, das Ende des "turns" der andern abzuwarten und darauf zu vertrauen, dass sie anschliessend tatsächlich selbst an die Reihe kommen werden.

gestaltet sich daher anders als auf der Ebene inhaltlich definierter Normen. Sacks et al. (1974: 699) reformulieren diese Reflexivität mit einer Formel, die seither zu einem gängigen kategoriellen Instrument geworden ist: der *Doppelcharakter* des "turn-taking"-Mechanismus als *gleichzeitig "context-free" und "context-sensitive"*. "That is, it appears to have an appropriate sort of general abstractness and local particularization potential." (Sacks et al., 1974: 700) Kontextfrei ist der Mechanismus insofern, als er an jedem möglichen "transition relevance place" in Funktion tritt und das "turn-taking" jeder Konversation regelt, unabhängig von den Besonderheiten der Gesprächspartner, dem spezifischen Setting, der Gruppengröße etc. Gleichzeitig ist er aber auch "capable of extraordinary context-sensitivity" (ibid.: 699); Sacks et al. fügen allerdings bei, dass die Rede vom "Kontext" eine sehr vage Umschreibung bildet und erst näher untersucht werden muss (ibid.). Einen ersten Schritt in diese Richtung unternehmen sie mit der Identifikation des *"recipient design"* als einem allgemeinen Prinzip, Konversationen zu partikularisieren: [464]

"By "recipient design" we refer to a multitude of respects in which the talk by a party in a conversation is constructed or designed in ways which display an orientation and sensitivity to the particular other(s) who are the co-participants. In our work, we have found recipient design to operate with regard to word selection, topic selection, admissibility and ordering of sequences, options and obligations for starting and terminating conversations, etc. ... In evolving a machinery by which turn-organization is subjected to recipient design in a workable way, turn-taking, abstractly conceived, is adapted specifically for conversation." (Sacks et al. 1974: 727)

So ist der "turn-taking"-Mechanismus also reflexiv gebunden an die indexikalen Besonderheiten der jeweiligen Konversation; auch die Partikularisierungen werden aber wiederum an allgemeinen, formalen Methoden (bzw. Regeln) festgemacht. Zunehmend ergibt sich daraus ein Arsenal von Praktiken, welche zusammengenommen die Sprech- und Hörkompetenz beschreiben, welche erlaubt, die praktischen Probleme der Gesprächsführung zu bewältigen.

(4) Bis heute hat die Konversationsanalyse schon eine reiche Palette verschiedenster Aspekte der Organisation von Konversationen erforscht (vgl. die Sammelbände von Sudnow [1972], Schenkein [1978], Psathas [1979b] und Zimmerman & West (1980)). Wie bei der Ethnomethodologie zeigt sich dabei auch hier eine gewisse Spaltung zwischen Arbeiten, welche sich mit grundsätzlichen Regeln und Methoden befassen, und solchen, die kaum über das betreffende Setting hinaus verallgemeinert werden können. Beispiele der ersten Art sind "adjacency pairs", "presequence expansions", "insertion expansions", "repair sequences" oder "sequential operators"; Beispiele der zweiten Art sind "request sequences", "trouble sequences", "complaint sequences" oder "argument sequences". (Coulter, 1979a)⁹ Gemeinsam ist ihnen dagegen allen die *spezifische Forschungsmethode*, die sich unter Konversationsanalytikern durchgesetzt hat. Das Rohmaterial ihrer Analysen

⁹ Coulter nennt erstere "a priori structures", letztere "contingent structures" – eine Terminologie, die er aus seinem Interesse an einer Reinterpretation konversationsanalytischer Forschungsergebnisse im Lichte der "ordinary language philosophy" herleitet; eine meta-theoretische Systematisierung scheint hingegen auf dem gegenwärtigen Stand der Forschung noch als verfrüht.

Dieser Austausch fand innert weniger Sekunden statt – viel zu schnell, als dass man in situ bewusst begreifen könnte, was hier genau vorging. Erst die Detailanalyse anhand des Transkripts und des unermüdlichen Wiederanhörens der entsprechenden Passage bringt an den Tag, wie methodisch dieser Gesprächsaugenblick organisiert ist. Und erst in solcher Auseinandersetzung mit konkretem Konversationsmaterial wird einem exemplarisch und in reflexiver Verdeutlichung jene Erkenntnis Garfinkels verständlich, die Konstitutionsmethoden sozialer Ordnung seien *kunstvolle* Praktiken. Obwohl wir alle diese Techniken beherrschen, sind wir doch unfähig, sie zu explizieren; es ist denn auch erstaunlich, was gewiegte Konversationsanalytiker in einem kleinen Stück Interaktion, das dem Alltagshandelnden trivial und selbst dem Linguisten unerheblich scheint, alles sehen (eine Faustregel besagt, es liessen sich pro Transkriptzeile mindestens 20 Beobachtungen anstellen...).

Die Ergiebigkeit der Gesprächstranskription darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese das auditive Material auch erheblich reduziert: Die Komplexität des Auditiven kann nicht vollständig in Druckzeichen aufgelöst werden; die Konversationsanalytiker arbeiten mit Transkripten denn auch nur in unablässiger Verbindung mit den jeweiligen Tonbandaufnahmen. Nun bedeuten aber auch Tonbandaufnahmen bereits eine enorme Reduktion der Situationskomplexität einer face-to-face-Interaktion; heute wird auditives Datenmaterial daher nur noch für die Analyse von Telefonkonversation als ausreichend betrachtet, während man für Gespräche in der vis-à-vis-Situation Bildmaterial (Film oder Video) verlangt. Dies eröffnet den Weg zu weiteren Situationselementen: Während die Mehrheit konversationsanalytischer Studien sich bisher vorwiegend auf die Untersuchung verbaler Daten konzentrierte, beziehen einige [467] neuere Studien nun noch non-verbale Aspekte mit ein (Ciolek & Kendon, 1980; Charles Goodwin, 1980; Marjorie H. Goodwin, 1980).¹² Damit ist die Forschungsperspektive nochmals derart erweitert, dass allein in der ethnomethodologischen Analyse der Geordnetheit von *Konversationen* noch Jahrzehnte empirischer Forschung vor uns liegen.

2.4. Ethnomethodologie und Phänomenologie

Von Husserls Bemühen, die formale Logik in einer transzendentalen Logik und die Wissenschaften in einer transzendentalphänomenologischen Analyse der Lebenswelt zu begründen, über Schütz' Fundierung der Methodologie der Sozialwissenschaften durch die in einer mundanen konstitutiven Phänomenologie der Strukturen der Alltagswelt vollzogene Analyse des Fremdverstehens bis zur ethnomethodologischen Frage nach der in den formalen Methoden menschlicher Handlungskompetenz lokalisierten konstitutiven Grundlage der sozialen Ordnung und schliesslich zu der in der Konversationsanalyse erfolgten Einschränkung des Untersuchungsfeldes auf die Geordnetheit von Konversationen führte ein weiter Weg. Im Umgang mit den Schriften phänomenologischer Klassiker gibt es grundsätzlich zwei Arten der Interpretation: 1) Die exakte exegetische Analyse, verbunden mit dem Bestreben nach Klärung der einzelnen Komponenten und

¹² Zu den methodischen Problemen der Verwendung von Bildmaterial vgl. Sudnow (in Hill & Crittenden, 1968: 52 ff.), zu jenen der Analyse non-verbaler Kommunikation vgl. West & Zimmerman (1979).

weiterer Elaboration derselben sowie dem Schliessen allfälliger Lücken, und 2) die Verwendung phänomenologischer Texte als bloße Inspirationsquelle, also die jedem Dogma entsagende heuristische Aneignung phänomenologischer Konzepte mit dem Ziel, zwar phänomenologisch befruchtete, aber wesentlich eigene Wege zu gehen. Trotz der idealtypischen Natur dieser Unterscheidung kann Luckmann eher der ersten und Garfinkel eindeutig der zweiten Interpretationsweise zugeordnet werden. Obwohl die Genese der Ethnomethodologie ohne die Vorarbeiten Schütz' praktisch undenkbar gewesen wäre und Garfinkel seine Studenten zum Studium von dessen Arbeiten motivierte, fühlte er sich ihnen keineswegs dogmatisch verbunden; seine Beziehung zu Schütz' Werk lässt sich in keiner Weise mit der treuen intellektuellen Folgschaft vergleichen, die Schütz – mit wenigen Ausnahmen [468] Husserl erwies. Auf einem Symposium zur Frage "When is phenomenology sociological?" (Garfinkel et al., 1977) geht denn Garfinkels Argumentation (wie auch jene von James Heap) im Wesentlichen dahin, dass die Phänomenologie die enorme Komplexität der Wirklichkeit aufgewiesen hat; jetzt gilt es, ohne sich an die spezifisch phänomenologischen Lösungsvorschläge gebunden zu fühlen, die Konstitution derselben zu erforschen. Wo liegen nun aber die grundsätzlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Ethnomethodologie und Phänomenologie?

(1) Es scheint angebracht, die Beantwortung dieser Frage von jenen Positionen her aufzurollen, welche den Anstoss zu Garfinkels Überlegungen gaben: die Streitfragen der Schütz/Parsons-Debatte. Schütz hat gegenüber Parsons mit der (humanistischen) These menschlicher Handlungskompetenz den idealtypischen Charakter jeglicher sozialwissenschaftlicher Konzepte betont und am Beispiel der Kategorie der sozialen Norm, dem Rationalitätsbegriff und dem Problem der Bestimmung der Akteinheit die Notwendigkeit nachzuweisen versucht, die soziologische Handlungstheorie in der subjektiven Perspektive zu begründen. (vgl. Abschn. III 2.3.2.) Wie steht die Ethnomethodologie zu diesen Argumenten?

Die zentrale Gemeinsamkeit von Ethnomethodologie und Phänomenologie ist die Frage nach dem Wie, nach der Konstitution der Phänomene. Wie erwähnt, liegt der revolutionäre Dreh Garfinkels darin, die konstitutive Phänomenologie der Lebenswelt soziologisch zu reinterpretieren und sie als Ansatz zur Erklärung der sozialen Ordnung zu verstehen. Den Angelpunkt bildet dabei die Zurückweisung der Parsons'schen Konzeption des normativen Rollenspielers, welche den Menschen zu einem "judgmental dope" erklärt und daher empirisch unhaltbar ist, sowie die darin implizierte Überblendung der alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Verstehensproblematik. Garfinkel stellt sich also hinter Schütz' Behauptung, der *Begriff der sozialen Norm* sei für eine Theorie des sozialen Handelns inadäquat. Hing diese These bei Schütz noch gleichsam in der Luft – insbesondere die Begründung, der Normbegriff "entstamme nicht der subjektiven Perspektive" (vgl. a. Abschn. III 3.3.4.) –, wird sie nun von den Ethnomethodologen sinnfällig präzisiert: Die Handelnden mögen zwar zur Bewältigung ihrer Alltagsangelegenheiten da und dort expliziten Umgang mit Normbestimmungen haben; diese werden aber stets [469] methodisch situiert und verleihen den Handelnden gerade *aufgrund* dieser applikationsbezogenen Interpretationsakte einen "Sinn" von sozialer Ordnung. Es geht also nicht darum, den Normbegriff aus dem handlungstheoretischen Vokabular

zu eliminieren (was Schütz' These allerdings suggeriert), sondern vielmehr um die Notwendigkeit der Erforschung jener Ethno-Methoden, welche ihn im sozialen Kontext erst sinnvoll werden lassen. Allerdings: Als soziologisches Erklärungsprinzip ist er ungeeignet, da er gerade diese Interpretationsprozeduren, und damit die Kognitions- und Orientierungsleistungen der Handelnden, ausblendet.

(2) Von zentralem Stellenwert für die Ethnomethodologie ist sodann das zweite Argument, mit dem Schütz gegenüber Parsons das Postulat der subjektiven Perspektive geltend machte: die *Unterscheidung von wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Rationalität*. Wie aufgezeigt, blieb für die Zwecke sozialwissenschaftlicher Theoriebildung auch diese These einigermaßen ambiguo (und für Parsons daher uneinsichtig), da Schütz im Rahmen wissenschaftlicher Handlungsmodelle gleichermassen für einen (idealtypisch verstandenen) *wissenschaftlichen* Rationalitätsbegriff eintrat, die Erforschung der Alltagsrationalität also der phänomenologischen Analyse vorbehielt. Genau hier setzt nun aber Garfinkel an und macht die *Untersuchung der Alltagsrationalität* zu einer *soziologischen* Forschungsaufgabe. In Anlehnung an Schütz' (1972b) Aufsatz zum "Problem der Rationalität in der sozialen Welt" hält er die natürliche und die wissenschaftliche Einstellung auseinander und listet 10 Alltagsbedeutungen von Rationalität ("categorizing and comparing", "tolerable error", "search for 'means'", "analysis of alternatives and consequences", "strategy", "concern for timing", "predictability", "rules of procedure", "choice" and "grounds of choice") sowie vier wissenschaftliche Bedeutungen ("compatibility of ends-means relationships with principles of formal logic", "semantic clarity and distinctness", "clarity and distinctness 'for its own sake'", "compatibility of the definition of a situation with scientific knowledge") auf, wovon jede nur einen Titel für eine höchst komplexe Problematik darstellt. (Garfinkel, 1967h) In neuer Form wiederholt er darauf das Schützsche Argument:

"It is the crux of this paper and of the research program that the scientific rationalities, in fact, occur as stable properties of actions and as sanctionable ideals only [470] in the case of actions governed by the attitude of scientific theorizing. By contrast, actions governed by the attitude of daily life are marked by the specific absence of these rationalities either as stable properties or as sanctionable ideals." (Garfinkel, 1967h – Hervorhebungen gestrichen) Die Erklärung der sozialen Ordnung bedarf daher der Erforschung der Alltagsrationalitäten. Da diese durch die situierten Praktiken der Mitglieder produziert und organisiert werden, dürfen sie nicht vergegenständlicht und als regelgeleitet konzipiert werden:

"Instead, 'adequate demonstration', 'adequate reporting', 'sufficient evidence', 'plain talk', 'making too much of the record', 'necessary inference', 'frame of restricted alternatives', in short, every topic of 'logic' and 'methodology', including these two titles as well, are glosses for organizational phenomena." (Garfinkel, 1967a: 33)

"Members to an organized arrangement are continually engaged in having to decide, recognize, persuade, or make evident the rational, *i.e.*, the coherent, or consistent, or chosen, or planful, or effective, or methodical, or knowledgeable character of such activities of their inquiries as counting, graphing, interrogation, sampling, recording, reporting, planning, decision-making, and the rest." (ibid.: 32)

"All 'logical' and 'methodological' properties of action, every feature of an activity's sense, facticity, objectivity, accountability, communality is to be treated as a contingent accomplishment of socially organized common practices." (ibid.: 32)

Diese Konkretisierung alltagsweltlicher Rationalitäten verdeutlicht Garfinkels Gleichsetzung von Sinnhaftigkeit, Geordnetheit und Rationalität: Soziale Ordnung ist nur anzeigbar und erkennbar über ihre "rationalen" Merkmale, und diese sind reflexiv verwoben mit den Methoden ihrer konzertierten Erzeugung.

(3) Garfinkel münzt Schütz' Programm, die *Konstitution der Alltagsrationalitäten* zu erforschen, in konkrete soziologische Forschung um und öffnet damit ein neues und weitläufiges Untersuchungsfeld. Dabei sagt er sich allerdings von der phänomenologischen Bewusstseinsphilosophie und der Analyse in egologischer Anschauung los und versteht die ethnomethodologische Forschung als "empirische": Soziologen untersuchen nicht ihre persönliche Innenperspektive, sondern die Handlungen anderer Leute. Gerade Schütz hat nun aber nachgewiesen, dass der gemeinte Sinn S eines beobachteten Handelnden sich nie mit dem Sinn S' des alltagsweltlichen oder mit dem Sinn S'' des wissenschaftlichen Beobachters deckt; der subjektiv gemeinte Sinn ist prinzipiell eine private Sache – [471] dem Aussenstehenden ist nur jener Sinn zugänglich, der von den Handelnden sichtbar angezeigt bzw. ihnen zugeschrieben wird. Damit setzt sich Garfinkel von jenem dritten Argument, mit dem Schütz gegenüber Parsons das Postulat der subjektiven Perspektive plausibel zu machen versuchte, deutlich ab: Wohl dürfte er zugestehen, dass die subjektiv entworfene *Akteinheit* nur vom Handelnden selbst korrekt bestimmt werden kann; für die Soziologie ist s.E. aber nicht dieser vom Handelnden mental entworfene, sondern vielmehr jener Sinn wichtig, der auch den Mithandelnden in der jeweiligen sozialen Situation verfügbar ist. Die Ethnomethodologie befasst sich also nicht mit der Konstitution von Sinn im subjektiven Bewusstsein, sondern mit der konzertierten Sinnproduktion mehrerer interagierender Handelnder in einem sozialen Setting; subjektiver Sinn ist nur soweit bedeutsam, als er "accountable", d.h. "observable-and-reportable" (Garfinkel, 1967a: 1) gemacht wird:

"I shall exercise a theorist's preference and say that meaningful events are entirely and exclusively events in a person's behavioral environment ... Hence there is no reason to look under the skull since nothing of interest is to be found there but brains. The 'skin' of the person will be left intact. Instead questions will be confined to the operations that can be performed upon events that are 'scenic' to the person." (Garfinkel, 1963: 190)

Mit der Transformation der Schütz'schen Bewusstseinsleistungen in öffentliche, szenische Praktiken stellt sich Garfinkel hinter Wittgensteins Öffentlichkeitsthese subjektiver Bedeutungen (vgl. Abschn. III 1.2.2.), obwohl er sich nur einmal (nämlich, wie erwähnt, in Zusammenhang mit der Interpretation von Zeichen) explizit auf Wittgensteins Sprachspiele beruft (Garfinkel, 1967b: 70). Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive löst sich in der Ethnomethodologie auf in die Forderung nach *empirischer* Adäquanz; Garfinkel spricht nirgends von der "subjektiven Perspektive", und Sacks (1963: 7, Fn. 7) weist sie explizit zurück. Dies bedeutet eine rhetorische *Absage an die phänomenologische Methode* so wie sie Husserl konzipiert und Schütz praktiziert hat. Wenn daher Coser (1975: 698) den Ethnomethodologen "the

celebration ... of the transcendental ego" als verbindende Gemeinsamkeit unterstellt (vgl. dazu die Kritik von Zimmerman [1976] und Mehan & Wood [1976]), auch Attewell (1974) vom Rekurs aufs transzendente ego spricht und Mayrl (1973) ethnomethodologische Beschreibungen als "eidetische" bezeichnet, liegen gravierende Missverständnisse vor. Die Ethnomethodologie forscht empirisch, also aus der Beobachter-Perspektive, und Sinn [472] und Zeitlichkeit werden in ihrer Sicht intersubjektiv, d.h. in Interaktionen konstituiert.¹³ Trotz des Unterschieds in der Forschungsmethode bleibt aber Schütz' Kernanliegen einer *adäquaten Untersuchung der Handlungsorientierung* – der Komplexität entsprechend also, in der sie sich faktisch vollzieht – vollumfänglich erhalten.

(4) Konzeptuell äussert sich die Abkehr der Ethnomethodologie von der phänomenologischen Betonung der Subjektivität erstens im Konzept der Indexikalität, welche die subjektive Sinnkomponente fallenlässt und nur noch auf die okkasionelle verweist (denn die subjektive Sinnkomponente wird zu einer okkasionellen, sobald sie "accountable" ist), und zweitens im Konzept des "(Gesellschafts-)Mitglieds", welches den individuellen Akteur ersetzt. "Mitglieder" verstehen einander, weil sie über die gleichen Sinnherstellungs- und -deutungsmethoden verfügen. Wie Zimmerman (1978a: 9) herausstellt, erfuhr das Konzept im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel: Verpflichtete sich Garfinkel (1967b: 76, Fn. 1) früher einem Parsons'schen Verständnis des "collectivity membership", bezogen ihn Garfinkel & Sacks (1970: 342) – und hier ist wohl der Einfluss Sacks' spürbar – nicht mehr auf Personen, sondern auf deren Kompetenz, nämlich "the mastery of the natural language". "*Mitgliedschaft*" ist nun in jedem Fall auch der *Schlüssel des ethnomethodologischen Daten-Zugangs*. Der Ethnomethodologe versteht die Alltagshandelnden, weil er über dieselben Methoden der Sinnproduktion und -interpretation verfügt wie diese; sein Verständnis der szenischen Bedeutungen bildet die Voraussetzung für die Untersuchung ihrer methodischen Konstitution. Doch wie vollzieht sich eine ethnomethodologische Analyse, welche der phänomenologischen Methode schrittweiser Einklammerungen entsagt? Nach Habermas müsste die Ethnomethodologie

"entweder einen privilegierten Zugang zum Objektbereich angeben, z.B. ein Äquivalent für Husserls transzendente Reduktion namhaft machen; oder [sie] müsste zeigen, wie eine sozialwissenschaftliche Analyse an Alltagsinterpretationen zwar anschliessen, diese aber reflexiv durchdringen und den jeweiligen Kontext soweit überschreiten kann, dass eine Rekonstruktion *allgemeiner* Kommunikationsvoraussetzungen möglich ist." (Habermas, 1981a: 186) [473]

Nun habe ich argumentiert, dass der mit der transzendentalen Reduktion programmatisch verbundene Anspruch auf apodiktische Erkenntnisse aufgrund derer Sprachgebundenheit illusorisch sei, dass auch Schütz' mundane Konstitutionsanalysen ein konstruktives Element aufwiesen und das Wesentliche der phänomenologischen Forschung weniger die spezifische Methode als vielmehr ihre Zielsetzung sei. (vgl. Abschn. III 1.) Dieses Ziel der Reflexion auf die Konstitution

¹³ Einen eher phänomenologisch orientierten Versuch, Schütz' Theorie der Typik aus ihrer egologischen Perspektive zu lösen und die Zeitlichkeit als intersubjektiv konstituiert zu begreifen, unternimmt Srubar (1979).

der Phänomene teilt die Ethnomethodologie mit der Phänomenologie; inwieweit die ethnomethodologischen Ergebnisse den Status "allgemeiner" Kommunikationsvoraussetzungen beanspruchen dürfen und wie ein solcher Anspruch begründet werden kann, bleibt allerdings offen (und wenn ich recht sehe, auch bei Habermas). Es stehen nämlich einige hartnäckige methodologische Probleme an. Erstens: Wenn die Ethnomethodologen die "accounting practices" der Mitglieder untersuchen, praktizieren sie ebendadurch selbst ein "accounting", wenden also ihrerseits dieselben Methoden an, zu deren Erforschung sie ansetzten. (Cuff et al., 1979: 152) Die Ethnomethodologen halten dem entgegen, die Resultate ihrer Analysen dürften nicht aufgrund solcher wissenschaftslogischer Argumente diffamiert, sondern müssten anhand des jeweils zugrundeliegenden empirischen Datenmaterials beurteilt werden:

"Not just any regularity detected by analysis will qualify as a feature of the social organization of activities under investigation; the analyst must supply a warrant for the claim that the observed pattern is one produced *by* and for the 'appreciation and use by co-participants' from the intersubjectively available data of conversational activities (cf. Schegloff & Sacks, 1974: 234)." (West & Zimmerman, 1979: 12)

Das Problem des infiniten Regress solcher Analysen ist damit allerdings nicht gelöst: Auch ethnomethodologische Forschung ist selbst eine organisierte Aktivität, "an on-going practical accomplishment", kann also selbst zum Gegenstand einer ethnomethodologischen Analyse gemacht werden; dasselbe gilt wiederum für diese etc. (Giddens, 1976: 41) Die Ethnomethodologen gestehen die Logik dieser Argumentation durchaus ein und sind für solche "Analysen der Analysen" aufgeschlossen. (vgl. Cicourel, 1973) Sie hoffen aber, den Zirkel "radikaler Reflexivität" (Giddens, 1976: 41) durchbrechen zu können, indem sie an einer bestimmten Stelle einsetzen und am *exemplarischen* Datenmaterial die *allgemeinen* "methods of common sense reasoning" auffinden. Dies impliziert allerdings eine Stellungnahme zum Status der Ethno-Methoden, funktioniert der Ausbruch aus der Zirkelhaftigkeit doch nur im Fall jener [474] fundamentalen Praktiken, welche von *jedem* Mitglied in *jedem* Setting benutzt werden.

(5) George Psathas (1979a) bezeichnet die Suspension des alltagsweltlichen Glaubens an die objektive Wirklichkeit der Gesellschaft als die "spezifische Epoche" der "ethnomethodologischen Einstellung"; die soziale Realität ist eine andauernde praktische Hervorbringung der Gesellschaftsmitglieder. Genau an diesem Punkt zieht Psathas nun die Grenzlinie zu Schütz: Was bei Schütz "Strukturen", sind bei Garfinkel "Prozesse"; spricht Schütz von räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtungen der Lebenswelt und vom verfügbaren subjektiven Wissensvorrat, der durch vorgefertigte Typen und die biographiespezifischen Relevanzsysteme strukturiert ist, so fasst Garfinkel Wissen lediglich als "know how" und sucht ausschliesslich nach den *Methoden* der Wirklichkeitskonstitution. Haben Berger & Luckmann im Anschluss an Schütz eine Wissenssoziologie entwickelt, so geht das Konzept inhaltlicher Wissensbestände nach Garfinkel gerade am Kern interaktiver Verständigungsprozesse vorbei:

"...common understandings cannot possibly consist of a measured amount of shared agreement among persons on certain topics. Even if the topics are

limited in number and scope and every practical difficulty of assessment is forgiven, the notion that we are dealing with an amount of shared agreement remains essentially incorrect." (Garfinkel, 1967b: 38) [Garfinkel demonstriert dies an einem seiner Experimente (vgl. *ibid.*: 38 ff.).]

"'Shared agreement' refers to various social methods for accomplishing the member's recognition that something was said-according-to-a-rule and not the demonstrable matching of substantive matters. The appropriate image of a common understanding is therefore an operation rather than a common intersection of overlapping sets." (Garfinkel, 1967a: 30 – Hervorhebungen gestrichen)

Then the recognized sense of what a person said consists only and entirely in recognizing the method of his speaking, of *seeing how he spoke*." (*ibid.*: 29)

Garfinkel löst also Schütz' Handelnden, welcher auf der Basis seines persönlichen Wissensvorrates mit Hilfe verschiedener Idealisierungen Zeichen und Anzeichen interpretiert, auf in einen Menschen, welcher die Methoden der Verständigung beherrscht. Selbst mit dem Konzept des Gesellschaftsmitglieds impliziert er nicht (wie Parsons) ein inhaltliches Wissen kultureller Sinngehalte, sondern meint ausschliesslich die mit andern gemeinsame Kenntnis von "accounting practices", mit welchen solche Kulturinhalte konstituiert werden. Kann jedoch zwischenmenschliche [475] Verständigung ausreichend erklärt werden, wenn man sie lediglich als Anwendung bestimmter Methoden begreift und von sämtlichen Inhalten abstrahiert?

Zunächst ist festzustellen, dass die von Psathas (1979a) vorgenommene (und von Eickelpasch [1982] übernommene) Gegenüberstellung einer "Strukturwirklichkeit" bei Schütz und einer "Prozesswirklichkeit" bei Garfinkel irreführend ist: Das Konzept der "Vollzugswirklichkeit" ist – zumindest im kognitiven Sinn – ein zutiefst phänomenologisches und bereits in Husserls "Bewusstseinsstrom" (bzw. "Erlebnisstrom") angelegt; selbst "passive" Kontemplation besteht danach in einer kontinuierlichen Sinnkonstitution durch vorprädikative Ich-Akte. (vgl. Abschn. I 4.1.1.) Schütz' Postulat der unabänderlichen ("wesentlichen") Situiertheit jeglicher Bedeutung, das er über die Indexierung von Sinn auf das jeweilige "Hier und Jetzt und So" gegenüber Parsons in aller Schärfe geltend machte, steht der ethnomethodologischen Position an Radikalität in nichts nach. Husserl wie Schütz haben denn einige der Idealisierungen herausgearbeitet, welche die konstitutive Grundlage von Objektkonstanz u.ä. oder von Verstehensleistungen bilden. Obwohl diese permanenten Konstitutionsakte – zumindest in kognitiver Hinsicht – gerade das Herzstück der Phänomenologie ausmachen¹⁴, fallen sie bei Psathas (und Eickelpasch) unter den Tisch. Dabei verwickelt sich Psathas in einen merkwürdigen Widerspruch, indem er behauptet, dass für Schütz nicht der Vorgang des Typisierungsprozesses selbst, sondern vielmehr dessen Resultat, die Typen, das zentrale Thema bildeten (Psathas, 1979a: 183), seinen Aufsatz dann aber mit einem Zitat Natansons schliesst, wo dieser genau das Gegenteil postuliert.¹⁵ Unbestreitbar befasste sich Schütz mit *beiden* Aspekten:

¹⁴ Es sei daran erinnert, dass die bisher von den Ethnomethodologen eruierten grundsätzlichen Interpretationsmethoden kaum über Schütz hinausgehen. (vgl. Abschn. IV. 2.2)

¹⁵ "Der Typisierung als solcher, nicht den Typen oder Konstrukten, gilt sein [Schütz'] zugrundeliegendes Interesse. Durch seine phänomenologische Beschreibung, in der er die

Typisierung ist ein Prozess; der gebildete Typ kann sich aber im Bewusstsein sedimentieren und [476] prägt dann – je nach Relevanzsystem – die folgende subjektive Erfahrung auf vor-prädikativer Ebene. Ein Typ kommt jedoch nur zum Tragen, wenn er mit konkreten Erfahrungsgehalten interpretativ vermittelt wird (wobei dieser Interpretationsakt dem Handelnden nur in problematischen Situationen, also auf prädikativer Ebene "bewusst" wird). Grundlage zwischenmenschlicher Verständigung bildet daher nach Schütz sowohl ein subjektiver Vorrat typischen Wissens (inkl. eines intersubjektiv anerkannten Zeichensystems) als auch die zugehörigen Interpretationsmethoden, um die transsituationalen Typen adäquat zu situieren. Daher unterschied Schütz (im Anschluss an Husserl) den objektiven Sinngehalt von der subjektiven und der okkasionellen Sinnkomponente.

Nun ist Garfinkel zuzustimmen, dass man nicht von einem "objektiven" Sinn sprechen kann, der völlig dekontextualisiert ist. Erstens ist auch ein frei assoziierter Typ, wie "Klasse", erst sinnhaft, wenn ich ihn auf einen spezifischen Kontext beziehe: "Schulklasse" "Eisenbahnklasse", "sportliche Leistungsklasse", "gesellschaftliche Klasse" etc.; kontextualisiert habe ich die Sinngehalte dieses Typs denn auch im Gedächtnis gespeichert – objektiver und okkasionaler Sinn bilden eine untrennbare Einheit. Zweitens ist eine solche "freie Assoziation" nur in der mentalen Privatsphäre möglich, welche die Ethnomethodologie aus ihrem Untersuchungsbereich ausschliesst; im sozialen Zusammenhang aber begegne ich auch dem Wort "Klasse" stets nur in einem konkreten Kontext. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode der Interpretation versuchen daher Alltagshandelnde wie Wissenschaftler, die verschiedenen "indexical particulars" zu einem sinnhaften, d.h. rational geordneten Phänomen zu gruppieren. Offensichtlich kann ich nun aber diese Methode noch so gut beherrschen – wenn ich die "Dokumente" inhaltlich nicht verstehe, bin ich verloren. Mit andern Worten: Ich kann ein Interpretationskünstler sein – das Gespräch zweier Zulus wird mir unverständlich bleiben, wenn ich nicht ihre Sprache erlernt habe; ebenso haben chinesische Zeichen für mich wohl einen ästhetischen Wert – wenn ich mich aber nicht der Mühe ihres Studiums unterziehe, bleibt mir der Zugang zu ihren Signifikaten verschlossen. Garfinkels These, "the recognized sense of what a person said consists only and entirely in recognizing the method of his speaking", scheint damit widerlegt – weder die dokumentarische Methode der Interpretation noch das "turn-taking system" noch "adjacency pair positioning" offenbaren in irgendeiner Weise den spezifischen Sinn des Gesagten. [477]

Hier stossen wir offenbar auf die bereits erwähnte Spannung, welche die ethnomethodologische wie die konversationsanalytische Forschung durchzieht: *die konträren Auffassungen Ethno-Methoden als allgemeine bzw. als partikuläre zu verstehen*. Solange die Kompetenz des Mitgliedes aus allgemeinen Methoden besteht, so kommen wir für die Erklärung konkreter Handlungen nicht ohne das komplementäre Konzept inhaltlicher Wissensbestände aus; nur wenn sie auch

Entstehung des Typisierungsvorgangs von seinen vorprädikativen Grundlagen bis zu seiner selbstbewussten Form der Generalisierung verfolgt hat, hat er uns einen Ansatz für eine Epistemologie der sozialen Welt geliefert". (Natanson, 1966: 154 – zitiert nach Psathas, 1979a: 192)

partikuläre Methoden umfasst, lässt sich Garfinkels These aufrechterhalten. Dies setzt allerdings voraus, dass sich Wissensinhalte bruchlos in Methoden überführen lassen. Kehren wir zum Typus "Klasse" zurück; tatsächlich kann man diesen als Umschreibung (gloss) jener gesellschaftlichen Prozeduren verstehen, welche als Teil der sozialen Organisation des Schul-, Eisenbahn- oder Sportwesens bzw. der Eigentumsdistribution und -allokation Schüler, Eisenbahn-Passagiere, Sportler bzw. gesellschaftliche Gruppen segregieren. In der Tat wird uns der mit "Klasse" vermeinte Sinn erst reflexiv zu jenen Praktiken verständlich, welche eine Klasse konstituieren; ob ich also verstehe, was mit "Klasse" jeweils gemeint ist, hängt unmittelbar von meiner Fähigkeit ab, etwas als "Klasse" zu erkennen. Allerdings: Der Sinn des Gesagten besteht dann nicht nur im Erkennen der Sprechmethode, wie Garfinkel vorschlägt, sondern ebenso in der (ebenfalls methodischen) Referenzierung anderer (z.B. durch "Klasse" umschriebenen) Methoden. Falls sich sämtliche Bedeutungen als Methoden verstehen lassen – ein Ansatz, den insbesondere Kovesi (1967) vertritt¹⁶ – so ist jedenfalls gleichzeitig ihr *historisch und kulturell spezifischer Status* markiert; nur derart lässt sich zwischenmenschliche Verständigung allein über Methoden fassen. Tatsächlich kann Garfinkels Hinweis auf die Vielfalt der Verstehenspraktiken in diese Richtung interpretiert werden:

"Not a method of understanding, but *immensely various methods* of understanding are the professional sociologist's proper and hitherto unstudied and critical phenomena." (Garfinkel, 1967a: 31 – zweite Hervorhebung von mir) [478]

Sind die Ethno-Methoden (oder zumindest ein Teil derselben) historisch und kulturell spezifisch, dann besteht logischerweise auch die Kompetenz eines Individuums aus einer spezifischen Konfiguration solcher Methoden; entsprechend aktualisiert sich denn das Konzept der *Mitgliedschaft*. Spricht Garfinkel oft vom "common sense", an dem jeder teilhat ("what everybody knows"), so hat er "Mitgliedschaft" bereits bei der Analyse jener Regeln, welche die spezifische Tätigkeit von Geschworenen konstituieren, spezifiziert: "Any Man is the person universalistically defined within the terminology of types employed by the in-group." (Garfinkel, 1967d: 109, Fn.12) In den letzten Jahren, in denen er sich mit seinen Mitarbeitern der Analyse naturwissenschaftlicher Laboratoriumspraktiken sowie juristischer und mathematischer Argumentationsformen zuwandte, hat er das Konzept des "*unique adequacy criterion*" entwickelt: Nur der Insider eines Settings kann dieses ethnomethodologisch erforschen; um die Ethno-Methoden erkennen zu können, muss man sie selbst beherrschen. Garfinkel stösst damit bis hart an die Grenze der Subjektivität vor: Die spezifischen Methoden der Realitätskonstitution in einer Dyade beispielsweise – z.B. die "private" Bedeutungsorganisation in einer intimen Zweierbeziehung – können nur dann untersucht werden, wenn einer der beiden Ethnomethodologe/in ist; viele Elemente bleiben hier dem Aussenstehenden ebenso verschlossen, wie wenn er über die Innenwelt eines Subjekts spekuliert. Das "unique adequacy criterion" ist daher verschiedenen Ethnomethodologen unsympa-

¹⁶ Der Philosoph Julius Kovesi hat einige Ethnomethodologen beeinflusst. Ob allerdings sämtliche Bedeutungen mit Methoden gleichzusetzen sind, bedarf näherer Erörterung; Probleme dürften sich insbesondere bei Individualbedeutungen (Eigen- und Ortsnamen, historischen Ereignissen usw.) sowie dem Einbezug körperlich erlebter Sinnlichkeit einstellen.

thisch, insbesondere einigen Konversationsanalytikern, welche auf die Untersuchung *allgemeiner*, vom Gesprächsinhalt unabhängiger Praktiken und Regeln aus sind; solche Methoden reichen aber nur aus für eine Erklärung der Konstitution gewisser Aspekte der Gesprächsordnung, nicht aber des mitgeteilten und erkannten Sinns. (Davon weichen jene konversationsanalytischen Forschungsergebnisse ab, welche Coulter [1979a] "contingent structures" genannt hat; vgl. Abschn. IV 2.3.)

(6) Inwieweit ist es nun gerechtfertigt, die Ethnomethodologie eine "phänomenologische Soziologie" zu nennen? Ethnomethodologie und Phänomenologie decken sich offensichtlich in der Zielsetzung, nicht aber in der Methode: Beiden geht es um eine Konstitutionsanalyse der Lebenswelt, doch sagt sich die Ethnomethodologie vom egologisch-subjektiven Forschungsverfahren los. Garfinkel hat hingegen die entscheidenden Punkte des Schütz'schen Programms aufgenommen: Die alltagsweltliche [479] Handlungsorientierung darf vom Sozialwissenschaftler nicht auf die Befolgung hypostasierter Regeln reduziert und an einem wissenschaftlichen Rationalitätsbegriff gemessen, sondern muss in ihrer ganzen Komplexität, und das heisst: in ihrer Alltagsrationalität, erforscht werden. Insoweit identifiziert sich Garfinkel also mit Schütz' Postulat der subjektiven Perspektive und vollzieht auch Schütz' handlungstheoretische Wendung der Phänomenologie mit. Forschungsmethodisch distanziert er sich aber von der phänomenologischen Tradition, indem er Analysen in subjektiver Anschauung für die Untersuchung sozialer Phänomene als ungeeignet und ihre Resultate als nicht verallgemeinerungsfähig erachtet, die Sinnkonstitution im fremden Bewusstsein aber für unzugänglich hält. Nur die intersubjektive Konstitution von Sinn bietet sich als treffliches Untersuchungsobjekt an, da sie über beobachtbares empirisches Datenmaterial erschlossen werden kann. Ob man die Ethnomethodologie als "phänomenologische Soziologie" gelten lassen will, hängt somit davon ab, ob man "Phänomenologie" primär über ihre Zielsetzung oder ihre Methode definiert.

Husserl konzipierte die Phänomenologie als die Wissenschaft der Phänomene (Phänomenologie) und entwickelte die zu deren Untersuchung s.E. adäquate Methode; er selbst nahm jedoch, wie erwähnt, kaum je konkrete phänomenologische Analysen von Phänomenen vor. Schütz beschäftigte sich bereits erheblich konkreter mit der Konstitution der Lebenswelt. Garfinkel allerdings wirft den Phänomenologen ganz allgemein vor, sich vornehmlich mit den philosophischen Aspekten der Untersuchung von Phänomenen befasst als derartige Analysen selbst durchgeführt zu haben. Auch Schütz habe sich viel zu pauschal mit der Lebenswelt auseinandergesetzt. Er habe stets eine Menge Beispiele zur Hand gehabt, um seine Analysen zu dokumentieren; für den Ethnomethodologen sind Beispiele aber stets Umschreibungen, die das eigentliche Phänomen sozialer Organisation gerade verdecken. Genau dies ist denn der Grund, warum Garfinkel nicht viel von den exegetischen Analysen und konzeptuellen Debatten der zeitgenössischen phänomenologischen Diskussion hält: Sie bringen die Wissenschaft der Phänomene nicht weiter; vielmehr gilt es, sich der Analyse konkreter Phänomene selbst zuzuwenden. Ethnomethodologie und Konversationsanalyse haben nun in der Tat eine ganze Reihe von Regeln und Methoden entdeckt, welche nicht auf der Basis erinnelter Beispiele gefunden werden könnten; denn Interaktionen laufen viel zu

schnell ab, als dass den Teilnehmern oder aussenstehenden Beobachtern eine [480] reflexive Rekonstruktion ihres prozesshaften Ablaufs, z.B. ihrer sequentiellen Organisation, möglich wäre. Garfinkel zieht die Konsequenzen aus Schütz' Diktum, der Sinn von Handlungen sei dem subjektiven Bewusstsein nur retrospektiv oder prospektiv gegeben; die egologische Analyse kann den Handlungssinn infolgedessen nie in direktem Zugriff, also in Gleichzeitigkeit, sondern nur in Erinnerung oder Vor-Erinnerung erfassen. Durch den Wechsel zur Beobachter-Perspektive und das Einfrieren sozialer Handlungen auf Ton- und Bildträger hält sich die Ethnomethodologie die sozialen Phänomene in einer Direktheit verfügbar, die dem egologischen Untersuchungsverfahren verschlossen bleibt. Überdies macht die Bindung ihrer Analysen an empirisches Datenmaterial das dubiose Konzept eines allen gemeinsamen transzendentalen ego überflüssig und erfüllt die traditionelle wissenschaftliche Forderung nach empirischer Validierung; indem die Ergebnisse der Ethnomethodologie intersubjektiv überprüfbar sind, können ihre Konstitutionsanalysen "wissenschaftlichen" Status beanspruchen und realisieren damit Husserls Postulat der "Phänomenologie als strenger Wissenschaft".

Die ethnomethodologische Huldigung eines strengen Empirismus (der allerdings nicht mit dem traditionellen amerikanischen Empirismus zusammenfällt, da die Ethnomethodologie ausschliesslich auf der von jenem verfeimten emischen Ebene verfährt – vgl. Abschn. III 2.1.) schränkt zwar, gemessen am Spektrum der einem Subjekt zugänglichen Phänomene, das Untersuchungsfeld beträchtlich ein; unter den Auspizien eines *soziologischen* Selbstverständnisses lässt sich eine solche Beschränkung jedoch einigermaßen rechtfertigen. (vgl. jedoch Abschn. IV 2.5.) Innerhalb des abgesteckten Rahmens jedenfalls verfährt die Ethnomethodologie – und das wird meist übersehen – in einem gewissen Sinn genuin phänomenologisch, indem sie jedes soziale Setting als "self-organizing" betrachtet (Garfinkel, 1967a: 33 f.) und "from within" untersucht (Garfinkel, 1967: viii; 1967c: 76): Im Gegensatz zur konventionellen Sozialwissenschaft trägt sie keine Kategorisierungen "von aussen" ans Material heran; die Selbstgegebenheit der Daten bildet die einzige Evidenzgrundlage ethnomethodologischer Forschung. Schegloff und Sacks begründen beispielsweise, warum sie auf die gängige Charakterisierung ihres Konversationsmaterials, z.B. als "Amerikanisches Englisch, gesprochen von College-Studenten in einer grossen kalifornischen Stadt", verzichten: [481]

"For example, that all the Conversations are in 'American English' is no warrant for so characterizing them. For there are many other characterizations which are equally 'true', e.g., that they are 'adult', 'spoken' (not yelled or whispered), etc. That the materials are all 'American English' does not entail that they are *relevantly* 'American English', or relevantly in any larger or smaller domain that might be invoked to characterize them. All such characterizations must be warranted ... Ethnic, national, or language identifications differ from many others only in their *prima facie* plausibility, especially to those in the tradition of anthropological linguistics." (Schegloff & Sacks, 1973: 291 f., Fn.4)

Nur was im Phänomen selbst gegeben ist, zählt; dass die Teilnehmer z.B. aus Frauen oder Männern oder beidem zusammengesetzt, die einen schwarz, die andern weiss waren und sich in Amerikanischem Englisch unterhielten, ist nur dann relevant, wenn anhand des Konversationsmaterials aufgewiesen werden kann, dass sich auch

die Handelnden daran orientierten. "Relevanz" wird also zeitlich situiert: Unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit mag für die Interagierenden wohl zeitweilig relevant gewesen sein, jedenfalls aber nicht während einer Gesprächssequenz, in welcher sie nicht als relevant sichtbar wird. Trotz des Wechsels zur Beobachter-Perspektive bleiben Ethnomethodologie und Konversationsanalyse also dem Postulat der subjektiven Perspektive treu, indem sie die Phänomene nicht nach jenen Gesichtspunkten untersuchen, welche dem Analysanden gegeben sind, sondern nach jenen, welche die Handlungsorientierung der Interagierenden selbst ausmachen. Genuin phänomenologisch ist sodann auch das Prinzip, die konstitutiven Ordnungsleistungen der Handelnden nicht auf ihre Adäquanz hin zu beurteilen, d.h. ontologische Fragen strikte auszuklammern.

Mit dem Konzept der Mitgliedschaft fasst die Ethnomethodologie das Erkenntnissubjekt allerdings explizit als ein in einer bestimmten Gesellschaft und Kultur sozialisiertes. Damit wird Husserl korrigiert und sein – unbegründetes – Konzept des transzendentalen ego – wie auch der Transzendentalphänomenologie überhaupt – zurückgewiesen. Sie teilt dagegen analog zu Schütz das Vertrauen, das mundane ego vermöge die konstitutiven Leistungen reflexiv zu explizieren. Nun habe ich aufgezeigt, dass die Konzeption des ethnomethodologischen Datenzugangs durch Mitgliedschaft eng mit dem Status der Ethno-Methoden zusammenhängt: Handelt es sich um allgemeine Methoden, so bedürfen sie des komplementären Gegenstücks inhaltlicher Wissensbestände, die aber nur durch – metho- [482] disch ungeklärte – Umschreibungen darstellbar sind; handelt es sich um partikuläre Methoden, dann verrät sich Ethnomethodologie selbst als eine spezifische Form von 'accounting' und verfängt sich in Giddens' Zirkel radikaler Reflexivität. Die scheinbare Tragik des ungewissen Methodenstatus relativiert sich hingegen: Die Ethnomethodologie braucht die Konfrontation mit der Phänomenologie nicht zu fürchten, obwohl gerade diese erhebliche Anstrengungen zur Selbstbegründung unternommen hat. Zum einen ist Husserls Begriff der Konstitution ein thematisch ungeklärter, nämlich – in der Terminologie Eugen Finks – nur operativer Begriff geblieben. (vgl. Abschn. III 1.1.2.) Zum andern kann auch die Phänomenologie die epistemologische Reflexivität nicht durch die Schaffung eines archimedischen Punktes der Erkenntnis durchbrechen (vgl. Abschn. III 1.); Schütz' Analysen weisen ein deutlich konstruktives Element auf, und selbst transzendentalphänomenologische Bemühungen, bis zu der konstitutiven Ur-Leistung des in "letzter" Selbstgegebenheit analysierten Phänomens vorzustossen, bleiben relativ (vgl. z.B. Brand, 1971). Ohne eine philosophisch sophistizierte Reflexionsmethode geltend zu machen, hat die Ethnomethodologie eine ebenbürtige Chance, die Konstitutionsleistungen alltagsweltlich Handelnder explizieren zu können.

Das Entscheidende phänomenologischer Forschung bleibt somit die Zielsetzung, nicht die Methode. (vgl. Abschn. III 1.2.1.) Die Ethnomethodologie kann zutreffend als "phänomenologisches" Unternehmen bezeichnet werden, wobei sie sich durch die Beschränkung auf öffentlich zugängliches empirisches Datenmaterial in den Schnittpunkt von Phänomenologie und spät-Wittgensteinscher Sprachanalyse stellt. Von primärer Relevanz ist aber ihre *empirische*, nicht ihre philosophische Ausrichtung. Im Einzelnen wurden die Schwerpunkte diesbezüglich

allerdings unterschiedlich gesetzt, so dass man grob von *drei verschiedenen ethnomethodologischen Richtungen* sprechen kann: 1) den empiristischen, 2) Wittgensteinianischen und 3) phänomenologischen Ethnomethodologen. Die "Empiristen" halten jegliche philosophische Überlegungen für überflüssig und setzen voll auf die empirische Forschung; hier liegt für sie die einzige Quelle des Erkenntnisfortschritts. Die Anhänger der spät-Wittgensteinschen Sprachanalyse und der "ordinary language philosophy" Austins und Searles nehmen den ungeklärten Methodenstatus zum Anlass, die ethnomethodologischen Ansatzpunkte und Konzepte sprachphilosophisch zu reinterpretieren. Während das Vertrauen der Empiristen, der Status [483] der Ergebnisse werde sich durch weitere Forschung klären, naiv ist, muss man die Bedenken gegen eine (auf dem Stand bisheriger Forschung) vorschnelle Reinterpretation und systematische Konzeptualisierung unterstützen. Phänomenologische Ethnomethodologen schliesslich sind solche, die sich zum einen nicht auf die enge empiristische Datenbasis beschränken wollen und zum andern auch verschiedene Konzepte aus der phänomenologischen Philosophie als für ethnomethodologische Analysen nützlich erachten. Während verschiedene Ethnomethodologen irgendwo zwischen diesen Positionen stehen, also empirisch verfahren, sich aber doch von phänomenologischen wie Wittgensteinschen Konzepten beeinflussen lassen (vgl. z.B. Heap, 1977 u. 1980), gibt es einige prononcierte und prominente Vertreter der drei Richtungen: Jefferson, Schegloff, Wilson und Zimmerman beispielsweise treten konsequent für eine empiristische Forschungsstrategie ein, Coulter bekennt sich zu einer Wittgensteinianischen, Bittner und Wieder zu einer phänomenologischen Konzeption von Ethnomethodologie¹⁷; Garfinkel steht zwischen ersterer und letzterer, betont er doch einerseits die empirische Forschung, liest aber andererseits nach wie vor phänomenologische Philosophen zur Inspiration. Zimmerman (1978a) schlägt vor, zu unterscheiden zwischen den Ursprüngen der Ethnomethodologie und ihrer heutigen Form; die Ethnomethodologie soll entsprechend als eigene Forschungsrichtung verstanden und der Terminus einer "phänomenologischen Soziologie" für jene Sozialwissenschaftler vorbehalten werden, die Konzepte aus der phänomenologischen Philosophie verwenden. Nun sind Abgrenzungen stets auch ein Stück weit Wissenschaftspolitik. Jedenfalls ist der Begriff "Ethnomethodologie" eine geeignete und auch präzisere Bezeichnung für die hier beschriebenen Forschungsbemühungen als "phänomenologische Soziologie". Trotzdem kann die Ethnomethodologie als direkte Realisierung des Husserlschen Programms interpretiert werden und zählt daher deutlich zur "phänomenologischen Bewegung"; in Spiegelbergs Pflanze bildet sie denn auch eine besonders schöne und künftige Farbenpracht verheissende Knospe. Wenn sie hingegen als "Phänomenologie" akzeptiert wird, stellt sich [484] unmittelbar die Frage, ob sie auch als "Soziologie" gelten darf.

¹⁷ Aaron Cicourel ist am ehesten ebenfalls als "phänomenologischer" Ethnomethodologe zu bezeichnen; er ist zwar ein schwer zu verortender Einzelgänger, der verschiedenste Theorieansätze miteinander zu integrieren versuchte (insbesondere die Phänomenologie und den linguistischen Ansatz Chomskys), doch bekennt er sich, im Unterschied zu den meisten anderen Ethnomethodologen, explizit zu diversen Kernpostulaten von Schütz (s.u.).

2.5. Ethnomethodologie und Sozialwissenschaft

2.5.1. Ethnomethodologie als Soziologie

(1) Historischer Ausgangspunkt der Ethnomethodologie war Garfinkels Erkenntnis, dass Parsons' Modell des normativen Rollenspielers eine empirisch inadäquate Konzeption ist, da sie den Menschen als "judgmental dope" kolportiert und damit seine Handlungskompetenz überblendet, Parsons hat das Problem der sozialen Ordnung falsch angegangen: Handelnde sind durchaus in der Lage, mit problematischen Situationen fertigzuwerden, und konstituieren soziale Ordnung effektiv durch konzertierte Methoden der Sinnproduktion: Ihre Handlungen machen die Sinnhaftigkeit, Geordnetheit und Rationalität der Welt und damit deren Objektivität und Faktizität. "accountable": "a concern for the nature, production, and recognition of reasonable, realistic, and analyzable actions is not the monopoly of philosophers and professional sociologists." (Garfinkel, 1967b: 75) Dies haben die Sozialwissenschaftler aber i.d.R. nicht erkannt und den "common sense" als unreflektierte Grundlage ihrer eigenen Untersuchungen genommen:

"Although sociologists take socially structured scenes of everyday life as a point of departure they rarely see, as a task of sociological inquiry in its own right, the general question of how any such common sense world is possible. Instead, the possibility of the everyday world is either settled by theoretical representation or merely assumed." (Garfinkel, 1967b: 36)

Weil diese "common sense activities" die konstitutive Grundlage sozialer Ordnung bilden, richtet sich an die konventionelle Soziologie der Vorwurf, Gegenstand und Mittel verwechselt zu haben (Garfinkel, 1967b: 36; Sacks, 1963; Zimmerman & Pollner, 1970):

"We argue that the world of everyday life, while furnishing sociology with its favored topics of inquiry, is seldom a topic in its own right. Instead, the familiar, commonsense world, shared by the sociologist and his subjects alike, is employed as an unexplicated resource for contemporary sociological investigations. ... Thus, contemporary sociology is characterized by a confounding of topic and resource." (Zimmerman & Pollner, 1970: 80 f.)

Da die Gesellschaftsmitglieder die Ordnung der Welt durch "accounting practices" erzeugen, nimmt auch die Sozialwissenschaft durch die Produktion [485] "wissenschaftlicher Erkenntnisse" an der Konstitution genau jener sozialen Ordnung teil, zu deren Untersuchung sie ansetzte; die konventionelle Soziologie ("constructive analysis") ist daher eine "folk science", welche die gleichen Funktionen erfüllt wie die Beschreibungen und Erklärungen der Alltagshandelnden:

"Sociology's acceptance of the lay member's formulation of the formal and substantive features of sociology's topical concerns makes sociology an integral feature of the very order of affairs it seeks to describe. It makes sociology into an eminently *folk discipline* deprived of any prospect or hope of making fundamental structures of folk activity a phenomenon." (Zimmerman & Pollner, 1970: 82)

Die Thematisierung dieser Tiefenschicht des Alltagswissens bedingt eine Abkehr vom "mundanen Denken" (Pollner, 1970), "a radical departure from traditional sociological thinking" (Zimmerman & Wieder, 1970: 295):

"We propose to suspend conventional interest in the topics of members' practical investigations and urge the placing of exclusive emphasis on

inquiry into practical investigations themselves, lay or professional. The topic then would consist not in the social order as ordinarily conceived, but rather in the ways in which members assemble particular scenes so as to provide for one another evidences of a social order as-ordinarily-conceived. Thus one would examine not the factual properties of status hierarchies, for example, but the *fact* of the factual properties of status hierarchies: one would ask how members provide for the *fact* that status hierarchies are factual features of the members' world. Similarly, instead of treating statistical rates as representations of trends, processes, and factual states of the society, one would ask how members manage to assemble those statistics, and how they use, read, and rely on those statistics as indications of the states of affairs they are taken to depict." (Zimmerman & Pollner, 1970: 83)

Die ethnomethodologischen Forschungsprämissen sind also Durkheims (1895) Diktum, soziale Tatsachen wie Dinge zu betrachten, radikal entgegengesetzt. Dies resultiert hingegen aus der *unterschiedlichen Fragestellung* und impliziert keine Kritik an Durkheims Methode als einem "practical sociological reasoning". Denn die These der Verwechslung von Gegenstand und Mittel impliziert keineswegs – und dies ist oft missdeutet worden – dass die (ethnomethodologische) Analyse der "Mittel" zu einer Korrektur praktischen Rasonierens über den traditionellen soziologischen "Gegenstand" führe (vgl. dagegen die Position Cicourel's im nächsten Abschnitt). Irreführend war insbesondere Douglas' (1967; 1970a) methodologische Kritik an Durkheim, an dessen Regeln der soziologischen Methode (Durkheim, 1895) wie auch an seinem Vorgehen in der empirischen Untersuchung [486] über den Selbstmord (Durkheim, 1897)¹⁸. Statt die Einklammerung der objektiven Welt als forschungsmethodisches Verfahren zu verstehen, ontologisierte Douglas den Konstitutionsbegriff und missverstand das "practical accomplishment" als eine existentielle Schöpfung; die "Existenz" von Selbstmorden reduziert sich bei ihm somit auf die Kategorisierungspraktiken der kognisierenden Leute:

"'suicides' cannot correctly be said to exist (i.e. to be 'things') until a categorization has been made. Moreover, since there exist great disagreements between interested parties in the categorizations of real-world cases, 'suicides' can generally be said to exist and not exist at the same time." (Douglas, 1967: 196)

Garfinkel hat vor derartigen verhängnisvollen Kurzschlüssen eindringlich gewarnt: Die Beurteilung von Geltungsansprüchen ist eine Angelegenheit praktischen Rasonierens in der natürlichen Einstellung; klammert man diese ein, so verwehren sich auch ontologische Aussagen und Stellungnahmen. Ethnomethodologie beschreibt daher

"members' accounts of formal structures wherever and by whomever they are done, while abstaining from all judgments of their adequacy, value, importance, necessity, success or consequentiality. We refer to this procedural policy as „*ethnomethodological indifference*“". (Garfinkel & Sacks, 1970: 345 – Hervorhebung von mir)

¹⁸ Jack Douglas, der sich durch die Herausgabe eines ethnomethodologischen Readers einen Namen gemacht hat (Douglas, 1970), gehörte selbst nie zum engeren Kreis authentischer Ethnomethodologen.

In der Tat enthält sich Garfinkel selbst bei seinen Untersuchungen *wissenschaftlicher* Tätigkeiten jeglicher evaluativer Betrachtungen, obwohl die sozialwissenschaftliche Methodologie ein traditionelles Interesse an diesem Problembereich zeigt, um die wissenschaftlichen Forschungsmethoden zu verbessern. Die "ad hoc-Praktiken" z.B. ("et cetera", "unless", "let it pass", "factum valet"), die er bei der Analyse wissenschaftlicher Kodierarbeit entdeckte, sind s.E. "wesentliche" und "invariante" Merkmale der Handlung "Kodierinstruktionen (be)folgen", und dürfen nicht als Indizien für "schlechte" Kodierarbeit gewertet werden. (Garfinkel, 1967a: 21) Dasselbe gilt für jene unvollständigen klinischen Formulare des U.C.L.A. Medical Centers, deren "Mängel" durch systematische Gründe der sozialen Organisation motiviert sind (Garfinkel, 1967 f.: "good" organizational reasons for "bad" clinic records). Ebenso sind die jüngsten ethnomethodologischen Arbeiten Garfinkels und seiner Mitarbeiter über "Arbeit" (Garfinkel, i.V.a-c) – sei es die [487] Arbeit von Juristen (Burns, 1981), von Lehrern (Garfinkel & Burns, 1979), von Künstlern (Livingston, 1976), von Mathematikern (Livingston, 1978, 1982) oder von Naturwissenschaftlern im Labor (Lynch, 1979; Schrecker, 1980; Garfinkel et al., 1981; Lynch et al., 1982) – nicht auf die Verbesserung derselben, sondern allein auf die Entdeckung ihres methodischen Fundaments gerichtet:

"Ethnomethodological studies are not directed to formulating or arguing correctives. They are useless when they are done as ironies. Although they are directed to the preparation of manuals on sociological methods, these are in *no way* supplements to 'standard' procedure, but are distinct from them. They do not formulate a remedy for practical actions, as if it was found about practical actions that they were better or worse than they are usually cracked up to be." (Garfinkel, 1967: viii)

Garfinkel – wie auch Zimmerman und Pollner – geht es mit der These, die Mittel der professionellen und Laien-Soziologen müssten zum Gegenstand soziologischer Analyse gemacht werden, nicht um eine Korrektur praktischen Rasonierens, sondern um die Begründung und Etablierung einer neuen Forschungsrichtung:

"My purposes ... are to demonstrate the essential relevance, to sociological inquiries, of a concern for *common sense activities as a topic of inquiry in its own right* and ... to urge its 'rediscovery'." (Garfinkel, 1967b: 36 – Hervorhebung von mir)

In informellen Kontakten lassen die Ethnomethodologen i.d.R. allerdings keinen Zweifel darüber aufkommen, dass Ethnomethodologie für sie nicht einfach einen soziologischen Ansatz unter andern darstellt, sondern dass sie *die* Soziologie ist. Im Gegensatz zu den übrigen soziologischen Theorien unternimmt sie keinen Versuch, ein weiteres Steinchen ins Mosaik jener gesellschaftlichen Erklärungsversuche zu setzen, welche den Boden der natürlichen Einstellung nicht verlassen und stets nur "for all practical purposes" gelten und die reflexiv gerade jene Ordnung mitkonstituieren, zu deren Untersuchung sie ansetzten. Ethnomethodologie nimmt vielmehr einen radikalen Perspektivenwechsel vor, indem sie die konstitutive Grundlage *jeglicher* – ob alltagsweltlicher oder "wissenschaftlicher" – Sinnkonstruktion untersucht. Die konventionellen Sozialwissenschaften blieben in derselben Naivität mundanen Denkens befangen wie der Mann auf der Strasse und sind damit nicht an die Wurzel sozialer Ordnung herangekommen; sie haben, wie Sacks einmal in einer Vorlesung sagte, nichts anderes getan als "Geschichten er-

zählt". Solche Geringschätzung der "folk sociology", die eben den [488] Schritt zur "wahren" Wissenschaftlichkeit nicht geschafft hat, dringt in Form polemischer Untertöne in verschiedenen ethnomethodologischen Schriften durch. Wichtig für unsere Diskussion ist der Umstand, dass sich die Ethnomethodologie zwar nie als Beitrag zum "practical sociological reasoning" verstand, sich aber doch *als Alternative zur etablierten Soziologie* profilierte. Zur Hauptzielscheibe wurde der Strukturfunktionalismus Parsons'scher Provenienz. Eine explizite Tirade gegen Durkheims (1895) methodologischen Grundsatz, soziale Tatsachen "wie Dinge" zu betrachten, verfasste, wie bereits erwähnt, Jack Douglas (1970a). Bemerkenswerterweise formierte sich die Kritik aber auch gegenüber Weber. Hatte sich Schütz zum Ziel gesetzt, durch seine phänomenologische Lebenswelt-Analyse der Weberschen Konzeption einer Verstehenden Soziologie ein tragfähiges methodologisches Fundament zu verleihen, so präsentiert sich nun die ethnomethodologische Lebenswelt-Analyse als Alternativkonzeption. Bittner (1974) beispielsweise stützt seinen Vorschlag einer ethnomethodologischen Analyse sozialer Organisationen auf eine Kritik an Webers Bürokratietheorie:

"Weber ... intended to achieve an idealized reconstruction of organization from the perspective of the actor. He fell short of attaining this objective precisely to the extent that he failed to explore the underlying common-sense presuppositions of his theory. He failed to grasp that the meaning and warrant of the inventory of the properties of bureaucracy are inextricably embedded in what Alfred Schutz called the attitudes of everyday life and in socially sanctioned common-sense typifications (Schutz, 1971Aa)." (Bittner, 1974: 74)

Die Ethnomethodologie bleibt zwar dem Weberschen Diktum, auf die subjektive Handlungsorientierung zurückzugehen, treu, interpretiert dieses aber wesentlich radikaler:

"... in order to understand the meaning of the actor's thought and action, which Weber sought, one must study how the terms of his discourse are assigned to real objects and events by normally competent persons in ordinary situations." (Bittner, 1974: 75)

"By way of defining our task we propose that *the study of the methodical use of the concept of organization* seeks to describe the mechanisms of sustained and sanctioned relevance of the rational constructions to a variety of objects, events and occasions relative to which they are invoked." (ibid.: 76 – übrige Hervorhebungen gestrichen)

(2) Die Ethnomethodologie hat sich also Schütz' Zielsetzung einer Analyse der Lebenswelt zu eigen gemacht, ohne den übergeordneten Zweck, [489] der Theorie sozialen Handelns eine protosozilogische Basis zu geben, mit zu übernehmen. Damit sagt sie sich hingegen nicht von urtümlich phänomenologischen Positionen los, war doch die Schaffung einer Protosozilogie ein spezifisch Schützsches Anliegen. Husserl demgegenüber hat die phänomenologische Analyse der Lebenswelt proklamiert, ohne damit die eingespielten Methoden der (Natur-)Wissenschaften korrigieren zu wollen; er warb allein für die Klärung des impliziten lebensweltlichen Fundaments theoretischer Akte, um die Wissenschaften vor einem falschen metaphysischen Selbstverständnis zu bewahren. (vgl. Abschn. II 1.) Die ethnomethodologische Politik, die "accounts" anderer Menschen zu explizieren, ohne selbst einen eigenen (konkurrierenden) "account" zu formulieren, deckt sich

aber auch deutlich mit der Empfehlung des späten Wittgenstein, Philosophie müsse aufhören, neben die übrigen Sprachspiele noch ein weiteres Sprachspiel (also ein inhaltliches Gedankengebäude) zu stellen, sondern solle sich vielmehr der Analyse der vorfindlichen Sprachspiele widmen. Sowohl die Konstitutionsanalyse der Lebenswelt wie die reflexive Explikation von Sprachspielen ("Lebensformen") wurde nun aber von ihren Urhebern als Geschäft der Philosophie verstanden; wenn dies nun die Ethnomethodologie sich zur Aufgabe macht – *inwieweit kann sie denn überhaupt als "Soziologie" gelten?*

Die Antwort auf diese Frage hängt offenbar davon ab, was man unter "Wissenschaft" bzw. unter "Soziologie" verstehen will, und da besteht bekanntlich keine Einigkeit. Luckmanns (1979a) Unterscheidung von "egologisch-reflexiver" Phänomenologie und "kosmologisch-induktiver" Soziologie (vgl. Abschn. IV 1.2.) lässt sich offenbar nicht unbesehen auf die Ethnomethodologie übertragen. Wie die Phänomenologie, strebt auch die Ethnomethodologie zwar nicht nach induktiv gewonnenen gesetzähnlichen Kausalzusammenhängen, sondern nach reflexiver Explikation der Phänomene; im Gegensatz zu jener verfährt sie jedoch nicht in der egologischen, sondern in der Beobachter-Perspektive. Der *ethnomethodologische Empirismus* hat gegenüber der inneren Anschauung des Phänomenologen hingegen zwei wesentliche Nachteile. Erstens kann er nur zum Gegenstand machen, was durch äusserliche Manifestation der Beobachtung zugänglich wird; da er die "accounts" der Mitglieder nur unter dem Aspekt ihrer Produktion und Organisation betrachtet, sich aber nicht um ihren Inhalt kümmert (z.B. die Schilderung eines Traums), geht er all jener Phänomene verlustig, die nicht beobachtet, sondern nur subjektiv erlebt [490] werden können.¹⁹ Diesbezüglich gelten all jene Argumente, welche ich bereits gegenüber dem kommunikationstheoretischen Ansatz von Habermas vorgebracht habe. (vgl. Abschn. III 1.2.2.) Zweitens geht er weitgehend des (subjektiv verfügbaren) Erfahrungsschatzes des Alltagslebens verlustig, indem er nicht auf der Basis der reichhaltigen Palette subjektiv erlebter Situationen argumentiert, sondern ausschliesslich anhand konkret festgehaltenen Datenmaterials. In der Auseinandersetzung mit jenen Antipoden, welche leichtfüssig einige rhetorische Gegenbeispiele aus der Alltagserfahrung generieren, hat sich die Forderung nach *empirischem* Aufweis allerdings ausgezahlt: Vieles kann erst anhand zeitlich festgefrorener Daten entdeckt werden, da Interaktionen viel zu schnell ablaufen, als dass sich im Bewusstsein mehr als nur ein vager Eindruck speichern würde; so ergibt sich denn in der empirischen Analyse ein neues und oft anderes Bild als in der subjektiven Reproduktion.

Ein Hauptkriterium für die Wissenschaftlichkeit von Aussagen ist ihre *intersubjektive Überprüfbarkeit*; eine entscheidende Frage ist daher, ob infolge der empiristischen Ausrichtung die Resultate der Ethnomethodologie zuverlässiger validierbar sind als jene der Phänomenologie. Da sie ebenfalls durch reflexive Explikation gewonnen werden, verwehrt sich offensichtlich das szientifische Verfahren einer Prüfung anhand deduzierter Basissätze. Grundsätzlich bergen auch

¹⁹ Dies ist insbesondere dort problematisch, wo solche der äusserlichen Beobachtung unzugänglichen Phänomene einen wesentlichen Teil einer Kulturwirklichkeit ausmachen, wie z.B. Träume bei den Guajiro-Indianern. (Vgl. Goulet, 1978)

die ethnomethodologischen Ergebnisse aufgrund ihres verbalen Charakters ein unabdingbar konstruktives Moment, das die Validierungsmöglichkeiten genauso limitiert wie bei der Phänomenologie (vgl. Abschn. III 1.2.3.); wenn die Ethnomethodologen daher beanspruchen, die invarianten Basisregeln (bzw. -prozeduren) aufzuzeigen, so wendet Goffman (1974: 5 ff.) mit Recht ein, dass diese endlos durch weitere ergänzt werden können.²⁰ Indem die Analyse an konkretes Datenmaterial gebunden wird, stellt die Ethnomethodologie aber den Bezug zum Phänomenalen wieder her und befreit [491] sich von den Transformationsverlusten verbalisierter (erzählter) Ereignisse; im Stil schliesst sie damit wieder unmittelbar ans Husserlsche Wahrnehmungsphänomen an (vgl. Abschn. I 3.2.). Wie in der Phänomenologie, ist Validierung lediglich am konkreten Beispiel und nur unter beobachtenden Analytikern möglich: Da die Ethnomethodologie es mit nondiskursivem Wissen zu tun hat – Wissen also (im Sinne des "know how"), das der einzelne beherrscht, aber nicht zu explizieren vermag –, bleibt der Rekurs auf die Ansichten der untersuchten Handlungssubjekte unergiebig. Zentrales Kriterium ist daher, ob einerseits ein Phänomen durch die rekonstruierten Elemente der subjektiven Handlungsorientierung zureichend erklärt und umgekehrt das theoretische "Modell" am empirischen Material ausreichend evident gemacht werden kann. Der Nachweis, dass sich Handelnde *tatsächlich* an diesen oder jenen Handlungs- und Interaktionsoptionen orientieren, kann – im Gegensatz zur Phänomenologie – nur indirekt erschlossen werden. Dabei treten allerdings erhebliche Unterschiede bei verschiedenen Ergebnistypen auf. Garfinkels Experimente, die bestimmte konstitutive Hintergrundserwartungen kontrolliert ausser Kraft setzen, weisen deren faktisches Operieren anhand lokaler Zusammenbrüche sozialer Ordnung relativ direkt nach; nicht jedem Ergebnis eignet jedoch ein solches Vorgehen. Andererseits gibt es auch andersartige Indizien. Schegloff (1968) beispielsweise nahm einen einzigen (von 500) abweichenden Fall telefonischer Gesprächseröffnungssequenzen zum Anlass, sein "Modell" derart zu revidieren, dass auch dieser miteingefasst wird. (vgl. Abschn. IV 2.3.) Ob nun aber beispielsweise die sequentielle Abfolge von Sprecher-/Hörer-Optionen im Einzelnen adäquat bestimmt ist, wenn sie konstant gesetzt und Abweichungen als auf diesem Hintergrund "wahrnehmbar" (noticeable) bezeichnet werden, oder ob die Optionenfolge (z.B. beim "turn-taking system") sich nicht vielmehr kontextspezifisch unterschiedlich ausgestaltet (Widmer, 1981), ist im Einzelnen schwierig zu bestimmen. Prinzipiell – also ungeachtet der Differenzierungen, zu welchen die Vielfalt der Untersuchungsphänomene nötigt – sind die Validierungschancen etwa gleich wie bei der Phänomenologie, sofern diese ihr Phänomen klar fixiert (wie Husserl seinen Wahrnehmungsgegenstand). Nicht viele teilen nämlich das Vertrauen von Wilson & Zimmerman (1979/80), dass sich solche Fragen empirisch testen lassen (die sequentielle Organisation des "turn-taking system" beispielsweise anhand der relativen Dauer der Sprechpausen innerhalb bzw. zwischen den Redezügen). Dass Wilson & Zimmerman ihre These am [492] Beispiel des "turn-taking system" erläutern, ist denn auch kein Zufall: Nicht nur hat es unter den bisherigen

²⁰ "One is faced with the embarrassing methodological fact that the announcement of constitutive rules seems an open-ended game that any number can play forever. Players usually come up with five or ten rules (as I will), but there are no grounds for thinking that a thousand additional assumptions might not be listed by others." (Goffman, 1974: 6)

Forschungsergebnissen (z.B. gegenüber Frage-Antwort- oder Lachsequenzen) am ehesten "Theorie-" und "Modell"-Charakter, die Konversationsanalyse ganz allgemein zeigt – im Gegensatz etwa zu Garfinkels Untersuchungen – auch am meisten Affinität zu traditionellen soziologischen Problemstellungen.

Diese Affinität beschränkt sich allerdings auf jene sozialwissenschaftlichen Richtungen, die sich ebenfalls mit einer *deskriptiven Analyse* begnügen. Eine Wesensverwandtschaft scheint insbesondere in Bezug auf den Strukturalismus vorzuliegen; die Ethnomethodologie bucht dabei den Vorteil, die (invarianten) Strukturen nicht in der (historisch und kulturell spezifischen) sozialen Realität selbst, sondern vielmehr an der Basis, nämlich in den Methoden der Realitätskonstitution zu suchen, wodurch sie unmittelbar an den menschlichen Handlungen festgemacht werden und der Gefahr, empirisch festgestellte Merkmale zu verdinglichen, somit ein Riegel geschoben ist. (Vgl. Abschn. III 2.2.) Definiert man "Wissenschaft" aber als Beschreibung *und* Erklärung empirischer Phänomene, so vermag die Ethnomethodologie dem zweiten Kriterium offenbar nicht zu genügen. Denn wie die Objektkonstanz, ist auch das Herausstellen kausaler oder funktionaler Beziehungen eine konstitutive Leistung von "members' methods" und bildet damit gerade selbst ein ethnomethodologisches Untersuchungsthema. Indem sich die Ethnomethodologie von jeglichen protosoziologischen Ambitionen lossagt, verfängt sie sich denn auch nicht in jener Problematik, in der Schütz auf Grund gelaufen ist (vgl. Abschn. III 3.3.): der Motivtheorie, dem Kernstück sozialer Kausalzusammenhänge. Weder versucht sie sich in der Schaffung einer der subjektiven Perspektive adäquaten Grundbegrifflichkeit, noch beteiligt sie sich an der Konstruktion von Motivationsmodellen; es sind vielmehr diese Motivzuschreibungen selbst – von seiten alltagsweltlicher Laien wie professioneller Psychologen und Soziologen –, welche die Ethnomethodologen untersuchen, als Methoden, welche soziale Ordnung konstituieren, indem sie den Mitgliedern einen "Sinn" von Typizität, Ursachen und Funktionszusammenhängen, d.h. von Geordnetheit sozialer Realität verleihen. (Blum & McHugh, 1971) Es wäre nun reichlich absurd, einem Forschungsunternehmen die "Wissenschaftlichkeit" abzusprechen, weil seine Fragestellung nicht die Suche nach kausalen bzw. funktionalen Relationen umfasst (obwohl derlei Kritik im Laufe des 20. Jahrhunderts [493] öfters vorgebracht wurde, insbesondere gegenüber den Geisteswissenschaften und der Historik). Denn erstens stimmt das, was Wissenschaftler tun (was ex definitione wohl "Wissenschaft" ist), auf weite Strecken nicht mit dem szientifischen Leitbild überein, empirisch fundierte und logisch konsistente deduktive Aussagensysteme zu schaffen. Nicht nur nehmen explikative Reflexionen einen breiten Raum sozialwissenschaftlicher Forschungstätigkeit ein, der allfällige Aufweis kausaler bzw. funktionaler Zusammenhänge ist auch stets mit hartnäckigen methodologischen Problemen behaftet (vgl. Abschn. III 3.2.2.). Zweitens dürfen ethnomethodologische Deskriptionen nicht mit jenen nominalen Beschreibungen gleichgesetzt werden, welche die konventionelle Sozialwissenschaft zum Ausgangspunkt ihrer Kausalanalysen macht, bilden sie doch das Resultat einer eingehenden Analyse empirischen Datenmaterials. Sie sind daher explikativen, und das heisst in einem gewissen Sinn ebenso "erklärenden", zumindest aber "klärenden" Charakters und erfüllen definitiv Erkenntnisfunktionen. Ja, in vielen Fällen erscheint die Frage nach

dem "Warum" gegenüber der Frage nach dem "Wie" sogar geradezu trivial. Gründe, warum Interagierende i.d.R. nicht gleichzeitig sprechen, sind beispielsweise rasch gefunden: Offensichtlich sind sie nicht genetischer Natur (Kinder sprechen oft gleichzeitig und müssen erst in die Weisen geordneten Sprechens hineinsozialisiert werden), sondern funktioneller Art – ohne koordinierten Sprecherwechsel wird Kommunikation verunmöglicht. Herauszukristallisieren, wie Sprechende es zuwege bringen, in vielfältigster Art sich in Sekundenbruchteilen aufeinander abzustimmen, bildet dagegen ein sehr komplexes Forschungsthema.

(3) Die Wissenschaftlichkeit kann einem Forschungsunternehmen, das sich um sorgfältige, intersubjektiv überprüfbare explikative Analysen klar bestimmten empirischen Materials bemüht, nicht abgesprochen werden, auch wenn die Fragestellung ursprünglich philosophischer Herkunft ist. Die *Breite des ethnomethodologischen Soziologie-Begriffs* mag allerdings Verwunderung auslösen. Solange Garfinkel die konstitutive Grundlage *sozialer* Situationen untersucht und die Konversationsanalyse die *soziale* Organisation von Gesprächen, melden sich keine Bedenken; die Ethnomethodologen haben aber eine Tendenz, Organisation überhaupt zu Untersuchen, wie z.B. die Konstitution von Metaphern, Ironien, Umschreibungen oder Lügen (Garfinkel, 1967a: 29), die Kunst des Gehens (Ryave & Schenkein, 1974) oder die Koordination von Fingern und Händen [494] beim Klavierspiel (Sudnow, 1978, 1980). Sich diesbezüglich auf den traditionellen Gegenstand der Soziologie zu besinnen, wie er sich historisch im etablierten Wissenschaftsbetrieb herausbildete, um Grenzlinien zu markieren und unpassende Ideen in den Würgegriff zu nehmen, scheint mir allerdings sowohl kontraproduktiv wie antiquiert. Eine legitime Frage dagegen ist, ob die Soziologie umgekehrt tatsächlich das "practical sociological reasoning" aufgeben und zur ethnomethodologischen Problemstellung konvertieren soll.

Darauf gibt es wissenschaftssoziologische wie wissenschaftslogische Antworten. Die politischen Entscheidungsträger sprechen zum einen eine deutliche Sprache: Wissenschaft soll letztlich im Dienst gesellschaftlicher Problemlösungsprozesse stehen; dazu ist zwar Grundlagenforschung nötig, deren Praxisbezug oft nicht unmittelbar einsichtig ist, doch hat sich auch diese primär dem (in ethnomethodologischer Ausdrucksweise) "praktischen" Rasonieren zu verschreiben. Ein radikaler Verzicht auf jeglichen potentiellen Problembezug – durchgehende ethnomethodologische Indifferenz also – brächte jedenfalls die Finanzierungsquellen schleunigst zum Versiegen. Es gibt aber auch wissenschaftslogische Argumente. Zum einen stellt Habermas (1981a) mit Recht fest, dass sich soziale Handlungen nicht in Interpretationsleistungen erschöpfen. Trotz der frühen Bemühungen Garfinkels (1963, 1967b), die Strukturen gemeinsamer Hintergrundserwartungen in Relation zu Produktion, Kontrolle und Erkenntnis sozialer Affekte zu setzen, weist die Ethnomethodologie dieselbe kognitive Schlagseite auf wie Schütz. Im Gegensatz zu Schütz hat sie sich aber mit der Aufgabe der egologischen Perspektive auch des philosophisch-anthropologischen Fundaments beraubt, das eine Erweiterung grundsätzlich ermöglicht. Vollzieht sich bei Schütz die situative Sinnkonstitution stets auf der Grundlage eines verbindenden subjektiven Erlebniszusammenhangs, so verfällt die Ethnomethodologie durch ihre empiristische Orientierung und dem

Konzept rein methodischer Kompetenz einem *radikalen Situationalismus*: Jede Situation steht quasi für sich allein da, separiert von allen andern, und Trans-situationalität ist ihrerseits etwas methodisch Konstituiertes. Von hier führt aber offenbar kein Weg mehr zurück zur *leiblichen Erlebniswelt*, die zwar auch dauernd konstituiert wird, aber dennoch in einem inhärenten Zusammenhang steht. Die Ethnomethodologie sieht sich daher analogen Problemen gegenüber, wie ich bereits in der Diskussion der [495] Schützischen Konzeption erörtert habe. (vgl. Abschn. III 1.2.2. u. 3.3.)

Verschiedene ethnomethodologiefreundliche Autoren haben nun – allerdings ohne das Thema der Leiblichkeit auch nur zu berühren – versucht, gewisse Züge der ethnomethodologischen Konzeption zu revidieren, um einen *umfassenderen Ansatz* zu schaffen. So schlägt Bohnsack (1973) beispielsweise einen transsituativen Kompetenzbegriff vor. In diese Richtung geht auch Cicourel (1970a), wenn er den Erwerb sozialer Strukturen in sozialisationstheoretischer Perspektive thematisiert. Smith (1975) und Chua (1977) kritisieren, dass der ethnomethodologische Empirismus die gesellschaftlichen Makrostrukturen übersehe, in denen die analysierten Situationen jeweils eingebettet seien, und fordern, die soziologische Analyse müsse die Konstitutionsprozesse im Mikro- wie im Makrobereich miteinander integriert untersuchen.²¹ Ebenso schlägt Giddens (1979) eine Abkehr vom ethnomethodologischen Situationalismus vor, da dieser den Schritt zu einer Analyse gesellschaftlicher Reproduktionsprozesse verunmögliche. Ohne auf die Diskussion dieser bedenkenswerten Vorschläge einzutreten, sei angemerkt, dass in diesem Zusammenhang der *Konstitutionsbegriff* näher untersucht werden muss. Garfinkel spricht anstelle von "Konstitution" durchwegs von "accomplishment" oder "production". Damit erweckt er den Eindruck, als ob diese jeweils einen grundsätzlich kreativen Charakter trügen. Giddens (1976) wirft der Ethnomethodologie denn auch vor, die Mitglieder würden ihre Gesellschaft zwar wohl dauernd hervorbringen, doch nicht unter selbstgewählten gesellschaftlichen Bedingungen. Reinterpretiert man dagegen das ethnomethodologische "accomplishment" mit Husserls Konstitutionsbegriff²², so löst sich die eher fatal zu wertende Bindung an irgendwelche Formen von "Kreativität"; die Frage nach der Reproduktion sozialer Strukturen erweist sich dann als andersgeartet als jene nach ihrer Konstitution. [496]

Was für Früchte die Versuche, Ethnomethodologie und andere soziologische Positionen konzeptuell zu integrieren, zeitigen werden, bleibe hier dahingestellt. Wenn die Ethnomethodologen ihre Fragestellung jedoch konsequent beschränken wollen, so ist dies ihr gutes Recht; treffend ist denn auch Cicourels (1973a) Bezeichnung "Cognitive Sociology". Wenn der Perspektivenwechsel der Ethnomethodologie aber tatsächlich derart radikal und die kognitiven Prozesse für

²¹ Hier liegt denn der Berührungspunkt von Ethnomethodologie und Marxismus: Beide konzipieren die soziale Wirklichkeit prozesshaft; Ethnomethodologie beschränkt sich aber auf die Analyse interaktiver Mikroprozesse, während sich der Marxismus primär mit der Untersuchung gesellschaftlicher Makroprozesse beschäftigt.

²² Dabei sei die Konstitutionsproblematik des alter ego ausgeklammert, da ja Schütz dem Husserlschen Konstitutionsbegriff dort – und nur dort – ontologische Implikationen zuschrieb. (vgl. Abschn. III 1.1.2.)

die soziale Ordnung derart grundlegend sind, stellt sich nun doch die Frage, ob die ethnomethodologischen Resultate denn für die konventionellen sozialwissenschaftlichen Ansätze nicht von unmittelbarer Relevanz sind. Der gängige Vorwurf, die Ethnomethodologie versäume es, die gesellschaftliche Bedingtheit der Ethnomethoden aufzuzeigen (S. Wolff, 1976; Eickelpasch, 1982), kann schliesslich auch so gedeutet werden, dass es erst einmal den sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich deskriptiv zu explizieren gilt, bevor die Suche nach Kausalzusammenhängen sinnvoll in Angriff genommen werden kann.

2.5.2. Ethnomethodologie als "Protozoziologie"

Eine von Garfinkel abweichende Position bezüglich des Verhältnisses von Ethnomethodologie und Sozialwissenschaft nimmt Aaron Cicourel (1964) ein, der sich von der Ethnomethodologie die *Lösung des sozialwissenschaftlichen Messproblems* verspricht. Cicourel stellt sich explizit in die Tradition der Husserlschen Phänomenologie und unterbreitet eine eigene Interpretation des Werks von Schütz und der (damals noch weitgehend unveröffentlichten) Materialien Garfinkels (Cicourel, 1964: 218).²³ Obwohl er Ethnomethodologie ebenfalls als "Soziologie" (nicht "Philosophie") versteht, setzt er sich in Gegensatz zur (damals noch informellen) "ethnomethodologischen Indifferenz" Garfinkels und Sacks' und nimmt Schütz' Bemühen wieder auf, mit der Lebenswelt-Analyse der Methodologie der Sozialwissenschaften ein tragfähiges Fundament zu geben. Hielt sich die methodologische Argumentation von Schütz sehr im Grundsätzlichen – was, wie wir gesehen haben, zu Ambiguitäten und im Detail zu Unsicherheiten über seine eigentlichen Intentionen führte –, [497] so wird Cicourel wesentlich konkreter. Statt allgemein von subjektiver und objektiver Perspektive und der interpretativen Vermittlung von theoretischem Konstrukt und vorverstandenen empirischem Phänomen zu sprechen, wendet er sich den einzelnen Datenerhebungstechniken des etablierten Methodenkanons empirischer Sozialforschung zu: Beobachtung, Interview, Umfrage, demographische Methode, Inhaltsanalyse und Experiment. Dabei kommt er zum Schluss, dass der Sozialwissenschaftler bei jeder dieser Forschungstechniken notwendigerweise eine Menge nichtexplizierter Commonsense-Methoden anwendet. Wenn man daher die Gültigkeit eines wissenschaftlichen Resultats am Kriterium einer "korrekten" Anwendung "richtiger" Forschungsmethoden festmacht, dann müssen offenbar auch die involvierten Praktiken des Alltagswissens in ihrer datenkonstituierenden Funktion mitberücksichtigt werden. Erachtete Schütz eine empirische Validierung von in der objektiven Perspektive konzipierten Modellen für möglich, radikalisiert nun Cicourel das Postulat der subjektiven Perspektive und bezeichnet gegenstands inadäquate Konzeptualisierungen (wie Parsons' normativen Rollenspieler) als *Ursache* des sozialwissenschaftlichen Messproblems: Erst wenn die Methoden der Commonsense-Interpretationen expliziert werden (wozu Schütz' Handlungsmodell gemäss Cicourel die geeignete Handhabe bietet), gelangen sozialwissenschaftliche Messungen über einen bloss metaphorischen Status hinaus:

²³ Auf diese Veröffentlichung folgten gewisse persönliche Differenzen zwischen Cicourel und Garfinkel, da dieser Cicourels programmatische Ansprüche als beträchtlich verfrüht betrachtete.

"The sociological observer, therefore, who fails to conceptualize the elements of common-sense acts in everyday life, is using an implicit model of the actor which is confounded by the fact that his observations and inferences interact, in unknown ways, with his own biographical situation within the social world. The very conditions of obtaining data require that he make use of typical motives, cues, roles, etc. and the typical meanings he imputes to them, yet the structures of these common-sense courses of action are notions which the sociological observer takes for granted, treats as selfevident. *But they are just the notions which the sociologist must analyze and study empirically if he desires rigorous measurement.* The distributions he now constructs relegate such notions to a taken-for-granted status or to some latent continuum. Therefore, the observations which go to make up a distribution of, say, types of cities, responses to questionnaire items, or occupational prestige categories are only half of the picture. The distribution merely represents the 'Outer' horizon for which operational procedures have been devised. (...)

The inner horizon of idiomatic expressions, course-of-action motives, institutional and innovational language, and the like remain unclarified in the sociologist's distributions. [498]

The observations which are coded into dichotomies, fourfold tables, ordinal scales, zero-order correlations, and distributions in general reveal only half of the story; the 'bottom half' has been taken for granted, relegated to a 'latent continuum', yet informs the observer's description and inferences about the 'top half' represented by 'rigorous' measurement devices. *It is the lack of explicit conceptualization and observation on the 'bottom half' which makes measurement in sociology metaphorical and not literal. The difficulty is to be found in the lack of adequate conceptualization and the use of measurement axioms which do not correspond to the structure of social action.* (Cicourel, 1964: 223 – Hervorhebung von mir)

Cicourel weist der Ethnomethodologie also die Aufgabe zu, jenen hermeneutischen Akt systematisch in den Griff zu bekommen, der zwischen theoretischem Konstrukt und empirischem Phänomen vermittelt und den wir als das zwar unabdingbare, aber problematische Glied sozialwissenschaftlicher Messungen identifiziert haben. (vgl. Abschn. III 3.2.2.) Hatte Wilson (1973) – ebenfalls ein Ethnomethodologe – eine "abbildende" (literal) Beschreibung im sozialwissenschaftlichen Bereich als unmöglich erklärt (vgl. Abschn. III 2.3.2.3.), so soll nun nach Cicourel die *Ethnomethodologie durch den Aufweis der Methoden der Bedeutungszuweisung* (Cicourel, 1964: 189 ff.) die *Kontrolle interpretativer Akte* ermöglichen. Dazu gilt es zunächst die von den Methodologen der empirischen Sozialforschung²⁴ als selbstverständlich unterstellten Übereinstimmungen zwischen dem Standpunkt des Handelnden und jenem des Beobachters aufzubrechen, zeigt sich doch, dass die Common-sense-Regeln, mit welchen die Handelnden bzw. deren wissenschaftliche Beobachter Objekte identifizieren, interpretieren und beschreiben, sich oft nicht decken (Cicourel, 1964: 20); diese Ethno-Methoden gilt es daher zu untersuchen. Wie Luckmann von den phänomenologischen, erhofft sich Cicourel also von den ethnomethodologischen Lebenswelt-Analysen die Lösung des sozialwissenschaftlichen Messproblems. Hier

²⁴ Cicourel (1964: 15 ff.) stützt sich insbesondere auf die Schriften Paul Lazarsfelds und dessen Mitarbeiter ab.

geht es allerdings nicht mehr um eine Protosoziologie im Sinne einer gegenstandsadäquaten Grundbegrifflichkeit, welche die Matrix zur Lokalisation und Transformation sozialwissenschaftlicher Daten darstellt (vgl. Abschn. IV 1.2.), sondern um eine "Methodographie" (Zimmerman & Pollner, 1970) jener Ethno-Praktiken, welche die Identifikation, Interpretation und Beschreibung an und für sich beliebiger Inhalte bestimmen; Protosoziologie und Methodologie [499] fallen damit unmittelbar zusammen.

Es ist Cicourels bleibendes Verdienst, die Methoden der empirischen Sozialforschung nicht auf forschungstechnischer, sondern auf *erkenntnistheoretischer* Ebene erörtert zu haben. Seine Analysen sind sehr erhellend und rücken eine Dimension der methodologischen Problematik in den Blick, die bis anhin i.d.R. völlig übersehen worden war. Wirkt seine Darlegung des sozialwissenschaftlichen Messproblems überzeugend, so scheint er sich über dessen Lösung – und damit über Richtung und Funktion des ethnomethodologischen Forschungsprogramms – weniger sicher zu sein. Seine programmatischen Erklärungen weisen denn auch einen gewissen Widerspruch auf, indem er einmal so argumentiert, als ob die bestehenden Defizite der gängigen Forschungstechniken durch eine adäquate Kenntnis der Common-sense-Regeln behoben werden könnten, ein anderes Mal dagegen, als ob die der sozialen Wirklichkeit übergestülpten Messmethoden deren "Wesen" verdeckten und damit ein notorisch inadäquates Bild erzeugten. Dies mag daher rühren, dass Cicourel die ("praktisch-räsonierenden") empirischen Sozialwissenschaften nicht zu einer Suspension ihrer Forschungstätigkeit anhalten möchte, bis die Ethnomethodologie eine fundierte Messtheorie entwickelt hat (Cicourel, 1964: 3) (was beim damaligen Stand der Forschung auch völlig vermessen gewesen wäre). Vielmehr macht er einige Vorschläge, wie das Fehlen einer solchen Messtheorie durch geeignete ad hoc-Massnahmen einigermaßen kompensiert werden kann. So fordert er, dass Forschungsberichte eine exakte Beschreibung des gesamten Forschungsablaufs, insbesondere der angewandten Interpretationsverfahren und der Begründungen prozeduraler Entscheidungen enthalten sollen. Ferner schlägt er vor, die einzelnen Bedeutungszuordnungen genau zu prüfen, indem z.B. ein Interview in actu von einem (versteckten) Dritten supervisiert wird, der die Interpretationen beider Interviewpartner von seiner Warte aus nochmals deutet (und damit beurteilt). Hier müsste die Kontrolle ansetzen, wenn man mit dem von den Wissenschaftlern derart emphatisch betonten, aber eher zu einer rituellen Beteuerung degenerierten Postulat der "intersubjektiven Überprüfbarkeit" ernst machen will.

Im Gegensatz zu Luckmann stellte Cicourel (1964) nicht auf den ansehnlichen Bestand "in ihrer Spannweite abgesteckter" phänomenologischer Lebenswelt-Analysen von Schütz ab, sondern formulierte seine [500] Thesen zu einem Zeitpunkt, da auch die Ethnomethodologie noch weitgehend Programm war. Heute darf man jedoch auf die letzten zwei Jahrzehnte zurückblicken und – obwohl dies für wissenschaftliche Arbeit eine kurz bemessene Zeitspanne ist – die (wenigstens vorläufige) Frage nach dem bisherigen Forschungserfolg stellen. Die Antwort kann nicht anders ausfallen als jene auf die Frage nach den bisherigen ethnomethodologischen Ergebnissen überhaupt. (vgl. Abschn. IV 2.2.) Cicourel (1974) hat zwar

seine theoretischen Analysen anhand einer detaillierten Studie einer demographischen Forschungsarbeit konkretisiert und aufgezeigt, wie die präsentierten "objektiven" Daten solcher Untersuchungen das Produkt des Interview-Settings, dessen selbst-organisierendem Charakter und den impliziten Interaktionspraktiken des Forschers und der interviewten sind. Nun sind derartige Untersuchungen konkreter wissenschaftlicher Forschungsprozesse pädagogisch zweifellos äusserst lehrreich; insbesondere vermögen sie den Wissenschaftler enorm für die Validitätsproblematik zu sensibilisieren. Leider gipfelt aber auch diese Analyse Cicourels in der These, es gelte eine Theorie der interaktiven Kompetenz zu entwickeln – ohne dass er diesem Ziel einen wesentlichen Schritt näher gekommen wäre. Meines Erachtens liegt in der epistemologischen Analyse der etablierten Forschungstechniken und der Kritik des mit ihnen verknüpften wissenschaftlichen Selbstverständnisses sowie in der *exemplarischen* empirischen Untersuchung wissenschaftlicher Datenkonstitution der *Hauptbeitrag ethnomethodologischer Analysen im Hinblick auf eine allfällige Verbesserung sozialwissenschaftlicher Forschungsverfahren; die künftigen Erfolgchancen für die Entwicklung einer Messtheorie* beurteile ich dagegen als *gering*. Denn erstens bleibt auch die Ethnomethodologie im hermeneutischen Zirkel epistemologischer Reflexivität gefangen, welcher die von einer Messtheorie unbedingt zu verlangenden Letztgültigkeitsansprüche verunmöglicht. Zweitens hat Cicourel nie auseinandergesetzt, wie eine (phänomenologische) Konstitutionsanalyse zu ontologischen Setzungen bezüglich der Ethno-Methoden bzw. deren Produkte gelangen kann – ein Grundproblem, das für manchen diffusen Zug seiner Ausführungen verantwortlich sein dürfte. Selbst wenn die natürliche Einstellung nicht eingeklammert wird (wie in der mundanen Phänomenologie Schütz' und der Ethnomethodologie), seziert die Konstitutionsanalyse stets nur das Einzelphänomen; ontologische Evaluationen bedürfen aber gerade des Vergleichs verschiedener konstituierter (wissenschaftlicher) "Resultate", und zwar nach Kriterien, welche weder [501] die Phänomenologie noch die Ethnomethodologie liefern kann. Drittens verweist Cicourels Programm erneut auf das Problem des Status der Ethno-Methoden. Versteht man diese als partikuläre, so wird die Ethnomethodologie – in Analogie zu Husserls Phänomenologie – zur "unendlichen Aufgabe"; dann stellt sich nämlich (zumindest im Extremfall) die Aufgabe, die Reflexion auf die Ethno-Methoden für jede empirische Studie wieder neu anzusetzen. Werden sie als generelle verstanden, wie Cicourel mit seinem Basisregel-Konzept (in Anlehnung an Chomskys "Tiefengrammatik") am Beispiel der Rollentheorie vorschlägt (Cicourel, 1970b) und sich auch in der Art seiner "Interpretationsprozeduren" niederschlägt (vgl. Abschn. IV 2.2.), so mögen sie zwar das im wissenschaftlichen Forschungsprozess enthaltene "common-sense reasoning" methodologisch erhellen, ermöglichen jedoch in keiner Weise, die für die Validitätsbestimmung ausschlaggebenden (nämlich historisch und kulturell notwendig spezifischen) Validitätskriterien abzuleiten. Cicourel wird dann offenbar auf die Position Garfinkels zurückgeworfen, dass es den impliziten Bereich des Alltagswissens zu erforschen gelte und solche Analysen das "practical sociological reasoning" der konventionellen Sozialwissenschaften methodologisch klären, nicht aber korrigieren können.

2.5.3. Das Konzept einer "ethnomethodologisch informierten Soziologie"

Als eine sinnvolle Alternative zu voreiligen ethnomethodologischen Ansprüchen, das sozialwissenschaftliche Messproblem zu lösen, präsentiert sich das Konzept einer "*ethnomethodologisch informierten Soziologie*" von Wilson & Zimmerman (1979/80). Gemäss diesem soll auf den Stand der bisherigen Forschung abgestellt und die konventionelle Soziologie durch jene ethnomethodologischen Resultate bereichert werden, die im Rahmen einer gegebenen ("praktischen") Problemstellung verwendet werden können. Wilson & Zimmerman haben dabei sowohl 1) grundsätzliche Einsichten von epistemologischer Relevanz, wie die Reflexivität sozialer Handlungen, als auch 2) spezifische Forschungsergebnisse, wie einzelne konversationsanalytische Erkenntnisse, im Auge.

(1) Ein zentrales Faktum, das die Ethnomethodologie klar herausgeschält hat und dem die Sozialwissenschaften auf erkenntnistheoretischer [502] Ebene Rechnung tragen müssen, ist die *Reflexivität sozialer Handlungen*. Garfinkel (1967a: 4 ff.) hat aufgezeigt, dass "objektive" Begriffe mit konkreten empirischen Phänomenen in jedem einzelnen Fall interpretativ vermittelt werden müssen und dass daher das programmatische sozialwissenschaftliche Ziel, indexikale durch objektive Ausdrücke zu substituieren, nicht erreicht werden kann. Jeder erfahrene empirische Sozialforscher weiss um die ausgeprägte Kontextabhängigkeit der Erstellung und Beantwortung von Fragebogen, der Konstruktion und des Gebrauchs von Messtypen sowie der Sammlung und Interpretation von Datenmaterial. Trotzdem verselbständigt die konventionelle Soziologie ihre Schemata und überlässt die Aufgabe, mit deren Reflexivität praktisch fertigzuwerden, der sozialen Kompetenz des jeweiligen Benutzers (also dem Interviewer, dem Kodierer etc. – meist also "Hilfskräfte" des Wissenschaftlers). Die Reflexivität der Datenerhebungssituation wird typischerweise als ein *forschungstechnisches* Problem betrachtet; Cicourel (1964) hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, sie als *erkenntnistheoretisches* auszuweisen. Die Reflexivität von Sinn als empirische Tatsache tritt denn immer dort in Erscheinung, wo man bis zum letzten (in der Sozialforschung an den Handelnden delegierten) Schritt versucht, sie zu bewältigen. Wilson & Zimmerman (1979/80: 60 ff.) nennen die Standardlogik und die Sprachcomputerprogramme. Die Standardlogik beispielsweise eliminiert das Problem der Reflexivität durch ihre einfache Symbolsprache. Wendet man ihre Regeln jedoch auch auf die Zuweisung inhaltlicher Interpretationen an diese formalen Symbole an, so verfängt sie sich in einem infiniten Regress oder in semantischen Paradoxa (vgl. das Scheitern des Operationalismus Bridgmans). Ebenso ist es unmöglich, solch grundsätzliche Konzepte wie "Sinn" bzw. "Bedeutung", "Notwendigkeit", "Glaube" oder "Standardlogik" innerhalb des standardlogischen Rahmens zu formulieren. Die Standardlogik kann daher nur deshalb ein derart nützliches Instrument in Mathematik wie Argumentationen sein, weil ihr Benutzer zugleich die Fähigkeit besitzt, mit der Reflexivität interpretativ fertigzuwerden. Deutliche Grenzen zeigen sich auch im technologischen Bereich. Damit (Sprach-)Computer z.B. Muster erkennen können, brauchen sie kontextuelle Informationen. Die Versuche, sie mit der Kapazität auszustatten, Kontexte selbst zu erkennen (um z.B. Metaphern, Gedichte, Satiren etc. adäquat übersetzen zu können), sind hingegen gescheitert: Die Identifikation des Kontexts setzt die Identifikation des Einzelmerkmals voraus et vice versa; logisch ist dies [503] nicht zu bewältigen.

Gewisse Erfolge bei der computeriellen "pattern recognition" waren denn lediglich dem Verfahren beschieden, Muster an fixe Anwendungssituationen zu binden und die Identifikation des jeweiligen Kontextes (wiederum) dem Benutzer zu überantworten.

Nimmt man nun die Reflexivität als wesentliches und unabdingbares Charakteristikum von Bedeutung überhaupt auf erkenntnistheoretischer Ebene ernst, so können sozialwissenschaftliche Konzepte nicht als "objektiv", sondern müssen stets als kulturell und historisch situiert betrachtet werden:

"While sociology pursued in the conventional way quite properly can be claimed not to ignore historical and comparative data, or at least not to do so necessarily, it can with equal legitimacy be characterized as *trans-historical* in the sense that *the conceptual framework and propositions of sociological theory are assumed to be the same and equally appropriate no matter what the historical and cultural context*. In contrast, one can hold that sociological concepts, to the extent that they are useful and illuminating are inherently tied to the particular historical and cultural contexts in relation to which they are developed and in this sense are *historically situated*. And it is an historically situated notion of sociological theory that is suggested by ethnomethodological findings." (Wilson & Zimmerman, 1979/80: 64)

In der Reflexivität lokalisieren nun Wilson & Zimmerman (1979/80: 62 ff.) auch den entscheidenden Unterschied zwischen den Sozial- und Naturwissenschaften: Die Beschreibung sozialer Phänomene – im Gegensatz zu jener natürlicher Erscheinungen – bleibt stets reflexiv gebunden an das Verständnis und die Anschauungen der jeweils untersuchten Gesellschaftsmitglieder. Obwohl sich nirgends ein Hinweis auf Schütz findet, ist dies nun nichts anderes als eine Neuauflage der Schützischen Postulate in modischerem terminologischem Kleid. Das ethnomethodologische Konzept der Reflexivität tritt dabei an die Stelle gleich zweier Schützischer Konzepte. Erstens ersetzt sie die Schützische Rede von Konstruktionen erster und zweiter Ordnung. Da die Sozialwissenschaftler nicht nur Konstruktionen zweiter Ordnung, sondern auch solche der ersten Ordnung verwenden (z.B. Alters- und Geschlechtskategorien), ist der Begriff der Reflexivität klarer: *Jede sozialwissenschaftliche Konstruktion bleibt reflexiv ans Vorverständnis der Untersuchten gebunden, handle es sich nun um eine aus deren Alltagssprache übernommene oder eine Eigenkreation*. Mehr ins Gewicht fällt – zweitens – die Substitution des Terminus "Idealtyp". Ich habe aufgewiesen, wie vieldeutig [504] dieses Konzept ist (vgl. Abschn. III 3.2.4.); da Schütz mit seinem Gebrauch vorwiegend das Problem der interpretativen Vermittlung anspricht, erweist sich der neue Begriff der Reflexivität als nützlich, um zum einen das Konzept des Idealtyps von einem Aspekt zu entlasten und zum andern die Beziehung wissenschaftlicher Konstrukte zum alltagsweltlichen Vorverständnis prägnanter zu fassen.

Wie Schütz, so stehen auch Wilson und Zimmerman dem traditionellen Anliegen sozialwissenschaftlicher Forschung wohlwollend gegenüber. Im Gegensatz zu den Polemiken zur Zeit der Frühphase der Ethnomethodologie, pochen sie weder auf die genuine Partikularität jeder Situation, um die transsituationalen Konzeptionen der "konstruktiven Analyse" anzuprangern, noch einseitig auf den qualitativen Aspekt sozialer Wirklichkeit, um die quantitativen Methoden zu diffamieren. Sie

akzeptieren erstens, dass transsituationale Typen und Abstraktionen sowohl von Alltagshandelnden wie von Wissenschaftlern offenbar mit Erfolg verwendet werden, und zweitens, dass sich innerhalb einer bestimmten Gruppe z.T. auffallende Verhaltensregelmässigkeiten feststellen lassen, für deren Analyse quantitative Methoden oft geeignete Instrumente bilden. (Wilson & Zimmerman, 1979/80: 66) Obwohl sie nachdrücklich eine "Verstehende" Konzeption von Sozialwissenschaft ("interpretive sociology" – Wilson, 1973) proklamieren, halten sie die modische Polarisierung von qualitativer und quantitativer Sozialforschung für irreführend: In der Regel weist jedes sozialwissenschaftliche Forschungsstück – selbst die konversationsanalytischen – sowohl qualitative wie quantitative Aspekte auf. (Wilson, 1982) Entscheidend ist vielmehr, die Reflexivität der benutzten (stets abstrahierenden) Typen nicht zu negieren, d.h. die reflexiven Kontexte ihrer jeweiligen Sinnfüllung nicht zu unterdrücken:

"Reification ... is not, as Berger and Luckmann (1966: 90) would have it, simply a matter of bestowing ontological independence on institutions or structures or roles. Rather, it is treating social forms as not merely as real but separable from the reflexive contexts wherein they are produced by, and are aspects of, acting, treating individuals, their interrelations, and their actions." (Maynard & Wilson, 1979: 36)

Mit dem Reflexivitätskonzept lässt sich also auch das Problem sozialwissenschaftlicher Reifikation klar umreißen – ein Thema, das bei Schütz zwar dauernd präsent war, das er hingegen nie richtig explizit gemacht hat. Der Reifikation macht sich schuldig, wer (wie z.B. Parsons) soziale Objekte und Strukturen von den sie produzierenden Handlungen [505] als analytisch unabhängig betrachtet. Beobachtete soziale Regelmässigkeiten wie die sie beschreibenden Modelle dürfen denn nicht als Endpunkt sozialwissenschaftlicher Forschung, sondern müssen als soziale Produkte gesehen werden:

"Thus, to terminate sociological analysis with the discovery of such regularities, no matter how subtle and sophisticated the model by which they are formulated, is to risk accepting a group's view of itself in lieu of a sociological analysis." (Wilson & Zimmerman, 1979/80: 66)

Deutlich konvergiert hier die Ethnomethodologie mit dem Marxismus. (vgl. Smith, 1974) Historisch sind denn die methodologischen Vorschläge von Maynard, Wilson und Zimmerman keineswegs Neuland – als intellektuelle Vorläufer werden insbesondere Marx und Weber genannt –, doch wurden sie anhand des ethnomethodologischen Reflexivitätskonzepts neu – und zum Teil prägnanter – formuliert.

(2) Eine "*ethnomethodologisch informierte Soziologie*" verschreibt sich nicht nur einem gegenstandsadäquaten methodologischen Selbstverständnis, sondern *integriert auch die einzelnen ethnomethodologischen Forschungsergebnisse*. Als Beispiel seien die von Candace West initiierten Untersuchungen über geschlechtsspezifische Unterbrechungspraktiken in Konversationen erwähnt. (Zimmerman & West, 1975; West, 1977; West & Zimmerman, 1977, 1978) Grundlage dieser Analysen bildet das "turntaking system" von Sacks, Schegloff und Jefferson. (vgl. Abschn. IV 2.3.) West und Zimmerman setzen sich aber in zweifacher Hinsicht von den konversationsanalytischen Forschungsprämissen ab: Erstens definieren sie "Unterbrechungen" aufgrund einer *statistisch* begründeten Abgrenzung zu

"Überlappungen": Während Redezug-Überlappungen (overlaps) von einer Silbenlänge vor einem "transition relevance place" häufig vorkommen und von den Mitgliedern als "natürlich" erachtet werden, treten solche von mehreren Silben selten auf und werden von den Sprechenden auch meist korrigiert; sie werden daher als "Unterbrechungen" bezeichnet. Zweitens führen West und Zimmerman die Geschlechtskategorien als *externe Variablen* ein, analysieren sie also nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer situativen Konstitution. (vgl. Garfinkel, 1967e) Da dieses Vorgehen deutlich von den programmatischen Richtlinien Zimmerman & Pollners (1970) abweicht, wird es als (allerdings ethnomethodologisch informierte) "Soziologie" und nicht als "Ethnomethodologie" gewertet. Aufgrund einer komparativen statistischen Analyse entdeckten nun West und Zimmerman, [506] dass Männer eine signifikant, höhere Häufigkeit aufweisen, Frauen zu unterbrechen als umgekehrt – eine Tendenz, die ihre Parallele in Eltern-Kind- und Doktor-Patient-Interaktionen findet. (West & Zimmerman, 1977) Die aufschlussreichen Details, die durch solche Analysen zutage gefördert werden, wenn nun die Reparationsversuche von seiten der Unterbrochenen sowie deren Unterdrückung durch den Partner usw. unter die Lupe genommen werden, brauchen hier nicht weiter verfolgt zu werden; interessanter für uns ist der methodologische Aspekt.

Zimmerman & West (1975: 106) heben hervor, dass bisherige Analysen von Mann-Frau-Gesprächen "typically lack any explicit model of conversational interaction *per se* in terms of which their findings could be interpreted". Hierin zeigt sich augenfällig der Vorteil einer ethnomethodologischen Grundlagenwissenschaft: Während konventionelle Untersuchungen i.d.R. ad hoc-Typisierungen vornehmen und ein ad hoc-Erklärungsmodell konstruieren, die Konzeptualisierung also nachhaltig von der jeweiligen spezifischen Problemstellung abhängt, können West und Zimmerman auf ein schon recht sophistiziertes Inventar konversationsanalytischer Erkenntnisse zurückgreifen, die einzig und allein von der Frage nach der Vollzugsstruktur von Konversationen motiviert waren. Die "Santa Barbara Heresy", Ethnomethodologie mit (konventioneller) Soziologie zu verbinden²⁵, ist aber nicht ohne (allerdings nur informell geäußerte) Kritik von seiten anderer Ethnomethodologen bzw. Konversationsanalytiker geblieben. Schegloff beispielsweise ist der Ansicht, dass "Unterbrechungen" erstens nicht auf die beschriebene Art definiert werden dürfen und zweitens die Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit der Interaktionspartner ausschliesslich anhand des Konversationsmaterials (und nicht durch Einführung externer Variablen) aufgewiesen werden müsse; zudem laufe eine vorschnelle Integration konversationsanalytischer Ergebnisse auf dem jetzigen (noch verhältnismässig dürftigen) Stand der Forschung Gefahr, Konversationsphänomene von traditionellen Problemstellungen her zu definieren und damit den Weg zu verbauen, in [507] dem entsprechenden Untersuchungsbereich zu möglicherweise völlig andersgearteten Resultaten zu kommen. In der Tat: Zum einen wirkt die Definition von

²⁵ Zu dieser Gruppe, die aus der University of California, Santa Barbara, hervorgegangen ist, gehören neben Don H. Zimmerman und Thomas P. Wilson auch Deirde Boden, Spencer Cahill, Douglas Maynard, Jack Whalen und Candace West; in dieselbe Richtung geht heute auch Richard Frankel (Wayne State University, Detroit), ein ehemals enger Mitarbeiter von Harvey Sacks.

"Unterbrechungen" etwas mechanisch; da Unterbrechungen nicht ausschliesslich Dominanz indizieren, sondern verschiedenste Funktionen erfüllen und zuweilen gar kollaborativen Charakter haben können, müssen sie indexikalisiert werden (West [1977] hat denn auch verschiedene Unterbrechungstypen unterschieden, und zwar nicht nach konversationsanalytisch begründeten Kriterien, sondern solchen des Common sense). Zum andern ist auch denkbar, dass tatsächlich am konkreten Datenmaterial Merkmale aufgefunden werden können, welche eine Konversation als "Mann-Frau-Gespräch" erkennbar machen. Bisher sind Ethnomethodologie und Konversationsanalyse mit der Devise, soziale Situationen ausschliesslich "from within" zu analysieren, recht gut gefahren; dies ermutigt, ihre Ergiebigkeit vorerst voll auszuschöpfen. Bezüglich der non-verbalen Elemente einer face-to-face-Interaktion dürften sich jedoch bald einmal gewisse Grenzen zeigen. Zwar gelangen interessante Analysen der konzertierten Koordination verbaler Äusserungen, Blickrichtung, Mimik, Gestik und Körperhaltung; wesentliche Teile der subjektiven Handlungsorientierung dürften hingegen dem aussenstehenden Beobachter verborgen bleiben. Die Geschlechtsidentität des Interaktionspartners zum Beispiel wird in der vis-à-vis-Situation im Regelfall wahrgenommen; um zu untersuchen, ob sich dies in irgendeiner Weise auf die Konversationsstruktur niederschlägt, ist es völlig legitim, durch Vergleich unterschiedlicher Situationen (d.h. mit unterschiedlicher geschlechtlicher Partnerzusammensetzung) sichtbar zu machen, was möglicherweise in der Analyse der einzelnen Interaktionssituation nicht ausgemacht werden kann. Falls aber *Teile der subjektiven Handlungsorientierung* tatsächlich *erst im Situationsvergleich* entdeckt werden können, heisst dies, dass die ethnomethodologische Konversationsanalyse nicht einfach "protosoziologischen" Charakter hat, sondern sich mit der komparativen Analyse gegenseitig ergänzt. Letztere setzt allerdings ein Typisieren der verschiedenen zu vergleichenden Situationen voraus und ist insofern einem konventionell-soziologischen Vorgehen verpflichtet; als "ethnomethodologisch informierte" beachtet sie aber die Probleme der Reflexivität und zeigt Sensibilität für die Indexikalität, d.h. Situiertheit ihrer Typen. [508]

(3) *Das Konzept einer ethnomethodologisch informierten Soziologie* meint also soziologische Analyse im Sinne des "practical reasoning", die erstens die aus der Eigentümlichkeit ihres Gegenstandsbereiches resultierenden methodologischen Konsequenzen ernst nimmt und zweitens auf den ethnomethodologischen Forschungsergebnissen aufbaut. Während die Forderung, der Reflexivität sozialer Handlungen auf erkenntnistheoretischer Ebene Rechnung zu tragen, von grundlegender methodologischer Relevanz ist, kann man sich streiten, ob den ethnomethodologischen Resultaten "protosoziologischer" Stellenwert zugesprochen werden soll. Da auch die Ethnomethodologie in ihrer Forschung die Reflexivität nicht ausschalten und für ihre Analysen daher keine Letztgültigkeitsansprüche stellen kann, empfiehlt sich eine bescheidenere Stellungnahme: Wie man in den Sozialwissenschaften eigentlich nur von "Quasi-Paradigmen" (Walter-Busch, 1977b) sprechen kann, ist eine Protosoziologie stets eine Quasi-Protosoziologie – eine unter möglichen andern. Solche epistemologische Relativierung fördert Bescheidenheit und Toleranz gegenüber analogen, anders konzipierten Bemühungen, darf aber nicht erkenntnisnihilistisch gewendet werden. Nicht nur ist jede Erkenntnis prämissengebunden, die Ethnomethodologie unterstellt sich durch ihren Empirismus auch

konsequent dem Postulat der intersubjektiven Überprüfbarkeit und unternimmt wie die Phänomenologie einzigartige Anstrengungen, nicht theoriegeleitet, sondern datengeleitet zu forschen und die eigenen Erkenntnisressourcen möglichst aufzudecken. Gegenüber der konventionellen Soziologie darf sie insofern als Grundlagenwissenschaft gelten, als sie sich ausschliesslich mit der Konstitution sozialer Phänomene beschäftigt – jenem Bereich also, der für die "praktisch-räsonierenden" Sozialwissenschaften auf dem Weg zum Erklärungsmodell die Konzeptualisierungsprobleme stellt. Ob die Ethnomethodologie ihr Untersuchungsfeld ergiebig in den Griff bekommen wird und inwieweit die konventionellen Sozialwissenschaften von ethnomethodologischen Ergebnissen profitieren können, muss die weitere Forschung zeigen. Jedenfalls müssen sich die Erkenntnisleistungen einer "ethnomethodologisch informierten Soziologie" in jedem Einzelfall der Bewährung gegenüber alternativen Erklärungsversuchen nicht-ethnomethodologischer Provenienz aussetzen.

Bei der Konversationsanalyse wird der Status einer Grundlagentheorie dagegen zweifelhaft, da sie ihre Untersuchung auf die Ordnung von [509] Konversationen beschränkt und sich nicht allzu stark von andern Interaktionstheorien unterscheidet, also eher ein Paradigma neben andern darstellt (obwohl ihre Vertreter selbstverständlich auf ihrem "radikalen Perspektivenwechsel" beharren). Das "turn-taking system" stellt im Rahmen der Untersuchungen von West und Zimmerman nicht mehr dar als eine Partitur einer "allgemeinen Interaktionstheorie", welche für ein spezifisches Konversationsproblem herangezogen wird. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit konversationsanalytischer Forschung legt dagegen nahe, auf dem eingeschlagenen Weg konsequent weiterzufahren. Die oben vorgeschlagene Wechselwirkung von konversationsanalytischen und komparativen Analysen verweist denn auch auf die Programme jener Autoren, welche die Ethnomethodologie mit verwandten Ansätzen des "practical reasoning" integrieren wollen. (vgl. Abschn. IV 2.5.1.) Da sowohl Art wie Status der verschiedenen ethnomethodologischen und konversationsanalytischen Ergebnisse unterschiedlich sind, gestaltet sich die Beziehung von Ethnomethodologie und ("praktisch-räsonierender") Soziologie recht facettenreich – eine interessante Aufgabe für weitere metatheoretische Analysen. [510]

3. Schlussbetrachtung

(1) Die Phänomenologie hat mit der Frage nach der Konstitution der Phänomene die anfangs dieses Jahrhunderts einsetzende Tendenz, metatheoretische Erörterungen auf "Aussagenlogik" zu restringieren und Erkenntnistheorie damit zur Wissenschaftstheorie schrumpfen zu lassen, nachhaltig gekontert: Nicht nur das "Urteil", auch die "Erfahrung" kann zum Gegenstand philosophisch-wissenschaftlicher Analyse gemacht werden. Solche Untersuchungen sind für die Wissenschaften von prinzipieller Relevanz, gründet die Evidenz ihrer Resultate, Verfahren und Argumentationen doch stets in der Lebenswelt. Husserls Hoffnung, eine eidetische Analyse vermöge die Grundbegriffe jeder empirischen Wissenschaft apodiktisch aufzuklären, stösst in den Sozialwissenschaften aufgrund der historischen und kulturellen Variabilität ihres Gegenstandsbereichs auf besondere Probleme. Schütz' Schritt, von den materialen Deskriptionen der "Bilderbuch-Phänomenologie" der 20er Jahre Abstand zu nehmen und sich auf formale Konstitutionsanalysen zu beschränken, war für die Fruchtbarmachung der Phänomenologie für die Sozialwissenschaften daher äusserst entscheidend und stellte auch Husserls Idee einer phänomenologischen Proto-Wissenschaft in ein neues Licht.

Der Hauptbeitrag der Phänomenologie an die Sozialwissenschaften besteht in methodologischer Hinsicht in der erkenntnistheoretischen Reflexion auf deren Verwurzelung in der Lebenswelt, in substantieller Hinsicht in der Schöpfung einer Reihe handlungstheoretischer Grundbegriffe. Die Analyse alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Sinnkonstitution und ihres wechselseitigen Bezuges restituierte die Relevanz der subjektiven Perspektive und stellte den perspektiven- und typen- gebundenen Prozess der Sinntransformation heraus. Die Einzigartigkeit des Phänomenalen braucht nicht in einer Negativen Dialektik gerettet zu werden; es genügt, sich die abstrahierende Funktion sowie die Reflexivität der Typen zu ihrem Kontext bewusst zu halten, um sozialwissenschaftlichen Reifikationen einen Riegel zu schieben. Korrigiert wird damit das Selbstmissverständnis objektivistischer Ansätze, aber auch das inadäquate, weil unerreichbare Ideal szientifischer Forschungsstandards. Obwohl damit quantitative und qualitative Verfahren keinesfalls polarisiert werden, unterläuft die Problematisierung der qualitativen Basis die quantitativen Gütekriterien; daraus erwuchs aber auch eine erkenntnistheoretische Legitimationsgrundlage rein qualitativer Verfahren, was wissenschaftshistorisch in einer Renaissance der Verstehenden Methode und der Ausbreitung (ausschliesslich) qualitativer Ansätze zum Ausdruck kommt. [511]

So erhellend Schütz' Analysen sind – seine methodologischen Postulate sind durch teils erhebliche Ambiguitäten belastet und bleiben damit vage. Die erkenntnistheoretische Problematisierung des Verhältnisses von theoretischem Konstrukt und empirischem Phänomen darf jedenfalls nicht dazu verleiten, den Wert des Ideals empirischer Validierung und seiner handlungsleitenden Kraft zu unterschätzen. Probleme ergeben sich aber auch aus der kognitiven Schlagseite des Schützschen Ansatzes, der die Phänomene menschlicher Leiblichkeit im Wesentlichen übergeht. In einer Zeit der "Wiederkehr des Körpers" (Kamper & Wulf, 1982), in der selbst die visuelle Ästhetik in ihrer somatischen Dimension begriffen (Wildermuth, 1981b) und die Beziehung des Wissenschaftlers zum

Irrationalen nicht mehr durch ein Rationalitätsparadigma belastet wird (Duerr, 1981), bildet die Vernachlässigung leiblicher Sinnlichkeit immerhin ein beachtliches Handicap; ihr Einbezug legt denn auch nahe, dass ein sorgfältiger Verbund von objektiver und subjektiver Perspektive selbst bezüglich handlungstheoretischer Problemkonstellationen besser fährt als die Analyse in subjektiver Perspektive allein. Ob die Schlagseite zum Schiffbruch führt und nach grundsätzlicher Neuorientierung verlangt oder durch Komplementäruntersuchungen ausbalanciert werden kann, wird sich weisen müssen.

(2) Schütz' Koppelung der Phänomenologie mit Webers Verstehender Soziologie schuf einen ganz spezifischen Ansatz; dieser bildet nicht die einzige Möglichkeit, die Phänomenologie für die Sozialwissenschaften fruchtbar zu machen, hat sich aber unter den bisherigen Bemühungen als der weitaus tragfähigste erwiesen und übte daher auch den grössten Einfluss aus. Da auch die phänomenologische Methode infolge ihrer Sprachgebundenheit dem Zirkel epistemologischer Reflexivität nicht entrinnen kann, muss die Hoffnung auf eine letztgültige Proto-Soziologie zwar aufgegeben werden; uneinlösbar sind denn auch phänomenologische oder ethnomethodologische Ansprüche, das sozialwissenschaftliche [512] Messproblem zu lösen. Das Mess- und Erklärungsproblem stellt sich für die Sozialwissenschaften nämlich als fundamentales und persistentes, und eine erkenntnis- und wissenschaftspluralistische Haltung, geprägt von Bescheidenheit und Toleranz, ist daher das einzig adäquate Selbstverständnis des Sozialwissenschaftlers. Da jeder philosophische oder wissenschaftliche Ansatz erkenntnistheoretisch relativiert werden kann, gilt es, statt Grenzen zu markieren, vielmehr nach seinem konstruktiven Beitrag zu fragen.

Im Anschluss an Schütz bildeten sich insbesondere zwei wissenschaftssoziologisch bedeutsame Gruppierungen heraus: die "social constructionists" und die Ethnomethodologie. Berger & Luckmann haben den Weg gewiesen, wie die Ergebnisse der Schützchen Analysen zu einer ergiebigen Grundlage eines wissenssoziologischen Ansatzes verwendet werden können. Dieser stellt nicht nur gegenüber der klassischen Wissenssoziologie eine revolutionäre Neuentwicklung dar, sondern ersetzt auch die konventionellen, oft reifizierenden sozialwissenschaftlichen Konstruktionen durch handlungstheoretisch wesentlich differenziertere Konzepte. Die phänomenologisch konzipierte Wissenssoziologie hat freilich das Stadium theoretischer Reinterpretationen im Wesentlichen noch nicht in Richtung empirische Forschung überschritten. – Ganz anders die Ethnomethodologie. Auch sie untersucht die Kompetenz und subjektive Handlungsorientierung der Alltagshandelnden und ist somit eine Wissenssoziologie, nicht aber im Sinne des "know that", sondern des "know how". Im Unterschied zu den "social constructionists" enthält sie sich jeglichen "praktischen Rasonierens" und fragt lediglich nach dem Wie sozialer Phänomene. Statt auf den Resultaten aus Schütz' Untersuchungen aufzubauen, übernimmt sie dessen Problemstellung, setzt die Konstitutionsanalysen der Lebenswelt aber nochmals neu an – unter Abkehr von der egologischen Perspektive, einem rigorosen (allerdings emischen) Empirismus verpflichtet. Indem sie in den (Ethno-) Methoden konzertierter Realitätskonstitution den Schlüssel zur (intersubjektiv erzeugten) sozialen Ordnung erblickt, gibt sie der

phänomenologischen Konstitutionsanalyse gleichsam eine soziologische Wendung; bezüglich der Fragestellung ist sie daher "Phänomenologie", bezüglich des Verfahrens "Wissenschaft", bezüglich des Objektbereichs "Soziologie". Neben einigen recht aufschlussreichen ethnographischen Untersuchungen hatte sie ihre bisher grössten Erfolge in der Konversationsanalyse zu verzeichnen. [513] Als deskriptive Grundlagenwissenschaft ist sie als Alternative zur Schütz'schen Konzeption zu verstehen, womit sich die Frage ihrer Relevanz für die "praktischen", d.h. "erklärenden" Sozialwissenschaften nochmals neu stellt. Im Gegensatz zu Schütz ziehen sich die meisten Ethnomethodologen auf eine reduktionistische Position zurück, machen also alltagsweltliche und wissenschaftliche Sinnkonstitution zum Objekt detaillierter empirischer Untersuchungen, verfolgen bezüglich ihrer Validität aber durch die epoché jeglicher ontologischer Setzungen eine Politik konsequenter Indifferenz. Während Ansprüche auf Begründung einer letztgültigen Proto-Soziologie tatsächlich haltlos sind, bietet sich das Konzept einer ethnomethodologisch informierten Soziologie als Weg, ethnomethodologische Ergebnisse für problemorientierte Untersuchungen nutzbar zu machen.

(3) Abschliessend sei ein tentativer Vorgriff auf die zukünftige Entwicklung erlaubt. Von Husserls Transzendentalphänomenologie über Schütz' mundane Konstitutionsanalysen der Lebenswelt und die Explikation der Methoden konzertierter Realitätserzeugung durch die Ethnomethodologie bis zu deren Restriktion auf die Untersuchung von Konversationen führte ein weiter und verzwickter Weg; auf der ganzen Bandbreite dieses Spannungsfeldes wird sich denn die Phänomenologie auch weiterentwickeln. Der Hauptharst phänomenologischer Veröffentlichungen wird weiterhin Problemen der *phänomenologischen Philosophie*, wie Werk-Exegesen bedeutender Phänomenologen, Klärung von Ungereimtheiten und Elaboration bestehender Konzepte, systematischen Vergleichen verschiedener Autoren, neuen Entwürfen etc., gewidmet sein. Dabei dürften sich verschiedene Denkanstösse für Kunst und Literatur ergeben, für die Sozialwissenschaften aber wird kaum viel abspringen – dazu sind gezieltere Anstrengungen nötig. Mit Spannung darf man dagegen die Versuche verfolgen, zwischen Phänomenologie und Sozialwissenschaften neuartige Verbindungen herzustellen. Dazu zählen die laufenden Bemühungen, die Werke anderer Phänomenologen, wie Merleau-Ponty oder Aron Gurwitsch, für sozialwissenschaftliche Fragestellungen zu aktualisieren, zum ändern aber auch die selbständige Schaffung neuer Bezüge, wie z.B. von Waldenfels (1980); und selbstverständlich bleibt immer ein neuer Rückgang auf Husserl offen. [514]

Von zentralerer Bedeutung wird aber die weitere Entwicklung jener Ansätze sein, die im sozialwissenschaftlichen Establishment bereits einige Resonanz geniessen. Die *phänomenologisch konzipierte Wissenssoziologie* sieht sich mit einigen entscheidenden Problemen konfrontiert, welche nach einer Lösung verlangen. Ungeklärt ist insbesondere der Zusammenhang von subjektivem Wissensvorrat und faktischem Handeln, ungelöst auch das Problem der empirischen Erhebung alltagsweltlicher Wissensbestände und ihrer Validierung. Dazu gesellen sich konzeptuelle Bedenken. Habermas (1981b) verweist auf den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wissen und den materiellen Ressourcen, welcher aus

dem Bezugsrahmen der phänomenologischen Wissenssoziologie herausfällt. Gravierender scheint mir aber wiederum die Vernachlässigung leiblicher Sinnlichkeit zu sein, die mit dem subjektiven Wissensvorrat eng vernetzt ist. In konzeptueller Hinsicht werden sich daher vermutlich neue wissenssoziologische Konzeptionen konstituieren, welche teils aus der Integration der phänomenologischen Wissenssoziologie mit andern Ansätzen hervorgehen dürften; in methodologischer Hinsicht bleiben aber auch für diese einige schwierige Aufgaben zu bewältigen.

Die Entwicklungschancen der *Ethnomethodologie* sollten bereits anhand des gegenwärtigen Stands der Dinge beurteilt werden können: Vor 10 Jahren prophezeiten Mullins & Mullins (1973), es werde sich innerhalb eines Jahrzehnts herausstellen, ob die Ethnomethodologie als eigenständiger Ansatz überlebe. Sie hat überlebt. Die kalifornischen Zentren haben Ableger über ganz Nordamerika und neuerdings auch in Europa entwickelt. Nicht nur gilt die Ethnomethodologie heute als eine zentrale soziologische (bzw. "sozialpsychologische") Forschungsperspektive (vgl. z.B. Mertens & Fuchs, 1978; Cuff & Payne, 1979), sondern sie hat auch einen festen Platz in der Lehre gefunden (vgl. die Lehrbücher von Mehan & Wood [1975] sowie in jüngster Zeit von Leiter [1980] und Handel [1982]). Tiryakian (1979/80) proklamierte denn kürzlich die Ethnomethodologie neben der Soziobiologie und dem "worldsystem approach" als den hoffnungsvollsten Ansatz der näheren Zukunft. De facto befindet sich die Ethnomethodologie aber in einer Krise. Erstens war der Aufweis von Ethno-Methoden anhand ethnographischer Beschreibungen nicht sehr erfolgreich; viele Ethnomethodologen haben daher eine Perspektivenverengung in Kauf genommen und sind zur Konversationsanalyse konvertiert. Zweitens leidet an den wissenschaftspolitischen [515] Folgen der Weltwirtschaftsrezession v.a. die Grundlagenforschung, zumal wenn sie sich pragmatischen Überlegungen konsequent verweigert. Der strukturelle – und für den Wissenschaftler existentielle – Zwang, sich den praktischen Verwertungsinteressen der staatlichen wie privatwirtschaftlichen Institutionen zu unterwerfen, dürfte zu zunehmend problemorientierten Analysen und damit auch zu konzeptuellen Synthesen mit andern Ansätzen führen. Erfolgversprechend in dieser Richtung halte ich insbesondere eine Integration von Ethnomethodologie und Ethnographie, bei der die ethnographische Beschreibung nicht einfach Mittel zum Zweck ethnomethodologischer Analysen, sondern ein ebenbürtiges Anliegen darstellt. Eine empirische Wissenssoziologie, welche das "know that" wie das "know how" umfasst, verspricht die für die Sozialwissenschaften hoffnungsträchtigste Knospe an Spiegelbergs phänomenologischer Pflanze zu sein. [516]

Literaturverzeichnis

- Abel, Theodore (1948). The operation called "Verstehen". *American Journal of Sociology*, 54, 211-218.
- Adorno, Theodor W. (1956). *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie: Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien*. Stuttgart: Kohlhammer. (Manuskript aus den Jahren 1934-37)
- Adorno, Theodor W. (1970). *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1972a). Einleitung. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 7-79). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Adorno, Theodor W. (1972b). Soziologie und empirische Forschung. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 81-101). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Adorno, Theodor W. (1972c). Zur Logik der Sozialwissenschaften. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 125-143). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Adriaansens, Hans P. (1980). *Talcott Parsons and the conceptual dilemma*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Aguirre, Antonio F. (1982). *Die Phänomenologie Husserls im Licht ihrer gegenwärtigen Interpretation und Kritik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Albert, Hans (1966). Modellplatonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens. In Ernst Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S. 406-434). Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Albert, Hans (1968). *Traktat über kritische Vernunft*. Tübingen: Mohr.
- Albert, Hans (1972a). Der Mythos der totalen Vernunft. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 193-234). Tübingen: Mohr.
- Albert, Hans (1972b). Im Rücken des Positivismus? *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 267-305). Tübingen: Mohr.
- Altheide, David L. (1977). The Sociology of Alfred Schutz. In Douglas & Johnson (Eds.), (1977), (S. 133-152).
- Apel, Karl-Otto (1971). Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik. Entwurf einer Wissenschaftslehre in erkenntnisanthropologischer Sicht. In Jürgen Habermas, Dieter Henrich & Jacob Taubes (Hrsg.), *Hermeneutik und Ideologiekritik* (S. 7-44). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Apel, Karl-Otto (1978). *Transformation der Philosophie, Bd. I: Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik; Bd. II: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. (Hrsg.). (1973). *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie; Bd. 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. (1976). *Kommunikative Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink.
- Arendt, Hannah (1960). *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Argyle, Michael (1969). *Social Interaction*. London: Methuen. [Dt.: *Soziale Interaktion*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1972]
- Argyris, Chris (1968). Some unintended consequences of rigorous research. *Psychological Bulletin*, 70, 185-197.

- Armstrong, Edward G. (1979). Phenomenologophobia. *Human Studies*, 2, 63-75.
- Atkinson, Maxwell J. & Drew, Paul (1979). *Order in Court. The Organization of Verbal Interaction in Judicial Settings*. London: Macmillan.
- von Baeyer, Alexander (1971). Einleitung. In Alfred Schütz (1971B), (S. 9-29).
- Baldwin, John D. (1981). George Herbert Mead and Modern Behaviorism. *Pacific Sociological Review*, 24, 411-440.
- Baldwin, John D. & Baldwin, Janice I. (1978). Behaviorism on Verstehen and Erklären. *American Sociological Review*, 43, 335-347.
- Bandura, Albert (1969). *Principles of Behavior Modification*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Bandura, Albert (1981). *Behavior Principles in Everyday Life*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Bandura, Albert (1971). Analysis of modeling processes. In Albert Bandura (Ed.), *Psychological modeling. Conflicting theories* (S. 1-62). Chicago: Aldine Atherton.
- Bandura, Albert (1974). Behavior theory and the models of man. *American Psychologist*, 29, 859 ff.
- Bar-Hillel, Yehoshua (1954). Indexical expressions. *Mind*, 63, 359-379.
- Barthes, Roland (1966). Die strukturalistische Tätigkeit (aus dem Französischen von Eva Moldenhauer). *Kursbuch*, 5, 190-196.
- Bateson, Gregory, Jackson, Don D., Haley, Jay & Weakland, John (1956). Toward a Theory of Schizophrenia. *Behavioral Science*, 1, 251 ff.
- Baumgarten, Elias (1975). *Merleau-Ponty's Phenomenological Reformulation of Freudian Psychoanalysis*. (Doctoral dissertation, Northwestern University, 1975).
- Beck, Ulrich (1974). *Objektivität und Normativität. Die Theorie-Praxis-Debatte in der modernen deutschen und amerikanischen Soziologie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Berelson, Bernard & Steiner, Gary A. (1964). *Human Behavior. An Inventory of Scientific Findings*. New York/Chicago: Harcourt, Brace & World.
- Berger, Peter L. (1963). *Invitation to Sociology: A Humanistic Perspective*. Garden City, New York: Anchor Books.
- Berger, Peter L. & Berger, Brigitte (1972). *Sociology - A Biographical Approach*. New York/London: Basic Books. [Dt.: *Individuum & Co.; Soziologie beginnt beim Nachbarn* (übersetzt von Monika Plessner). Stuttgart: dva].
- Berger, Peter L., Berger, Brigitte & Kellner, Hansfried (1975). *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt/New York: Campus. [Egl. Original: *The Homeless Mind. Modernization and Consciousness*. New York: Random House]
- Berger, Peter & Kellner, Hansfried (1970). Marriage and the Construction of Reality. An Exercise in the Microsociology of Knowledge. In Hans Peter Dreitzel (1970), (S. 49-72).
- Berger, Peter & Kellner, Hansfried (1981). *Sociology Reinterpreted. An Essay on Method and Vocation*. Garden City, New York: Anchor Press/Doubleday.
- Berger, Peter & Luckmann, Thomas (1970). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (übersetzt von Monika Plessner). Frankfurt am Main: Fischer. [Egl. Original: *The Social Construction of Reality*. Garden City, New York: Doubleday, 1966]

- Bergmann, Jörg R. (1974). *Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethnomethodologischen Forschungsansatzes* (unveröffentlichte Diplomarbeit). München & Konstanz.
- Bergson, Henri (1889). *Essay sur les données immédiates de la conscience*. Paris.
- Bergson, Henri (1922). *Durée et Simultanéité*. Paris.
- Berne, Eric (1961). *Transactional Analysis of Psychotherapy*. New York: Grove Press.
- Bernstein, Richard J. (1978). *The Restructuring of Social and Political Theory*. University of Pennsylvania Press.
- Bershady, Harold J. (1973). *Ideology and Social Knowledge*. Oxford: Basil Blackwell.
- Best, Ron E. (1975). New directions in sociological theory? A critical note on phenomenological sociology and its antecedents. *British Journal of Sociology*, 26, 133-143.
- Biemel, Walter (1954). Einleitung des Herausgebers. In Husserl (1954), XIII-XXU.
- Bierbrauer, Günter (1976). Attitüden: Latente Strukturen oder Interaktionskonzept. *Zeitschrift für Soziologie*, 5, 4-16.
- Bierstedt, Robert (1963). The common sense world of Alfred Schutz. *Social Research*, 30, 116-121.
- Binswanger, Ludwig (1964). On the maniac mode of being-in-the-world. In Erwin W. Straus, (S. 127-141).
- Bittner, Egon (1974). The Concept of Organization. In Roy Turner, (S. 69-81).
- Black, Max (1961). Some Questions about Parsons' Theories. In Max Black (Ed.), *The Social Theories of Talcott Parsons*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Blau, Peter Michael (1964). *Exchange and Power in Social Life*. New York: Wiley.
- Blum, Alan F. & McHugh, Peter (1971). The social ascription of motives. *American Sociological Review*, 36, 98-109.
- Blumenberg, Hans (1963). *Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie*. Torino.
- Blumer, Herbert (1969). *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Blumer, Herbert (1973). Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973), (S. 80-146).
- Blumer, Herbert (1978). Die soziologische Analyse und die "Variable". In Karl Acham (Hrsg.), *Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften* (S. 386-402). Darmstadt. [Egl. Original: Sociological Analysis and the "Variable". *American Sociological Review*, 1956, 21, 683-690]
- Boden, Deirdre (1981). *Talk International. An Analysis of Conversational Turn-Taking and Related Phenomena in Six Indo-European Languages* (unveröffentlichte M.A. thesis). University of California, Santa Barbara.
- Bodenstedt, Adolf Andreas (1966). Idealtypus und soziale Wirklichkeit: Alfred Schütz und sein Beitrag zur "Verstehenden Soziologie". *Soziale Welt*, 17, 79-91.
- Bohnsack, Ralf (1973). *Handlungskompetenz und Jugendkriminalität*. Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Bollnow, Otto Friedrich (1970). *Philosophie der Erkenntnis*. Stuttgart u.a.: Kohlham-

mer.

- Brand, Gerd (1971). *Die Lebenswelt. Eine Philosophie des konkreten Apriori*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Brand, Gerd (1978). Edmund Husserl. Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass. In Husserl, Scheler, Heidegger (Hrsg.), *In der Sicht neuer Quellen* (S. 28-117), (hrsgg. v. der Deutschen Gesellschaft für Philosophie, Redaktion: Ernst Wolfgang Orth, Serie: Phänomenologische Forschungen). Freiburg/München: Karl Alber. [520]
- Brandenburg, Alois Günter (1971). *Systemzwang und Autonomie*. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Branson, William H. (1979). *Macroeconomic Theory and Policy*. New York: Harper & Row.
- van Breda, Herman Leo (1971). Vorwort. In Alfred Schütz (1971A), V-VIII.
- Brewer, William F. (1974). There is no convincing evidence for operant or classical conditioning in adult humans. In B. Walter Weimer & David S. Palermo (Eds.), *Cognition and the Symbolic Process* (S. 1-42). Hillsdale, New Jersey: Erlbaum.
- Bridgman, Percy (1927). *The Logic of Modern Physics*. New York: Macmillan.
- Brkic, Jovan (1968). Methodological Problems of Sociology - A Review Essay. *Sociologica Internationalis*, 6, 105-110.
- Brodersen, Arvid (1972). Vorwort des Herausgebers. In Alfred Schütz (1972), V-XII.
- Brody, N. & Oppenheim, P. (1966). Tensions in Psychology between the Methods of Behaviorism and Phenomenology. *Psychological Review*, 73/74, 295-305.
- Bruyn, Severyn T. (1966). *The Human Perspective in Sociology. The Methodology of Participant Observation*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Bruyn, Severyn T. (1967). The New Empiricists: Participant Observers and Phenomenologists. *Sociology and Social Research*, 51, 317-322.
- Bühl, Walter L. (Hrsg.). (1972). *Verstehende Soziologie*. München: Nymphenburger.
- Burger, Thomas (1976). *Max Weber's Theory of Concept Formation. History, Laws, and Ideal Types*. Durham, North Carolina: Duke Univ. Press.
- Burke, Kennet (1954). *Permanence and Change*. Los Altos.
- Burns, Stacy (1981). *Becoming a Lawyer at Yale Law School* (unveröffentlichtes Manuskript). New Haven: Yale Law School.
- Cahill, Spencer (1982). *Becoming Boys and Girls*. (Doctoral dissertation, University of California, Santa Barbara, 1982).
- Campbell, Donald Thomas & Stanley, Julian C. (1966). *Experimental and quasi-experimental designs for research*. Chicago: R. McNally. [521]
- Carnap, Rudolf (1928a). *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin: Weltkreis-Verlag.
- Carnap, Rudolf (1928b). *Scheinprobleme in der Philosophie. Das Fremdpsychische und der Realismustreit*. Leipzig: Felix Meiner.
- Carrington, Peter J. (1979). Schutz on Transcendental Intersubjectivity in Husserl. *Human Studies*, 2, 95-110.
- Castañeda, Carlos (1973). *Die Lehren des Don Juan. Ein Yaqui-Weg des Wissens*. Frank-

- furt am Main: Fischer.
- Castañeda, Carlos (1975). *Eine andere Wirklichkeit. Neue Gespräche mit Don Juan*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Castañeda, Carlos (1976). *Reise nach Ixtlan. Die Lehre des Don Juan*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Chomsky, Noam (1964). A Review of B. F. Skinners 'Verbal Behaviorism'. In Jerry A. Fodor & Jerold J. Katz (Eds.), *The Structure of language* (S. 547 ff.). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Chomsky, Noam (1978). *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chua, Beng-Huat (1977). Delineating a Marxist Interest in Ethnomethodology. *The American Sociologist*, 12, 24-32.
- Circourel, Aaron V. (1964). *Method and Measurement in Sociology*. New York: Free Press.
- Circourel, Aaron V. (1970a). The acquisition of social structure: Toward a developmental sociology of language and meaning. In Jack Douglas (Ed.), (S. 136-168). [Wiederabgedruckt in Cicourel, (S. 42-73), 1973a]
- Circourel, Aaron V. (1970b). Basic and normative rules in the negotiation of status and role. In Hans Peter Dreitzel (Ed.), (S. 4-45). [Unter dem Titel "Interpretive procedures and normative rules in the negotiation of status and role" wiederabgedruckt in Cicourel, (S. 11-41), 1973a]
- Circourel, Aaron V. (1973a). *Cognitive Sociology*. Harmondsworth: Penguin.
- Circourel, Aaron V. (1973b). Generative Semantics and the structure of social interaction. In Aaron V. Cicourel (Ed.), *Cognitive Sociology* (S. 74-98). Harmondsworth: Penguin.
- Circourel, Aaron V. (1974). *Theory and Method in a Study of Argentine Fertility*. New York/London: John Wiley.
- Ciolek, T. Matthew & Kendon, Adam (1980). Environment and the Spatial Arrangement of Conversational Encounters. In Don H. Zimmerman & Candace West (Eds.), (S. 237-276).
- Cohn, Ruth C. (1978). *Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion*. Stuttgart: Klett.
- Comte, Auguste (1830). *Cours de philosophie positive*. Paris. [522]
- Cook, T. D., Bean, J. R., Calder, B. J., Frey, R., Krovetz, M. L. & Reisman, S. R. (1970). Demand characteristics and three conceptions of the frequently deceived subject. *Journal of Personality and Social Psychology*, 14, 185-194.
- Carroll, Werner (1976). *Lernpsychologie*. Donauwörth: Ludwig Auer. [1961]
- Coulter, Jeff (1979a). Contingent and A Priori Structures in Sequential Analysis (unveröffentlichtes Manuskript). [Zur Erscheinung vorgesehen. In J. M. Atkinson & J. C. Heritage (Eds.), *Papers From the Oxford International Symposium on Practical Reasoning and Discourse Processes*. Macmillan]
- Coulter, Jeff (1979b). *The Social Construction of Mind. Studies in Ethnomethodology and Linguistic Philosophy*. London: Macmillan.
- Cuff, E. C. & Payne, G. L. F. (Eds.). (1979). *Perspectives in Sociology*. London: Allen & Unwin.
- Dahrendorf, Ralf (1958). *Homo Sociologicus*. Köln u. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Dahrendorf, Ralf (1967). *Pfade aus Utopia*. München: Piper.
- Dahrendorf, Ralf (1971). *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: dtv.
- Dallmayr, Fred R. (1973). Phenomenology and Marxism: A Salute to Enzo Paci. In George Psathas (Eds.), (S. 305-356).
- Dannhauer, J. C. (1654). *Hermeneutica sacra sive methodus exponendarum sacrarum litterarum*.
- Danto, Arthur C. (1977). Basishandlungen. In Georg Meggle (Hrsg.), *Analytische Handlungstheorie. Handlungsbeschreibungen* (S. 89 ff). Frankfurt am Main.
- Denzin, Norman K. (1970). Symbolic Interactionism and Ethnomethodology. In Jack Douglas (Eds.), (S. 259-284).
- Dernburg, Thomas F. & McDougall, Duncan M. (1976). *Macroeconomics: The Measurement, Analysis, and Control of Aggregate Economic Activity*. New York: McGraw-Hill.
- Dewey, John (1930). *Human Nature and Conduct*. New York: Random House.
- Diemer, Alwin (1977). *Elementarkurs Philosophie: Hermeneutik*. Düsseldorf/Wien: Econ.
- Dilthey, Wilhelm (1924). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. In Wilhelm Dilthey (Hrsg.), *Gesammelte Schriften. V. Bd.* Leipzig u. Berlin: Teubner. [1894]
- Dilthey, Wilhelm (1927). Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In Wilhelm Dilthey (Hrsg.), *Gesammelte Schriften, VII. Bd.* Leipzig u. Berlin: Teubner. [1894]
- Douglas, Jack O. (1967). *The Social Meanings of Suicide*. Princeton University Press. [523]
- Douglas, Jack O. (Ed.). (1970). *Understanding everyday life. Toward the reconstruction of sociological knowledge*. Chicago: Aldine.
- Douglas, Jack O. (1970a). Understanding everyday life. In Jack O. Douglas (Ed.), *Understanding everyday life. Toward the reconstruction of sociological knowledge* (S. 3-44). Chicago: Aldine.
- Douglas, Jack O. & Johnson, John M. (Eds.). (1977). *Existential Sociology*. Cambridge University Press.
- Dreitzel, Hans Peter (1970). *Recent Sociology No. 2. Patterns of Communicative Behavior*. New York: Macmillan.
- Dreitzel, Hans Peter (1972). *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Droysen, Johann Gustav (1937). *Historik* (hrsgg. v. R. Hübner). München: Oldenburg. [1857/58]
- Dubin, Robert (1960). Parsons' Actor: Continuities in Social Theory. *American Sociological Review*, 25, 457-483.
- Duerr, Hans Peter (1978). *Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*. Frankfurt am Main: Syndicat.
- Duerr, Hans Peter (Hrsg.). (1981). *Der Wissenschaftler und das Irrationale, 1. Bd.: Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie; 2. Bd.: Beiträge aus Philosophie und Psychologie*. Frankfurt am Main: Syndicat.
- Dufrenne, Mikel (1968). *Pour l'homme*. Paris: Seuil.

- Dumasy, Annegret (1972). *Restloses Erkennen. Die Diskussion über den Strukturalismus des Claude Lévi-Strauss in Frankreich*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Duncan, S. (1972). Some signals and rules for taking speaking turns in conversation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 23, 283-292.
- Duncan, S. & Fiske, D. W. (1977). *Face-to-face interaction*. New York: Halsted.
- Durkheim, Emile (1893). *De la division du travail*. Paris: F. Alcan.
- Durkheim, Emile (1895). *Les règles de la méthode sociologique*. Paris: F. Alcan. [Dt.: Regeln der soziologischen Methode (hrsgg. u. eingeleitet v. René König). Neuwied u. Berlin: Luchterhand]
- Durkheim, Emile (1897). *Le suicide*. Paris: F. Alcan.
- Durkheim, Emile (1921). La famille conjugale. *Revue Philosophique*, 20.
- Eco, Umberto (1972). *Einführung in die Semiotik* (übersetzt von Jürgen Trabant). München: Wilhelm Fink.
- Edwards, Betty (1979). *Drawing on the Right Side of the Brain*. Los Angeles: Tarcher.
- Eglin, Peter (1976). Leaving out the interpreter's work: A methodological critique of ethnosemantics based on ethnomethodology. *Semiotica*, 17, 23-33. [524]
- Eickelpasch, Rolf (1982). Das ethnomethodologische Programm einer "radikalen" Soziologie. *Zeitschrift für Soziologie*, 11, 7-27.
- Elias, Norbert (1977). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Embree, Lester (1979). Theorien sozialer Relevanz: Aron Gurwitsch und Alfred Schütz. In Walter M. Sprondel & Richard Grathoff (1979), (S. 65-77).
- Emerson, Alfred (1956). Homeostasis and Comparison of Systems. In Roy Grinker (Ed.), *Toward a Unified Theory of Human Behavior* (S. 147-162). New York: Basic Books.
- Engels, Friedrich (1973). Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In *Karl Marx/Friedrich Engels, Werke. Bd. 21* (S. 25-173). Berlin: Dietz. [1884]
- Erikson, Erik (1950). *Childhood and Society*. New York: Norton.
- Falk, Gunter & Steinert, Heinz (1973). Über den Soziologen als Konstrukteur der Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung. In Heinz Steinert (Hrsg.), *Symbolische Interaktion* (S. 13-45). Stuttgart: Ernst Klett.
- Farber, Marvin (1968). *The Foundations of Phenomenology. Edmund Husserl and the Quest for a Rigorous Science of Philosophy*. Albany: State University of New York Press. [1943]
- Festinger, Leon (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Evanston, Ill.: Row, Peterson.
- Fetz, E. E. & Baker, M. A. (1973). Operantly conditioned patterns of precentral unit activity and correlated responses in adjacent cells and contralateral muscles. *Journal of Neurophysiology*, 36, 179-204.
- Filmer, Paul, Phillipson, Michael, Silverman, David & Walsh, David (1972). *New Directions in Sociology*. London: Collier-Macmillan.
- Fink, Eugen (1951). *Problèmes actuels de la Phénoménologie* (hrsgg. v. H. L. van Breda, O. F. M.). Bruxelles: Desclée de Brouwer.

- Fink, Eugen (1959). Les Concepts opératoires dans la phénoménologie de Husserl. In Husserl, (S. 214-230). Paris.
- Forsyth, Donelson R. (1979). Scientific and Common Sense Reasoning: A Comparison. *Human Studies*, 2, 159-170. [525]
- Foucault, Michel (1966). *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*. Paris: Gallimard. [Dt.: *Die Ordnung der Dinge. Zur Archäologie der Humawissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp]
- Foucault, Michel (1967, Juni). Absage an Sartre. *Alternative. Zeitschrift für Literatur und Diskussion*, 10.
- Freud, Sigmund (1941). *Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum)*, *Gesammelte Werke Bd. 4*. London: Imago Publishing.
- Freud, Sigmund (1956). *Totem und Tabu*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (1961). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (1972). *Abriss der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Fromm, Erich (1980). *Die Kunst des Lebens*. Stuttgart: dva.
- Gadamer, Hans-Georg (1960). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, Hans-Georg (1967). Die Stellung der Philosophie in der heutigen Gesellschaft. In Hans-Georg Gadamer (Hrsg.), *Das Problem der Sprache* (S. 9-17). München: Wilhelm Fink.
- Gadamer, Hans-Georg (1971). Rhetorik, Hermeneutik und Ideologiekritik. Metakritische Erörterungen zur 'Wahrheit und Methode'. In Jürgen Habermas, Dieter Henrich & Jacob Taubes (Hrsg.), *Hermeneutik und Ideologiekritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gadamer, Hans-Georg (1974). Hermeneutik. In Joachim Ritter, *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (Bd. III, S. 1061-1073). Basel u. Stuttgart: Schwabe.
- Gadamer, Hans-Georg (1976). Philosophische Grundlagen des 20. Jahrhunderts. In Hans-Georg Gadamer (Hrsg.), *Seminar: Philosophische Hermeneutik* (S. 316-326). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gäfigen, Gérard (1966). Einleitung. In Gérard Gäfigen (Hrsg.), *Grundlagen der Wirtschaftspolitik*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Gäfigen, Gérard (1974). *Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung. Untersuchungen zur Logik und Bedeutung des rationalen Handelns*. Tübingen: Mohr.
- Garfinkel, Harold (1952). *The Perception of the Other: A Study in Social Order*. (Doctoral dissertation, Cambridge, Mass.: Harvard University, 1952).
- Garfinkel, Harold (1961). Aspects of the Problem of Common-Sense. Knowledge of Social Structures. In Transactions of the Fourth World Congress of Sociology, Vol. IV, *The Sociology of Knowledge* (S. 51-65). Louvain: International Sociological Association. [Dt.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973), (S. 189-262)] [526]
- Garfinkel, Harold (1963). A conception of, and experiments with, 'trust' as a condition of stable concerted actions. In O. J. Harvey (Ed.), *Motivation and social interaction* (S. 187-238). New York: Ronald Press.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, New Jersey:

Prentice-Hall.

- Garfinkel, Harold (1967a). What is ethnomethodology? In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 1-34). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967b). Studies of the routine grounds of everyday activities. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 35-75). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall. [Ursprünglich in *Social Problems*, 1964, 11, 225-250]
- Garfinkel, Harold (1967c). Common sense knowledge of social structures: the documentary method of interpretation in lay and professional fact finding. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 76-103). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall. [Ursprünglich in Jordan M. Scher (Ed.), *Theories of Mind* (S. 689-712). New York: Free Press of Glencoe, 1962]
- Garfinkel, Harold (1967d). Some rules of correct decisions that jurors respect. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 104-115). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967e). Passing and the managed achievement of sex status in an intersexed person, part 1. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 116-185). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall. Appendix: 285-288.
- Garfinkel, Harold (1967f). "Good" organizational reasons for "bad" clinic records. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 186-207). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967g). Methodological adequacy in the quantitative study of selection criteria and selection practices in psychiatric outpatient clinics. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 208-261). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967h). The rational properties of scientific and common sense activities. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 262-283). Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall. [Ursprünglich in *Behavioral Science*, 1960, 5, 72-83]
- Garfinkel, Harold (1974). 'The Origins of the Term 'Ethnomethodology''. In Roy Turner, (S. 15-18).
- Garfinkel, Harold (i.V.a). *A Manual for the Study of Naturally Organized Ordinary Activities: Vol. I* (in Vorbereitung). London: Routledge & Kegan Paul.
- Garfinkel, Harold (Ed.). (i.V.b). *Studies of Work in the Discovering Sciences. A Manual for the Study of Naturally Organized Ordinary Activities: Vol. II* (in Vorbereitung). London: Routledge & Kegan Paul.
- Garfinkel, Harold (Ed.). (i.V.c). *Ethnomethodological Studies of Work. A Manual for the Study of Naturally Organized Ordinary Activities, Vol. III* (in Vorbereitung). London: Routledge & Kegan Paul.
- Garfinkel, Harold & Burns, Stacy (1979). *Lecturing's work of talking introductory sociology* (unveröffentlichtes Manuskript, zur Erscheinung vorgesehen in Garfinkel, i.V.c). University of California, Los Angeles.
- Garfinkel, Harold, Heap, James, Hinkle, Gisela J., O'Neill, John, Psathas, George, Rose, Edward, Tiryakian, Edward, Wagner, Helmut R. & Wieder, Lawrence D. (1977). Panel: When is Phenomenology Sociological? *The Annals of Phenomenological Sociology* (ed. by Myrtle Korenbaum), 2, 1-40. [527]
- Garfinkel, Harold, Lynch, Michael & Livingston, Eric (1981). The Work of a Discovering Science Construed with Materials from the Optically Discovered Pulsar.

- Philosophy of Social Science*, 11, 131-158.
- Garfinkel, Harold & Sacks, Harvey (1970). On formal structures of practical actions. In J. C. McKinney & E. A. Tiryakian (Eds.), *Theoretical Sociology* (S. 337-366). New York: Appleton-Century-Crofts. [Dt.: Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In Weingarten et al. (1976), (S. 130-176)]
- Georgescu-Roegen, Nicholas (1966). *Analytical Economics. Issues and Problems*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Giddens, Anthony (1976). *New Rules of Sociological Method*. New York: Basic Books.
- Giddens, Anthony (1979). *Central Problems in Social Theory*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Giegel, Hans Joachim (1969). *Die Logik seelischer Ereignisse*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giordano, Christian (1979). Sozialisierter Akteur oder soziale Identität? Die Diskussion um die Normkonformität aus ethnosozioologischer Sicht. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 5, 201-220.
- Goffman, Erving (1955). On face work: An analysis of ritual elements in social interaction. *Psychiatry*, 18, 213-223.
- Goffman, Erving (1959). *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday.
- Goffman, Erving (1961). *Asylums. Essays on the social situation of mental patients and other inmates*. Garden City, New York: Doubleday Anchor.
- Goffman, Erving (1963). *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood-Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Goffman, Erving (1966). Role Distance. In Erving Goffman (Ed.), *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity Encounters* (S. 83-152). Indianapolis: Bobbs-Merrill.
- Goffman, Erving (1974). *Frame Analysis*. New York etc.: Harper Colophon.
- Goldstein, Leon J. (1963). The Phenomenological and the Naturalistic Approaches to the Social. In Maurice Natanson (1963), (S. 286-301).
- Goodwin, Charles (1980). Restarts, Pauses, and the Achievement of a State of Mutual Gaze at Turn-Beginning. In Don H. Zimmerman & Candace West (1980), (S. 277-302).
- Goodwin, Marjorie Harkness (1980). Processes of Mutual Monitoring Implicated in the Production of Description Sequences. In Don H. Zimmerman & Candace West (1980), (S. 303-317).
- Gorman, Robert A. (1975). Alfred Schutz - An Exposition and Critique. *British Journal of Sociology*, 26, 1-19. [528]
- Gorman, Robert A. (1977). *The Dual Vision. Alfred Schutz and the Myth of Phenomenological Social Science*. London: Routledge & Kegan.
- Gouldner, Alvin W. (1970). *The Coming Crisis of Western Sociology*. New York/London: Basic Books. [Dt.: Die westliche Soziologie in der Krise, 2 Bde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1974]
- Goulet, Jean-Guy (1978). *Guajiro Social Organization and Religion, Vol.I+II*. (Doctoral dissertation, Yale University, 1978).
- Grathoff, Richard (1977). Ansätze zu einer Theorie sozialen Handelns bei Alfred Schütz. In Hans Lenk (Hrsg.), *Handlungstheorien interdisziplinär IV* (S. 59-78).

- München: Wilhelm Fink.
- Grathoff, Richard (1978). Alfred Schütz. In Dirk Käsler (Hrsg.), *Klassiker soziologischen Denkens* (S. 388-416). München: C. H. Beck.
- Greider, William (1981, December). The Education of David Stockman. *The Atlantic Monthly*, S. 27-54.
- Griffin, Donald R. (1976). *The Question of Animal Awareness*. Rockefeller University Press.
- Gross, Peter (1979). Die unmittelbare soziale Beziehung als Problem sozialwissenschaftlicher Analyse. In Hans-Georg Söffner (1979), (S. 188 ff.)
- Grunberg, E. (1964). Notes on the Verifiability of Economic Laws. In Hans Albert (Hrsg.), *Theorie und Realität* (S. 137-150). Tübingen: Mohr.
- Gurwitsch, Aron (1962). The Common-Sense World as Social Reality. A Discourse on Alfred Schutz. *Social Research*, 29, 50-72. [Dt.: Einführung. In Alfred Schütz (1971A), XV-XXXVIII].
- Gurwitsch, Aron (1976). *The Field of Consciousness*. Atlantic Highlands, New Jersey: Humanities Press/Duquesne. [1964]
- Habermas, Jürgen (1968a). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1968b). *Technik und Wissenschaft als 'Ideologie'*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1970). *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1971a). Zu Gadammers "Wahrheit und Methode". In Jürgen Habermas, Dieter Henrich & Jacob Taubes (Hrsg.), *Hermeneutik und Ideologiekritik* (S. 45-56). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1971b). Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In Jürgen Habermas, Dieter Henrich & Jacob Taubes (Hrsg.), *Hermeneutik und Ideologiekritik* (S. 120-159). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1971c). Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In Jürgen Habermas & Niklas Luhmann (1971), (S. 101-141).
- Habermas, Jürgen (1972a). Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 155-191). Neuwied u. Berlin: Luchterhand. [529]
- Habermas, Jürgen (1972b). Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 235-266). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Habermas, Jürgen (1973a). *Kultur und Kritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1973b). *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1976). *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*.
- Habermas, Jürgen (1981a). Bd. 1: *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*.
- Habermas, Jürgen (1981b). Bd. 2: *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt

am Main: Suhrkamp.

- Habermas, Jürgen & Luhmann, Niklas (1971). *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hammerich Kurt & Klein, Michael (Hrsg.). (1978). Materialien zur Soziologie des Alltags. *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, Sonderband 20.
- Handel, Warren (1982). *Ethnomethodology. How People Make Sense*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Hardorp, Benedictus (1971). *Elemente einer Neubestimmung des Geldes und ihre Bedeutung für die Finanzwirtschaft der Unternehmung* (ergänzte Neuauflage, Heidelberg 1971). (Dissertation, Freiburg im Breisgau: Albert-Ludwig-Universität, 1958). [1958]
- Harris, Marvin (1979). *Cultural materialism: the struggle for a science of culture*. New York: Random House.
- Harris, Thomas A. (1973). *I'm okay - you're okay*. London: Cape. [1967]
- Haug, Fritz W. (1977). *Kritik der Warenästhetik*.
- Heap, James L. (1977). Toward a Phenomenology of Reading. *Journal of Phenomenological Psychology*, Fall, 103-114.
- Heap, James L. (1980). *On Wittgenstein, Criteria and Reading* (unveröffentlichtes Manuskript).
- Heap, James & Roth, Phillip A. (1973). On Phenomenological Sociology. *American Sociological Review*, 38, 354-367.
- Hebb, Donald Olding (1972). *A Textbook of Psychology*. Philadelphia: W. B. Saunders. [1958]
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807). *Phänomenologie des Geistes*. Bamberg & Würzburg: J. A. Goebhardt.
- Heidegger, Martin (1927). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer. [530]
- Hempel, Carl G. (1952). Problems of Concept and Theory Formation in the Social Sciences. In *Science, Language, and Human Rights* (S. 65-86) (ed. by American Philosophical Association, Eastern Division, Vol.1.). Philadelphia, Pennsylvania: University of Pennsylvania Press. [Dt.: Typologische Methoden in den Sozialwissenschaften. In Ernst Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S. 85-103). Köln u. Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1966]
- Hempel, Carl G. (1962). Deductive-Nomological vs. Statistical Explanation. In Herbert Feigl & Grover Maxwell (Eds.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science (III)* (S. 98-169). University of Minnesota Press.
- Hempel, Carl G. (1965). *Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science*. New York: Free Press.
- Henderson, Lawrence J. (1932). *An Approximate Definition of Fact*. *University of California Publications in Philosophy* (Vol.14, S. 179-200). Berkeley: University of California Press.
- Henrich, Dieter (1952). *Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers*. Tübingen: Mohr.
- Herzberg, Frederick, Mausner, Bernard & Snyderman, Bloch B. (1959). *The Motivation to Work*. New York etc.: Wiley.
- Hill, Richard J. & Stones Crittenden, Kathleen (Eds.). (1968). *Proceedings of the Purdue Symposium on Ethnomethodology*. Institute Monograph Series No.1, Institute for the Study of Social Change, Lafayette, Indiana: Purdue University.

- Hill, W. W. (1935). The status of the hermaphrodite and transvestite in Navajo culture. *American Anthropologist*, 37, 273-279.
- Hindess, Barry (1972). The "Phenomenological" Sociology of Alfred Schutz. *Economy and Society*, 1, 1-27.
- Hobbes, Thomas (1960). *Leviathan: Or the matter, forme and power of a commonwealth ecclesiasticall and civil* (ed. with an introduction by Michael Oakeshott). Oxford: Blackwell. [ca. 1670]
- Hohler, August (1982). *Gegen den Strom nach vorn*. Zürich: Ex Libris.
- Holenstein, Elmar (1975). *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Holzkamp, Klaus (1965). Zur Problematik der Realitäts-Verdoppelung in der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, Bd. XVI.
- Holzkamp, Klaus (1972). *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Holzkamp, Klaus (1977). Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8, 1-22, 78-97. [531]
- Holzner, Burkart (1972). *Reality Construction in Society* (revised edition). Cambridge, Mass.: Schenkman.
- Homans, George Caspar (1958). Social Behavior as Exchange. *American Journal of Sociology*, 63, 597-606.
- Homans, George Caspar (1962). *Sentiments and Activities*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Homans, George Caspar (1967). *The Nature of Social Science*. New York: Harcourt, Brace & World.
- Homans, George Caspar (1974). *Social Behavior: Its Elementary Forms* (revised edition of 1961). New York: Harcourt, Brace & Jovanovich.
- Homans, George Caspar (1979/80). Discovery and the Discovered in Social Theory. *Humboldt Journal of Social Relations*, 7, 89-102.
- Horkheimer, Max (1968). Traditionelle und Kritische Theorie. In Max Horkheimer (Hrsg.), *Traditionelle und Kritische Theorie. 4 Aufsätze* (S. 12-64). Frankfurt am Main: Fischer. [1937]
- Horkheimer, Max (1970). *Verwaltete Welt? Ein Gespräch*. Zürich: Arche.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1969). *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Homey, Karen (1950). *Neurosis and Human Growth*. New York: Norton.
- Hufnagel, Erwin (1976). *Einführung in die Hermeneutik*. Stuttgart u. Berlin: Kohlhammer.
- Husserl, Edmund (1948). Phenomenology. In *Encyclopaedia Britannica* (14th ed., Vol. 17, S. 699-702). Chicago Edition. [1929]
- Husserl, Edmund (1950a). *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge* (hrsgg. u. eingeleitet von Stephan Strasser, Husserliana). *Gesammelte Werke* (Bd. 1) (auf Grund des Nachlasses veröffentlicht vom Husserl-Archiv [Louvain] unter Leitung von H. L. Breda). Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1950b). *Die Idee der Phänomenologie: Fünf Vorlesungen* (Bd. 2) (hrsgg.

- u. eingeleitet v. Walter Biemel). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1952). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*.
- Husserl, Edmund (1952a). *1. Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie* (Bd. 3). Husserliana. [1976 neu hrsgg. v. Karl Schuhmann (in zwei Bänden)]
- Husserl, Edmund (1952b). *2. Buch: Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution* (hrsgg. v. M. Biemel). Husserliana Bd. 4.
- Husserl, Edmund (1952c). *3. Buch: Die Phänomenologie und die Fundamente der Wissenschaften* (Bd. 5) (hrsgg. v. M. Biemel). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1954). *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die Phänomenologische Philosophie* (Bd. 6) (hrsgg. v. W. Biemel). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1956/59). *Erste Philosophie* (hrsgg. v. R. Boehm).
- Husserl, Edmund (1956). *1. Teil: Kritische Ideengeschichte* (Bd. 7). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1959). *2. Teil: Theorie der Phänomenologischen Reduktion* (Bd. 8). Husserliana. [532]
- Husserl, Edmund (1962). *Phänomenologische Psychologie* (Bd. 9) (hrsgg. v. W. Biemel). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1966a). *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* (Bd. 10) (hrsgg. v. R. Boehm). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1966b). *Analysen zur passiven Synthesis* (Bd. 11) (aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten der Jahre 1918-1926) (hrsgg. v. M. Fleischer). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1970). *Philosophie der Arithmetik* (Bd. 12) (mit ergänzenden Texten, hrsgg. v. Lothar Eley). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1973a). *Zur Philosophie der Intersubjektivität* (Bd. 13 (1905-1920), Bd. 14 (1921-1928) u. Bd. 15 (1929-1935)) (hrsgg. v. Iso Kern). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1973b). *Ding und Raum* (Bd. 16) (hrsgg. v. Ulrich Claesges). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1974). *Formale und Transzendente Logik* (Bd. 17) (hrsgg. v. Paul Janssen) Husserliana.
- Husserl, Edmund (1975). *Logische Untersuchungen, 1. Prolegomena zur reinen Logik* (Bd. 18) (hrsgg. v. Elmar Holenstein). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1976a). *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. Hamburg: Meiner.
- Husserl, Edmund (1976b). (siehe 1952a)
- Husserl, Edmund (1979). *Aufsätze und Rezensionen (1890-1910)* (Bd. 22) (hrsgg. v. B. Rang). Husserliana.
- Husserl, Edmund (1980). *Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigungen. Texte aus dem Nachlass (1898-1925)* (Bd. 23) (hrsgg. v. E. Marbach). Husserliana.
- Ihde, Don (1977). *Experimental Phenomenology*. New York: G. P. Putnam's Sons.
- Jacobi, Jolande (1971). *Die Psychologie von C. G. Jung*. Olten: Walter.
- Jaeggi, Urs (1970). *Ordnung und Chaos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Jakobson, Roman (1971a). Zur Struktur des Phonems. In Roman Jakobson, *Selected Writings, Vol. I: Phonological Studies* (S. 280-310). The Hague/Paris: Mouton. [1941]
- Jakobson, Roman (1971b). Kindersprache, Aphasie und Allgemeine Lautgesetze. In Roman Jakobson, *Selected Writings, Vol. I: Phonological Studies* (S. 328-401). The Hague/Paris: Mouton. [1941]
- Jakobson, Roman (1971c). Results of a Joint Conference of Anthropologists and Linguists. In Roman Jakobson, *Selected Writings, Vol. II: Word and Language* (S. 554-567). The Hague/Paris: Mouton. [1953]
- Jakobson, Roman (1974). Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften. In Roman Jakobson, *Aufsätze zur Linguistik und Poetik* (S. 150-224) (hrsgg. u. eingeleitet v. Wolfgang Raible). München: Nymphenburger Verlagshandlung. [1972]
- Jakobson, Roman & Halle, Morris (1971a). Phonology and Phonetics. In Roman Jakobson, *Selected Writings, Vol. I: Phonological Studies* (S. 464-504). München: Nymphenburger Verlagshandlung. [533]
- Jakobson, Roman & Halle, Morris (1971b). The revised version of the list of inherent features. In Roman Jakobson, *Selected Writings, Vol. I: Phonological Studies* (S. 738-742). München: Nymphenburger Verlagshandlung. [1968]
- James, William (1907). *Principles of Psychology*. New York: Holt.
- Jefferson, Gail (1975). Error Correction as an Interactional Resource. *Language and Society*, 3, 181-199.
- Jefferson, Gail (1978). Sequential Aspects of Storytelling in Conversation. In Jim Schenkein (1978), (S. 219-248).
- Jefferson, Gail (1979). A Technique for Inviting Laughter and its Subsequent Acceptance Declination. In George Psathas (1979), (S. 79-96).
- Jefferson, Gail & Schegloff, Emanuel A. (1975). *Sketch: Some Orderly Aspects of Overlap in Natural Conversation* (unveröffentlichtes Manuskript).
- Jenkins, Alan (1979). *The social theory of Claude Lévi-Strauss*. London: Macmillan.
- Jöhr, Walter Adolf (1949). *Gesetz und Wirklichkeit in Wirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik*. Innsbruck/Wien: Tyrolia.
- Jöhr, Walter Adolf (1957). *Konjunktur. Handwörterbuch der Sozialwissenschaften*, (Bd. 6, S. 97-132). Stuttgart: Fischer/Tübingen: Mohr/Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jonas, Friedrich (1969). *Geschichte der Soziologie, Bd. IV: Deutsche und Amerikanische Soziologie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Joyce, James (1937). *Ulysses*. London: Bodley Head.
- Kamper, Dietmar & Wulf, Christoph (Hrsg.). (1982). *Wiederkehr des Körpers*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kant, Immanuel (1971). *Kritik der reinen Vernunft*. Leipzig: Philipp Reclam jun. [1781]
- Kaufmann, Felix (1944). *Methodology of the Social Sciences* (völlig überarbeitete Fassung von: ders. *Methodenlehre der Sozialwissenschaften*. Wien, 1936). London etc.: Oxford University Press.
- Kelsen, Hans (1966). *Allgemeine Staatslehre*. Bad Homburg: Gehlen. [1925]
- Kersten, Fred (1976). Alfred Schutz on Social Theory. *The Annals of Phenomenological*

- Sociology*, 1, 57-66.
- Kersten, Fred (1978). Alfred Schutz and the Social Sciences. *Human Studies*, 1, 289-299.
- Keynes, John Maynard (1936). *The General Theory of Employment, Interest, and Money*. London: Macmillan. [534]
- Kneschaurek, Francesco (1974a). Perspektiven der Schweizerischen Volkswirtschaft. In *Zukunftsperspektiven der Schweizerischen Volkswirtschaft*. St. Gallen: HSG-Weiterbildungsstufe.
- Kneschaurek, Francesco (1974b). Perspektivstudien als Grundlage wirtschaftspolitischer Entscheide. In *Zukunftsperspektiven der Schweizerischen Volkswirtschaft*. St. Gallen: HSG-Weiterbildungsstufe.
- Koch, S. (1964). Psychology and emerging conceptions of knowledge as unitary. In T. W. Wann (Ed.), *Behaviorism and Phenomenology* (S. 1-45). Chicago: University of Chicago Press.
- Kockelmans, Joseph J. (Ed.). (1967). *Phenomenology. The Philosophy of Edmund Husserl and its Interpretation*. Garden City, New York: Doubleday Anchor Books.
- Kockelmans, Joseph J. (1979). Deskriptive und interpretierende Phänomenologie in Schütz' Konzeption der Sozialwissenschaft. In Sprondel & Grathoff (1979), (S. 26-42).
- Koestler, Arthur (1967). *The Ghost in the Machine*. London: Hutchinson.
- König, René (1961). Einleitung. In Emile Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode* (S. 21-82). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Kovesi, Julius (1967). *Moral Notions*. Atlantic Highlands, New Jersey: Humanities Pr.
- Krappmann, Lothar (1973). *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart: Klett.
- Kruglanski, A. W. & Kroy, M. (1976). Outcome validity in experimental research: a reconceptualization. *Representative Research in Social Psychology*, 7, 166-178.
- Kummer, Hans (1971). *Primate Societies. Group Techniques of Ecological Adaptation*. Chicago: Aldine.
- Küng, Emil (1971). Die Wissenschaftsgläubigkeit. *Schweizer Maschinenmarkt*, 71, Nr. 42, 37-45.
- Lacan, Jacques (1966). *Ecrits*. Paris: Editions de Seuil. [Dt.: Schriften I (1973), Schriften II (1975), (ausgewählt und hrsgg. v. Norbert Haas). Freiburg im Breisgau/Olten: Walter]
- Laing, Ronald D. (1969). *Phänomenologie der Erfahrung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lakatos, Imre & Musgrave, Alan (1970). *Criticism and the Growth of Knowledge*. Cambridge Univ. Press.
- Landmann, Salcia (1963). *Jüdische Witze*. Stuttgart: dtv.
- Lauer, Quentin (1958). *Phenomenology: Its Genesis and Prospect*. New York: Harper & Row. [535]
- Lavine, Thelma Z. (1963a). Note to Naturalists on the Human Spirit. In Maurice Natanson (1963), (S. 250-261).
- Lavine, Thelma Z. (1963b). What is the Method of Naturalism? In Maurice Natanson (1963), (S. 266-270).
- Lazarsfeld, Paul F. (1935). The Art of Asking Why in Marketing Research. *National Marketing Review*, 1, 26-38.

- Lazarsfeld, Paul F. (1973). *Soziologie. Serie: Hauptströmungen der sozialwissenschaftlichen Forschung* (hrsgg. v. der UNESCO). Frankfurt etc.: Ullstein. [1970]
- Lefebvre, Henri (1963, juillet-décembre). Réflexions sur le structuralisme et l'histoire. *Cahiers Internationaux de Sociologie*, XXXV.
- Lefort, Claude (1952). Sociétés sans histoire et historicité. *Cahiers Internationaux de Sociologie*, 12.
- Legewie, Heiner & Ehlers Wolfram (1972). *Knaurs Buch der modernen Psychologie*. München/Zürich: Droemersch Verlaganstalt.
- Leiter, Kenneth (1980). *A Primer on Ethnomethodology*. New York/Oxford: Oxford U.P.
- Lévi-Strauss, Claude (1945). The Social and Psychological Aspect of Chieftainship in a Primitive Tribe. *Transactions of the New York Academy of Sciences*, Series II, Vol. 7.
- Lévi-Strauss, Claude (1949). *Les Structures élémentaires de la parenté*. Paris: P.U.F.
- Lévi-Strauss, Claude (1955). *Tristes Tropiques*. Paris: Librairie Plon. [Dt.: Traurige Tropen. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1970]
- Lévi-Strauss, Claude (1958). *Titres et Travaux*. Paris: C.D.U.
- Lévi-Strauss, Claude (1963). Réponses à quelques questions. *Esprit*, 31, 628-653.
- Lévi-Strauss, Claude (1966). Introduction à l'oeuvre de Marcel Mauss. In Marcel Mauss, *Sociologie et Anthropologie*. Paris: P.U.F. [1950]
- Lévi-Strauss, Claude (1971). *Mythologica I: Das Rohe und das Gekochte* (übersetzt v. Eva Moldenhauer). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Mythologique I: Le cru et le cuit*. Paris: Librairie Plon, 1964]
- Lévi-Strauss, Claude (1972a). *Mythologica II: Vom Honig zur Asche* (übersetzt v. Eva Moldenhauer). Frankfurt: Suhrkamp. [Orig.: *Mythologique II: Du miel aux cendres*. Paris: Librairie Plon, 1966]
- Lévi-Strauss, Claude (1972b). *Strukturelle Anthropologie* (übers. v. Hans Naumann). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Anthropologie Structurale*. Paris: Librairie Plon, 1958]
- Lévi-Strauss, Claude (1973). *Das wilde Denken* (übers. v. Hans Naumann). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *La pensée sauvage*. Paris: Librairie Plon, 1962]
- Lévi-Strauss, Claude (1976a). *Mythologica III: Der Ursprung der Tischsitten* (übers. v. Eva Moldenhauer). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Mythologiques III: L'Origine des manières de tables*. Paris: Librairie Plon, 1968] [536]
- Lévi-Strauss, Claude (1976b). *Mythologica IV: Der nackte Mensch*. 2 Bde. (übers. v. Eva Moldenhauer). Frankfurt: Suhrkamp. [Orig.: *Mythologiques IV: L'Homme nu*. Paris: Librairie Plon, 1971]
- Linton, Ralph (1947). *The cultural background of personality*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Livingstone, Eric (1976). *An Ethnomethodological Approach to the Study of the Arts*. U.C.L.A. (unveröffentlichtes Manuskript. Zur Erscheinung vorgesehen in Harold Garfinkel, i.V.c)
- Livingstone, Eric (1978). *Mathematicians' Work* (unveröffentlichtes Manuskript. Zur Erscheinung vorgesehen. In Garfinkel, i.V.b).
- Livingstone, Eric (1982). *An Ethnomethodological Investigation of the Foundations of Ma-*

- thematics*. (Doctoral dissertation, U.C.L.A., 1982).
- Lockwood, David (1964). Social Integration and System Integration. In George K. Zollschan & Walter Hirsch (Eds.), *Explorations in Social Change* (S. 244-256). Boston: Houghton Mifflin.
- Lorenzer, Alfred (1970). *Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lovaas, Ole Ivar (1966). The Programme for the Establishment of Speech in Psychotic Children. In B. K. Wing (Ed.), *Childhood Autism: Clinical, Educational and Social Aspects*. London: Pergamon Press.
- Lowen, Alexander (1975). *Bioenergetik. Der Körper als Retter der Seele*. Bern/München: Scherz.
- Lübbe, Hermann (1960/61). "Sprachspiele" und "Geschichten". Neopositivismus und Phänomenologie im Spätstadium. *Kant-Studien, Philos. Zeitschrift*, 52, Hefte 1-4.
- Luckmann, Benita & Grathoff, Richard (1971). Nachwort zur Übersetzung. In Alfred Schütz (1971A), (S. 415-419).
- Luckmann, Thomas (1971). Einleitung. In Alfred Schütz (1971C), (S. 7-23).
- Luckmann, Thomas (1972a). La costituzione del linguaggio nel mondo della vita quotidiana. *Rassegna Italiana di Sociologia*, n.1.
- Luckmann, Thomas (1972b). Review of: Jack Douglas (Ed.), *Understanding Everyday Life. Contemporary Sociology*, 1, 30-32.
- Luckmann, Thomas (1973). Philosophy, Science, and Everyday Life. In Maurice Natanson (1973b), (S. 143-185). [Dt.: Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben (übers. v. Christian von Wolffersdorff-Ehlert). *Soziale Welt*, 1973, 24, 137-168]
- Luckmann, Thomas (1975). Vorwort. In Alfred Schütz & Thomas Luckmann (1975), (S. 11-20).
- Luckmann, Thomas (1978). *Phenomenology and Sociology*. Harmondsworth: Penguin.
- Luckmann, Thomas (1979a). Phänomenologie und Soziologie. In Sprondel & Grathoff (1979), (S. 196-206).
- Luckmann, Thomas (1979b). Soziologie der Sprache. In René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 12: Sprache/Künste* (S. 1-116). Stuttgart: F. Enke. [537]
- Luckmann, Thomas & Gross, Peter (1977). Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten. In Hans-Ulrich Bielefeld (Hrsg.), *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zum Problem der Corpusgewinnung und -anwendung* (S. 198-207). Wiesbaden: Atheneion.
- Luhmann, Niklas (1970). *Soziologische Aufklärung, Bd.1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1971a). Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. In Jürgen Habermas & Niklas Luhmann (1971), (S. 7-24).
- Luhmann, Niklas (1971b). Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In Jürgen Habermas & Niklas Luhmann (1971), (S. 25-100).
- Luhmann, Niklas (1971c). Systemtheoretische Argumentationen. Eine Entgegnung auf Jürgen Habermas. In Jürgen Habermas & Niklas Luhmann (1971), (S. 291-

- 405).
- Luhmann, Niklas (1973). *Zweckbegriff und Systemrationalität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1975). *Soziologische Aufklärung, Bd. 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1981). *Soziologische Aufklärung, Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lynch, Michael (1979). *Art and Artefact in Laboratory Science: A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory, School of Social Science*. (Doctoral dissertation, University of California, Irvine, 1979).
- Lynch, Michael, Livingston, Eric & Garfinkel, Harold (1982). *Temporal Order in Laboratory Work*. U.C.L.A. (unveröffentlichtes Manuskript. Zur Erscheinung vorgesehen in Karen Knorr & Michael Mulkay (Eds.), *Analytical Perspectives in Social Studies of Science*. London: Sage, im Druck).
- McBride, William Leon (1979). On Introducing Phenomenology: An Evaluation of Some Texts. *Human Studies*, 2, 259-282.
- MacCorquodale, Kenneth (1970). On Chomsky's Review of Skinner's Verbal Behavior. *Journal of the Experimental Analysis of Behavior*, 13, 83-99.
- McKenzie, Richard B. & Tullock, Gordon (1975). *The New World of Economics*. Homewood, 111.
- Machlup, Fritz (1952). *The Economics of Seller's Competition. Model Analysis of Seller's Conduct*. Baltimore.
- Machlup, Fritz (1962). *The Production and Distribution of Knowledge in the United States*. Princeton, New Jersey: Princeton U.P.
- Machlup, Fritz (1978). *Methodology of Economics and Other Social Sciences*. New York etc.: Academic Press. [538]
- Machlup, Fritz (1978b). The Problem of Verification in Economics. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 137-157). New York etc.: Academic Press. [1954]
- Machlup, Fritz (1978c). Ideal Types, Reality, and Construction. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 223-265). New York etc.: Academic Press. [1960]
- Machlup, Fritz (1978d). Homo Oeconomicus and his Classmates. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 267-281). New York etc.: Academic Press. [1967]
- Machlup, Fritz (1978e). If Matter Could Talk. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 309-332). New York etc.: Academic Press. [1969]
- Machlup, Fritz (1978f). The Inferiority Complex of the Social Sciences. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 333-344). New York etc.: Academic Press. [1956]
- Machlup, Fritz (1978g). Are the Social Sciences Inferior? In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 345-367). New York etc.: Academic Press. [1961]
- Machlup, Fritz (1978h). Paul Samuelson on Theory and Realism. In Fritz Machlup, *Methodology of Economics and Other Social Sciences* (S. 481-484). New York etc.: A-

- cademic Press. [1964]
- Machlup, Fritz (1980). *Knowledge: Its Creation, Distribution and Economic Significance, Vol.1: Knowledge and Knowledge Production*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Mahoney, Michael J. (1974). *Cognition and Behavior Modification*. Cambridge, Mass.: Ballinger.
- Makarius, Raoul & Makarius, Laura (1967, jan.-févr.-mars). Ethnologie et structuralisme. *L'homme et la société*, 3.
- Malinowski, Bronislaw (1962). *Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [Orig.: *Sex and Repression in Savage Society*. London: Routledge & Kegan Paul, 1953]
- Marc-Lipiansky, Mireille (1973). *Le structuralisme de Lévi-Strauss*. Paris: Payot.
- Marcuse, Herbert (1969). *Triebstruktur und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marcuse, Herbert (1965). On Science and Phenomenology. In Robert Cohen & M. Wartofsky (Eds.), *Boston Studies in the Philosophy of Science II* (S. 279-291). New York: Humanities Press.
- Marcuse, Herbert (o.J.). *The Concept of Essence* (zitiert nach Kurt Wolff, 1978).
- Martin, M. (1969). Understanding and participant observation in cultural and social anthropology. In Robert S. Cohen & Mary W. Wartofsky (Eds.), *Boston Studies for the Philosophy of Science IV* (S. 303-330). New York: Humanities Press.
- Martindale, Don (1963). Talcott Parsons' Theoretical Metamorphosis from Social Behaviorism to Macro-Functionalism. In Don Martindale, *Community, Character, and Civilization* (S. 68 ff.). Glencoe, Ill.: Macmillan.
- Matthes, Joachim & Schütze, Fritz (1973). Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, 1973, 11-53.
- Maynard, Douglas W. & Wilson, Thomas P. (1979). *On the Reification of Social Structure* (Manuskript. Erschienen in *Current Perspectives in Social Theory*, 1980, 1, 287-322).
- Mayntz, Renate, Holm, Kurt & Hübner, Peter (1971). *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie* (2., erweiterte Auflage). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayrl, William W. (1973). Ethnomethodology: Sociology Without Society. *Catalyst*, 7, 15-28.
- Mead, Herbert George (1934). *Mind, Self, and Society; from the standpoint of a social behaviorist* (ed. with an introduction by Charles W. Morris). Chicago, Ill.: University of Chicago Press. [Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft* (übers. v. Ulf Pacher). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973]
- Mead, Herbert George (1938). *The Philosophy of the Act* (ed. with an introd. by Charles W. Morris, in collaboration with John M. Brewster, Albert Dunham & David C. Miller). Chicago, Ill.: Univ. of Chicago Press.
- Mead, Herbert George (1969). *Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie* (übers. v. Henning Lübke, mit einer Einleitung von Hansfried Kellner). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mehan, Hugh & Wood, Houston (1975). *The Reality of Ethnomethodology*. New York: Wiley.
- Mehan, Hugh & Wood, Houston (1976). De-Secting Ethnomethodology. *The American Anthropologist*, 11, 13-21.

- Meier, Peter (1982). *Prognosewirkungen. Der Einfluss von Wirtschaftsprognosen auf die prognostizierten Variablen*. (HSG: Dissertation, 1982). Bern/Frankfurt am Main: Lang.
- Menzies, Ken (1977). *Talcott Parsons and the Social Image of Man*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Merleau-Ponty, Maurice (1949). *La structure du comportement*. Paris: Presses universitaires de France.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung* (übers. v. Rudolf Boehm). Berlin: de Gruyter. [Orig.: *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard, 1945]
- Mertens, Wolfgang & Fuchs, Gudrun (1978). *Krise der Sozialpsychologie?* München: Franz Ehrenwirth.
- Merton, Robert K. (1968). *Social Theory and Social Structure* (erweiterte Ausgabe). New York: Free Press.
- Michel, Karl Markus (1975). Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten. *Kursbuch*, 41, 1-40.
- Mill, John Stuart (1843). *System of Logic*. Book VI.
- Mill, John Stuart (1873). *System der deductiven und inductiven Logik*. Leipzig. [540]
- Mills, Wright C. (1940). Situated Actions and Vocabularies of Motive. *American Sociological Review*, 5, 904-913.
- Mischel, Walter (1973). Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. *Psychological Review*, 80, 252-283.
- von Mises, Ludwig (1929). Soziologie und Geschichte. *Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik*, 61, 465-512. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- von Mises, Ludwig (1949). *Human Action. A Treatise on Economics*. New Haven: Yale University Press.
- Mitscherlich, Alexander (1963). *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. München: Piper.
- Mitscherlich, Alexander (1968). *Die Unfähigkeit zu trauern*. München: Piper.
- Morgan, Lewis H. (1877). *Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization*. London: Macmillan.
- Morgenstern, Oskar (1950). *On the Accuracy of Economic Observation*. Princeton: Princeton University Press.
- Morgenstern, Oskar (1966). *Spieltheorie und Wirtschaftswissenschaft* (2. Aufl.). Wien: Oldenbourg.
- Morris, Charles William (1946). *Signs, Language, and Behavior*. Garden City, New York: Prentice-Hall.
- Morris, Monica B. (1977). *An Excursion into Creative Sociology*. New York: Columbia U.P.
- Mullins, Nicholas C. & Mullins, Caroline J. (1973). *Theories and Theory Groups in Contemporary American Sociology*. New York: Harper & Row.
- Munch, P. A. (1957). Empirical Science and Max Weber's Verstehende Soziologie. *American Sociological Review*, 22, 26-32.
- Münch, Richard (1976). *Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Myrdal, Gunnar (1932). *Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung*. Berlin: Junker & Dünhaupt.

- Myrdal, Gunnar (1973). *Against the Stream: Critical Essays on Economics*. New York: Pantheon Books.
- Nagel, Ernest (1952). Problems of Concept und Theory Formation in the Social Sciences. In American Philosophical Association. (Ed.), *Science, Language, and Human Rights* (Vol. I, S. 43-64). Eastern Division. Philadelphia, Penna.: University of Pennsylvania Press.
- Nagel, Ernest (1963). On the Method of Verstehen as the Sole Method of Philosophy. In Maurice Natanson (Ed.), *Philosophy of the Social Sciences* (S. 262-265). New York: Random House. [541]
- Natanson, Maurice (1956). *The Social Dynamics of G. H. Mead*. Washington.
- Natanson, Maurice (1962). Introduction. In Alfred Schutz, *Collected Papers* (Vol. 1.) The Hague: Martinus Nijhoff. 1962: XXV-XLVII.
- Natanson, Maurice (Ed.). (1963). *Philosophy of the Social Sciences*. New York: Random House.
- Natanson, Maurice (1963a). Introduction. In Maurice Natanson (Ed.), *Philosophy of the Social Sciences* (S. 3-25). New York: Random House.
- Natanson, Maurice (1963b). A Study in Philosophy and the Social Sciences. In Maurice Natanson (Ed.), *Philosophy of the Social Sciences* (S. 271-285). New York: Random House.
- Natanson, Maurice (1964). The Lebenswelt. In Erwin W. Straus (Ed.), *Phenomenology: Pure and Applied* (S. 75-104). Pittsburgh, Penna.: Duquesne University Press.
- Natanson, Maurice (1966). The Phenomenology of Alfred Schutz. *Inquiry*, 9, 147-156.
- Natanson, Maurice (1968). Alfred Schutz on Social Reality and Social Science. *Social Research*, 35, 217-244.
- Natanson, Maurice (1970). Phenomenology and Typification: A Study in the Philosophy of Alfred Schutz. *Social Research*, 37, 1-22.
- Natanson, Maurice (1973a). *Edmund Husserl: Philosopher of Infinite Tasks*. Evanston: Northwestern University Press.
- Natanson, Maurice (Ed.). (1973b). *Phenomenology and the Social Sciences* (Vol. I+II). Evanston: Northwestern University Press.
- Natanson, Maurice (1973c). Phenomenology and the Social Sciences. In Maurice Natanson (Ed.), *Phenomenology and the Social Sciences. Vol. I+II* (S. 3-44). Evanston: Northwestern University Press.
- Natanson, Maurice (1979). Das Problem der Anonymität im Denken von Alfred Schütz. In Sprondel & Grathoff (1979), (S. 78-88).
- Neisser, Hans P. (1959). The Phenomenological Approach in Social Science. *Philosophy and Phenomenological Research*, 20, 198-212.
- Nin, Anaïs (1977). *Das Delta der Venus*. Bern/München: Scherz.
- Nolte, Helmut (1970). *Psychoanalyse und Soziologie. Die Systemtheorien Sigmund Freuds und Talcott Parsons'*. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.
- Opler, Morris (1960). The hijarà (hermaphrodites) of India and Indian national character: A rejoinder. *The American Anthropologist*, 62, 505-511.
- Orne, M. T. (1962). On the social psychology of the psychological experiment: with particular reference to demand characteristics and their implications. *The Ame-*

- ican Psychologist*, 17, 776-783.
- Oser, Jacob (1963). *The Evolution of Economic Thought*. New York/Burlingame: Harcourt, Brace & World.
- Pareto, Vilfredo (1917-19). *Traité de sociologie générale* (2 Bde.) (hrsgg. v. Pierre Boven). Lausanne/Paris: Payot. [542]
- Parsons, Arthur Shattuck (1977). *Alfred Schütz and the Foundations of Phenomenological Sociology*. (Doctoral dissertation, Waltham, Mass., Brandeis University, 1977).
- Parsons, Arthur Shattuck (1978). Interpretive Sociology: The Theoretical Significance of Verstehen in the Constitution of Social Reality. *Human Studies*, 1, 111-137.
- Parsons, Talcott (1935). The Place of Ultimate Values in Sociological Theory. *International Journal of Ethics*, 45, 282 ff.
- Parsons, Talcott (1939). The Professions and Social Structure. *Social Forces*, 17, 457-467.
- Parsons, Talcott (1947). Introduction. In Max Weber, *The Theory of Social and Economic Organization* (S. 3-55) (transl. by A. M. Henderson & Talcott Parsons, ed. with an Introduction by Talcott Parsons). Glencoe, Ill.: Free Press.
- Parsons, Talcott (1951). *The Social System*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Parsons, Talcott (1959). *Economy, Polity, Money, and Power*. Manuskript.
- Parsons, Talcott (1960). Pattern-Variables Revisited: A Response to Professor Dubins Stimulus. *American Sociological Review*, 25, 467-483.
- Parsons, Talcott (1966). *Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall. [Dt.: *Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975]
- Parsons, Talcott (1968). *The Structure of Social Action* (Vol. I): Marshall, Pareto, Durkheim; (Vol. II): Weber. New York: Free Press. [1937]
- Parsons, Talcott (1970). On Building Social System Theory: A Personal History. *Daedalus - Journal of the American Academy of Arts and Sciences*, 99, 826-881.
- Parsons, Talcott (1979/80). On Theory and Metatheory. *Humboldt Journal of Social Relations*, 7, 5-16.
- Parsons, Talcott & Bales, Robert F. (1955). *Family, Socialization and Interaction Process*. New York: Free Press.
- Parsons Talcott & Shils, Edward A. (Eds.). (1951). *Toward a General Theory of Action*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Parsons Talcott & Smelser, Neil J. (1956). *Economy and Society*. Glencoe, Ill.: Free Press.
- Patterson, Francine & Lindon, Eugene (1981). *The Education of Koko*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Pavlov, Ivan, Petrovich (1960). *Conditioned reflexes; an investigation of the physiological activity of the cerebral cortex* (transl. and ed. by G. V. Anrep). New York: Dover.
- Peirce, Charles S. (1955). Logic as Semiotic: The Theory of Signs. In *Philosophical Writings of Peirce* (S. 98-119) (selected and ed. with an introduction by Justus Buchler). New York: Dover. [543]
- Perls, Fritz S. (1969). *Gestalt Therapy Verbatim*. Moab, Utah: Real People Press. [Dt.: *Gestalt-Therapie in Aktion*. Stuttgart: Klett, 1974]
- Piaget, Jean (1969). *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde* (übers. u. eingeleitet v. Hans

- Aebli). Stuttgart: Klett.
- Pike, Kenneth L. (1971). *Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior* (2., rev. Aufl.). The Hague: Mouton.
- Plessner, Helmuth (1950). *Lachen und Weinen. Eine Untersuchung nach den Grenzen des menschlichen Verhaltens*. Bern: Francke.
- Plessner, Helmuth (1967). Zur Hermeneutik des nichtsprachlichen Ausdrucks. In H. G. Gadamer (Hrsg.), *Das Problem der Sprache*. München: Fink.
- Pöggeler, Otto (Hrsg.). (1972). *Hermeneutische Philosophie*. München.
- Pollner, Melvin (1970). *On the Foundations of Mundane Reasoning*. (Doctoral dissertation, University of California, Santa Barbara, 1970).
- Pollner, Melvin (1976). Mundanes Denken. In Weingarten et al. (Hrsg.), (S. 295-326).
- Polster, Erving & Polster, Miriam (1973). *Gestalt Therapy Integrated*. New York: Brunner/Mazel. [Dt.: *Gestalttherapie*. München: Kindler, 1975]
- Pongratz, Ludwig J. (1967). *Problemgeschichte der Psychologie*. Bern/München: Francke.
- Popper, Karl Raimund (1966). *Of Clouds and Clocks*. St. Louis: Washington University Press.
- Popper, Karl Raimund (1969). *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr. [Wien: Springer, 1935]
- Popper, Karl Raimund (1972). Die Logik der Sozialwissenschaften. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (S. 103-123). Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Popper, Karl Raimund (1976). *Unended Quest. An Intellectual Autobiography*. Glasgow: Fontana/Collins.
- Preiswerk, Roy (1972). *Entwicklungshilfe als Kulturbeggnung*. Freiburg i. Überlingen: Imba-Verlag.
- Prewo, Rainer, Ritsert, Jürgen & Stracke, Elmar (1973). *Systemtheoretische Ansätze in der Soziologie. Eine kritische Analyse*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Procter, Ian (1978). Parsons' Early Voluntarism. *Sociological Inquiry*, 48, 37-48.
- Procter, Ian (1980). Early Work. *Human Studies*, 3, 331-346.
- Psathas, George (Ed.). (1973). *Phenomenological Sociology*. New York etc.: Wiley.
- Psathas, George (1973a). Introduction. In Georg Psathas (Ed.), *Phenomenological Sociology* (S. 1-21). New York etc.: Wiley. [544]
- Psathas, George (1979a). Die Analyse von Alltagsstrukturen und das ethnomethodologische Paradigma. In Sprondel & Grathoff (Hrsg.), (S. 178-195).
- Psathas, George (1979b). *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*. New York: Irvington.
- Quine, Willard Van Orman (1960). *Word and Object*. Cambridge, Mass.: M.I.T.
- Rachlin, Howard (1970). *Introduction to Modern Behaviorism*. San Francisco: Freeman.
- Rachlin, Howard (1977). A Review of M. J. Mahoney's Cognition and Behavior Modification. *Journal of Applied Behavior Analysis*, 10, 369-374.
- Reich, Wilhelm (1975). *Ausgewählte Schriften. Eine Einführung in die Orgonomie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Rickert, Heinrich (1921). *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft* (4. u. 5., verbesserte Auflage). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).

- Rickert, Heinrich (1929). *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung* (5., erweiterte Aufl.). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Rickman, H. P. (1967). *Wilhelm Dilthey (1833-1911). The Encyclopedia of Philosophy* (Vol.1/2, S. 403-407). London/New York: Collier-Macmillan.
- Ricoeur, Paul (1963). Structure et herméneutique. *Esprit*, 31, 596-627.
- Rocher, Guy (1974). *Talcott Parsons and American Sociology*. London: Nelson.
- Rogers, Carl R. (mit Elaine Dorfman) (1965). *Client-centered therapy: Its current practice, implications, and theory*. Boston: Houghton Mifflin.
- Rogoll, Rüdiger (1976). *Nimm dich, wie du bist*. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Rose, Arnold M. (1962). A Systematic Summary of Symbolic Interaction Theory. In Arnold M. Rose (Ed.), *Human Behavior and Social Processes* (S. 3-19). Boston: Houghton Mifflin. [Dt.: Systematische Zusammenfassung der Theorie der Symbolischen Interaktion. In Heinz Hartmann (Hrsg.), *Moderne Amerikanische Soziologie* (S. 219-231). Stuttgart: Enke, 1967]
- Rosenthal, Robert (1966). *Experimenter effects in behavioral research*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Rosenthal, Robert (1967). Covert communication in the psychological experiment. *Psychological Bulletin*, 67, 346-367.
- Rusnow, Ralph L., Rosenthal, Robert, McConochie, Roberta M. & Arms, Robert (1969). Volunteer effects on experimental outcomes. *Educational and Psychological Measurement*, 29, 825-846.
- Ryave, Lincoln A. & Schenkein, James N. (1974). Notes on the Art of Walking. In Roy Turner, (S. 265-274). [545]
- Sacks, Harvey (1963). Sociological Description. *Berkeley Journal of Sociology*, 8, 1-17.
- Sacks, Harvey (1966). *The Search for Help: No One To Turn To*. (Doctoral Dissertation, University of California, Berkeley, 1966).
- Sacks, Harvey (1971). Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen. In Rolf Kjolseth & Fritz Sack (Hrsg.), *Zur Soziologie der Sprache* (S. 307-314). KZSS Sonderband 15, Opladen.
- Sacks, Harvey & Schegloff, Emanuel A. (1979). Two Preferences in the Organization of Reference to Persons in Conversation and Their Interaction. In George Psathas (1979), (S. 15-22).
- Sacks, Harvey, Schegloff, Emanuel A. & Jefferson, Gail (1974). A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation. *Language*, 50, 696-735.
- Samuelson, Paul A. (1949). International Factor-Price Equalisation Once Again. *Economic Journal*, 59, 181-197.
- Samuelson, Paul A. (1963). Problems of Methodology – Discussion. *American Economic Review, Proceedings*, 53, 231-236.
- Samuelson, Paul A. (1970). *Economics* (8th ed.). New York etc.: Mc Graw-Hill.
- Samuelson, Paul A. (1980, Nov. 3). A Nobel for Forecasting. *Newsweek*, 72.
- Saussure, Ferdinand de (1969). *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot. [Dt.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (übers. v. Herman Lommel). Berlin: de Gruyter, 1967], [1915]
- Schegloff, Emanuel A. (1968). Sequencing in Conversational Openings. *The American*

- Anthropologist*, 70, 1075-1095.
- Schegloff, Emanuel A. (1972). Notes on a Conversational Practice: Formulating Place. In David Sudnow (1972), (S. 75-124).
- Schegloff, Emanuel A., Jefferson, Gail & Sacks, Harvey (1977). The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation. *Language*, 53, 361-382.
- Schegloff, Emanuel A. & Sacks, Harvey (1973). Opening Up Closings. *Semiotica*, 8, 289-327. [Leicht gekürzte Fassung in Roy Turner (1974), (S. 233-264)]
- Scheler, Max Ferdinand (1923). *Wesen und Formen der Sympathie* (2. Aufl.). Bonn: F. Cohen.
- Scheler, Max Ferdinand (1954). Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. In *Gesammelte Werke* (Bd. 2). Bern: Francke.
- von Schelting, Alexander (1934). *Max Webers Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Schenkein, Jim (Ed.). (1978). *Studies in the Organization of Conversational Interaction*. New York: Academic Press.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1979). *Linguistische Pragmatik* (2., rev. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer. [546]
- Schmidt, E. M., McIntosh, J. S., Durelli, L. & Bak, M. J. (1978). Fine control of operantly conditioned firing patterns of cortical neurons. *Experimental Neurology*, 61, 349-369.
- Schmoller, Gustav (1883). Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften. *Schmollers Jahrbuch*, 2, 975-994.
- Schrecker, Friedrich (1980). *Doing a chemical experiment: The practices of chemistry students in a student laboratory in quantitative analysis*. U.C.L.A.: Manuskript. [Zur Erscheinung vorgesehen in Garfinkel, i.V.b]
- Schuhmann, Karl (1977). *Husserl-Chronik: Denk- und Lebensweg Edmund Husserls*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1940). Editor's Preface, zu "Edmund Husserl: Notizen zur Raumkonstitution". *Philosophy and Phenomenological Research*, 1, 21-23.
- Schütz, Alfred (1950). Felix Kaufmann: 1895-1949. *Social Research*, 17, 1-7.
- Schütz, Alfred (1970). *On Phenomenology and Social Relations. Selected Writings* (ed. with an introduction by Helmut R. Wagner). Chicago/London: University of Chicago Press.
- Schütz, Alfred (1971A). *Gesammelte Aufsätze, Bd.1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *Collected Papers, Vol. 1: The Problem of Reality* (ed. and introduced by Maurice Natanson, with a preface by H. L. van Breda). The Hague: Martinus Nijhoff, 1962]
- Schütz, Alfred (1971Aa). Wissenschaftliche Interpretationen und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In Alfred Schütz (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze, Bd.1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 3-54). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *Common Sense and Scientific Interpretation of Human Action. Philosophy and Phenomenological Research*, 1953, 14, 1-37]
- Schütz, Alfred (1971Ab). Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften.

- In Alfred Schütz (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 55-76). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Concept and Theory Formation in the Social Sciences. *Journal of Philosophy*, 1954, 51, 257-274]
- Schütz, Alfred (1971Ac). Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 77-110). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Choosing Among Projects of Action. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1951, 12, 161-184]
- Schütz, Alfred (1971Ad). Einige Grundbegriffe der Phänomenologie. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 113-135). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Some Leading Concepts of Phenomenology. *Social Research*, 1945, 12, 77-97]
- Schütz, Alfred (1971Ae). Phänomenologie und die Sozialwissenschaften. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 136-161). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Phenomenology and the Social Sciences. In Marvin Farber (Ed.), *Philosophical Essays in Memory of Edmund Husserl* (S. 164-186). Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1940]
- Schütz, Alfred (1971Af). Husserls Bedeutung für die Sozialwissenschaften. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 162-173). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Husserl's Importance for the Social Sciences. In Edmund Husserl (1859-1959), (ed. by H. L. van Breda et al.) (Vol. 4, S. 86-98) of the series "Phenomenologica". The Hague: Martinus Nijhoff, 1959]. [547]
- Schütz, Alfred (1971Ag). Schelers Theorie der Intersubjektivität und die Generalthese vom Alter Ego. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 174-206). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Scheler's Theory of Intersubjectivity and the General Thesis of the Alter Ego. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1942, 2, 323-347]
- Schütz, Alfred (1971Ah). Sartres Theorie des Alter Ego. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 207-234). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Sartre's Theory of the Alter Ego. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1948, 9, 181-199]
- Schütz, Alfred (1971Aj). Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 237-298). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: On Multiple Realities. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1945, 5, 533-576]
- Schütz, Alfred (1971Ak). Sprache, Sprachpathologie und Bewusstseinsstrukturierung. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 299-230). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Language, Language Disturbances, and the Texture of Consciousness. *Social Research*,

1950, 17, 365-394]

- Schütz, Alfred (1971A1). Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (mit einer Einführung von Aron Gurwitsch und einem Vorwort von H. L. van Breda) (S. 331-411). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Symbol, Reality and Society (Kap. 7). In *Symbols and Society: 14th Symposium on Science, Philosophy, and Religion* (ed. by Lyman Bryson, Louis Finkelstein, Hudson Hoagland & R. M. MacIver). New York, 1955]
- Schütz, Alfred (1971B). *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie*. Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *Collected Papers, Vol. 11: Studies in Phenomenological Philosophy* (ed. by Ilse Schutz, with an introd. by Aron Gurwitsch). The Hague: Martinus Nijhoff, 1966]
- Schütz, Alfred (1971Ba). William James' Begriff des "Stream of Thought" phänomenologisch interpretiert. In Alfred Schütz (1971B), (S. 32-46). [Orig.: William James' Concept of the Stream of Thought Phenomenologically Interpreted. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1941, 1, 442-452]
- Schütz, Alfred (1971Bb). Edmund Husserls "Ideen" Bd. II. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 47-73). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Discussion: Edmund Bussen's Ideas Vol. II. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1953, 13, 394-413]
- Schütz, Alfred (1971Bc). Phänomenologie und die Grundlegung der Sozialwissenschaften (Edmund Husserls "Ideen" Bd. 3). In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 74-85). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Discussion: Die Phänomenologie und die Fundamente der Wissenschaften (Ideas Vol. III by Edmund Husserl). *Philosophy and Phenomenological Research*, 1953, 13, 506-514]
- Schütz, Alfred (1971Bd). Das Problem der transzendentalen Intersubjektivität bei Husserl. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 86-118). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. (Diskussionsbemerkung Eugen Finks und Beantwortung durch Schütz: S. 119-126). [Orig.: *Philosophische Rundschau*, 1957, 5, 81 ff.]
- Schütz, Alfred (1971Be). Typus und Eidos in Husserls Spätphilosophie. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 127-152). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Type and Eidos in Husserl's Late Philosophy. *Philosophy and Phenomenological Research*, 1959, 20, 147-165]
- Schütz, Alfred (1971Bf). Strukturen der Lebenswelt. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 153-170). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus.
- Schütz, Alfred (1971Bg). Max Schelers Philosophie. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 171-183). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Max Scheler: 1874-1928, French Translation in Maurice Merleau-Ponty (Hrsg.), *Les philosophes célèbres* (S. 330-335). Paris: Lucien Mazenod, 1956] [548]

- Schütz, Alfred (1971Bh). Max Schelers Erkenntnistheorie und Ethik. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 184-219). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Max Scheler's Epistemology and Ethics. *Review of Metaphysics*, 1957, 11, 304-314; *Review of Metaphysics*, 1958, 11, 486-501]
- Schütz, Alfred (1971Bi). Edmund Husserls "Cartesianische Meditationen". In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 220-222). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Rezension für die New School Research, New York]
- Schütz, Alfred (1971Bk). Edmund Husserls "Meditations Cartésiennes". In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie* (S. 222-230). Ilse Schütz (Hrsg.), (eingel. u. übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus. [Orig.: Rezension. *Deutsche Literaturzeitung*, 1932, Heft 51, Spalte 2404-2416]
- Schütz, Alfred (1971C). *Das Problem der Relevanz* (hrsgg. u. erläutert v. Richard M. Zaner, Einleitung v. Thomas Luckmann). Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *Reflections on the Problem of Relevance* (ed., annotated, and with an introduction by Richard M. Zaner). New Haven, Conn.: Yale University Press, 1970]
- Schütz, Alfred (1972). *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *Collected Papers, Vol. 11: Studies in Social Theory* (ed. and introduced by A. Brodersen). The Hague: Martinus Nijhoff. (Deutsche Ausgabe in Zusammensetzung leicht verändert)]
- Schütz, Alfred (1972a). Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 3-21) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Entspricht dem Schlussteil von Schütz, 1977b: 60-76, allerdings in anderer editorischer und übersetzerischer Form; verfasst 1940 (erschieden als: *The Social World and the Theory of Action. Social Research*, 1960, 27, 203-221)]
- Schütz, Alfred (1972b). Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 22-50) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *The Problem of Rationality in the Social World. Economica, New Series*, 1943, 10, 130-149]
- Schütz, Alfred (1972c). Der Fremde. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 53-69) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *The Stranger: An Essay in Social Psychology. American Journal of Sociology*, 1944, 49, 499-507]
- Schütz, Alfred (1972d). Der Heimkehrer. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 70-84) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *The Homecomer. American Journal of Sociology*, 1945, 50, 369-376]
- Schütz, Alfred (1972e). Der gut informierte Bürger. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 85-101) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: *The Well-Informed Citizen: An Essay on the*

- Social Distribution of Knowledge. *Social Research*, 1946, 13, 463-478]
- Schütz, Alfred (1972f). Don Quixote und das Problem der Realität. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 102-128) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Don Quijote y el problema de la realidad (übers. v. Prof. u. Senora Luis Recasens-Siches). *Dianoia. Anuario de Filosofía*, 1955, 1, 312-330]
- Schütz, Alfred (1972g). Gemeinsam Musizieren. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 129-150) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Making Music Together: A Study in Social Relationships. *Social Research*, 1951, 18, 76-97]
- Schütz, Alfred (1972h). Mozart und die Philosophen. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 151-173) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Mozart and the Philosophers. *Social Research*, 1956, 23, 219-242] [549]
- Schütz, Alfred (1972j). Santayana über Gesellschaft und Regierung. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S.174-202) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Santayana on Society and Government. *Social Research*, 1952, 19, 220-246]
- Schütz, Alfred (1972k). Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 203-256) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Equality and the Meaning Structure of the Social World. In Lyman Bryson, Clarence H. Faust & Louis Finkelstein (Eds.), *Aspects of Human Equality, Conference on Science, Philosophy and Religion in Their Relation To the Democratic Way of Life*. New York, 1956]
- Schütz, Alfred (1972L). Einige Äquivokationen im Begriff der Verantwortlichkeit. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 257-258) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Some Equivocations of the Notion of Responsibility. In Sydney Hook (Ed.), *Determinism and Freedom* (S. 206-208). New York: New York University Press, 1958]
- Schütz, Alfred (1972m). Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. *Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie* (S. 259-278) (hrsgg. v. Arvid Brodersen; übers. v. Alexander von Baeyer). Den Haag: Martinus Nijhoff. [Orig.: Tiresias, or Our Knowledge of Future Events. *Social Research*, 1959, 26, 71-89]
- Schütz, Alfred (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Wien: Springer, 1932] [The Phenomenology of the Social World (ins Amerikanische übersetzt von George Walsh & Frederick Lehnert). Evanston, Ill.: Northwestern Univ. Press, 1967]
- Schütz, Alfred (1977a). Husserl and His Influence on Me (ed. by Lester Embree transcribed from a tape left by Schutz). *The Annals of Phenomenological Sociology*, 2, 41-44. [Eine leicht gekürzte deutsche Version findet sich bei von Baeyer, 1971, 9-12]

- Schütz, Alfred (1977b). Parsons' Theorie sozialen Handelns. In Schütz/Parsons (1977), *Zur Theorie sozialen Handelns* (S. 25-76). [1940]
- Schütz, Alfred (1981). *Theorie der Lebensformen* (hrsgg. u. eingeleitet v. Ilja Srubar). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (1975). *Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1.* Neu-wied u. Darmstadt: Luchterhand.
- Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (1984). *Strukturen der Lebenswelt. Bd. 2.* Frank-furt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred & Parsons, Talcott (1977). *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel* (hrsgg. u. eingeleitet v. Walter M. Sprondel). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, Fritz (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*, 1976, 159-260.
- Schütze, Fritz (1977). *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - darge-stellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen*. Universität Biele-feld: Manuskript.
- Schwanenberg, Enno (1970). *Soziales Handeln - Die Theorie und ihr Problem*. Bern: Hu-ber.
- Schwarzer, Alice (1981). *Der "kleine" Unterschied und seine grossen Folgen. Frauen über sich - Beginn einer Befreiung* (3. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer. [550]
- Schweizer, Hans Rudolf & Wildermuth, Armin (1981). *Die Entdeckung der Phänomene. Dokumente einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis*. Basel u. Stuttgart: Schwabe.
- Scott, J. F. (1971). *Internalization of Norms: A Sociological Theory of Moral Commitment*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Seyfarth, Constans (1979). Alltag und Charisma bei Max Weber. Eine Studie zur Grundlegung der "Verstehenden Soziologie". In Sprondel/Grathoff (1979), (S. 155-177).
- Simmel, Georg (1968). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot. [1908]
- Simonis, Yvan (1980). *Claude Lévi-Strauss ou la "passion de l'inceste"*. Paris: Flammarion. [1968]
- Skinner, Burrhus Frederic (1953). *Science and Human Behavior*. New York: Macmillan.
- Skinner, Burrhus Frederic (1957). *Verbal Behavior*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Skinner, Burrhus Frederic (1969). *Contingencies of reinforcement: A theoretical analysis*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Skinner, Burrhus Frederic (1971). *Beyond Freedom and Dignity*. New York: Knopf.
- Skinner, Burrhus Frederic (1974). *About Behaviorism*. New York: Knopf.
- Smith, Adam (1937). *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (ed. with an introduction, notes, marginal summary and an enlarged index by Ed-win Cannan). New York: Modern Library.
- Smith, Dorothy (1974). Theorizing as Ideology. In Roy Turner (1974), (S. 41-44).
- Smith, Dorothy (1975). What it might mean to do a Canadian Sociology: The Eve-ryday World as Problematic. *Canadian Journal of Sociology*, 1, 363-376.
- Söffner, Hans-Georg (Hrsg.). (1979). *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwis-*

- senschaften*. Stuttgart: Metzler.
- Sokolowski, Robert (1974). *The Formation of Husserl's Concept of Constitution*. Boston: Kluwer. [The Hague: Martinus Nijhoff, 1970]
- Solomon, Robert C. (1982, Mar.). Has not an animal organs, dimensions, senses, affections, passions? *Psychology Today*, 16, S. 36-45.
- Sperry, Roger W., Gazzaniga, Michael S. & Bogen, Joseph E. (1969). Interhemispheric Relationships: the Neocortical Commissures; Syndromes of Hemisphere Disconnection. In P. J. Vinken & G. W. Bruyn (Eds.), *Handbook of Clinical Neurology* (S. 273-289). Amsterdam: North-Holland Publication Co.
- Spiegelberg, Herbert (1967). Phenomenology. *Encyclopaedia Britannica* (Vol. 17, S. 810-812). [551]
- Spiegelberg, Herbert (1982). *The Phenomenological Movement: A Historical Introduction* (third revised and enlarged edition, with the collaboration of Karl Schuhmann). The Hague: Martinus Nijhoff.
- Spiegelberg, Herbert (1983). *The Context of the Phenomenological Movement*. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Sprondel, Walter M. (1977). Einleitung. In Schütz/Parsons (1977), (S. 10-18).
- Sprondel, Walter M. (1979). "Experte" und "Laie": Zur Entwicklung von Typenbegriffen in der Wissenssoziologie. In Walter M. Sprondel & Richard Grathoff (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften* (S. 140-154). Stuttgart: Enke.
- Sprondel, Walter M. & Grathoff Richard (Hrsg.). (1979). *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Enke.
- Spurling, Laurie (1977). *Phenomenology and the Social World. The Philosophy of Merleau-Ponty and its Relation to the Social Sciences*. London: Routledge.
- Srubar, Ilja (1979). Die Theorie der Typenbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und Grenzen. In Walter M. Sprondel & Richard Grathoff (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften* (S. 43-64). Stuttgart: Enke.
- Srubar, Ilja (1981). Einleitung: Schütz' Bergson-Rezeption. In Schütz (1981), (S. 9-76).
- Staats, Arthur W. (1975). *Social Behaviorism*. Homewood, III.: Dorsey Press.
- Stegmüller, Wolfgang (1975). *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie* (Bd. 1, 5) (erweiterte Aufl.). Stuttgart: Alfred Kröner.
- Stegmüller, Wolfgang (1976). Bd. 2, dto.
- Stein, Edith (1922). Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, 5, 1-285.
- Stein, Edith (1925). Untersuchung über den Staat. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, 7, 1-125.
- Stentzler, Friedrich (1979). *Versuch über den Tausch. Zur Kritik des Strukturalismus*. Berlin: Medusa.
- Straus, Erwin W. (Ed.). (1964). *Phenomenology: Pure and Applied*. Pittsburgh Penna.: Duquesne University Press.
- Strauss, Anselm (1969). *Mirrors and Masks: The Search for Identity*. San Francisco: The Sociology Press.

- Strehle, Andreas (1978). *Stufen zur sozialwissenschaftlichen Integration. Darstellung und Kritik bestehender und neuer Konzepte zur Integration der Sozialwissenschaften. Eine Vergleichsstudie.* (Dissertation, St. Gallen: HSG, 1978).
- Ströker, Elisabeth (1978). Husserls Evidenzprinzip. Sinn und Grenzen einer methodischen Norm der Phänomenologie als Wissenschaft. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 32, 3-30. [552]
- Sudnow, David (Ed.). (1972). *Studies in Social Interaction.* New York: Free Press.
- Sudnow, David (1978). *Ways of the Hand. The Organization of Improvised Conduct.* Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Sudnow, David (1980). *Between Two Keyboards.* New York: Knopf.
- Tarski, Alfred (1956). *Logic, Semantics, Metamathematics.* (Papers from 1923 to 1938, transl. by J. H. Woodger). Oxford: Clarendon Press.
- Tenbruck, Friedrich H. (1959). Die Genesis der Methodologie Max Webers. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 11, 573-630.
- Thomas, William Isaac (1951). *Social Behavior and Personality* (hrsgg. v. E. H. Volkart). New York: Social Science Research Council.
- Thomas, William Isaac (1966). *On Social Organization and Social Personality* (ed. by Morris Janowitz). Chicago/London: University of Chicago Press.
- Thomason, Burke C. (1982). *Making Sense of Reification. Alfred Schutz and Constructionist Theory.* London.
- Tiryakian, Edward (1965). Existential Phenomenology and Sociology. *American Sociological Review*, 30, 674-688.
- Tiryakian, Edward (1979/80). Post-Parsonian Sociology. *Humboldt Journal of Social Relations*, 7, 17-32.
- Toennis, Ferdinand (1926). *Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie* (6. Aufl.). Berlin: Curtius.
- Trubeckoj, Nikolaj S. (1977). *Grundzüge der Phonologie* (6. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. [1958]
- Tuiavii (1980). *Der Palagi (Die Reden des Südsee-Häuptlings Tuiavii aus Tiavea).* Zürich: Tanner & Stachelin.
- Turner, Ralph H. (1962). Role-Taking: Process versus Conformity. In A. M. Rose (Ed.), *Human Behavior and Social Process.* London: Routledge & Kegan Paul.
- Turner, Roy (1974). *Ethnomethodology. Selected Readings.* London: Penguin.
- Vaihinger, Hans (1913). *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus.* Berlin: Reuther & Reichard.
- Valone, James Joseph (1975). *The Phenomenology of Alfred Schutz: Toward a Philosophy of the Social Sciences.* (Doctoral dissertation, Boston College, 1975).
- Valone, James Joseph (1976). A Critical Theory of Knowledge and the Phenomenology of Alfred Schutz. *Cultural Hermeneutics*, 3, 199-215. [553]
- Voegelin, Eric (1966). *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik.* München: Piper. [Englische, veränderte Fassung: Anamnesis (transl. and ed. by Gerhart Niemeyer). Notre Dame/London: University of Notre Dame Press, 1978]
- Voegelin, Eric (1966a). In Memoriam Alfred Schütz. In Eric Voegelin (Hrsg.), *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik* (S. 17-20). München: Piper.

- Voegelin, Eric (1966b). Brief an Alfred Schütz über Edmund Husserl. In Eric Voegelin (Hrsg.), *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik* (S. 21-36). München: Piper.
- Voegelin, Eric (1966c). Zur Theorie des Bewusstseins. In Eric Voegelin (Hrsg.), *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik* (S. 37-60). München: Piper.
- Voegelin, Eric (1966d). Anamnesis. In Eric Voegelin (Hrsg.), *Anamnesis. Zur Theorie der Geschichte und Politik* (S. 61-76). München: Piper.
- Wagner, Friedrich (1968). Die Einheit der Wissenschaft als Grundlage unserer Zeit - Das Weltproblem der "Zwei Kulturen". *Universitas*, 1968, 23, 8.
- Wagner, Helmut R. (1969). Phenomenology and Contemporary Sociological Theory - The Contribution of Alfred Schutz. *Sociological Focus*, 2, 73-86.
- Wagner, Helmut R. (1970). Introduction. In Schütz (1970), (S. 1-50).
- Wagner, Helmut R. (1976). The Influence of German Phenomenology on American Sociology. *The Annals of Phenomenological Sociology*, 1, 1-29.
- Wagner, Helmut R. (1977). The Bergsonian Period of Alfred Schütz. *Philosophy and Phenomenological Research*, 38, 187-199.
- Waldenfels, Bernhard (1979). Verstehen und Verständigung. Zur Sozialphilosophie von Alfred Schütz. In Sprondel & Grathoff (1979), (S. 1-12).
- Waldenfels, Bernhard (1980). *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard, Broekman, Jan M. & Pazanin, Ante (1969). *Phänomenologie und Marxismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard, Broekman, Jan M. & Pazanin, Ante (1977a). *Bd. 1: Konzepte und Methoden*.
- Waldenfels, Bernhard, Broekman, Jan M. & Pazanin, Ante (1977b). *Bd. 2: Praktische Philosophie*.
- Waldenfels, Bernhard, Broekman, Jan M. & Pazanin, Ante (1978). *Bd. 3: Sozialphilosophie*.
- Waldenfels, Bernhard, Broekman, Jan M. & Pazanin, Ante (1979). *Bd. 4: Erkenntnis und Wissenschaftstheorie*.
- Walter-Busch, Emil (1975). Probleme der Wissenschaftstheorie in der Methodenlehre empirischer Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 4, 46-69.
- Walter-Busch, Emil (1977a). *Arbeitszufriedenheit in der Wohlstandsgesellschaft*. Bern/Stuttgart: Paul Haupt.
- Walter-Busch, Emil (1977b). *Labyrinth der Humanwissenschaften*. Bern/Stuttgart: Paul Haupt.
- Walther, A. (1926). Max Weber als Soziologe. *Jahrbuch für Soziologie*, 2, 1-65.
- Walther, Gerda (1923). Zur Ontologie der sozialen Gemeinschaften. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, 6, 1-159.
- Wann, T. W. (1964). *Behaviorism and Phenomenology; Contrasting Bases for Modern Psychology*. Chicago: Chicago University Press. [554]
- Watson, John Broadus (1913). Psychology as the Behaviorist Views It. *Psychological Review*, 20, 158-177.
- Watson, John Broadus (1967). *Behaviorism* (rev. ed.). Chicago: University of Chicago Press.

- Watzlawick, Paul (1963). A Review of the Double Bind Theory. *Family Process*, 2, 132 ff..
- Watzlawick, Paul, Beavin, Janet H. & Jackson, Don D. (1967). *Pragmatics of Communication. A Study of Interactional Patterns, Pathologies, and Paradoxes*. New York: Norton.
- Wax, M. L. (1967). On Misunderstanding Verstehen: A Reply to Abel. *Sociology and Social Research*, 51, 323-333.
- Weber, Marianne (1926). *Max Weber. Ein Lebensbild*. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922). *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922a). Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 1-145). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922b). Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 143-214). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922c). Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 215-290). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922d). Die Grenznutzenlehre und das "psychophysische Grundgesetz". In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 360-375). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922e). Über einige Kategorien der Verstehenden Soziologie. In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 403-450). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922f). Der Sinn der "Wertfreiheit" der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In Max Weber (Hrsg.), *Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie* (S. 451-502). Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1922/23). *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1924). *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1958). *Gesammelte politische Schriften* (2., erweiterte Auflage, mit einem Geleitwort von Theodor Heuss, neu hrsgg. v. Johannes Winckelmann). Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1969). *Die protestantische Ethik (und der Geist des Kapitalismus)* (2 Bde, hrsgg. v. Johannes Winckelmann). München/Hamburg: Siebenstern. [Tübingen: Mohr (Paul Siebeck), 1920].
- Weber, Max (1972). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie* (5.Aufl.). Tübingen: Mohr. [1922]
- Weigert, Andrew J. (1975). Alfred Schutz on a Theory of Motivation. *Pacific Sociological Review*, 18, 83-102.
- Weingarten, Elmar, Sack, Fritz & Schenkein, Jim (1976). *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [555]
- West, Candace (1977). *Communicating Gender: A Study of Dominance and Control in Con-*

- versation. (Doctoral dissertation, University of California, Santa Barbara, 1977).
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1977). Women's Place in Everyday Talk: Reflections on Parent-Child interaction. *Social Problems*, 24, 521-529.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1978). *Strangers When They Meet: A Study of Same-Sex and Cross-Sex Conversation Between Unacquainted Persons*. Manuskript.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1979). Conversation Analysis. U.C.S.B.: Manuskript. [Zur Erscheinung vorgesehen in P. Ekman & K. Scherer (Eds.), *Methods of Research in Nonverbal Communication*].
- White, Hayden V. (1967). Wilhelm Windelband (1848-1915). *The Encyclopedia of Philosophy* (Vol.7/8, S. 320-322). London/New York: Collier-Macmillan.
- Whitehead, Alfred N. (1925). *Science and the Modern World*. New York: Macmillan.
- Whorf, Benjamin Lee (1963). *Sprache - Denken - Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [Orig.: *Language, Thought, and Reality* (ed. by J. B. Carroll). M.I.T.]
- Widmer, Jean (1981). *How Many Models of Turn-Taking are Possible?* (U.C.S.B.: unveröffentlichtes Manuskript).
- Wieder, D. Lawrence (1970). On Meaning By Rule. In Douglas (1970), (S. 107-135).
- Wieder, D. Lawrence (1974). *Language and Social Reality. A Case of Telling the Convict Code*. The Hague/Paris: Mouton.
- Wieder, D. Lawrence (1979a). *Essential Anthropomorphism and the Problem of Interspecies Intersubjectivity* (Paper presented at the annual meeting of the International Society of Ethnomethodology and Conversation Analysis). Boston (August).
- Wieder, D. Lawrence (1979b). *The Controversy Over Animals as Living Subjects*. Paper presented at the annual meeting of the American Sociological Association. Boston (August).
- Wieder, D. Lawrence (1979c). *The Problem of Animals as "Analogues of Ourselves"* (Paper presented at the annual meeting of the Society for Phenomenology and Existential Philosophy). Purdue University (November).
- Wieder, D. Lawrence (1980). Behavioristic Operationalism and the Life-World: Chimpanzees and Chimpanzee Researchers in Face-to-Face Interaction. *Sociological Inquiry*, 50, 75-103.
- von Wiese, Leopold (1931). Beziehungssoziologie. In Alfred Vierkandt (Hrsg.), *Handwörterbuch der Soziologie* (S. 66-81). Stuttgart: Enke.
- von Wiese, Leopold (1933). *System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre)*. München: Dunker & Humblot. [556]
- Wild, John (1964). Husserl's Life-World and the Lived Body. In Erwin W. Straus (Ed.), *Phenomenology: Pure and Applied* (S. 10-42). Pittsburgh, Penna.: Duquesne University Press.
- Wildermuth, Armin (1981a). Alltagsorientierung durch Bilder. *Studia Philosophica* 40 (*Alltag und Philosophie*), (S. 117-162). Bern/Stuttgart: Paul Haupt.
- Wildermuth, Armin (1981b). Die neue ästhetische Autonomie. Reflexionen zu Mimmo Paladino. In Mimmo Paladino, *Zeichnungen 1976-1981* (S. 21-32) (hrsgg. v. Kunstmuseum Basel).
- Wildermuth, Armin (1983). *Wiederkehr der Bilder*. St.Gallen: Buchmann.

- Wilson, Thomas P. (1970). Normative and Interpretive Paradigms in Sociology. In Jack D. Douglas (1970), (S. 57-79).
- Wilson, Thomas P. (1973). Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Bd. 1 (1973), (S. 54-79). [Überarbeitete Fassung von Wilson, 1970]
- Wilson, Thomas P. (1982). Qualitative "oder" Quantitative Methoden in der Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 487-508.
- Wilson, Thomas P. & Zimmerman, Don H. (1979/80). Ethnomethodology, Sociology and Theory. *Humboldt Journal of Social Relations*, 7, 52-88.
- Winch, Peter (1974). *Die Idee der Sozialwissenschaften und ihr Verhältnis zur Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Orig.: *The Idea of a Social Science*. London: Routledge & Kegan Paul, 1958]
- Winckelmann, Johannes (1972). Vorwort. In Max Weber (1972), *Wirtschaft und Gesellschaft* (5.Aufl.). XI- XXIV.
- Windelband, Wilhelm (1894). *Geschichte und Naturwissenschaft*. Strassburg: Heitz.
- Wittgenstein, Ludwig (1977). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1978). *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung* (13. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wolff, Kurt H. (1950). *The Sociology of Georg Simmel* (transl., ed. and with an introduction by Kurt H. Wolff). Glencoe, Ill.: Free Press.
- Wolff, Kurt H. (1978). Phenomenology and Sociology. In Tom Bottomore & Robert Nisbet (Eds.), *A History of Sociological Analysis* (S. 499-556). New York: Basic Books.
- Wolff, Stephan (1976). *Der rhetorische Charakter sozialer Ordnung. Selbstverständlichkeit als soziales Problem*. Berlin: Duncker & Humblot.
- von Wright, Georg Henrik (1974). *Erklären und Verstehen*. Frankfurt am Main: Athenäum Fischer. [Orig.: *Explanation and Understanding*. Ithaca, New York: Cornell University Press]. [557]
- Wuchterl, Kurt & Hübner Adolf (1979). *Ludwig Wittgenstein*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Zäch, Roger (1977). Tendenzen der juristischen Auslegungslehre. *Zeitschrift für Schweizerisches Recht, Neue Folge* (Bd. 96, 1. Halbband, S. 313-343).
- Zaner, Richard M. (1961). Theory of Intersubjectivity: Alfred Schutz. *Social Research*, 28, 71-93.
- Zimmerman, Don H. (1966). *Paper Work and People Work: a Study of a Public Assistance Agency*. (Doctoral dissertation, University of California, Los Angeles, 1966).
- Zimmerman, Don H. (1969a). Record-Keeping and the Intake Process in a Public Welfare Agency. In Stanton Wheeler (Ed.), *On Record. Files and Dossiers in American Life* (S. 319-354). New York: Russell Sage Foundation.
- Zimmerman, Don H. (1969b). Tasks and Troubles: The Practical Bases of Work Activities in a Public Assistance Organization. In Donald A. Hansen (Ed.), *Explorations in Sociology and Counseling* (S. 237-266). Boston: Houghton Mifflin.
- Zimmerman, Don H. (1970). The Practicalities of Rule Use. In Douglas (1970), (S.221-238).

- Zimmerman, Don H. (1974). Preface. In Lawrence D. Wieder, *Language and Social Reality. A Case of Telling the Convict Code* (S. 9-26). The Hague/Paris: Mouton.
- Zimmerman, Don H. (1976A). Reply to Professor Coser. *The American Sociologist*, 11, 4-13.
- Zimmerman, Don H. (1978a). Ethnomethodology. *The American Sociologist*, 13, 6-15.
- Zimmerman, Don H. (1978b). Normen im Alltag. In Hammerich & Klein (1978), (S. 86-99).
- Zimmerman Don H. & Pollner, Melvin (1970). The Everyday World as a Phenomenon. In Jack D. Douglas (1970), (S. 80-103). [Dt.: Die Alltagswelt als Phänomen. In Weingarten et al. (1976), (S. 64-104)]
- Zimmerman, Don H. & West, Candace (1975). Sex Roles, Interruptions, and Silences in Conversation. In B. Thorne & N. Henley (Eds.), *Language and Sex: Difference and Dominance* (S. 105-129). Rowley, Mass.: Newbury House.
- Zimmerman, Don H. & West, Candace (Eds.). (1980). Language and Social Interaction. *Sociological Inquiry: Special Issue*, 50, 3/4.
- Zimmerman, Don H. & Wieder, Lawrence D. (1970). Ethnomethodology and the Problem of Order: Comment on Denzin. In Jack D. Douglas (1970), (S. 285-295).